





Gesammelte

Erzählungen

von

Joseph Joachim.

Erster Band.

Inhalt:

Der Gunzger Hans — Der letzte Zug — Komödie auf dem Lande — Kleine Ursachen — In der Höll'.

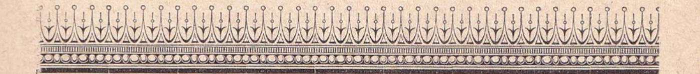


Zürich und Leipzig.
Verlag von Th. Schröter.
1898.



J. Joachim

Druck von Schmid & Surber, Zürich.



Der Gunzger Hans.

Kannten Sie den Gunzger Hans? O kaum! Denn erstens war Hans weder ein berühmter noch ein berüchtigter Mann; vielmehr lebten er und seine Anny in engbegrenztem Kreise ein wahres Stillleben. Und zweitens liegen beide schon seit Jahrzehnten in kühler Erde, draußen auf dem lindenbeschatteten Kirchhofe, in demselben Grabe; und das eiserne Kreuzlein auf ihrem gemeinsamen Leichensteine steht bereits ordentlich schief, die Inschrift des Täfelchens ist von Wind und Wetter vollständig unleserlich geworden, und keines teuern Anverwandten Hand wehrt dem Unkraut, welches den niedrigen Grabhügel überwuchert. Auch gedenkt wohl niemand mehr ihrer, als etwa diese oder jene ältliche Hausfrau, wenn sie ihre Tochter belehrt: Dieser große weiße Linnenkorb oder jenes zierliche Marktkörbchen stammt noch vom Gunzger Hans — Gott habe ihn selig! So trefflich wie er schafft heutzutag kein Körber mehr, sind allesamt Pfuscher geworden! und mehr im Selbstgespräche beifügt: Es waren so grundbrave Leut', er und seine Anny, thaten niemand' was zu leid, nnd mußten gleichwohl auf solch' traurige Weis' diese Welt verlassen!

Ja, eine grundehrliche Haut war dieser unser Hans zu nennen, und bei näherer Bekanntschaft mußte man ihn auch seiner andern Tugenden und besondern Eigenschaften willen unwillkürlich achten und lieben lernen. Ach, wie oft saß ich als junger Knabe zu des breitschultrigen Mannes Füßen, und schaute neugierig und bewundernd den breiten schwieligen Händen zu, wie sie so geschickt und fleißig Körbe flochten oder Wannen und Rytern flickten, und lauschte voller Lust seinen Erzählungen oder denjenigen des alten Nazi. Erzählen that jedoch der Hans nur, wann ich mich dazu bequemte, Weidenruten zu reinigen oder zu schälen; oder wann seine Anny nicht anwesend war, denn in der Regel führte diese das Wort, und der Mann hatte gelernt, zur rechten Zeit zu schweigen. Dadurch sicherte er sich denn auch während der ganzen Dauer seines ehelichen Lebens den vollkommensten Hausfrieden. Nur einmal, meines Wissens, bäumte sich seine Gattenwürde gegen die Autorität seiner zartern Hälfte auf; das geschah damals, als sie ihm, des eingetretenen Tabakaufschlages wegen, das Rauchen ein bißchen einschränken wollte, obgleich es den beiden Leutchen zu jener Zeit doch nicht an hinreichendem Auskommen mangelte. Da richtete sich aber Hans in seiner ganzen mächtigen Größe von der Werkbank auf und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme: Man schlage mich tot, ich frag' nichts darnach, hab' ich doch auf dieser Welt wenig oder nichts zu verlieren! Doch mein Pfeifchen Tabak und dann und wann ein Gläschen laß' ich mir halt nicht nehmen, daß es nur weißt! — Und seine Frau war klug und gutmütig genug, ihr der

übergroßen Häuslichkeit entsprungenes Ansinnen alsogleich zurückzuziehen. . . Eigentlich aber hätte ich dieses kleinen ehelichen Zwischenfalles, der chronologischen Ordnung wegen, an einer andern Stelle erwähnen sollen. —

Es war grimme Winterszeit, und selbst die Fenster unserer Schulstube vermochten trotz des geheizten Kachelofens nicht mehr völlig aufzutauen. Umsomehr staunte ich, den Nachbar Gunzger Hans oft stundenlang im offenen Schuppen und mit nackten Händen Weidenruten sortieren zu sehen; mich wunderte, wie er solches bei der großen Kälte nur aushalten konnte.

Er aber bemerkte mir, darüber befragt: Handschuh' hab' ich zeitlebens noch keine getragen, mein Junge! Bin eben gegen Frost und Kälte sehr frühzeitig gestählt worden. Soll ich dir's erzählen, wie das zugegangen ist? Nun, so paß mir hübsch auf, Kleiner, daß es nicht vergessen thust!

„Ich war leider — ich brauch kein Hehl daraus zu machen, da ja die ältern Dorfleut' all' drum wissen — ein unehlich Kind. Habe auch meine Mutter nie recht gekannt, da sie frühzeitig an Siechtum dahingestorben ist, dort drunten in Gunzgen, wo ich eigentlich mein Bürgerrecht besitz'; der Tod war für meine Mutter eine Wohlthat zu nennen, da ja doch nur große Armut und die Verachtung der frommen, tugendhaften Mitmenschen ihr Los gewesen wäre.

Wie es so Sitte ist bei der ärmern Klasse, sorgte meine Großmutter dafür, daß ich möglichst reiche Gevattersleute erhalten sollte — ich brauche sie dir wohl nicht zu nennen, weil auch sie längst im Grabe ruhen.

. . . Und der Boden war selbigen Dezembertages ellenhoch mit frisch gefallenem Schnee bedeckt; weshalb mein Pate Großbauer den Schlitten hervorzog und einen Gaul davor spannte, um die hübsche „Gotte“ [1]), die Hebamme und mich kleinen Schreihals nach dem Pfarrdorfe Kappel zu fahren. Und nachdem der Geistliche mich jungen Heiden in einen christlichen Hans umgewandelt hatte, zog die kleine Gesellschaft, wie es bei Tauffesten so Gebrauch ist, in das nahe Wirtshaus hinüber, um sich allda zu erwärmen. Und der Götti ließ Weiß- und Rotwein, Braten und Backwerk auftragen, denn die Gotte war eine gar lustige und wirklich hübsche. Und sie thaten sich sehr gütlich bis in den frühen tiefen Abend hinein, alsdann doch endlich aufgebrochen wurde. Die beiden Patenleute befanden sich auf dem vordern Schlittensitze, die Hebamme mit mir, dem schlafenden Würmchen, auf dem hintern. Man fror längst nicht mehr, weshalb, und um mit der hübschen Gotte an seiner Seite gemütlicher plauschen zu können, der Götti nur langsam dahin fuhr, dem nahen Heimatsdörfchen zu. Vor Großmutters Häuschen angekommen, wurde ausgestiegen; bloß die Hebamme that es nicht, hatte den Kopf gesenkt, war fest eingeschlafen. Das Flaumdeckchen, in welches der Täufling eingehüllt worden, hielt sie freilich fest in den Armen, das Kind selbst aber fehlte darin, war herausgeschlüpft, verloren. — Hat man je so was gehört? Den Täufling verloren bei stockfinsterer Nacht und der herrschenden heftigen Kälte! Großmutter fing an zu jammern und

---

[1]) Taufpatin.

schreien, so daß die Nachbaren neugierig herbei eilten, mein armes Mütterchen fiel vor Schrecken in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, wollte sie trotz ihrer großen Schwäche davon eilen zur Rettung ihres Kindes, mußte mit Gewalt davon abgehalten werden — es soll zum Erbarmen gewesen sein! Die Hebamme hatte sich halt einen Tips angeschnallt, wußte weder Auskunft zu geben, noch zu helfen. Drum machten sich meine Großmutter samt der Gotte und des Lunzis Hans mit der Laterne auf die Suche, den Weg zurück nach Kappel, der Schnee reichte ihnen bis zum Strumpfband hinauf, sie leuchteten und spähten aufmerksam nach links und rechts, andere Leute, die von dem seltsamen Vorfalle Kenntnis erhalten, eilten ihnen nach, um bei dem Rettungswerke ebenfalls redlich mitzuwirken. Endlich, als die Gesellschaft bis in die Nähe des Pfarrdorfes gelangt war, glaubten einige ein schwaches Wimmern und Schreien zu vernehmen, und richtig, dort am Straßenbord, tief im Schnee, lag der kleine Hänschen, bloß mit einem kurzen Jäckchen bekleidet und dem Tauftüchlein auf dem Näschen; und er befand sich noch am Leben, das bewies ja das schreien. . . Und nachher sagten die Leute: Da sieht man! Ein Kind reicher Eltern hätte an seiner Stell' unfehlbar erfrieren müssen, solch' arme uneheliche Geschöpflein aber kommen allzeit davon!

„Jenem Spasse", meinte Hans, „hab' ich's wohl zu danken, daß die Kälte mir seitdem nichts anzuhaben vermocht." —

Nach und nach erzählte er mir seine fernere Jugendgeschichte.

Als seine Mutter wenige Wochen nach ihrer Niederkunft starb, blieb Hänschen noch eine Weile in der Pflege seiner Großmutter, welche selbst so arm war wie eine Kirchenmaus.

Und nachdem auch jene mit Tod abgegangen, kamen Gemeindeammann und Seckelmeister, und schrieben alles auf im Stübchen und in der Küche, nur das Waisenbüblein nicht, weil nicht zu verwerten. Vielmehr sprach der Seckelmeister: Wär' der Kleine doch auch mitgestorben, der wird der Armenkasse neue Unkosten verursachen!

Meine reiche und wohlthätige Gotte aber, erzählte Hans weiter, wollte es nicht zugeben, daß ich verdungen, bei fremden unbarmherzigen Leuten herumgeschupft werden sollte. Sie nahm mich, das ungefähr vier Jahr alte Waisenbüblein, in ihr eigen Haus auf, wusch und kämmte mich eigenhändig, suchte unter den von ihren eigenen Kindern abgelegten Kleidchen einen passenden währhaften Anzug für mich aus, behandelte mich gleich einer Mutter. — Möge der liebe Gott es ihr im Himmel lohnen! Sie lehrte mich beten und allerhand leichte Dienstleistungen verrichten, gebrauchte mich zu kleinen Botengängen zu Krämer, Salzmann u. s. w. Und sie behandelte mich, als wär' ich ihr eigen Kind, und wollte ihr Mann deswegen manchmal ein schief Maul schneiden, fertigte sie ihn mit den Worten ab: Was wir an diesem armen Kleinen thun — es ist ja Gotteslohn dabei, Lunzi[1]) und hoffentlich auch Gottes Segen. Drum hör' auf zu brummen!

---

[1]) Leonz.

Und als die Gute eines Morgens nicht mehr erwachte, weil sie von dem Tode urplötzlich abberufen worden, welch' ein Wehklagen im Hause, welche tiefe Trauer bei sämtlichen nahen Anverwandten. Weil die andern weinten, weinte ich ebenfalls laut mit, obgleich ich noch außer stande war, den Verlust, der mich selbst betroffen, mich am allerhärtesten, zu würdigen und zu begreifen.

Wenige Tage nach der Begräbnis aber fingen die verheirateten Kinder der Verstorbenen schon an zu zanken und zu streiten wegen des Erbes, da trotz des bedeutenden Reichtums ein jedes verkürzt zu werden vermeinte.

II.

Darauf wurde Hänschen doch verdingt, ward einer in Mahren wohnenden entfernten, mittellosen Verwandten gegen ein minimes Spendgeld zur Pflege übergeben.

Dort mußte ich, erzählte der Mann, tagtäglich die Ziegen hüten oder in den steilen Bergwald hinauf Leseholz und Tannzapfen sammeln gehen bei Regen wie bei Sonnenschein, barfuß in zerrissenen Höschen. Und Schläge kriegte ich mehr denn Brot und kein gutes Wort, jahraus- und ein. Die Base pflegte für reiche Leute fromme Wallfahrten zu verrichten nach Maria Einsiedeln, Werthenstein und andern Ablaßorten. Da war ich denn oft wochenlang alleine mit dem alten kränkelnden übellaunigen Manne, der fortwährend zu Bette lag oder auf

der Ofenbank herumrutschte; und Hunger mußte ich leiden gleich einem jungen Hunde. Die Schule konnte ich höchst selten besuchen, zur Sommerszeit nicht wegen der mir obliegenden Arbeiten, im Winter nicht, weil mir die Schuhe mangelten. Während der Nacht hörte ich allezeit den gliedsüchtigen alten Mann jammern und stöhnen, so daß ich mich oft arg fürchtete und gern die Decke über die Ohren gezogen hätte, wäre ich im Besitz einer solchen gewesen.

Zu selbiger Zeit kam die Kunde: Die Franzosen sind ins Land einmarschiert. Zu uns herauf kam keiner. Was hätten die fremden Soldaten in der entlegenen armütigen Berghütte suchen wollen? Freilich drang das Trommeln und Lärmen bis zu uns herauf, und einmal bekam ich zwei der als furchtbar verschrieenen Krieger sogar mit eigenen Augen zu sehen, drunten bei des Hechlers, wo sie mit den Mädchen laut welschten und munter schäkerten.

Zu Ostern starb unser Alte. — Klaus war sein Name gewesen. Und nach kaum Dreivierteljahren hatte meine Pflegemutter schon wieder einen Mann erobert, der bei uns sofort seinen Einzug hielt, seines Zeichens Pechbrenner, von Kienberg gebürtig. Das war kein Freiner. Er schlug mich wegen geringster Veranlaßung oder auch ganz ohne eine solche auf unvernünftige Weise; und — was mich einigermaßen tröstete — ließ seine liebe Frau die nämliche zärtliche Behandlungsweise erfahren; die wohlverdiente Strafe dafür, daß sie ihren ersten seligen Mann so sehr geplagt und verachtet hatte.

Meine hauptsächliche Beschäftigung bestand nunmehr darin, Kienholz aus den föhrenen Wurzelstöcken herauszuhauen und nach Hause zu bringen, beinahe Tag und Nacht und dabei Lasten zu tragen schier über mein Vermögen, oft stundenweit, mit hungrigem Bauche und wunden Füßen, bergauf und ab, durch Gestrüpp und Dornen, welche mir Gesicht und Hände zerrissen. Das war eine böse, harte Zeit für mich, kaum auszuhalten.

Dabei mußte ich die Wahrnehmung machen, daß der neue Ehemann meiner Base neben dem Pechbrennen auch noch ein anderes Gewerbe trieb, daß er heimlich stahl wie ein Ratz. Voller Entsetzen fragte ich mich: Gibt es denn keinen Teufel, wie doch die Leute behaupten wollen? Und der Teufel kam wirklich — zwar nicht mit Hörnern auf dem Kopfe und einem langen dünnen Schwanze, wie er auf den Bildern gemalt ist, aber es war doch einer. Und das trug sich folgendermaßen zu:

Eines Tages früh vier Uhr ging ich pflichtgemäß wieder in den Bergwald hinauf und hatte nichts zu essen als ein Stücklein hartes, schimmliges Brot. Und ich wußte: Zu Haus' fressen und saufen sie und arbeiten wenig oder gar nichts. Und um etwa 4 Uhr nachmittags stieg ich wieder den Berg hinab mit einem schweren Sacke Kienholz auf dem Rücken, und vor Hunger und Müdigkeit sank ich beinahe zusammen. Da, als ich zum Wald hinaus trat, kaum tausend Schritt von unserm Häuschen entfernt, kam plötzlich ein grimmiger Polizeier aus dem Busch heraus, und befahl mir mit barscher Stimme: Heda, Junge, halt! — Ich erschrak gar sehr, fürchtete, er werde mich festnehmen wollen, obzwar ich mich keines-

Vergehens bewußt war, als daß ich — Tag für Tag schrecklich Hunger leiden mußte.

Der Polizeimann forschte mich aus: Bist du der Verdingbub bei dem Pechbrenner da drunten?

Ja!

Gut, sagt er. Jetzt noch was: Habt ihr kürzlich nicht Schweinefleisch ins Haus gekriegt — von einem Schweinlein, das zu Wysen drüben aus einem Pferch gestohlen worden ist, wie? Gesteh' es, ansonst du ebenfalls mit ins Loch wandern mußt! — Und dabei glotzte er mich an, als wollte er mich durch und durch schauen, ich spürte den Blick bis in die Seele hinein. Da warf ich die Last Kien auf den Boden hin und beichtete alles, was ich wußte: Ja, es ist wahr, wir haben Speck im Haus und Schinken und Ripplein und allerhand fleischiges. Doch hab' ich selbst nichts davon gekriegt, nicht einmal das Schwänzlein zu benagen, die beiden Alten verzehren alles allein im verschlossenen Stübchen. Nun wißt Ihr's! — Schon gut, sagte der Landjäger, schon gut! und ging. Ich aber schwang den Sack Kienholz rasch wieder auf die Schulter, lief damit auf Umwegen, um von meinen Pflegeeltern nicht gesehen zu werden, nach der Hinterseite unsres Häuschens hin, lud den Kien samt Beil ab und horchte: Nichts regte sich in der Hütte. Die beiden Alten schlafen, liegen der Verdauung ob, dachte ich. Wartet nur, es wird schon Einer kommen und euch aufwecken, wann die Zeit um ist! — Drauf schlüpfte ich so sachte und geräuschlos als möglich zum offenstehenden Kammerfensterchen hinein, raffte hurtig meine wenigen Kleidungsstücke zusammen, vergaß auch

nicht den von meiner sel. Gotte geschenkten Rosenkranz einzustecken, und auf die nämliche Art machte ich mich wieder von dannen, lief den Hang hinauf, nach dem Bergwald hin. Denn, wenn mein Meister vernimmt, daß ich ihm aus der Schule geschwatzt, wird er mich, wenn er meiner habhaft werden könnte, unfehlbar halb totschlagen oder gar vollends tot! dachte ich. Und länger hätt' ich bei diesen Leuten ohnehin nicht verbleiben können, kein Hund hielte es ja so aus!

Nun aber wohin? Was anfangen? Keine Heimat, keinen bekannten guten Menschen auf Erden, nicht einen Kreuzer Geld in der Tasche! Und bereits fängt es an, Abend zu werden. Soll ich nach Gunzgen hinauf wandern, zum Waisenvogt gehen? Nein, der wär' im stande, er führte mich mit Gewalt wieder zum Pechbrenner zurück, welcher alsdann mit mir verfahren würd', wie mit dem gestohlenen Schwein. Nein, lieber fortlaufen bis ans Ende der Welt, unter wildfremde Menschen! — Ich laufe durch den Wald, immer vorwärts, ohne zu wissen oder zu überlegen, wohin, über Stock und Stein, durch hohe Schläge und niedriges, dorniges Gestrüpp, so eilig ich laufen mag, stets fürchtend, der schreckliche Mann, der Pechbrenner, fasse mich bei den Ohren. Ich gelange zum Wald hinaus auf eine Bergweide, gerade als die Sonne unterging. Ich sehe vor mir eine Heuhütte, ich schlüpfe hinein, decke mich mit Heu zu, und lausche und bete, bete voller Inbrunst zum lieben Gott, daß er mich retten möge; und schlafe vor übergroßer Müdigkeit bald ein. Mir träumt mancherlei, Gutes und Böses; und der Pechbrenner stand plötzlich vor mir, und schaute mich

fürchterlich an, und wetzte sein langes Messer, während seine Frau eine Tasse siedend Wasser bereit hielt, um mich zu brühen; ich wollte fortspringen, vermochte jedoch kein Glied zu rühren. Da fing ich an zu schreien und Hilfe und Mordio zu rufen und erwachte. Und die Morgensonne schien zu einer Dachlucke herein so hell und lieblich, und kein Schlächter war zu sehen, von der Bergweide her aber drang Heerdengeklingel an mein Ohr so munter und lustig, als wär' nichts passiert auf der Welt. Und ich kroch vorsichtig hervor, kein Mensch war zu sehen weit und breit; ich zog die Heuhalme aus meinem langen wirren Kopfhaar, sowie die Dornen aus den wunden Füßen und marschierte weiter ohne Rat und Ziel. Ich gelangte nach wenigen hundert Schritten zu einem in einer Bergsenkung gelegenen Sennhause. Der Hofhund bellte wie besessen, doch der in meinen Eingeweiden zehrende Hunger verlieh mir Courage, ich ging auf die Hausthüre zu, pochte an, und bat um etwas zu essen — wissen diese Leute vielleicht schon, was ich gegen den Pechbrenner ausgesagt! fragte ich mich voller Bangen. Ich bekannte der Wahrheit gemäß, daß ich ein armer Gunzgerbub sei, worauf die dicke Sennerin mir einen mächtigen Napf Ziegermilch vorsetzte nebst einem Stück Weißbrot. Da aß ich, ich glaube, mein Lebtag hat mir noch nichts so gut gemundet. Und nachdem ich alles ausgeputzt und auch noch den Napf ausgeleckt und meinen schuldigen Dank abgestattet hatte, zog ich weiter, immer der Nase nach, die Berghöhe entlang. Ich hatte mich wieder einmal recht satt gegessen und das hob meinen Mut. Einige Bergleute begegneten mir rauh

und abweisend, andere äußerten ihr Mitleid mit dem armen vagabundierenden Waisenknaben und reichten mir zu essen. Und am zweiten Tage gelangte ich auf den „Fasiswald", einem fruchtbaren Senngute in der Gemarkung Hägendorf. Und die Hauptsache: ich fand dort den gewünschten Einstand.

Höre, Junge, dort auf dem „Fasiswald", die paar ersten Tage meiner Aufnahme in jenes Sennhaus, erhielt ich einen ungefähren Begriff von dem Empfinden einer armen Seele, wann sie aus dem Fegfeuer erlöst und in den Himmel versetzt wird. Zwar hat man weder mir zu Ehren Kränze gewunden, noch ein Gastmahl hergerichtet, o nein!

Doch bedeutete mir der Bergsenne: Hier hast du ein Paar fast noch neue währschafte Schuh', unserm seligen Dursli seine; dies da ist der linke Schuh und jenes dort der rechte. — Du wirst doch hoffentlich wissen, welches der linke und rechte Fuß ist, wie? Hier ein Paar Hosen, wenn auch nicht mehr neu, taugen sie doch tausendmal mehr, denn deine schmählich zerrissenen, die ja vielerorts die nackte Haut hervorlassen, bist du etwa bei den Wilden aufgewachsen, Kleiner? Jedenfalls Christen waren das nicht, sonst würden sie dich nicht so erbärmlich elend und halbnackt 'rumlaufen lassen! — Und seiner Frau Sennin befahl er: Gib ihm ein frisches Hemd, Mutter, ein starkes hänfenes, sowie auch Strümpf! — Und das Hemd, welches ich ablegte, erfaßte die Frau Meisterin mit zwei Fingerspitzen, und warf es in die Dachtraufe, und es kamen die Hühner und pickten emsig daran herum. . . Und das erste Mal in meinem Leben

konnte ich mich in ein groß sauber Bett legen und ordentlich ausstrecken. Und genügend zu essen, Brot und Haferbrei und Milchsuppe und Bohnenmus und Ziegermilch mit Nidel[1]) dran, und Klösse und Briesch, des Sonntags aber Speck mit gedörrten Birnen — mich däuchte damals, kein Fürst könnte ein besseres Leben führen, ja nicht einmal der gnädige Bischof, rein unmöglich! Dafür mußte ich das Viehfüttern und -melken lernen, das dreschen und holzhacken, das mähen und heuen; Arbeit schier ohne Unterbruch von morgens früh bis in den späten Abend hinein. Doch bei der guten Beköstigung that mir das nichts, vielmehr wuchs ich wie ein Rohr und wurde stark weit über mein Alter. Ja, als ich die erste hl. Kommunion empfing, ragte ich bereits um Kopfeslänge über den Sigrist[2]) empor, von den übrigen Knaben gar nicht zu schwatzen.

Aber eben bis ich den Beicht- und Kommunionunterricht los hatte, das verursachte mir mehr Mühe, als manchem Großbauer das heuen, ernten und dreschen. Das kam daher, daß ich niemals die Schule hatte besuchen können und nicht lesen gelernt hatte. Da mußte ich mich denn des Feierabends, sowie an den Sonntagnachmittagen vor Else, des Sennen gelehrt Töchterlein, hinsetzen, welches mir all' die Sprüchlein und Gebetlein langsam vorlas und die ich nachsagen und auswendig lernen mußte Satz für Satz. Und ich schwitzte dabei wie ein Bär, und manchmal lachte das Mädchen gleich

---

[1]) Frische Sahne.
[2]) Kirchendiener.

einem Närrchen, sodaß ich darob bös' wurde. Dann aber fing es mir an zu schmeicheln und guckte mich mit seinen glänzenden Braunäuglein so freundlich an, daß mir dabei ganz wirr wurde im Kopf' und ich nicht mehr wußte, wo wir stehen geblieben, was zur Folge hatte, daß es mich mit dem Büchlein auf die Backe schlug und mir vorwarf: Heut' bist wieder einmal ein recht dummer Hans! Müssen nun wieder von vornen anfangen . . . Doch nicht nachlassen gewinnt. Und nachdem ich vor dem Pfarrherrn meine Sprüchlein und Gebetlein mutig aufgesagt hatte, belobte er mich: Recht so, Hans, ich dachte nicht, daß du's so weit bringen würdest! — Er schenkte mir ein großes Glas Wein ein und legte einen mächtigen Bissen Semmelbrot hinzu. Und am Ostermontag däuchte mich, ich sei schöner und kostbarer gekleidet, denn der König von Frankreich: funkelneue weißtrockwlederne Halbstiefel, ein neues hübsch geplättet Hemd, samt dem neuen Halbwollenkittel mit blanken Messingknöpfen dran und die schwarztüchene Tellerkappe auf dem Kopf. Auch Else kam mit zur Kirche, desgleichen ihre Mutter. Und nachdem die Kirche aus war, führte mich die Meisterin ins nahe Wirtshaus zu Wein und Kuchen. Und der Pfarrherr schenkte mir einen großen schönen Helg [3]); und beim Nachhausegehen den Berg hinauf, sang und jauchzte ich in einem fort aus lauter Herzensfreud', wie ich eine größere und reinere keine mehr genossen und ähnliche nicht mehr genießen werde mein Lebelang. . .

---

1) Heiligenbild in Buntdruck.

III.

Zwei Jahre noch verblieb unser Hans auf dem Fasiswaldgute.

Ich wurde groß und stark, erzählte er, stark schier gleich einem jungen Stier. Und mit einem solchen hab' ich mich 'mal wirklich gemessen, es blieb mir keine andere Wahl. . . Wir molken zu selbiger Sommerszeit eine solche Menge Milch, kaum zu fassen. Daher sollte ich zu des benachbarten Rumpelsennen hinübergehen, um uns eine Anzahl Gebsen[1]) leihen zu lassen. Wie ich aber mit der Kraxe auf dem Buckel wieder den Heimweg antrete, zunächst über des Nachbars Viehweide, hörte ich den Muni[2]) schon von weitem seinen zornigen Sang ausstoßen, sah ihn seine Heerde verlassen und auf mich zukommen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, den Kopf gesenkt und heftig scharrend, stampfend und geifernd; an ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, das sah ich gleich ein. Nun Vogel friß oder stirb, dachte ich, nun ist der Teufel nicht mehr weit! — Ich stellte hurtig meine mit Gebsen gefüllte Kraxe ab und kauerte dahinter auf den Boden. Rätsch! erscholl es eine Minute später, die Kraxe flog hoch in die Luft, es war einerseits zum lachen: Jetzt! dachte ich, und packte mit der einen Hand den Stier beim Horn, mit der andern griff ich ihm in die Nasenlöcher; das kam ihm augenscheinlich höchst unerwartet, er wollte mich stoßen,

---

[1]) Hölzerne Milchgeschirre.

[2]) Wucherstier.

niederwerfen, glitt jedoch mit dem hintern Bein' aus in eine nasse Vertiefung zurück. Den Vorteil gewahrend, biete ich meine ganze Kraft auf, strenge den letzten Nerv an im Leib', drehe ihm, dem wütenden Stier, das Haupt gewaltsam um — wutsch! Da liegt er auf dem Rücken. Ich aber laß ihn nicht luck, knie ihm auf den Hals, er schlägt mit allen Vieren verzweifelt aus, stöhnt und hürnt, daß es droben bei des Rumpelsennen hörbar wird. Er sucht mit seinen Hörnerspitzen meine Rippen zu bearbeiten, ich wehr' es ihm nach Kräften, und obwohl ihm dieses mehrmals gelingt und ich schmerzlich zusammenzuck', laß' ich ihn doch nicht los; das Tier blutet aus Mund und Nase, verdreht die Augen und brüllt, es ist ein Graus, ich selbst zittere vor Anstrengung am ganzen Leib', gleichwohl halt' ich aus, bis Burschen mir zu Hilfe kommen vom Rumpelsennhause her mit Bengeln und Dreschflegeln bewaffnet . . . Und noch lange erzählte man sich auf den Bergen von dem Kampfe, den ich bestanden, und mein Meister sagte: So?, bist du denn ein solch' starker geworden? Werde dich also nicht mehr kläpfen [1]) dürfen! meinte er lächelnd.

Nein, er „kläpfte" mich nicht mehr, der gute Meister [2])! Selbigen Sommer trat unter unserm Viehstand der schreckliche Milzbrand auf. Das war ein Elend! Es kam der Kreistierarzt samt der Polizei, das Vieh wurde niedergestochen und in die Grube geworfen, alles bis

---

[1]) strafzüchtigen.

[2]) Dienstherr.

auf den letzten Schwanz, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhüten, sagte man; achtzehn Milchkühe und sieben Rinder, alle lothfett, obwohl bloß zwei Stück erkrankt waren. Als sie die Spießkuh und den Schäck niederschlugen, ward mir ganz schwarz vor den Augen, ich mußte helle Thränen weinen, so sehr reute und dauerte mich das gute liebe Vieh — es war zum Erbarmen. Der Meister that sich denn auch schier hintersinnen, er kam in eine wahre Wut, man mußte ihn mit Gewalt in die Stube einschließen, wo er alsfort rief: Es ist nicht wahr, es ist durchaus nicht der Milzbrand — Mörder und Diebe sind's, die mich mit Fleiß zu Grund richten wollen! — Heimlich kochte er Fleisch von den abgethanen kranken Kühen und aß davon trotz allen Abwehrens der Meisterin. Und drei Tage darauf war er eine Leiche, mit großen dunkeln Flecken am ganzen Leib. Die Meisterin that wie verzweifelt, das war ein Miserere im Hause, ich vergeß' es mein Lebtag nimmer.

Vieh durften wir uns selbigen Herbst keines mehr verschaffen. Die Meisterin fing an zu kränkeln und ihre Kinder, zumal die Buben, waren noch unerwachsen. Da beschloß sie, ihr Gut zu verpachten und sich mit ihrer Familie in das hinter dem Hause sich befindliche Wohnstöcklein zurückzuziehen. Die Else sollte ein Jährlein nach Olten hinunter zu ihrem Onkel gehen, wo sie noch viel lernen könne im Haushalt und andern nützlichen Dingen. Zu mir sagte sie: Und du, Hans — du dauerst und reust mich, doch ist es nicht anders zu machen, du mußt dir einen andern Platz suchen. Bist groß und stark, es wird dir ein Leichtes sein. . .

Wie schwer wurde mir der Abschied von den lieben guten Leuten, von dem mir so lieb gewordenen Hause, so überaus schwer! Doch meines Bleibens war halt dort nicht mehr, das sah ich selbst auch ein. Das Senngut war ja in Lehen gegeben, und — die Else zog fort nach Olten. . . Solch einfältige Gedanken gingen mir armen jungen Burschen durch den Kopf!

Und schon des folgenden Tages hatte ich wieder einen Platz gefunden, drunten in Wangen bei einem Bauer: Fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn nebst einem neuen Paar Schuh', lautete das Verding. Doch das war ein Schindbauer, wie's wohl keinen ärgern gab vom Rhein bis zum Bielersee. Am frühesten dunkeln Morgen schon hinaus ins Feld, an die Arbeit, zur Nachtzeit erst nach Haus', wo dann noch gefüttert und gemolken werden mußte. Den ganzen lieben langen Tag werchen müssen wie ein Gaul und dazu die schmale, rauhe Kost! Droben im Fasiswald, dachte ich oft, kriegten's die Schwein fast reinlicher und besser, als hier dem Werkvolk aufgetragen wird. Jede Woche hatten wir sechs Fasttage. Einstmals an einem Dienstag sagte bei Tisch die Dienstmagd zu mir in spöttischem, spaßhaftem Ton: Na, Hans, so nimm dir doch Speck, schneid' ab! — Und der Teufel stupfte mich, ich ging auf den Spaß ein, nahm eine faustgroße gesottene Weißrübe aus dem Becken und fing sie an zu zerschneiden und den jungen Buben an meiner Seite auszuteilen, als wär' es wirklich Fleisch: da hättest du aber den Blick der Meisterin sehen sollen, sieben solcher würden ein Roß getötet haben! Und des folgenden Tages erschien zu

unserm Erstaunen wirklich Speck auf dem Mittagstisch, doch in solch winzigen Portiönchen, daß das Dienstmädchen wiederum witzelte: Hans, schließ das Fenster, sonst kann's der Wind forttragen, hihihi! — Und wie unreinlich die Kinder aussahen, und die Küchenschürze der Meisterin, der Schmutz allerorten, gar nicht zu beschreiben, so daß einem manchmal der Appetit stillstand, und das will doch an einem solchen Hungerort' viel sagen — nicht wahr? — Streute ich den Ochsen Heu in die Raufe, zog der Meister den Meistteil davon wieder heraus, weil ihn das Futter reute. Drum auch sahen die armen Tiere so traurig mager aus — nichts als Haut und Knochen, sowie die ellenlangen Hörner am Kopf', den sie kaum zu tragen die Kraft hatten. — Zur Winterszeit, nachdem doch ringsum Feierabend herrschte, mußte ich bei elendem Laternenschein noch in kalter Tenne Frucht [1]) putzen oder Besen binden oder Gartenbänder knüpfen bis in die tiefe, späte Nacht hinein. — Doch schließlich hat alles auch sein End', sogar ein elendes Knechtejahr. Als ich fortging, rechnete mir der Schindbauer von meinem Lohnguthaben ab ein handgroßes Stück Zwillich, mit welchem ich 'mal meine Stallhosen geflickt hatte, sowie die dazu verwendeten zwei Nätlinge rohen Faden. Auch einen Mistgabelstiel sollte ich ihm zerbrochen haben. . .

[1]) Getreide.

IV.

Von dort kam ich in die Mühle zu Rickenbach und zwar in der Eigenschaft als Viehknecht. Potz Harnisch, da war ein ganz anderes Leben, wie that ich die Augen auf! Welch' ein geschäftig Treiben in der Mühle, im Scheunenhof, in der Scheune selbst, angefüllt mit glänzenden Rossen, Kühen und Rindern, auf dem Felde, allüberall! Hier hieß es ebenfalls wacker arbeiten, dabei aber kriegte man zu essen und zu trinken, im Vergleich zu derjenigen bei dem Wangener Schindbauer die wahre Herrenkost zu nennen. Hier war es eine Freude, das Vieh zu füttern, hier wurde nicht abgezirkelt und gespart; Kleie und Mehlstaub konnte ich für meine Tiere in der Mühle drüben holen gehen, alltäglich mehrere große Kübel voll; wobei freilich ich oftmals von anwesenden Mühlkunden die hämische Bemerkung hören mußte: Gelt, das ist uns Bauern weggemaust worden von unserm Getreid? — In den Ställen sah es proprer aus, denn bei dem Wangener Bauer in der Wohnstube. . . Der Müller selbst war ein guter Mann, bloß pflegte er ein bischen stark zu mämmeln [1]), so daß man ihm oftmals, besonders gegen Abend, ein ordentlich Räuschchen anmerken konnte. Und noch eines war, wie es eigentlich nicht hätte sein sollen: Die Knechte durften zur Nachtszeit ein- und ausgehen, so oft und spät sie wollten, weil in diesem Punkt eben keine Aufsicht geführt wurde. Der

---

[1]) trinken.

Fuhrknecht z. B. war in der Woche kaum zwei Nächte in unserer gemeinsamen Schlafkammer zu treffen.

Das war im Jahre 1814. Am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes rückten die Kaiserlichen[2]) ins Land. Die Witterung war so sonnig und mild, wie sonst zur Märzen- oder Frühherbstzeit. Das hättest du sehen sollen, Junge, wie das von Olten herauf dunkeln Riesenschlangen gleich daher gewälzt kam fast ohne Aufhören, Fußvolk und schweres Geschütz, Husaren, Dragoner und reitende Harnischmänner, „Karessierreiter“ genannt, und Grenadier', unabsehbar zugleich aber grob und unverschämt, einige auch unreinlich, übel zu riechen. Die erste Nacht erhielt der Müller fünfzig Mann ins Quartier, samt einem dutzend Roß'. Kannst dir denken, wie das gelärmt hat in Haus und Scheune herum. Zudem redeten sie ganz fremdländisch und unverständlich, weil Schwaben dabei waren aus Rußland und Polaken und Ungrische mit langen schmutzigen Schnauzbärten. Und welchen Appetit sie mitbrachten, behüt' uns Gott — nein, solche Massen hatte ich von Menschen noch nie unter der Nase 'neinschieben sehen, weder früher noch seither nicht. Platten handhohen Speck samt einem halbdutzend mächtiger Schüsseln Gemüs' verschwanden sozusagen im Augenblick. Und d'rauf begehrten sie noch „Butter“ oder „Schmalz“, und als ihnen die Lene einen Topf eingesottenes Schweinefett herbrachte, mindestens dreijähriges und von altersgelber Farb', strichen sie's auf's Brot und aßen lustig drauflos — mich eckelte

---

[1]) Oesterreichische und russische Armee.

von dem bloßen Zulugen. Keiner, der mehr ein ganzes oder sauberes Hemd auf dem Leib hatte, daher die Menge Läus' aller Rassen, welche sie züchteten. Und der Geruch, den die an und um die Oefen zum Tröcknen aufgehängten Fußlappen verbreiteten — die Müllerin war in Verzweiflung, gewöhnte sich in ihren älteren Tagen noch das Tabakschnupfen an. Und die Weibsbilder, welche den Truppen folgten und Marketenderinnen genannt wurden, ihre Kinder samt dem unzähligen Bagage. Und von den Hauptleuten wurden die Soldaten nur für Hünd' gehalten, eigentlich geschah unsereinem nicht viel besser. Sogar meine Meistersleute mußten, so oft sie in ihre Wohnstube treten wollten, erst höflich anpochen und auf das gnädige „Rein!" des Herrn Offiziers warten — war das nicht drollig? Und hatte ein Soldat sich gegen die Militärordnung verfehlt, wurde er auf eine Bank gebunden und ihm eine Tracht Hiebe auf die Schattseite aufgemessen — witsch, watsch! Eines Morgens erhielten drei Husaren auf einmal genanntes Frühstück serviert gerade hinter dem Speicher, ei, wie die aufjauchzten, potz Kirschenblüt'!

Anfänglich empfanden wir vor diesen fremden Kriegsgesellen große Furcht, nach und nach jedoch verlor sich dieselbe so ziemlich. Eines Abends bekamen wir fünfzig Roß' ins Quartier, denke dir, fünfzig Roß auf einmal! Da sollte ich, so lautete der schnauzige Befehl, die Küh' mitten in rauher Winterszeit aus dem warmen Stall entfernen, um den Gäulen Platz zu machen, obwohl wir für diese die Dreschtenne samt Wagenremise bequem eingerichtet hatten. Ich war gerade mit dem Ausmisten

des Kuhstalles beschäftigt, und auch mein Nebenknecht, der große Gretzenbacherchristen, mit dabei. Drum rief ich, als sie mit den Reitgäulen vor der Stalltüre erschienen: Naha! Nix Kuh heraus! spottete ich. Die Küh' bleiben hier, potz Donnerwetter! Die Husaren begehrten fürchterlich auf, zogen sogar ihre Säbel. Wir beide aber, mit den langstieligen Mistgabeln bewaffnet, hatten uns vor den Stalleingang postiert und höhnten: Ja, kommt nur heran mit Euern Krautmessern, mit Euch wollen wir's aufnehmen. Ihr Stänker! — Wie die wütende Gesichter schnitten, wetterten und parlierten und dräuten — half ihnen alles nichts, wir wichen nicht, und schließlich näherte sich ein Offizier und der gab uns am Ende Recht. —

Fast jeden Tag kamen Truppen, und zogen andere wieder weiter, alle aufwärts, dem Sonnenuntergang zu. Hiefür hatten unsere Bauern die Pferde zu liefern zum Führen der Bagagewagen. Anfänglich dauerte eine solche Fuhre bloß einen Tag, später zwei, drei, immer wie weiter, bis ins Frankreich hinein. Einige kehrten schon nicht mehr nach Hause zurück. Das war fatal. Die Bauern stießen heimlich arge Verwünschungen aus oder ließen die Köpfe traurig hangen. Doch was konnten sie dagegen thun, gegen Gewalt und Uebermacht!

Eines Frühmorgens, als ich just aufgestanden war, kam der Bauer mir auf der Stiege entgegen und sagte: Hans, wir haben schon wieder einen Wagen zu stellen samt zwei Rossen — ach Gott, wann hört das endlich auf? Und der Gregor hat Bauchweh gekriegt, der Christen aber muß in die Kehr' fahren. D'rum wirst

du mit dem Fuhrwerk fort müssen, es geht nicht anders! Mach' dich bereit, sie wollen früh abmarschieren. Und hier hast ein wenig Geld — trag' ja hübsch Sorg' zu den Rossen, und paß' mir hübsch auf — gehört? Weiter kann dir halt nichts vorschreiben, weiß ich doch nicht 'mal, wohin es gehen soll, ob Solothurn oder dem welschen Bernbiet zu oder gar nach Ponterlin [1]). Unsereiner gilt heute nichts mehr, rein nichts! Ein lumpiges Tambourlein oder der lausigste Pandur hat nun in der Rickenbacher Mühle mehr zu befehlen, denn ich selber — ach, das Elend!

Die Meisterin steckte mir einen frisch gebackenen Apfelkuchen in die weite Rocktasche nebst einem Fläschchen Bätziwasser [2]). Vom Gregor ließ ich mir den großen breiten Wollhut leihen, und die Panduren drängten so sehr, ließen mir kaum Zeit zum anspannen.

Wenigstens zweitausend Mann Kriegsvolk waren es, auf die wir in dem nahen Hägendorf stießen, Fußtruppen, Reiterei und Kanonen — Kanonen so dick wie Jauchetröge — Pulverwagen und Bagage, mich däuchte, es wolle kein Ende nehmen. Ich aber besaß die weitaus schönsten Rosse von allen, ich blähte mich ordentlich auf auf meinem schweren spiegelglänzenden Grauschimmel. Zu Oensingen angekommen, wurde mir durch Zeichen bedeutet: Halt — oha! — Denn was um mich her gekauderwelscht wurde, ich verstand davon nicht das zehnte Wort. Dort, in Oensingen, teilte sich der Kriegshaufe, das Fuß=

---

[1]) Pontarlier (Frankreich).

[2]) Obstbranntwein.

volk zog durch das Kluserloch nach dem Welschen hin, während die Reiterei und die schweren Geschütz' den Weg aufwärts fortsetzten gen Solothurn hin. Mein Leiterwagen war mit Hafer beladen und Roßdecken, auch ein Halbdutzend lahme und presthafte Soldaten saßen oder lagen darauf, samt zweien Weibern mit ihren Kindern; da wurde geredet und gesungen und geschrieen, gezankt und geflucht. Mir hat man alsfort bedeutet: Hü, hü! Vorwärts, Bauer!

Nachmittags so gegen ein Uhr näherten wir uns endlich der Stadt (Solothurn). Potz Heidegritsch, wie machte ich erstaunte Augen beim Anblick' der mächtigen steinernen Schanzen, des Sankt-Ursenturms mit dem goldenen Knopfe drauf, dem trotzigen Thorturm mit der Fallbrücke davor, und die großen prächtigen Häuser! Ich fand genugsam Zeit, um mir diese Dinge anzulugen, mußten wir doch über eine Stunde vor dem Thore halten, eh' wir Ordre zum Einrücken kriegten. Wie das rasselte von den schweren Kriegsfuhrwerken den Stutz hinunter über holprige Pflaster, bei der prächtigen Sankt-ursenkirche vorbei, durch die rings von hohen Häusern umgebenen steinernen Gassen, man konnte das eigene Wort nicht mehr hören! Doch gab es bald wieder Stillstand, beinah' alle zwanzig Schritt, da die Stadt ganz angefüllt war mit fremden Truppen, und die Kanonen und Wagen jeden Augenblick in's Stocken gerieten. Ich fand Zeit genug, meinen Apfelkuchen zu bearbeiten, an Hunger fehlte es mir nicht, weil ich ja seit morgens früh nichts mehr zu mir genommen. Endlich erging der Befehl: Halt! Wir waren an die Aarenbrücke gelangt, an

den Stalden, wie sie's nennen. Das war ein Wirrwarr und Gelärm'! Das Fußvolk marschierte ab, kreuz und quer, nach allen Seiten aus, und ich dachte bei mir: Gottlob, nun kannst du wieder heimwärts fahren, die Rosse in den warmen Stall 'neinthun! Aber es kam anders. Im Begriffe, meine beiden ermüdeten und hungrigen Tiere auszuspannen und irgendwo ans Futter zu stellen, rief man mir in befehlendem Tone zu: Nix da! Weiter fahren! — Und sie wiesen mit der Hand nach Westen, gen Biel oder Genf hin. Meinen Gäulen durfte ich das Hafersäcklein an den Kopf hängen, und davor wurde eine Schildwache aufgestellt, ein Husar mit einem bis an die Ohren reichenden grimmen Schnauzbart. So, dachte ich, nun bist hübsch daran, Hans! Ade Meister, ade Rickenbacher Mühle, ich und die Roß' sehen Euch nimmermehr!

Ob mir wohl erlaubt sei, ein Glas Wein trinken zu gehen? fragte ich die Schildwach'. — Ja, ja, geh' nur, sauf', sauf'! Hast nix zu sauf' für alt Husar', he? — Ich zog mein Fläschchen Branntwein aus der Kittelstasche und reichte es ihm hin. — Ah, gut, gut! rief er hocherfreut und leckte sich schon zum voraus das Maul. Gluck, gluck! — Das ist gut Trink für alt Husar! meinte er mit der Zunge schnalzend. Ich aber begab mich in das Gasthaus hinüber, ich glaube, man nennt es die Ilge[1]). Schwernot, wie das dort krabbelte und lärmte in den Stuben, in den Gängen, allerorten! Nur mit Mühe konnte ich ein Süpplein kriegen nebst einem

---

[1]) Lilie.

Schöpplein Wein, den ich zudem stehend trinken mußte. Willst dir noch ein Schöpplein geben lassen, Hans? fragte ich mich. Das wird wohl das gescheideste sein, lautete der Beschluß, denn wer weiß, ob sie dir nicht noch das bischen Geld wegstehlen werden samt den Gäulen, ja vielleicht bist du nächste Woche schon tot!

Das Süppchen und die beiden Schöpplein hatten mich ordentlich erwärmt, zugleich war mir der Kurasch wieder ordentlich zurückgekehrt. Vogel friß oder stirb! dachte ich neuerdings entschlossen. Ich werde auskneifen, oder es müßte durchaus nicht zu bewerkstelligen sein! — Als ich auf meinen Posten zurückkehrte, sah ich den Husar auf dem Wagen hocken und mit der Marketenderin oder Soldatenfrau laut lachen und schäckern — mein Branntwein hatte gewirkt! Ich schlich sachte nach meinen Rossen hin — gewahrt er mich? Nein, er tändelt mit dem Soldatenkind. Jetzt oder nie! Hurtig lös' ich den Gäulen die Stricke, desgleichen die Deichselketten, ergreife die Peitsche, schwinge mich in raschem Satz auf das Sattelroß, versetze beiden einen mächtigen Peitschenhieb, daß sie sich hoch aufbäumen und mit mir auf und davonrennen, über die Aarenbrück hin. Hinter mir hör' ich gräuliche Flüch' ausstoßen, vor mir seh' ich einen riesigen Soldaten sich mir in den Weg pflanzen, er will mir die Gäul aufhalten, ich versetze ihm einen solch kräftigen zornigen Schlag mit dem Peitschenstock mitten ins Gefräß, daß er über und überpurzelt — hüpp! in die Vorstadt hinein, im hellen Galopp den Turmbogen passiert, über einen im Wege stehenden Handkarren hinweg, an Leut' und Wagen vorbei. Beim Bernthore an-

gelangt, gebietet mir die Wache halt, man will mich examinieren, doch ich stelle mich stocktaub, schüttle den Kopf, man bedeutete dem „Lümmel“, er solle sich scheren. Es war die höchste Zeit. Denn schon kommen meine Verfolger mir nachgeeilt, laut rufend und schreiend: Halt' ihn, halt'! — Doch dachte ich: Behüt Gott, mich fängt Ihr nimmer! Einen Peitschenhieb nach rechts und einen nach links, und meine Gäul' rennen in gestrecktem Galopp davon, daß mir beinahe Hören und Sehen vergeht. Zächwyl ist bald erreicht und zurückgelassen, desgleichen Luterbach und wie die dortigen Nester heißen — immer fort, die Landstraß' verfolgend, über Wies' und Ackerfeld, allzeit die Aar' im Aug behaltend. Ich wage keine Minute anzuhalten, ja nicht einmal zurückzublicken, als ob mir die Kaiserlichen auf dem Nacken säßen. Das Städtchen Wangen ist glücklich erreicht. Nun bin ich gerettet, so glaubte ich. Hier durften ich und meine Gäul wieder ordentlich Atem schöpfen. Dort winkte die Krone; nachdem ich die Roß' in den Stall ans Futter gestellt hatte, verfügte ich mich selbst in die Gaststube in der Absicht, mir's ebenfalls eine Weil wohl sein zu lassen. Doch wie ich die Gäul nach einer Stund wieder zum Stall herausnehme — horch', was ist das? Von der Aarenbrücke her ein helles trompeten, sowie ein Geräusch wie von einer Masse daher kommender Rossehufe. . . Reiterei kommt! jubeln die Buben, jener entgegen eilend. Ich erschrak nicht wenig. Nun hieß es neuerdings, sich eiligst davon machen, denn auch diese Kaiserlichen würden gute Bauerngäul wohl gebrauchen können! Also schnell aufgesessen, mit den

Rossen „hottum" geschwenkt, wieder zum Thor' hinausgesprengt, denn schon reiten die schweren Husaren zum nahen andern herein — in sausendem Fluge auf und davon. Doch welche Richtung nun einschlagen? Ist die Bornhöhe nicht zu erblicken? Ja doch, dort drunten, der weist dir den Weg, nur immer den Born im Auge behalten, Hans! —

Es war zur Mitternachtsstunde, als ich in den Rickenbacher Mühlehof einritt. Der Meister hatte mich und seine Pferde bereis für verloren gehalten, und nachdem ich alles erzählt, was ich erlebt und ausgestanden, schenkte er mir ein nagelneues Guldenstück, und befahl der ebenfalls wachgebliebenen Müllerin: Geh' ihm einen Eierkuchen backen, Lene! Ich lehnte ab, ich war zu müde, wollte lieber schlafen gehen.

Ich schlief einen unruhigen, von wirren bösen Träumen behafteten Schlaf: Kämpfe mit Panduren und Husaren. . .

V.

Hans wurde von der schlimmen Pockenkrankheit, die von den „Kaiserlichen" ins Land geschleppt worden, heimgesucht und nach Solothurn in das Bürgerspital verbracht. Nur mit knapper Not entging er dem Tode oder dem Erblinden. Lassen wir ihn wieder selber sprechen:

Ja, was ich in jenen Krankheitswochen ausstehen mußte, ist nicht zu beschreiben! Die Glut, in welcher ich mich fortwährend befand, der schreckliche unstillbare Durst, der mich quälte, ich dachte nichts anders, als: Bald wird man dich zur Grube fahren. . . Doch der liebe Gott konnte den Gunzger Hans noch nicht gebrauchen, er ließ mich alles überstehen und wieder gesund werden. Allein schwach war ich geworden wie ein Kind, mußte an einem Stocke das Gehen wieder lernen.

Und hatte ich zuvor Backen wie Milch und Blut besessen, so sah nun mein Gesicht aus, als wär' es gebraten worden. Die Müllerin erkannte mich nicht mehr, schlug vor Verwunderung und Entsetzen die Händ' über dem Kopf zusammen, und die Küchenmagd schrie laut auf vor Schrecken. Der Müller aber kratzte sich verlegen hinter den Ohren und teilte mir mit, daß er eigentlich an meine Stelle einen andern Viehknecht gedungen, weil jedermann gesagt habe, ich kehre doch nicht wieder, mit mir sei's aus. Gleichwohl könn' ich schon noch eine Weil bei ihm in Dienst bleiben, ich sei ihm nicht verleidet und später könne man dann wieder sehen. . ,

Dieser Bescheid freute mich einerseits, anderseits jedoch beelendete und erzürnte er mich. Der Müller, dachte ich, hätte mit dem festen Dingen eines andern Knechtes wohl so lange zuwarten dürfen, bis ich wirklich tot war, dann wär's noch früh genug gewesen. Nun, nur sozusagen aus Barmherzigkeit, brauchen diese reichen Leute mir nicht Arbeit und Brot zu geben, solches find' ich anderwärts schon, ohne dafür danken zu müssen! — Ein gewisser Stolz, derjenige eines jungkräftigen, arbeits-

tüchtigen Jungburschen, überkam mich. Zudem erinnerte ich mich des Obergäuer Bauern, der an dem Tage meiner Entlassung aus dem Spital eine Wagenladung Hafer in die Stadt überbracht und mich auf der Rückreis' zum Mitfahren eingeladen hatte — ich war so froh darüber! Und er fragte mich aus, woher und wohin, und nachdem er vernommen, an welchen Plätzen ich bisher gedient, und daß ich mich gut auf das melken versteh', sagte er: Höre, Bursch, falls du in der Mühle etwa schon ersetzt worden sein sollst — komm' zu mir, ich geb' dir vierzig Gulden Jahrlohn nebst den üblichen Zuthaten. . . Und zu Dürrmühle wichste er sogar eine Halbe Wein. . .

Also jener Bauer und sein Anerbieten kamen mir in Sinn. Und ich sagte dem Müller und der Müllerin Lebewohl und dankte für all' mir erwiesenen Freundlichkeiten und zog zu meinem neuen Meister — es sollte mein letzter sein — sofern ich nämlich die jetzige Regierung nicht hinzurechne! fügte er mit einem komischen Seitenblicke nach dem Ofenbänkchen hin bei, wo seine Frau Anny Kaffee mahlte.

Damals dachte ich nicht, daß ich so lange, elf und ein halbes Jahr, in des Untervogts Dienst verbleiben werde. Denn anfänglich wollte es mir dort gar nicht gefallen, es kam mir alles, im Vergleich zu dem Leben in der Rickenbacher Mühle, so gar still und kleinartig vor. Auch däuchte mich meine neue Meisterin eine saure; erst nach und nach lernte ich sie als eine ebenso gutherzige als brave, den Meister als einen gutmütigen Trämpeler kennen. Von Beiden bekam ich Zeit der vielen

Jahre kein böses Wort zu hören. Nur einmal — doch das werd' ich wohl näher erzählen müssen — ja, was wollte ich nur sagen? Das war im bösen sechszehner Jahr, in welchem es den ganzen Sommer regnete, als sollte die ganze Welt ersaufen. Am Sankt Medardustag[1]) mähten wir das erste Gras zum Dörren, und zu Johanni[2]) fuhren wir das erste Heu ein, und das dauerte so fort. Alles Heu sah so elend ausgewaschen aus und roch gleich schmutzigen Windeln. Die Frucht[3]) wuchs stehend aus, das Wasser trief daraus von der Bühne auf die Tenne herunter, und beim Dreschen stank es wie ein alter Fürfuß. Das Malter Korn[4]) kostete zehn Neuthaler[5]) und noch mehr. Damals gab es auf dem Lande noch keinen oder wenig Verdienst, und Kartoffeln wurden zu selbiger Zeit nur noch sehr spärlich gepflanzt. Drum mußten die armen Leute beinah' verhungern und das liebe Vieh bei dem elenden Futter fast zu Grunde gehen. Das war ein Miserere, behüt' uns Gott davor! Und wir Dienstboten konnten froh sein, daß die Meistersleute einem für das Essen sorgten, und ans Kündigen oder Fortgehen dachte keiner, gegenteils, man duckte sich ordentlich.

---

1) 8. Juni.
2) 24. Juni.
3) Das Getreide.
4) Spelz.
5) Sechsundfünfzig Franken.

VI.

Später einmal, als Hans gerade bei guter Laune war — und das geschah jedesmal, wenn er sich ein gutes Schnäpschen zu Gemüte geführt hatte — erzählte er mir auch von einem interessanten Kiltbubenabenteuer, das er zu jener Zeit, so um das Jahr Siebzehn herum, bestanden hatte:

Des Kirchgaßbauern hatten ein Dienstmädchen, eine verfluxt hübsche Dirn', die mit ihren Schwarzäuglein dreien Burschen zugleich verliebt zublinzeln konnte. Auch mich zog sie beim Brunnen, wann ich die Gäul' tränkte, oftmals neckisch auf: Ob ich denn noch nicht den Kurasch hab', um eines Mädchens Lieb' zu werben? Manch' eines wäre gewiß froh, wenn ich an sein Fensterchen pochen käm', meinte sie. Ich soll ja doch nicht glauben, daß ich ein häßlicher, meine Backennarben verschwänden mehr und mehr, und es kommen ja die roten Backen wieder hervor. . . Und dabei guckte sie mich so schalkhaft an, daß mir ganz warm wurde um das Herzgrübchen herum bei allergrößter Kälte.

Das war an dem Alte=Fastnachtsabend, an welchem die Großbauern ihren Dienstboten und Werkleuten nach altem gutem Gebrauch eine Mahlzeit zu geben pflegen. Wir hatten sattsam gegessen und getrunken, Schinken, Butterküchlein und Wein in aller Fröhlichkeit. Der Steighackenmathys sang ein Hauerle [1]) ums andere, der

---

[1]) Scherzliedchen.

Schneiderdürstel gab seine Zauberkünst' zum Besten, alle waren so lustig wie noch selten. Und nachdem ich in den Stall gezündet, und die andern ruhen oder nach Hauſ' gegangen — ich selbst fühlte noch gar keinen Schlaf, vielmehr die Aufgelegtheit zu irgend einer That. Wie wär's, fragte ich mich, wenn 'mal Kilt[1]) gingest, und zwar just zu des Kirchgäßlers Dienstmagd — versteht sich, nur so zum Spaß? Daß hiezu zu jung seiest, kann dir halt niemand vorhalten... Also blies ich die Laterne aus, legte die Tabakspfeife auf das Stallbänkchen und ging entschlossen drauflos, durch den dunkeln Baumgarten hin. Die Kirchturmuhr schlug just die elfte Nachtstunde.

Es herrschte die große Dunkelheit, und die kalte Byse blies so dünn einher. Mich aber, mit den halbdutzend Gläsern Wein im Leib', fror es keineswegs. Als ich mich des Gäßchenbauern Hinterhause näherte, schlug der Hund an. Ich dachte bei mir: der ist angebunden, auch wird er wohl wieder schweigen... Ich wußte: Dort in der Oberkammer schläft das Mädchen. Auf beiden Seiten des Fensterchens waren Scheiter aufgebeiget; die eine angegriffene Beige maß kaum fünf Fuß Höhe. Ich wartete, bis des Hundes Gebell aufhörte, dann schwang ich mich auf die niedrigere Scheiterbeige, halte mich an dem Fenstergitter fest und fange an, an die Scheiben zu pochen, erst nur leise, sodann etwas herzhafter, und lauschte und lauschte, ob sich drinnen

---

[1]) Zu einem Mädchen.

nichts regen wolle. Doch das Mädchen schien fest zu schlafen. Also mußt du stärker pochen, sagte ich mir. Da — da däuchte mich, rasche, schwere Schritte auf das Haus zukommen zu hören — wirklich, der Hund schlägt von neuem an; ich spitze die Ohren und denke: Da kommt noch Einer zu dem Mädchen, der den Weg ebenso oder noch besser kennt, wie du — wer mag es wohl sein? — In der Aufregung weiß ich nicht, was nun thun. Die Schritte sind schon ganz nahe, kommen um den Holzschuppen herum — zu spät, ich kann nicht mehr entfliehen. Ich lasse das Gitter fahren, zieh mich hurtig auf die Scheiterbeige zurück, ducke mich nieder und verhalte mich mäuschenstill, der Dinge gewärtigend, die da kommen sollten! — Dicht neben mir wird eine kurze Leiter an das Fensterchen aufgerichtet, eine dunkle Männergestalt steigt herauf, kommt mir so nah', daß ich deren Atem verspüre. Der Kerl fängt an zu pochen, dreimal rasch hintereinander und ziemlich kräftig, und hustet leise dazu. Und ich höre, wie im Kämmerlein drinn sich was regt und eine weibliche Stimm' halblaut frägt:

Bist du's, Joggi?

Ja, 's ist mich, Vreni!

Herrgott, dachte ich, das ist des Ochsenwirts großer verwegener Roßknecht, mit dem ist nicht zu spassen!

Warum bist heut' Nacht so früh schlafen 'gangen? frägt er, den Mund dicht am Fensterlein.

Was hätt' ich aufbleiben sollen? Meinen Meistersleuten ihr Wein hatte gar so frühzeitig ausgetröpfelt, hihihi!

Nun, dann hab' ich noch Wein! Komm, Vreni, mach' mir die Hausthür' auf, komm' runter in die Stube!

Nein, nein, darf nicht, die Meisterin könnte aufbegehren — so spät, Joggi, bedenk — nein, nein!

Das ist aber dumm von dir!... Na, der Wein muß gleichwohl getrunken sein — komm', Vreni, komm' ans Fenster, schließ das Fenster auf!

Bei dieser Kälte? brr!

Nur auf ein Weilchen, Vreni!

Das Fensterlein öffnet sich. — Oih, wie kalt! ruft das Mädchen leise und erschauernd aus.

Bah, das ist nur so eine Meinung! Hier, Schatz, — ergreif' das Glas, damit ich dir einschenken kann — so!

Ach, du schüttest mir ja den Wein über die Finger 'nunter, hihihi! 's Glas ist voll, hör' auf!

Nun, so trink denn Schatz — auf dein Wohl, Schatz, hahaha! — Es war doch dumm von dir, nicht in die Stube 'runter zu kommen... Der Wein muß gleichwohl getrunken sein — so trink doch, Vreni, mach aus!

So! — Nun trink du auch, ich will dir einschenken: Hier das Glas!

Wie du so ein warm Händchen hast, Vreni!

So tranken sie abwechselnd, und spässelten und schätzelten. — Da vernimmt und lehrt man was! dachte ich vergnügt und eine Weil' machte mir das viel Spaß.

Wenn nur meine Lag' eine bequemere gewesen wär. Aber das kauern auf den spitzigen harten Scheitern verursachte mir mehr und mehr Schmerz. Könnt' ich nur das linke Bein nachziehen, das Knie! wünschte ich sehnlichst. Und der Ast, der sich mir in die Rippen bohrt. und erst der rechte Ellbogen — kaum mehr zu erleiden! Wenn doch dieser Joggi nur bald ginge! seufte ich heimlich. Allein er machte noch gar nicht die Miene, zu gehen, fing vielmehr breit zu berichten an von seinen Meistersleuten, daß nämlich der Alt' schon abends früh einen schweren Schleppsäbel [1]) angehängt gehabt; von des Schneggen Mareile, dem er und einige Burschen den langen Holderbanker Schatz ausgenommen und mit einer Tracht Prügel nach Haus' geschickt, verwichene Nacht. Er lachte dabei vor Vergnügen fast überlant, desgleichen das schadenfrohe Mädchen. Mir selbst aber war es durchaus nicht mehr zum Lachen — meine von den Scheitern gefolterten Knie, der Ellbogen! Und als ich den Versuch machte, mich möglichst sachte und geräuschlos in eine bequemere Lage zu versetzen oder dieselbe wenigstens zu verändern, fingen die Scheiter zu klirren an und das Mädchen fragte halb erstaunt, halb erschrocken: Hörst du, Joggi? Was war das? — Ei, erwiderte jener sorglos, was soll's gewesen sein? Ich habe wohl ein bissel die Scheiterbeige berührt, sonst nichts! — Und drauf fängt er an, seinen Meistersleuten oder vielmehr deren alten Küchenmagd den Zopf zu

---

[1]) Rausch.

machen und zu erzählen: Denke dir, letzten Mittwoch beim Nachtessen haben wir in der Suppe 'was gefunden — was glaubst wohl, was es war? Ein schmutziges eisernes Herdlämpchen, das in die Pfanne 'runter gefallen sein mußte, hahaha! — Beide lachten ganz närrisch, während ich selbst hätt' aus der Haut fahren mögen. Alle Knochen im Leib' thaten mir weh, ich kam mir vor ähnlich dem Sankt Lorenz, der auf feurigem Rost gelegen. Und ich durfte mich nicht rühren, denn nun nahte auch noch des Ochsenwirts riesiger Haushund, der, die Spur des Knechtes riechend, demselben gefolgt war. Ah, bist du da, Türk? rief Joggi ihm zu. Leg' dich, Türk, und halt gute Wach'! — Also ein neues Hindernis zum Entfliehen. Und doch — ich bade förmlich im Angstschweiß, ich fühle vor Schmerz meine Glieder nicht mehr, ich sollte husten und wag' es nicht, ich ersticke fast; es fängt mich an zu jucken am ganzen Leib, ich wag' aber nicht zu kratzen, ja nicht die leiseste Bewegung zu machen, denn — dieser gewaltthätige Joggi und seine böse Bestie. Will der Bursch denn immer noch nicht gehen? Kein Anschein dafür, vielmehr wird die zweite oder dritte Flasche angestochen und die beiden Verliebten führen ihr närrisch Getändel fort, das herzen und schmatzen. Bisweilen freilich klagt Vreni, es thu' sie frösteln, doch muß ihr dabei nicht großer Ernst gewesen sein, da sie gleich darauf wieder lacht und kichert. Ich bete, ich fluchte heimlich und verwünschte alle drei, das Liebespaar samt dem Hüter, weithin ins Wüstenland; es half alles nichts. Der Schweiß ist mir vergangen, es fängt mich an zu frieren gleich einem nassen Pudel,

und die Aeste an den Scheitern bohren sich immer tiefer in meine armen Glieder ein. Ich halt's nicht länger aus, unmöglich, fort muß ich und sollt's mir das Leben kosten! so lautete mein verzweifelter Entschluß. Ich richte mich in aller Schnelligkeit auf, will hinunter springen, doch das Bein war mir entschlafen, ich stürze von der Scheiterbeige herunter, die Beige mit großem Gepolter mir nach — ich falle gerade auf den schlummernden Türk, der Hund heult erschrocken auf, das Mädchen schreit, Joggi stößt grimme Flüche aus, springt wütend von dem Leiterchen auf den Scheiterhaufen, der mich und den Hund bedeckt, herab, erhebt sich, läuft, drohende Flüche ausstoßend, in den dunkeln Baumgarten hinaus, um den davoneilenden Lauscher zu züchtigen, der Hund, unter mir hervorkriechend, ihm mit lautem kläglichem Gebelle auf und nach. Ich selbst benütze den willkommenen Anlaß, um mich ebenfalls aufzurichten und, da ich plötzlich die Beweglichkeit meiner Glieder wieder gefunden, um die Hausecke herum eiligst die Flucht zu ergreifen. Ich renne geradenweges nach unserer Scheune hin, in den Viehstall, wo meine Laterne düster brannte, hinein, schlage die Thür' hinter mir zu, schiebe den Riegel vor und lausche mit verhaltenem Atem. Ich vernehme rauhes Hundegebell, zornige Flüche, polternde Schritte die Gaß' herauf kommen. Ich lösch das Lichtlein hurtig aus. Ins Haus hinein, auf mein Kämmerlein getrau ich mich nicht mich zu begeben, drum werf' ich mich ins weiche Stroh neben den großen Mastochs', schlafe den kurzen unruhigen Schlaf bis zum Morgengrauen.

Mehrere Tage lang aber waren meine Glieder wie zerschlagen, mein Leib wie gerädert. Die Meisterin sagte besorgt: Gewiß kriegst du die herrschende Sucht, Hans! Just so fängt's an mit der großen Müdigkeit, sagen die Leut'. — Ich aber dachte: Meine Sucht war eine ganz andere, auch bin ich davon völlig geheilt, ja gewiß! — Und als ich mit Vreni wieder beim Brunnen zusammentraf, da schaute das eine dorfauf und das andere dorfab und keines sprach ein Wort zum andern, wußten wohl warum. . .

So lautete Hansens Jugendgeschichte.

VII.

Neun volle Jahre diente Hans bei des Untervogts mit großer Treue und Fleiß und hatte sich bei seinem ausgeprägten Häuslichkeitssinn bereits hübsche Ersparnisse zurückgelegt.

Da ließ er sich doch noch von dem Liebes- und Kiltfieber erfassen. Auch brauchte er, um jenes zu stillen, sich nicht die Schuhe zu durchlaufen, war es doch des Hauses Dienstmagd selbst, eine fast männlich gewachsene handfeste Hauensteinerin, welche sein Herz in Fesseln geschlagen. Die Dienstherrschaft merkte das Liebesverhältnis erst, als sie von Nachbarinnen darauf aufmerksam gemacht wurde. Denn scheinbar mochten sich die beiden schlecht leiden, verhielten sich zu einander wie Hund und Katz. — Da sieht man wieder, wie wahr das Sprich-

wort: Die Liebe muß gezankt haben — ja ja, da sieht man wieder, wie die jungen Leut' sich verstellen können! meinte sie halb ärgerlich. Ich dachte schon, unser Hans werde das Heiraten bleiben lassen und bei uns verbleiben.

Doch so leicht, wie ich mir's gedacht — so erzählte Hans weiter — ging's mit meinem Heiraten nicht. Meine Heimatgemeinde erhob Einsprache auf Grund des Umstandes, daß ich in meinen Kinderjahren armengenössig gewesen sei. — Nun, sagte ich stolz, ich will den „Bettel" bezahlen, macht mir die Rechnung — wie viel thut's? — Da waren sie nicht faul, rechneten auch den Zins hinzu, steckten das Geld hurtig ein. Heiraten wollten sie mich gleichwohl nicht lassen, weil ich ein unehlicher sei und kein Vermögen besitz', weder Haus noch Heim. . .

Ich ließ die Ohren mutlos hängen.

Mein Anny jedoch munterte mich auf und riet mir, noch einmal nach Gunzgen 'nunter zu gehen und erbot sich, mich zu begleiten. . .

Sie trat keck vor die versammelten Gemeindrät' hin und pöchelt auf den Tisch und rief: Wie sagt Ihr, wir besäßen kein Vermögen? Hans, befahl sie, schnell den Geltgurt ab, weis' die Summ ihnen vor! . . . Und hier ist m e i n Geld, das verdiente — seht Ihr? Zählt! . . . Und nun, Ihr Herren Gemeinderät', möcht ich wissen, ob das langt, wie? — Und sie schaute die Männer herzhaft an, ließ sich keineswegs einschüchtern. . . Und als wir die Gemeindestube verließen, hörten wir, wie eines der

Häupter sagte: Der kriegt eine Dolle[1]), potz Blitz! Aber auch eine böse, mir thät' es grausen...

Hierauf mußten wir noch zwei Mal den Gang auf das Oberamt thun, und zum Herrn Dekan, und mit den Erlaubnisscheinen zum Ortspfarrer — ich will's nur gestehen, ich hätt' es kaum so lang ausgehalten, wenn meine Anny mir nicht immer Mut zugesprochen, würde, wie mir die Meisterin geraten, mir das Heiraten gänzlich aus dem Kopf geschlagen haben.

So geschah endlich doch von der Kanzel herab die Verkündigung, und am Sankt Jörgenmarkt hielten wir zu Oensingen die Hochzeit.

Alle Viere saßen wir, die Brautleute, Bauer und Bäuerin, auf demselben Fuhrwerk, ein einfaches, unschönes Bernerwägelchen, mit dem alten „Fuchs" bespannt, weil des Meisters Meinung nach dem jungen mutigen Eisengrau nicht wohl zu trauen war. Dieser Umstand that jedoch unserer Freude keinen Eintrag, zumal es das erste Mal war, daß meine Anny sich auf einer Lustfahrt befand. Und die Leut' all', welche rechts und links der Straß' ackerten oder säeten, erhoben neugierig die Köpfe und grüßten uns freundlich, und die Sonne schien heute so absonderlich hell und schön wie wir Beide sie noch nie zuvor scheinen gesehen, und die Vögel sangen und zwitscherten so fröhlich, uns zu Ehren. Und die Marktleute wichen uns fast ehrerbietig aus und fragten sich: Wer mag das wohl sein? Ein verfluxt stattlich Paar, selb muß man bekennen!...

---

[1]) Stattlich gewachsene.

Und sodann im „Rößli“ — all' die herrlichen Speisen, welche da auf den Tisch gebracht wurden, Gesottenes, Gebratenes und Gebackenes, dazu der gute kräftige sechsbatzige [1]) Wein, und die vielen geputzten Hochzeitsleute aus Thal und Gäu, welche mit uns beisammen waren, das tanzen und singen, ich und meine Anny glaubten uns in den dritten Himmel versetzt! Selbst reiche stolze Bauern tranken mit uns freundlich Bescheid [2]), und meine Anny meinte sich in ihrem weißen Schürzlein und dem neuen Spitzenhäublein wie eine Prinzessin, und ich selbst konnte sie mir nicht genugsam betrachten. . . Unsere Meisterin hatte Ferkel gekauft und nach Haus' geschickt, und schon früh nachmittags war sie — eben der Schweinlein wegen, auf deren Fütterung ihr jung Mareile sich noch schlecht verstehe — nicht mehr zu halten. Sie dankte für das Essen und das genossene Vergnügen, ermahnte uns, noch recht lustig zu sein, ihren Durst aber zu früher Heimkehr, denn die Nacht werde finster werden und dazu sei es „Stierneu“. . .

Und wirklich gewahrte man ein bischen Stierneu schon gegen Abend, als der Wein in die Köpfe zu steigen anfing. Da waren unter den Hochzeitsgästen hochmütige Bergsennenleut' aus dem Balsthal, die uns nur so über die Achsel anlugten und die Nasen rümpften. Ja, einmal, bei einem lustigen Walzer, hielt mir einer der Hochzeiter sogar tückisch das Bein vor, um mich und meine

---

[1]) Die Maß = $1^1/_2$ Liter zu 6 Batzen = 80 Cts.

[2]) Mit dem Glase anstoßen.

Braut zu Fall zu bringen, und ein anderer rief verächtlich: 'Naus mit dem Fetzelgepack[1])! — Da ging der Streit los und dem Streit folgte im Nu eine scharfe Rauferei. Denn so frein ich sonst bin — an jenem meinem Hochzeitstage und vom Wein erhitzt, ließ ich mich weder foppen noch fetzeln; mich däuchte, mit einem Dutzend solcher Bengel dürft' ich's aufnehmen, ich schlug drein nach links und rechts gleich einem Leu und die Anny wie eine Leuin, ja sie, meine Anny! Noch tagelang erzählten sich die Leute in Thal und Gäu, welche dabei gewesen, wie die große erboste Braut, dem großen Bauernknecht seine, den jungen Kirsihöfer, welcher auf ihren Bräutigam loshauen wollte, zornig gepackt und in die Saalecke geschmissen habe, daß die Geigerbank erzitterte und die Musikanten erschrocken 'runtersprangen. Und so war es in der That geschehen. Gut, daß der Rößliwirt dazwischen trat und die Polizei erschien, und den Frieden notdürftig herstellte. Und da wir eigentlich Sieger geblieben, befahl ich eine Halbe Markgräfler und dann noch eine, eine dritte. Und diesmal, doch nur dies eine Mal, ließ sie mich in allem gewähren. Wir tranken, haselierten und sangen bis in die tiefe Nacht hinein, gemeinsam mit dem Pärchen aus dem Schweißacker, mit welchem wir Freundschaft geschlossen hatten.

Schließlich hieß es doch: aufgeprotzt, heimwärts! — Da zeigte sich aber, daß unser Meister in der Tischecke fest eingeschlafen war, daß das gute Männchen zu tief in das Glas geguckt hatte — heute eine sehr verzeihliche

---

[1]) Fetzel = Habenichts.

Sünde zwar. Wir waren genötigt, ihn auf das Wägelchen zu heben, sowie ihn auf dem Wagensitze in die Mitte zu nehmen, wo meine Anny, indes ich kutschierte, ihn mit kräftigem Arme aufrecht hielt. Der mit einem guten Trinkgeld beschenkte Stallknecht rief uns treuherzig nach: Glückliche Heimkehr und tragt hübsch Sorg' zu einander! — Auch der alte „Fuchs" verspürte den genossenen Hafer, schlug aus freien Stücken einen sanften Trab an. Der Meister jedoch rutschte immer tiefer in das Gäse[1]) hinunter in das weiche Stroh. Und meine Anny ließ ihn rutschen, so daß er unter dem Fußsack völlig verschwand — dort war ihm ja wohl und warm. Wir beide Glückliche dagegen hatten uns so vieles zu sagen, Liebes und Gutes, und es konnte es niemand sehen und hören, als die Sternlein am Himmel, und diese flimmerten so freundlich und vergnügt auf uns hernieder, und auch der „Fuchs" konnte nichts ausplaudern — o, ich hätte so hundert Stund weit fahren mögen in die Ewigkeit hinein!

VIII.

Auch nach der Hochzeit verblieben ich und meine Anny bei unsern bisherigen guten Meistersleuten noch in Dienst. Sie wollten uns nicht ziehen lassen. Und einen eigenen Haushalt gründen, das können wir später immer

---

[1]) Wagengrund.

noch, meinte die Anny, wollen, so lang wir können, noch Geld verdienen!

Ja, so lang wir können!

Eines Tages, etwa ein Jahr drauf, schickte mich der Meister in den Steinbruch, um eine Fuhre Gewölbsteine zu holen. Der Bergweg war eine Strecke weit entsetzlich steil und felsig, sodaß meine Gäul' den leeren Wagen fast nicht herauf zu schleppen vermochten. Beim hinunterfahren mit der Last Steine ging es noch schlimmer. Die eine große Spannkette brach entzwei, gleich darauf auch die andere, die beiden Deichselroß' waren außer Stand', den Wagen zu hemmen — was nützt es, daß ich den Schimmel bei der Zaumstange erfaß' und die Vordergäul am Leitriemen zu zügeln such'? Der Schimmel stürzt zu Boden, bringt mich ebenfalls zum Sturze, die Brustketten reißen, der Vorderwagen geht mir über das Bein, der Hinterwagen über die Hüft auf dem harten Felsenweg — mir dunkelt's vor den Augen, ich weiß und fühle nichts mehr. . .

Nachmittags brachte man mich nach Hause, auf einem Wägelchen, mich und die beiden, dem Kirchmeier gehörenden Vorspanngäul, die beiden Deichselroß lagen, das eine mausetot, das andere mit elend zerschundenen gebrochenen Beinen drüben in der Bergkluft. Ich selbst war ebenfalls mehr tot als lebendig, bloß so dann und wann kam ich wieder zum Bewußtein. Alsdann hörte ich meine Anny verzweifelt flennen und jammern: Ach, Hans, du gute, treue Seel', mußt du so elend sterben! Ach, ich Aermste, ich ertrag es nicht! — Auch die Meisterin jammerte, und ich hörte den Meister stöhnen:

Von den Rossen will ich schon nicht schwatzen, ich kann wieder solche kaufen, vermag es ja! Wenn's nur dem Hans nichts thät', der reut mich über die Maßen!

So standen sie um das Wägelchen herum, und als sie mich herunternahmen und zu Bette brachten, glaubte jedermann, ich werde den Geist aufgeben, so kreidebleich sei ich geworden. Der herbeigeholte Doktor aber sagte: Ich weiß nicht, was mit dem Mann anfangen. Ein Oberschenkelbruch, der schlimmsten einer; die Huft ausgerenkt oder gar auch gebrochen. Und hier diese Rippen. . . Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich liegt auch noch eine innerliche Verletzung vor und das wäre das schlimmste von allem. Und es ist sehr fraglich, ob der Patient die notwendigen Operationen nur auszustehen vermag. . .

Sie renkten mir das Bein ein. Welche Schmerzen ich dabei auszustehen hatte — nicht zu beschreiben. Gut, das ich die meiste Zeit ohnmächtig dagelegen. Die Anny stand mit zu Kopfend' meines Bettes, und ihre Thränen fühlt ich auf meine Stirn 'runterträufeln; sie verging fast vor Kummer und Herzeleid und Verzweiflung, meine arme Anny.

Und im Spital, wohin man mich verbrachte, bei dem Schneiden und Brennen und Einschnüren fast jeden Tag, welche Qualen ich zu erdulden hatte, es wäre für ein Roß genug gewesen. Einen Trost und eine große Freude gewährte es mir jedesmal, wenn mich meine Anny besuchte, sie unterließ das trotz der langen Fußreise keinen Sonn- und Feiertag, mochten die Witterung, Weg und Steg noch so schlecht sein, und sie vermochte

sich von mir fast nicht zu trennen, und sah selbst auch so abgezehrt aus wegen dem vielen kümmern und härmen.

Die Spitalschwestern waren mir gut gewogen und pflegten mich auf fürtreffliche Weis'. Aergern that mich dagegen mein Bettnachbar, ein Schneidergesell aus dem Freiamt. Der betete am lautesten von allen und faltete fromm die Hände und verdrehte andächtig die Augen. Das that er, um irgend eine besondere Gunst zu erlangen, ein Glas Wein so zwischen hinein. Sobald aber die Schwestern sich entfernt hatten und es nicht hören konnten, fing er an zu schwatzen wie ein Schweinigel, von seinen Abenteuern in der Fremde mit den lüderlichen Weibsbildern zu berichten, daß man nicht hören mochte; oder unsere frommen Pflegerinnen zu durchhecheln: die eine hab' eine blaue, die andere eine abscheuliche Schnupfnase, die dritte sei früher eine Flöte gewesen u. s. w., und kicherte dabei wie närrisch in sich hinein. Auch behauptete er, nach dem Tod sei alles aus und vorbei, es gebe nämlich kein Jenseits, noch eine Ewigkeit; drum solle man das Leben so lustig ausnützen wie möglich — ich hätt' ihn vor Zorn prügeln mögen! Und mehr als einmal stand ich im Begriff, der Frau Mutter [1]) es zu verraten, an welch' ein nichtsnutzig Kraut sie ihre Wohlthaten verschwende, doch sie würde es doch nicht geglaubt haben, so sehr konnte der Bruder Leichtfuß schmeicheln und heucheln. Später ward ein alter Mann aus Horriwyl mein Nachbar. Sie nahmen

[1]) Oberin.

ihm das kranke Bein ab. Und als ich des folgenden Frühmorgens die teilnehmende Frage an ihn richtete: Nun, Freund, wie geht's? Da ließ er mich ohne Antwort, und als ich genauer hinguckte, sah ich, daß man ihm das Leintuch über den Kopf hinausgezogen hatte. Die Operation war gelungen, der Patient aber daran gestorben. . . Am Mittefastenmarkt kam auch der Meister mich besuchen, ich durfte schon auf ein Stündlein das Bett verlassen und mich in einen Krankenstuhl setzen. Und am Ostermontag holten sie mich nach Hause, nachdem ich fünfzehn Wochen und drei Tag im Spital gelegen, die mich jedoch eine Ewigkeit gedäucht hatten.

Ja, zu Ostern kehrte ich wieder zu meiner Anny, zu meinen Meistersleuten zurück. Ich mußte an zwei Krücken gehen, war ein elender Krüppel — denn die damaligen Spitaldoktoren verstanden sich auf das Operieren noch herzlich schlecht — und blieb ein Krüppel für mein Lebelang.

Als ich den Roßstall betrat und einen andern Knecht an den Gäulen herum hantieren sah, trieb es mir vor Wehmut die Augen über. Ach, Hans, seufzte ich, wärest doch lieber gestorben! Was nützest du noch auf dieser Welt mit deinen lahmen krummen Knochen?

IX.

Am Sonntag darauf, als wir beide uns allein befanden, sagte die Anny: Höre, Hans, unseres Bleibens in diesem Hause ist nicht mehr von Dauer, ich seh' es gut. Wohl sagt die Meisterin, sagte es erst heute morgen wieder, du seiest ihr nicht überlästig und dein Essen mög' sie dir wohl gönnen. Doch ginge es nicht lang, ich seh' es voraus, so würden die Kinder, die erwachsenen fürwitzigen Mädchen, schiefe Mäuler machen, und du dann meinen, dich nicht mehr satt essen zu dürfen. Und noch Eins: Nun sind wir lange genug bei fremden Leuten und unterthänig gewesen, sozusagen ein halbes Leben lang, und hab' allzeit in fremden Betten geschlafen. Drum kommt mir der Wunsch ins Herz gestiegen jeden Tag, seit du wieder da bist: Wenn wir nur ein eigen Heim besäßen! Gern wollt ich noch eine Weil zu den Bauern arbeiten gehen, bin ja gesund und stark, und zu verdienen suchen, nur nicht als Dienstmagd. . . Nun, paß auf' Hans, was ich dir sagen will: Der Gloggenbauer ist scheint's willens, sein Taglöhnerhäuschen am Zihlrain niederzureißen, erstens, weil dasselbe sehr baufällig geworden und zweitens, weil er keine Mietsleut' mehr finden könn'. Was meinst du nun, Hans, wenn wir das Häuschen kaufen würden? Denk' darüber nach!

Ich erwiderte: Weißt du denn nicht, daß sich der alte Kesselflicker in dem Häuschen erhängt hat? Und drum niemand mehr dort wohnen mag, weil der Alte drinn umgeht?

Darin umgeht? entgegnete sie, du wirst doch nicht an solchen Unsinn glauben. Wer mal drüben ist, bleibt drüben, da ist keine Rückkehr mehr weder für Gute noch Böse, so christenlehrte 'mal unser alte Pfarrer. Und so wird es sich auch mit dem Kessler verhalten, ja, ich bin deſſ' ganz sicher. Geh' lug, wie die lieben Schwalben an jenem Häuschen ihre Nestlein bauen die große Zahl, die fürchten sich vor dem toten Keßler nicht — warum sollten wir uns fürchten, wenn wir fromm und brav sind?... Und lug dir das hübsche Heimwesen an: eine Halbjuchart gutes Land dabei mit vielen prächtigen Obstbäumen, und vor dem Häuschen das laufende Brünnlein, und die hübsche Lag', für uns wie gewünscht: ein bissel von den Leuten weg und doch noch beim Dorf und der Kirche, keinen nahen Nachbar als des Hechlers, und das sind gute friedsame Leut' — was verlangst du besseres, Hans? Auch ist dem Gloggenbauer seine Forderung durchaus nicht eine übertriebene zu nennen, denke dir, bloß achthundert Gulden. So sagte er mir, als wir zusammen vom Feld heimgingen. Und vielleicht läßt er auch noch 'was drauf stehen, und thut er's nicht — die achthundert Gulden haben wir uns ja bereits zurückgelegt, wollen's mal zusammenrechnen!

Und sie fing an zu rechnen an den Fingern — richtig, achthundert Gulden und noch einige mehr... Auch fragte sie den Meister um Rat. Und schon nach zwei Wochen wurde der Kauf abgeschlossen, das Häuschen am Rain uns zugefertigt. Freilich erwies sich das Dach als so schadhaft, daß vollständig neu eingedeckt werden mußte; auch einen neuen Ofen samt Herd ließen wir

hineinsetzen, sowie die Fenster glasen. Und drei volle Tage lang scheuerte und fegte die Anny unabläßig in und um das Häuschen herum — man kannte es kaum mehr, so hübsch und heimelig sah es nun aus, das bekannten alle vorbeigehenden Leut' und sagten: Das Heimwesen ist ja spottbillig! Und wunderten sich, daß es sonst niemand' in Sinn gekommen schon vor Jahren, es zu kaufen und schalten den Gloggner einen Narren, weil er's so wohlfeil hingegeben u. s. w.

Am dritten Mai, am Heiligkreuztag, zogen wir in unser Häuschen ein, ich an der Krücke, die Anny einen mit Kisten und Koffern und allerhand Siebensachen hoch beladenen großen Handkarren vor sich herschiebend. Und der Meister führte uns den Kleiderkasten zu und das neue Bett und eine Beige Brennholz von seinem eigenen geschenkten. Und als alles an richtig scheinendem Ort aufgestellt war, ging die Anny einen mächtigen Eierkuchen backen und braute einen herrlichen Kaffee dazu, damals noch ein gar seltener Genuß. Und die Meisterin aß und trank mit und sagte: So, jetzt habt Ihr eine Heimat, eine freundliche — Gott schenk Euch dazu Fried' und Glück!

Als die Nacht einbrach, ging die Anny die Hausthür abschließen und in die Stube zurückgekehrt, rief sie voller Herzensfreud: Ja, Hans, nun endlich haben wir eine Heimat gefunden, o ich möcht' vor Lust singen und jauchzen, die ganze Welt umarmen, ja wohl! Ein eigen Häuschen, das wir abschließen und aufthun können ganz nach unserm Belieben, darin wir niemand zu befragen haben und zu scheuen, und beten können und essen und

schlafen gehen, ohne jemandes Erlaubnis abzuwarten, und denken zu können: Das ist unser Haus, aus dem uns niemand vertreiben kann, als einzig der liebe Herrgott — Hans, freust dich nicht auch? Gelt, nun wissen wir doch endlich, für wen wir geschafft und gespart haben die vielen langen Jahr! Gelt, das dachtest du wohl nie, daß wir es 'mal soweit bringen würden! . . . Und dort zum Fenster hinaus sehen wir ins nahe Dorf hinunter, den Kirchturm samt der Uhrtafel, und zum Küchenfenster hinaus seh' ich den prächtigen Buchwald und die Allmend. Und die auf dem Fußweg vorbeigehenden Leute werden sagen: Das ist dem Hans, dem Gunzger Hans und seiner Anny ihr Heimwesen — sollt' dich das nicht auch freuen? Und ein Gärtchen werd ich mir anlegen, gleich, gleich, hübsch sonnseits neben dem Haus'; und Bohnen pflanzen und Kohl und Zwiebeln und Schnittlauch. Auch ein paar Meyenstöcklein will ich mir zu verschaffen suchen, des Martinwebers Mareile gibt mir schon welche. . . Und die geliehenen hundert Gulden werden wir dem Meister mit Gottes Hilf' bald zurückzahlen können. Ich werde arbeiten und hausen, daß es eine Art hat, du wirst sehen!

So freute sich Anny unserer frisch erworbenen Heimstätte ganz kindlich, und meine Freude wäre eine nicht minder große gewesen, wenn ich nur nicht zugleich an meine Krüppelhaftigkeit hätte denken müssen, wenn nur ich auch hätte arbeiten können, wie die Anny. Immerhin durfte ich mir sagen mit ordentlichem Stolzgefühl: Wenn ich zurückdenk, welch' ein blutarm verlauset Büblein du gewesen bist, und jetzt besitzest du ein eigen be=

zahlt Häuschen, alles redlich verdientes Geld — wer hätte damals so was voraussehen und erhoffen können. Mach mir das ein anderer auch nach! — Es wurde mir dabei ganz warm ums Herz und ich dachte mir vertrauensvoll: Der liebe Herrgott wird uns auch fürder beistehen — warum sollt' er nicht, da ich und meine Anny ihm ja nichts zuleid thun...

Auch eine Gaiß wollen wir uns anschaffen, fuhr die Anny mit ihren wirtschaftlichen Plänen fort, des Güggelheiris Klaus hält eine solche feil, eine prächtig schöne Muttigaiß, die sieben Schoppen Milch gebe pro Tag... Und eine Katz muß ebenfalls herbei, die Hafnergrit hat mir bereits eine junge, dreifarbige versprochen von ihrer gar fürtrefflichen Art, die besten Mauskatzen im ganzen Dorf... Und zwei junge Hühner... Und ein Laternchen, um in den Stall zünden zu können... Auch Kartoffeln will ich pflanzen, der Meister wird mir wohl gestatten, dann und wann ein Täglein aus dem Dienst zu stehen; werde mit dem Ammann reden, ob nicht eine Allmendreute zu pachten sei...

Solchermaßen spekulierte meine Anny, schaffte schier Tag und Nacht und hauste und ruhte nicht, bis all' ihre Vorhaben und Pläne in Erfüllung gesetzt waren; ging außerdem zu des Untervogts werken sowohl zur Winters- als zur Sommerszeit, so oft man ihrer bedurfte. Und bekam dafür, nebst den Taglöhnen auch noch viel Eßbares geschenkt zum Nachhausetragen, denn die Meisterin war eine gar gute.

Morgens in aller Frühe ging sie, meine Anny, unsere Gaiß melken, trug Wasser und Brennholz in die

Küche, legte mir zum kochen, für den Tag über, alles hübsch zurecht, um alsdann sich zum Bauer in Dienst zu begeben. Abends sodann, nach ihrer Rückkehr, begann sie schon wieder zu arbeiten — stricken, flicken und waschen — bis in die späte Nacht hinein, schien gar nicht müde zu werden... Das hättest du sehen sollen, welch' drollige Figur ich machte bei meinen ersten Kochversuchen und wie das Geköch entweder halb rauh blieb oder angebrannt oder auf sonstige Art verpfuscht wurde. Wie lachte die Anny, wann sie etwa dazu kam oder ich ihr davon erzählte! Freilich war mein Speisezettel ein einförmiger zu nennen: des Morgens und des Abends Milch- oder Bohnenmus, zu Mittag entweder Kartoffel mit Aepfelschnitzen oder Aepfelschnitz mit Kartoffel. Nach und nach jedoch machte meine Kochkunst erhebliche Fortschritte; ich lernte Brei kochen und Rübensuppe und Kartoffelstock; einstmals, eines Sonntags und um die von der Kirche zurückkehrende Anny damit zu überraschen und zu erfreuen, versuchte ich's sogar mit Mehlklößen; doch dieser Versuch war doch allzukühn, er schlug jämmerlich fehl, so daß meine Frau noch lange hernach darüber lachte...

So vergingen unsere ersten Ehestandsjährchen in Glück und Friede. Wir schwangen uns ordentlich durch. Mich plagte nur Eines, trübte mir manche Stunde: Wohl waren meine Beine fast vollständig gelähmt, sodaß mich nur mit Hilfe der Krücke von einem Ort zum andern bewegen konnte, doch die Hände und Arme waren mir heil geblieben — was sollte ich den langen Tag über mit meinen Händen und Armen anfangen?

Dieselben müßig in den Schoß legen, wann andere Leut' emsig arbeiten und meine Anny sich fast zu Tode werkt von früh bis spat? Mutterseelenallein im Häuschen drin hocken und lauschen und die Stunden zählen und Viertelstunden? Denn das Lesen hatt' ich nicht erlernt, nicht einmal in der Prattig wußt' ich mich zurecht zu finden, konnte mir nur so die Bilder und Zeichen betrachten — kann man sich ein langweiliger Leben denken? So seufzte ich viel hundert Mal und machte mir oftmals ein Gewissen daraus, nur genugsam von den magern Speisen zu essen, da mir ja meine Anny den Unterhalt verdienen mußte, sie allein.

Und hörte ich vom Dorfe her die Rosse wiehern und das lustige Peitschengeknall und die Wagen rasseln, fühlte ich etwas wie Heimweh mich überkommen, und sah ich die Leut' draußen auf dem Feld ackern und hacken und säen oder mähen, heuen und Garbenbinden von meinem Stubenfensterchen aus, da juckte es mich in allen Fingern, mich däuchte, ich selbst müsse ihnen schaffen helfen gehen... Mitunter wurde ich ordentlich übellaunig vor lauter Trübsal und Langeweil: Und wann dann die Anny mich ausschalt und sagte: Quäl dich doch nicht mit solch unnützen Gedanken, du mußt dich halt auch in dein Schicksal fügen. Bis anhin haben wir Gott sei Dank keinen Mangel leiden müssen. Da erwiderte ich: Ja, so lang du rüstig bist und tapfer werken kannst! Doch, was sollen wir dann anfangen, wann du mal älter und schwächer wirst und die Untervögtin nicht mehr am Leben? Die Jungen werden wohl nicht mehr die großen Rücksichten tragen, jedenfalls

der künftige Großbauer Xaver nicht, der aus ganz anderm rauhem Holz gedrechselt ist!

Als ich einstmals vom Mißmut überwältigt, meine Krücken weit von mir schleuderte — was trug's mir ein? Daß ich auf allen Vieren hinkriechen mußte, um die beiden unvermeidlichen Gehhölzer wieder an mich zu bringen.

X.

Da, eines Abends — es war in den Hundstagen, und es herrschte eine Glühhitze bis in die Nacht hinein und ich war just damit beschäftigt, die Hühner einzuthun — da kam ein ältliches runzliges Männchen mit einem mit Rytern und Wannen [1]) beladenen großen Handkarren auf unser Häuschen zugefahren. Ich erkannte ihn gleich, es war der Korbflechter und Rytermacher aus Hersiwyl, welcher seinen gewohnten Strich hausieren ging und von den Bauern gern gesehen wurde.

Er habe, berichtete er mir, heut' Abend noch nach der Schälismühle, seinem gewohnten Herbergsort, fahren wollen, es sei ihm jedoch oder vielmehr seiner Frau 'was hinderliches in die Quere gekommen. Deshalb möchte er mich freundlich anfragen, ob sie vielleicht bei uns übernächtigen können? Das Bett führten sie bei

---

[1]) Geschirre zum Reinigen des Getreides.

sich mit und auch kochen thäten sie selbst; alles, was sie bedürften, sei ein Winkel zum schlafen, sowie ein Plätzchen für das Arbeiten etwa ein, zwei Täglein lang. Es sei unser Häuschen so hübsch abseits und ruhig gelegen und das Brünnlein bequem nah'.

Nun ja, sagte ich — ich denk', Ihr werdet schon hier bleiben können, die Anny wird bald da sein, denn jetzt ist ja Feierabend. Nehmt vorläufig Platz, hier im Schuppen!

Nach einer Weil trifft auch die Frau des Ryternmachers ein und wiederholt das Gesuch. Und ich sage zu. Ich dachte: es sind dies arme, aber als brav bekannte Leut'. Und wie froh bist du als armer Bub gewesen, wenn dich jemand bei sich aufgenommen...

Freilich wollte meine Anny bei ihrer Heimkunft anfänglich saure Miene machen. — Almosengeben ist eine rechte, gottgefällige Sach', selb ist wohl wahr, meinte sie, als wir beide uns allein im Stübchen befanden; allein fremde Leut' ins Haus aufzunehmen, ist doch nicht immer ratsam, besonders sie in der Küche hantieren zu lassen, da man nicht weiß, was sie im Schild führen... Nun, lenkte sie ein, da du Ja gesagt, mag ich nicht Nein sagen, ein ander Mal aber dürftest du nicht gar so voreilig sein, sondern auch meine Meinung darüber abwarten...

Die Ryternmachersfrau war eine gar redselige, wußte Bescheid auf und ab und kannte die Großbauern all' bis tief ins Bern- und Luzernergebiet hinein samt ihren Verhältnissen und Familiengeschichten, Totfällen und

Heiraten; konnte reden wie ein Aflikat[1]). Und sie that es nicht anders, die Anny mußte von ihrem Kaffee trinken, herrlichen, wohlschmeckenden Kaffee, den zu jener Zeit, des teuern Preises wegen bloß reiche Bauernweiber zu trinken sich erlaubten und dies erst ganz heimlich, damit das Mannsvolk es nicht merken sollte. . . Und als des folgenden Morgens die Anfrage wiederholt wurde, ob wir wohl gestatten wollten, im Hausschuppen zu arbeiten, da antwortete meine Anny rasch und bereitwilligst: Ja, ja, so lang es Euch beliebt! Solch' brave Leut' kann man schon leiden — gelt, Hans!

Und sie verblieben bei uns eine halbe Woche, und das däuchten mich wahre Festtage. Denn jetzt konnte ich doch auch wieder mit jemanden weidlich schwatzen und zwar mit einem Mannsvolk, schwatzen über dies und das, die Landwirtschaft, das Fuhrwerken, von den Rossen, über Kauf und Lauf und anderes mehr. Und was das alte schwärzliche Männchen allerhand zu erzählen wußte, potz Kirschenblust! Er war Soldat unter'm Napoleon, bei den Achtzehntausenden[2]), hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht selbigen kalten Winters anno zwölf, hatte geschlagen und gestritten, bei Moskau und fast in allen dortigen Schlachten, und manchmal schrecklich gehungert, konnte an der Beresina nur mit knapper Not dem Tod entrinnen und mit einem blutjungen deutschen Offizierchen sich durch Polen und Pommern durchschlagen, geriet in preußische Gefangenschaft, lernte harten Pumper-

[1]) Advokat.
[2]) Schweiz. Hilfstruppen.

nickel essen, mußte mit selbigen Preußen gegen den Napoleon ziehen, was ihm jedoch schrecklich zuwider gewesen, weshalb er bei schicklicher Gelegenheit ausriß und endlich unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten wieder in seiner Heimat anlangte. Nein, nicht in seiner Heimat, war er doch ein Heimatloser, ein sogenannter Tolerant! Hatte überdies weder Vater noch Mutter mehr, keinen Menschen besser als der andere auf Erden, mit Ausnahme jenes deutschen Offizierchens, ein Adelssohn aus Köllen am Rhein, dem er das Leben gerettet und welcher ihm versprochen hatte, für ihn sorgen zu wollen sein Lebelang. Doch das junge Herrchen werde wohl bald gestorben sein, es hustete damals gar hohl und sah so leichenbleich aus, der Tod schaute ihm bereits aus den Augen! meinte der Ryternmacher. — Darauf erzählte er, immer emsig arbeitend, wie er hernach mit seinen halberfrorenen Füßen fechtend landauf und abgezogen sei, in Aarau drunten eine Stell' als Offiziersbursch gefunden und als dieser infolge Sturz vom Pferd sich das Genick gebrochen, wiederum nicht gewußt habe, was in dieser elenden Welt anfangen. Bis er droben im Derendinger Schachen mit einer herumziehenden Korberfamilie bekannt wurde, eine Tochter des „Hauses" heiratete, seine nunmehrige Frau. . .

Oftmals ging mir ob dem Zuhören das Feuer in der Pfeife aus, ich vergaß beinah' das Kochen und Essen über all den seltsamen Geschichten. Ich wich kaum mehr von der Seite des alten Männchens, reichte ihm die zum Flechtwerk nötigen Bestandteile dar, war ihm behilflich nach Wissen und Kräften.

XI.

Und die beiden Leutchen kehrten in gewissen Zeiträumen wieder und weilten immer wie länger in unserm stillen Häuschen am Rain.

Die Frau ging in die umliegenden Dörfer hausieren und kehrte allabend mit einem hochaufgetürmten Karren voll Flickarbeit: Rytern, Wannen und Körb' zu ihrem Männchen zurück. Auch viele neue Waar' setzte sie ab, stand dieselbe doch überall in erstem Kredit. Und jedesmal bei ihrem Wegzuge ließen sie uns ein Geschenk zurück, einen neuen Korb oder Kratten, oder auch für die Anny ein Halbpfund Kaffee oder Zucker.

Einmal, es war eines unflätigen Winterabends, kamen sie auch wieder angefahren über und über voll Schnee, es stürmte nämlich und schneite in einem fort, man hätte keinen Hund vor die Hausthüre jagen dürfen. Die arme Ryternfrau war völlig durchnäßt und keuchte und hustete zum Erbarmen. Meine mitleidige Anny bot ihr eiligst trockene Kleider und den warmen Ofensitz an, säumte auch nicht, einen frischen kräftigen Kaffee zu bereiten. Doch trotz Stubenwärme und Kaffee fing die Alte immer stärker an zu schauern, klapperte förmlich mit den Zähnen. Man brachte sie zu Bett, brachte ihr Thee und andere erwärmende Getränke, das Keuchen aber und Husten nahm immer zu, desgleichen das Seitenstechen; kriegte Bäcklein rot wie Glut und schon Tags darauf redete sie bisweilen irr. Es war, wie der Doktor erklärte, eine heftige Lungenentzündnng, von welcher

die Aermste befallen worden, und trotz der sorgsamsten Pflege war sie nach vier weitern Tagen eine Leich'.

Ihr Mann geberdete sich, als wollt' er sich hintersinnen. Es war so bedauerlich, zu sehen, wie er neben der aufgebahrten Leiche saß und sie immerdar anstarrte, ohne was nennenswertes zu genießen, zwei Tag und Nächte lang. Und erst als wir vom Kirchhof heimkehrten, brachen seine Thränen los und sein Jammer: Ach, hätt' ich doch mit ihr sterben können, läg' ich doch ebenfalls bei ihr im Grab, klaftertief unterm Boden! Wir haben uns so friedsam vertragen — sechsundzwanzig Jahre lang — und einander kein ungutes Wort gegeben, ausgenommen wegen dem Knaben — dem unglücklichen Knaben, wegen dem vielen Kummer und Verdruß, so er uns gemacht. Gelt, Ihr wißt nicht, daß wir ein Kind hatten, einen Buben? Vor zehn Jahren, am Simon- und Judätag ist er gestorben... Ihm geschah damit wohl; und auch uns, da er auf so traurige Weis' aus der Art geschlagen — ich mag nicht davon schwatzen, die Selige und ich haben's uns gelobt; obgleich sie oft weinte bei dem Gedanken an den Verlorenen, Mißratenen, halbe Nächte lang, daß ich's nicht hätte merken sollen...

Und nun ist sie tot, sie, auf die ich mich zu allen Zeiten hab' verlassen können, die mir die Waar' so fleißig und getreulich zu- und fortgetragen und so gut mit den Leuten zu verkehren gewußt und für alles gesorgt hat, so daß ich ruhig und gemütlich bei meiner Arbeit sitzen bleiben konnt' Tag für Tag. Nun steh' ich einsam und verlassen da, gleich einem kleinen Waisenkind, hab' keine

Stütze mehr auf der ganzen Welt. Wär' ich doch gestorben statt meine Ursa!

So jammerte das Männchen. Und nach einer Weil sagte meine Anny: Wißt Ihr was, Nazi, bleibt bei uns! Wir haben Euch ja gern und Ihr seid uns durchaus nicht im Weg — gelt, Hans? Was sagst du dazu, Hans? — Sie hatte mir aus der Seele gesprochen — ich hätte dasselbe schon zuvor sagen wollen, doch — heut', in deinen ledigen Jahren verstehst du das halt noch nicht, wirst es aber schon noch verstehen lernen. . .

Also verblieb das Rytermännchen bei uns und begann sein Handwerk fortzusetzen. Allerdings mußte er nun selbst hausieren gehen. Zu Haus' aber arbeitete während seiner Abwesenheit ein Lehrjunge. Und dieser Lehrjung' war ich, der Hans! Nahm es zu Anfang freilich dumm und tölpisch genug zur Hand, doch mein Lehrmeister übte Geduld und sagte zu meiner Aufmunterung: Höre, Hans, ich selbst verstand, als ich zu meiner Ursa kam, von dem Metier noch weit weniger denn du, verstand nicht einmal eine Weidenruthe richtig zu putzen. Die Ursa mußte mir ebenfalls alles zeigen und vormachen, und nach und nach ward ich geschickter und flinker — wozu hätten wir sonst unsere Augen im Kopf und „Schenih" im Hirn, wie mein Herr Leutenant zu sagen pflegte. Nur Kurasch! so rief man sich damals in schwierigen Fällen zu bei der großen Armee.

Auch meine Anny nahm an dem Korbflechten u. s. w. immer mehr Anteil; an Regentagen und zur hohen Winterszeit ging sie schon nicht mehr zu Untervogts werken, besonders da die Meisterin gestorben, die gegen

uns allzeit eine solch gute gewesen, weshalb wir sie auch ehrten und liebten, als wäre sie unsere leibliche Mutter, während ihr Mann Dursli schon wenig oder nichts mehr zu sagen hatte, sondern von seinen groben Buben übermault wurde, sodaß er einen ordentlich dauern konnte.

Doch ich wollte ja von unserm Korbflechten und Ryternmachen berichten: Wie meine Anny mehr und mehr zur Einsicht kam, welch' ein einträglich Gewerb' jenes war, oftmals dabei in einer Stund beinah' einen Franken zu verdienen, nämlich zu Zweit und beim Flicken, da gab sie das taglöhnen gänzlich auf und machte sich ans Verhausieren der Waar'. Sie war nun „Ryternfrau" geworden. Bloß ein- oder zweimal begleitete der Nazi sie auf ihren Gängen, um sie mit seinen Kunden u. s. w. bekannt zu machen; hernach versah sie ihr Geschäft so sicher und gewandt, als wär' sie dabei aufgewachsen, und brachte jeden Abend ein artig Sümmchen Kleingeld mit nach Haus'. Namentlich war dies zur Spätsommer- und Herbstzeit der Fall, alsdann die Bauern ihr Geschirr neu anschaffen oder flicken zu lassen pflegten. Und gefiel sich diese oder jene hochmütige Dorfbäuerin oder ihr Gäxnäschen darin, über die „Ryternanny" zu spotten — sie, meine Anny, ließ sich's nicht anfechten, sondern sagte: Weshalb sollt ich mich meines Geschäftes schämen? Besser korbflechten als faullenzen oder betteln. Um Geld thät ich alles, was ehrlich ist, sogar den schlimmen Klatschweibern eiserne Ring' durch die Nase ziehen oder die Mäuler zuheften, falls es befohlen und bezahlen würd', ja wohl!

XII.

Wir lebten uns in das Handwerk mehr und mehr ein, waren mit dem Erwerb sehr zufrieden und meinten, das werde immer so bleiben, ich und die Anny.

Nun hatte ich schon keine Langweil mehr. Denn, wenn wir beiden Männer unter dem schattigen Hollunderbaum am Bächlein saßen oder zur schlechten Jahreszeit im Scheunenschuppen oder im wohlgeheizten Stübchen drin und fleißig arbeiteten von morgens in aller Frühe bis in den späten Kiltabend hinein bei allerhand Gesprächen, da vergingen mir die Stunden, ich wußte nicht wie. An Arbeit fehlte es uns nicht, ja zur Spätsommerszeit kriegten wir deren gewöhnlich mehr, als wir bewältigen konnten, zumal die Anny ihre Hausiergänge immer weiter ausdehnte und ein gar gut Mundwerk hatte. Oftmals blieb sie drei, vier Tage von Hause weg, und wenn ich darüber meine Unruhe verriet, tröstete mich der Nazi: Laß dir keinen Kummer wachsen, Hans! Sie ist stark und kuraschiert gleich einem Mannsvolk, fürchtet sich allweg nicht! Die wär an der Beresina auch über die Brücke 'nüber gekommen, weit eher denn viel Hunderte von schwachmütigen und unbehilflichen Offizierchen und Soldaten, die nichts besseres zu thun wußten, als zu jammern und zu verzweifeln und den wilden Kosaken den Buckel darzubieten.

Ganze Haufen Wannen und Rytern brachte die Anny heim zum Flicken, ja, nahm es nach und nach sogar vor, die Sachen, wann nicht viel dran fehlte, an

Ort und Stell' selbst auszubessern. Von der neuen Waar' brachte sie selten mehr ein Stück nach Haus' zurück. So mehrte sich unsere Kundschaft und unser Kredit von Jahr zu Jahr im Land herum.

Bei dem hübschen täglichen Verdienst, und nachdem wir unsre auf dem Häuschen lastenden Schulden abbezahlt hatten, durften wir uns auch einen bessern Tisch erlauben, etwa des Sonntags ein bischen Fleisch und während der Woche statt der ewigen Kartoffeln dann und wann eine Mehlspeis'. Auch das Brot brauchten wir nicht mehr so ängstlich zu sparen und die Hühnereier beim letzten Stück zu verkaufen, es gelang uns dabei gleichwohl, Jahr für Jahr noch ein hübsch Kreuzerlein zurückzulegen. Denn außer für den bescheidenen Haushalt hatten wir sozusagen keine Auslagen, da ich seit meiner Verheiratung kein Wirtshaus mehr besucht, und auch das Anny sich um die Kleidermode wenig oder nichts bekümmerte. Wollten aber der Nazi und ich uns dann und wann was Gutes gönnen, dann ließen wir uns ein Tröpflein guten Obstbranntwein herbeiholen oder zur strengen Winterszeit einen Wachholder oder Weintreber. Das geschah gewöhnlich des Sonntagnachmittags- oder abends, und da lebten wir denn bei dem Gläslein Magentrost und dem Pfeiflein Tabak so vergnüglich wie Gott in Frankreich, wir alle drei, denn, unter uns gesagt, auch die Anny pflegte in solchen Fällen ein Schlücklein nicht zu verschmähen. Dann löste sich des Nazi's Zünglein und er fing wieder an seine hundertmal erzählten alten Kriegsgeschichten zu erzählen vom Napoleon, den Generälen Ney und Kellermann und wie sie alle ge-

heißen haben, von dem Kriegszug in das unendlich wüste Rußland hinein, wie die Welt noch keinen solch glänzenden und mächtigen gesehen, und wie der Rest der vielen Hunderttausende sich retiriert habe unter Jammer und Elend; und die Russen zu beschreiben, die bärtigen, ungewaschenen Kerls, wie sie auf ihren magern Rößlein einhergesprengt kamen, so zahlreich wie die Bremsen und gleich Wilden, und mit ihren langen Bratspießen auf die verhungerten fliehenden Feinde grausam eingestochen haben, und welch' gräßliche Kälte damals geherrscht — es lief einem der Schauder über den Rücken beim bloßen Zuhören; selbst auf der warmen Ofenbank! Und wie öd es ausgesehen in dem Rußland, oft zehn, zwanzig Stunden weit kein Dorf noch Stadt anzutreffen, nichts als Wald und Morast, Schnee und Eis; kein lebend Tier, als hungrige Wölf' und Krähen, um die aufzufressen, welche sich vom Zuge verirrt oder vor Elend sich nicht hatten weiter schleppen können. Und wie es in Polen und im Pumpernickelland Gegenden habe, wo die Leut' und das liebe Vieh beisammen schlafen in demselben Saal drin, und hundert Stund weit, auf dem roten Polisgrunde, nichts wachse denn Bins und Vogelkraut und übermütige Junker und demütige Bäuerlein, die aber oft auch recht grob werden können. Und wie zu Köllen am Rhein eine prächtige, mächtige, alte Kirche steh' und eine solche auch zu Freiburg im Breisgäu, und welch' süßkräftiger Wein wachs' drunten am Rhein und fast ebenso guter im Markgrafenland, und ein Bier zu treffen dort drunten, so ausnehmend fett und klebrig, und die Polizeier so stolz und brutal seien u. s. w. u. s. w.

Oder er erzählte alte Märchen und Rittergeschichten, von welchen er eine ganze Menge in Vorrat hatte, eine grauslicher und kurzweiliger denn die andere. Oder wie er und seine Ursa zusammengekommen seien und so armselig zu hausen angefangen: mit einem halben Gulden Bargeld und zwei Gulden Schulden, und ein jedes der beiden Ehegatten außerdem noch ein Säcklein, mit dem wenigen Handwerksgeschirr und etwa ein elend Hemd drin, mit sich herumtrugen, ihre ganze Habe. Und wie der Körber Schwiegervater eines Tages ihnen die Ehesteuer ausrichtete, indem er sagte: Dir, Nazi, verleih' ich anmit das ganze Buchsgau samt dem Niederamt — nämlich als Hausiergebiet — und das Aargau und Luzernergebiet noch obendrein, als Trinkgeld; den übrigen Strich aber von Wangen bis nach Murten hinauf und bis ins Emmenthal hinauf behalt ich für mich und meine Buben — gehört? Und nun paß' auf, daß uns nicht etwa ins Gehäg' kommst, es könnte dies Streit absetzen. . .

Und wann er solchermaßen erzählte, horchten wir ihm mit großer Andacht zu, und die Anny sagte oft zu mir voller Verwunderung: Wie doch die Welt so groß ist, gelt, Hans! Und allerorten Dinge geschehen, merkwürdige und erstaunliche, von welchen unsereiner, die kaum eine Näsenlänge herum gekommen, nicht die Ahnung haben! Und was Ihr, Nazi, allerhand gesehen und erlebt habt, es kann einen Wunder nehmen, daß Ihr noch so gesund und kräftig seid!

Auch die Anny brachte von ihren Hausierzügen kreuz

und quer jedesmal eine ganze Hutte[1]) voll Neuigkeit mit nach Hauf': Heiratsgeschichten, Tod- und Unglückfälle, Erbschaften und Prozesse und Schlägereien oder was sie sonst noch vernommen hatte. Und der Nazi erkundigte sich bei ihr über das Ergehen dieses oder jenes Bauern in der Nähe und in der Ferne und that oft über das Gehörte sehr erstaunt, schien er doch alle Leut' zu kennen weit und breit, landauf und ab.

XIII.

So vergingen die Jährlein eines um das andere, ein wahrhaftig glücklich Stillleben, von keinem nennenswerten Zwischenfall unterbrochen.

Und ein neues Jahr war soeben angetreten worden unter gegenseitigen aufrichtigen und vielleicht auch unaufrichtigen Glückwünschen, Kuchenessen und mehr oder minder lauter Fröhlichkeit, wie immer. Hernach aber kamen bitterkalte Wochen, sodaß man hätte meinen können, das Eismeer mit all' seinen Schrecken sei ganz in die Nähe gerückt.

Es war am Aschermittwoch. Selbst in unserm wohlgeheizten Wohnstübchen vermochten die hartgefrornen Weidenruten nur mit Mühe aufzutauen, und die Anny hatte es für geboten erachtet, ihre beiden Milchgaißen

---

[1]) Kraxe.

mit meinen alten abgelegten Kitteln einzukleiden, drollig genug anzuschauen. Dringende Arbeit lag just nicht vor, ja grobe Flechtarbeit war des hartgefrornen Materials wegen nur höchst schwierig zu fertigen. Da stieg der Nazi in unsere finstere Rauchkammer hinauf und brachte ein sorgfältig in Lumpen gewickeltes Bündel herunter. Dasselbe enthielt Fasern von fremdländischem Holz und so fein gespalten, wie ich noch kein solches gesehen, des entferntesten nicht. — Das hat meine selige Ursa noch gerüstet, sagte der Nazi mit wehmütiger Stimm. Es wurden ihm, wie jedesmal, wann er seiner Ursa Erwähnung that, die Augen feucht. Nach einer Weil jedoch, nachdem er sich die Dingerchen genau beschaut und sortiert, erzählte er: Ich habe mal — freilich 's ist schon lange her, wohl an die fünfundzwanzig Jahr — ein Armkörbchen geflochten mit den Anfangsbuchstaben meines Namens drin, ein J und ein U, samt der Jahreszahl und all' Leut', die es sahen, lobten daran die große Kunstfertigkeit, und die Frau Amtschreiberin in Olten zahlte mir dafür einen ganzen Neuthaler[1]) und stellte mir auch noch eine Flasche Wein auf nebst Käs' und Brot. .. Nun will ich's versuchen, ob ich noch ein solches zu Stand bringen kann. Hab' ja Zeit[2]) dazu — nicht wahr, Hans? Das Ding soll dann Euer sein, damit Ihr mal sagen könnt: das hat noch der alte Nazi gemacht zum Andenken!

---

[1]) Circa sechs Franken.
[2]) Muße.

Und er machte sich ans Werk. Manchmal mußte er sich ordentlich besinnen über das richtige Einteilen, damit es wohl geräte. Ich und die Anny lugten ihm dabei aufmerksam zu. Und die Anny meinte voller Bewunderung: Würd' ich hundert Jahr alt und thät' allzeit daran herumstudieren, so was Künstliches brächt' ich halt nimmer zuweg! Du ebenso wenig, gelt Hans? Nein, antwortete ich ebenso erstaunt und that dabei solch kräftige Züge aus meiner Tabakspfeife, daß es ganz neblig wurde in der Stube und die Anny mir zurief: Willst etwa Speck räuchern, he? Es raubt mir ja den Atem! Hier, rüste mir diese Kartoffeln, es hindert dich nicht am Zulugen. Ich aber geh' Feuer anmachen — herrje, schon elf Uhr, wie konnt' ich mich nur so vergaffen!

Samstag abends brachte der Nazi sein kleines Kunstwerk zu Ende. Und er selbst freute sich des guten Gelingens ganz kindlich. Steg und Bogen, die Reiflein und Sterne, auch die Anfangsbuchstaben samt Jahrzahl, alles so ungemein zierlich, und das feine Flechtwerk überhaupt, nirgends das geringste Ueberschüßlein oder Fehlerchen zu entdecken am ganzen Körbchen. Und nachdem er's in Seifenwasser gewaschen, sah es hübsch weiß aus gleich einem Bleichetuch. Und die Anny rief: Selbst für den hl. Vater in Rom wär' es gut und kostbar genug! Doch der hat ja kein Weibsvolk im Haus', das mit dem Körbchen am Arm in der Stadt herum Staat machen könnt'...

Und am Altefastnachtsabend buck sie, die Anny, Butterküchlein verschiedener Sorte, je ein Plättlein voll. War es doch so von jeher Gebrauch selbst in den ärmeren

Familien und sollte, wie die Dorfweiber zu sagen pflegen, der Schuldenweibel auf dem Pfannenstiel hocken. Und diesmal that sie sich's um so weniger gereuen, da es ja unserm Nazi zu Ehren geschah, der uns das prächtige Kunstgeflecht zum Geschenk gemacht hatte. Freilich zeigte das alte Männchen sich heute zu Genüssen nicht recht aufgelegt, klagte über Schwindel im Kopf, Herzklopfen und große Müdigkeit in den Gliedern; die Anny mußte ihm eigentlich zureden, daß er die Küchlein nur versuchte [1]), und nachdem er dieselben versucht hatte, fand er sie ausnehmend gut und duftig, er aß von allen Sorten und ließ sich dazu auch den diesmal mit Zucker versüßten Milchkaffee ordentlich schmecken. So, sagte er, sich den Mund mit dem Handrücken abwischend, nun hab' ich ja gegessen wie ein Drescher! Hans, meinte er, ich denke, wir stecken nun auch unsere Pfeifchen in Brand und thun ein's plaudern, wir können ja bis in den späten Wintermorgen hinein noch genugsam schlafen, nicht wahr?

Und nachdem die Anny die Küche besorgt und den Hausthürriegel vorgeschoben hatte, öffnete sie ihren Wandkasten und zog aus dem Grunde desselben eine gefüllte Flasche hervor und lachte und sagte: Alten Branntwein, herrlichen Enzian, der mir vor drei, vier Jahren 'mal von der Brunnersbergsennin ist geschenkt worden, zur Belohnung für einen Dienst, eigentlich eine wichtige Botschaft, die ich ihr ausgerichtet... Gelt, Hans, davon wußtest du nichts? Ja, weißt, dem Mannsvolk darf man

---

[1]) kostete.

nicht alles sagen... Nun aber wollen wir doch sehen, ob der Enzian wirklich so gut. Es ist ja heut' alte Fastnacht, auch lebt man nur einmal, gelt, Nazi. Und der Nazi konnte die Güte und Milde des alten Wurzelbranntweins nicht genug preisen. Und wir saßen am Ofentischchen so gemütlich beisammen und tranken und schmauchten und schwatzten dies und das, Heiteres und Trauriges durcheinander, bis die Wälderuhr zwölf schlug. Der Nazi sagte: Nun aber ist Zeit zum Schlafengehen; es wird mir auf einmal wieder so trümmlig [1]) im Kopf! — Und während ihm die Anny die Schuhriemen auflöste, fügte er die Bemerkung hinzu: Heut' vor sechs Jahren war es, da die Ursa gestorben — heut' ist der Vierzehnte...

Seit Jahr und Tag hatte er kein Wörtchen mehr von seiner seligen Ursa gesprochen, obgleich er es keinen Abend unterlassen, für ihre Seelenruh' einen frommen Rosenkranz zu murmeln.

Ich und die Anny schliefen in jener Nacht gleich Murmeltierchen. Und am Morgen rief die Anny beinah' erschrocken aus: Herrje, es läutet schon das erste Zeichen und wir liegen immer noch zu Bett'. Das heiß' ich mal geschlafen! Doch, es ist ja Winterszeit — in Gottesnamen aufgestanden! fügte sie fromm hinzu. Und nach einer Weil kam sie mich beauftragen: Geh' den Nazi aufwecken, Hans! Der schläft heut' auch länger denn sonst... Ich geh' nur noch hurtig die Gaißen tränken, dann bring ich das Morgenessen herein.

---

[1]) schwindlig.

Also ruf' ich in das Hinterkämmerlein hinein: Nazi, das Morgenessen steht bereit, wenn Ihr nun aufstehen wollt'. — Keine Antwort. Ich rufe noch lauter: Nazi, schlaft Ihr noch immer? — Auch diesmal kein Bescheid. Das fällt mir auf, ich stelze zu ihm hinein, taste mit den Händen an seinem Lager herum, erhasche zufällig eine Hand — doch was soll das? Die Hand war eiskalt... Ich rufe: Anny, bring eilig Licht her, der Nazi, der Nazi! Ich glaube fast, er ist gestorben... Ich schlottere vor Angst am ganzen Leib, und die Anny in der Küche nebenan läßt vor lauter Schrecken einen Topf Milch zur Erde fallen und kam hurtig herbeigeeilt mit dem Herdampelchen in der zitternden Hand. Da liegt der Nazi bleich und mit starr d'rein glotzenden Augen und die eine Hand auf das Herz gelegt... Und regt sich nicht... Zum Pfarrer! schreit die Anny und rennt zum Haus hinaus. Ich aber weiß mir weder zu raten noch zu helfen. Ach Gott, frug ich mich, könnt' es wirklich sein, daß er tot ist? — Nazi! Nazi! ruf ich wieder. Ich will ihm frisch Wasser anspritzen! denk ich und stelze in die Küche hinaus, kann jedoch vor Aufregung den Wassereimer nicht finden... Da kommt aber die Anny schon zurück, gefolgt vom Pfarrherrn; dieser kaucht in die Hände und frägt: Wo ist denn der Mann? — Die Anny befiehlt: Licht her, Hans — wo steckt denn das Licht? — D'rin im Kämmerlein, antwortete ich; aber ich kann kein Wasser finden — wo steckt der Wassereimer, Anny?

Die Anny nimmt den alten Pfarrherrn bei der Hand und führt ihn ins Kämmerlein, ich stelze ihnen nach.

Nazi! schreit die Anny ihm ins Ohr, Nazi, guckt, der Herr Pfarrer ist da!... Nazi, nun so sprecht doch, nur ein Wort, Nazi! bittet sie. Doch der Nazi bleibt stumm. Und nachdem der Pfarrer ihm den Puls und das Herz befühlt, sagt er: Ihr guten Leut', der Mann ist tot. Der Schlag muß ihn gerührt haben, wahrscheinlich schon vor langen Stunden, denn er ist bereits steif und kalt. Ihr müßt Euch halt d'rein schicken... Die Anny fängt an zu weinen so laut, daß man's bei des Hechlers drüben hören konnte und jene Leutchen verwundert herbeigeeilt kamen, um sich nach der Ursach' zu erkundigen. — Ein leiblicher Aetti [1]), jammerte die Anny, hätt' gegen uns nicht gütiger sein, kein Mensch es besser mit uns meinen können als er, der Nazi, es gethan! Und mußte nun sterben, so plötzlich und ohne daß wir ihm beistehen konnten in seinem letzten bangen Stündlein, das dauert mich, nicht auszusprechen!

Der Pfarrherr aber mahnte: Wollen für die arme Seel' ein fromm Gebet verrichten... Und drauf dankten wir ihm für seine Müh' und die Anny bestellte für den Abgestorbenen drei hl. Seelenmessen.

Als wir den Nazi begruben, war der Boden ellentief gefroren, und es traf sich, daß der Verstorbene just zu Fußend' seiner Ursa zu ruhen kam.

Und die Anny ließ ihm einen Grabstein errichten, genau so hoch und schön, wie dem reichen filzigen Grabenbauer seiner. Und als die Leut' darüber die Nasen

---

[1]) Vater.

rümpften, meinte sie und sagte es ganz laut: Einen bräveren Mann, denn unser Nazi, birgt der ganze Gottesacker nicht, drauf dürft' ich schwören!

Das Körbchen aber, so von dem Verstorbenen uns zum Andenken hinterlassen worden, schlossen wir sorgfältig in das über der Stübenthür' sich befindliche Glaskänsterlein. — Das wird nicht verkauft, entschied die Anny, eher ging ich betteln!

XIV.

Welch' große Lücke der Tod des Ryternmännchens in unserer kleinen Familie zurückgelassen, kriegten wir sogleich zu fühlen, erzählte Hans weiter. Besonders ich. Erstens war ich, wann die Anny sich auf ihre Hausierergänge begab, wieder so einsam und verlassen, wie damals, als wir in dies Häuschen gezogen. Niemand mehr zugegen, mit dem ich schwatzen und mich unterhalten konnte, als etwa die Katze oder die Hühner mit ihrem dummen Singen und Gackern. Zweitens waren es früher vier Hände gewesen, wovon die geschicktesten und fleißigsten nun ruhten für immer. Und sein stilles und dabei doch so vergnügtes Wesen, das mit all' dem Gebotenen sich stets zufrieden gab, sofern nur das dem Soldaten zusagende Schnäpslein nicht fehlte, und niemals seinen eigenen Vorteil suchte, sondern uns hausen half nach Kräften. Das, sein Tod, war ein Verlust, der sich nicht hoch genug berechnen ließ.

Eine Zeitlang hatte ich gehofft, mit Hilfe der angewendeten vielfachen Hausmittel werde mein Bein so weit gesunden, daß ich wenigstens ohne Krücke mich bewegen könne. Doch hab' ich bereits meinen fünfzigsten Geburtstag hinter dem Rücken und wie du siehst, geht's mit dem Marschieren von Jahr zu Jahr eher schlechter. Ja, bedeutend schlechter! Denn nun sind die verfluxten Gsüchte [1]) noch hinzugekommen, die mich oft zwicken und plagen, kaum zum Aushalten, besonders wann es ander Wetter geben will — guck mich nur an, von diesen Molesten kennst du bei deinen blutjungen Jahren halt nichts, in deinem Alter, da hätt' ich selbst ebenfalls über alle Hecken springen mögen!

Und kehrte die Anny auf ihren Hausiergängen und Reisen oft erst nach drei, vier Tagen wieder nach Haus' zurück und ich beklagte mich darüber, weil ich mich so allein und vereinsamt fühlte, da fing sie an aufzubegehren gleich einem Rohrspatz und sagte: Ja, du in der warmen Stube drin und unter dem Schutz des Daches hast gut reden; derweil ich bei Wind und Wetter und auf garstigen Wegen meinen schweren Karren schleppen muß Land auf und ab! Denn die Bauern bringen einem Arbeit und Verdienst nicht auf dem Tellerchen entgegen, vielmehr muß man sie aufsuchen und oft stundenlang warten, bis die Leut' vom Feld heimkommen. Und bringt man ihnen die Sachen zurechtgeflickt zurück, hat entweder die Frau zum bezahlen kein Geld oder der Mann just keine

---

[1]) Rheumatismen.

Münz'[1]) bei der Hand und läßt dich wiederum eine Weil' warten... Ich wollte, du gingst 'mal hausieren, würdest dann sehen, wie rasch das zugeht!

Ja, ich wollt' gern, wenn ich nur könnt'! dachte ich und griff dabei wehmütig an mein lahmes krankes Bein. Und die Anny gab mir gleich wieder gar gute freundliche Wort' und sprach über mein Verlassensein ihr herzlich Bedauern aus und suchte mich zu trösten und aufzumuntern.

Eines Tages kam ein verlauster Kerl an unsere Stubenthür pochen, ganz frech mit dem Stock, ja, trat gleich keck ein und frägt, ob's denn wahr sei, daß der alte Nazi gestorben? Er, der Mann, hatte rote Haar und stank wie ein Schnapsfaß.

Die Anny aber antwortete: Ja, den Nazi haben wir vor einigen Wochen begraben. Und nun, was soll's?

Nun — ich — ich bin sein Schwager — das heißt, der Ursa ihr jüngerer Bruder. Und bin gekommen, um zu sehen, was aus des Nazi's Sachen — der Handkarren, das Geschirr und Geld — geworden ist... Er wird doch wohl auch Geld hinterlassen haben?

Gewiß hat er das, erwiederte die Anny. Es waren neun Franken und etliche Batzen, die in seinem Geldbeutelchen staken und von uns zu Handen genommen wurden. Dafür 'zahlten wir die Ankleider, den Totengräber, die Gräbniskosten und den Pfarrer für die drei

---

[1]) Kleingeld.

hl. Messen, sowie die Gebühr für Wachs und den Sigristlohn und den Totensarg und den Grabstein — Wollt Ihr etwa das uns rückzahlen samt dem, so wir zugelegt, he? Dann könnt Ihr alles nehmen, was der Nazi hinterlassen hat. . . Habt Ihr sein Grab schon gesehen?

Nein. Hab' auch kein groß Verlangen. Aber erben will ich, die Sach 'raushaben, die der Alte hinterlassen hat, bin ich doch sein nächster Verwandter! polterte der Landstreicher und spähte dabei forschend in der Stube herum.

Ich sah, wie in meiner Anny der Zorn aufstieg, wie sie ganz rot wurde im Gesicht. Sie trat kühn vor den Lump hin und sagte: Ich frag' noch einmal — wollt Ihr uns die gehabten Unkosten vergüten?

Der Kerl aber that, als hörte er das nicht, wahrscheinlich, weil er keine fünf Rappen Geld besaß. Meine Sach' das Erb verlang' ich heraus, rief er trotzig, das Uebrige geht mich nichts an. Hab' weder die Messen bestellt, noch den Sigrist, der Alt hätt' ohne diese Faxen auch sterben können.

Da schrie die Anny, ihres Zornes nicht mehr mächtig und dem Bursch die Faust unter die Nase haltend: Ein Laushund bist, ein erzverfluchter Nichtsnutz und Schlingel! Nun weiß ich — also du bist der saubere Vogel, von welchem der selige Nazi mehrmals geredet hat, daß er sich nämlich schäme, ihn zum Schwager zu haben! Willst so gut sein und dich fortmachen, so schnell du kannst, oder soll ich den Landjäger[1]) holen, he?

---

[1]) Gensdarmen.

Augenscheinlich ging der Rote mit sich zu rat, ob er der Aufforderung freiwillig Folge leisten oder aber es auf die Gewalt ankommen lassen wolle. Erst als ich mich von meiner Werkbank aufrichtete und den Krückstock zur Hand nahm, ging er brummend zum Loch hinaus. Unter der Hausthür wendete er sich nochmals um und rief, drohend die Faust ballend: Ich werd' Euch schon finden und zwar am rechten Ort, zählt drauf! Will beim Teufel lugen, wer denn Erb' sei, Ihr oder ich! — Drauf stolperte er nach dem Dorfe hin.

So zornig hatte ich meine Anny noch nie gesehen. Der unverschämte wüste Kerl! rief sie. Wagt nach dem Erb' zu fragen, ohne sich nur darnach zu erkundigen, wo der arme Nazi begraben liegt um für seine Seel' ein Vaterunser zu beten. Und die heiligsten Sachen zu verspotten, dieser Gaißendieb!

Bald hernach jedoch, besonders als es gegen Abend ging, dachte sie über den Vorfall wieder ganz anders. Hätten wir doch, meinte sie, die paar Kleidungsstück und die neun Fränklein ihm an den Kopf geworfen, obschon es ihm nicht gehört, vor Gott und der Welt nicht! Aber am End' kann uns der schlechte verwogene Mensch mehr zuleid thun, ja hundertfach mehr, als der ganze Bettel wert ist. Er könnt' uns ja den roten Hahn — — höre, Hans, ich hab' keine Ruh' mehr, ich geh' hurtig ins Dorf hinein, um nachzuforschen, wohin sich der Kerl gewendet hat. . .

Sie begab sich wirklich ins Dorf hinein und kam erst zu Betzeitläuten wieder nach Hauf' und erzählte: Er focht

die bessern Häuser ab und ging dann in die Kreuzgaß-schenke; doch nur für kurze Zeit, hab' sich zum Dorf hinaus gemacht in Gesellschaft eines andern Schnurrers, der noch bedenklicher schwankte, denn er selbst. So sagte mir der Bendiklaus, er hackte Holz an der Gaß und hat alles genau gesehen. Und der Ammann, den ich um Rat fragen ging, meinte: Bah, mach dir keine Sorge. Dieser Mensch wollte bloß versuchen, von Euch was herauszupressen. Nun hat er gesehen, daß Ihr euch vor ihm nicht fürchtet. Er wird wohl nicht mehr kommen. Sollt's aber dennoch der Fall sein, dann schickt mir sogleich Bericht, ich werd ihm dann schon fortzünden lassen!

Längere Zeit konnten wir des Nachts den ruhigen, wohligen Schlaf nicht mehr finden aus Furcht, der Unhold könnte uns heimsuchen. Doch bewahrte uns der Herrgott gnädiglich; Nazi's Schwager ließ sich nicht mehr blicken, ich durfte den Stechpalmenknittel, den ich zu seinem Empfange in Bereitschaft gestellt hatte, schon wieder außer Sicht thun.

XV.

Von da an erwies sich die Anny gegen notleidende Leut' noch weit mildthätiger denn zuvor. Besonders den armen Kindern pflegte sie bei jeder Gelegenheit 'was zu schenken, Brot, Aepfel und Birnen, oder auch dann und wann ein Geldstückchen, damit die Alten ihnen dafür

Milch anschaffen konnten. Und wie sie die Kleinen herzte und schmatzte und mit ihnen tändeln und pläuderlen konnte und dabei oft feuchte Augen kriegte — o ich merkte es gut, wie sehr sie es bedauerte, daß uns eigene Kinder versagt worden, obgleich sie sich sorgfältig hütete, mir diese ihre Gedanken zu verraten...

Im allgemeinen lebten wir Beide, als befänden wir uns auf einer einsamen Insel, kümmerten uns nicht um Klatsch und die üblichen Dorfneuigkeiten, luden niemand zu Besuch ein und machten selbst auch keine solche unnötige, ließen jedermann in Ruh und wurden von den Leuten ebenfalls so gut als unbeachtet. Was uns sehr lieb war und heut' noch lieb ist. Denn sobald ein fremdes Aug' in unser Familienleben gucken kann, — so sagte die Anny öfters — oder falsche Zungen sich einmischen können in unsere innern Angelegenheiten, steht's mit dem ehelichen und Hausfrieden stets gefährlich. Hütet Euch vor überflüssigen Freundschaften, denn gewöhnlich schlägt die eine oder andere in leidige Feindschaft um! so hatte auch der Rat gelautet, den die selige Untervögtin uns mit auf den Weg gegeben — tröst' sie Gott!

Bloß einmal, seitdem der Rote uns molestiert, hatten wir einen Auftritt im Haus', erzählte Hans mit schalkhaftem Lächeln weiter. Doch es war kein sehr gefährlicher... Die Anny hatte nämlich die Ehr', hübsche Gotte [1]) zu sein, das Kind des Mathysen Bäbeli wurde

---

[1]) Taufpatin.

zur hl. Taufe getragen — du kannst nicht darum wissen, da du zu jener Zeit im Welschland gewesen. . . Für diesen seltsamen Anlaß zog die Anny ihren Hochzeitstaat wieder einmal an, und als sie so aufgedonnert vor mir stand, da mußte ich fast staunen, so verjüngt und stattlich sah sie aus und ordentlich stolz sah ich ihr nach. Abends wurde sie, wie bei Gevatterschaften ja gebräuchlich, vom Götti nach Hauſ' zurückbegleitet. Und er trank mit uns den Kaffee, und hernach schenkte ich ihm noch ein Gläschen von unserm alten Zwetschgenwasser [1]) — ich merkte nicht, daß er schon ein Säbelchen anhängen hatte — und hernach noch eins, trotz Anny's heimlichem Abwinken. Dabei wurde geschwatzt, gescheidtes und dummes, und erst als die Gotte bemerkte: Schon bald zehn Uhr? Wie's doch so schnell spät werden kann! fand es der Götti endlich an der Zeit, sich zu verabschieden. Nun aber nahm ich's ebenfalls wahr, daß der Mann beduselt, ja daß aus dem Säbelchen ein schwerer Schleppsäbel geworden war — das kräftige, herrliche Schnäpschen, die Stubenwärme und das fortwährende Schwatzen! Was sollte und konnte ich thun? Ihm unter den Arm greifen und als Stütze und Wegweiser dienen, mit meinen Krücken? Das ging doch nicht wohl an und er würd's auch schwerlich geduldet haben. Zwar die Anny leuchtete ihrem Herrn Götti sorgsam voraus. Das hinderte ihn jedoch nicht, draußen in der Küche einen Schritt nebenaus zu thun, nämlich mit dem einen

---

[1]) Zwetschgengeist.

Bein in die Aschengrube hinunter zu sinken und darin stecken zu bleiben. Wir zogen ihn mit vieler Müh' heraus, reinigten ihm notdürftig die Kleider, setzten ihm den Hut wieder auf. Er ließ alles mit sich geschehen, lachte nur so närrisch, war aber zugleich so plump und kraftlos geworden gleich einem Waschlappen. Alle selbständigen Gehversuche schlugen gänzlich fehl. So sah sich denn die „hübsche Gotte" schließlich genötigt, den Herrn Götti nun ebenfalls nach Hause zu begleiten, d. h. am Arm so eigentlich zu schleppen. Gut, daß es zu später Nachtzeit geschah und stockdicker Nebel herrschte und kein unberufenes Aug den Spaß mit ansehen konnte — — reich mir doch jenes Büschel Weidenruten, Jean! denn heut' plagt mich der Gliedschmerz im Bein, oih, das Zwicken und Stechen, der Schmerz in der Huft, schier nicht zu erleiden! . . . Ja, jenes Nachts, als die Anny wieder nach Hause kam und den Riegel sorgfältig vorgeschoben hatte, sagte sie: Jetzt erst weiß ich recht, welch einen braven, nüchternen und treuen Mann ich hab'. Da dieser Götti, der Jörg — ich hätt' vor Eckel und Zorn ihn anspeien mögen, ja wohl! — —

XVI.

Jahre vergingen. Und als ich nach einer buntbewegten Wanderzeit meine Schritte wieder nach der Heimat, dem stillen heimeligen Dörfchen im Buchsgau

zuwandte, wo meine Lieben weilten und nachdem ich meine reisemüden Glieder sattsam ausgeruht hatte auf dem Lager, das nur zärtliche Mutterhände so weich und bequem herzurichten vermögen, da ging ich auch meine lieben Vettern und Basen, Freunde und Bekannte aufsuchen. Ich mußte staunen fast bei jeder Begegnung mit Dorfleuten, zumal dem jüngern Teil derselben, mitunter groß staunen: Aus ehedem unansehnlichen rotznasigen Buben waren stattliche blühende Jünglinge, aus struppigen schmutzigen Mädchen blühende hoffärtige Jungfrauen geworden, die bei meinem Willkommgruß schier verschämt erröteten und mein Kompliment: Wie du, Bäbeli, oder Stineli oder Fränzeli — so groß und hübsch geworden! schalkhaften Blickes erwiederten: Ja, du auch — Ihr auch, wollt ich sagen! ... Viele jedoch, die ich vor wenigen Jahren noch als kräftige Männer und flinke, blühende Weibchen verlassen, waren alt, siech und runzelig geworden, einige von ihnen hatte sogar, zu meinem großen Erstaunen, der unerbittliche Tod von hinnen genommen.

Ach, und der Gunzger Hans! Wie sehr hatte der gute Mann gealtert und wie der landläufige Ausdruck lautet, abgenommen! Ich traf ihn auf der Ofenbank kauernd, das kranke lahme Bein in warme Decken gehüllt. Haupthaar und Bart waren völlig ergraut, die matten Augen saßen tief in ihren Höhlen, Stirne, Wangen und Kinn bildeten sozusagen eine Runzel und die ganze ehedem so mächtige und kraftvolle Gestalt schien mir wie völlig in sich zusammengesunken.

Gelt, sagte Hans, mir die knochige Hand reichend,

gelt, Jean, mit mir hat's geböset [1]), arg geböset! Das denkst du selbst auch, ich seh's dir an. . . Ja, mir ergeht es schlimm. . . Hatte früher stets gehofft, mein Gehwerk werde sich bessern; doch o weh, immer wie schlimmer wurde es. Dieser entsetzliche Gliedschmerz! Es gibt Tage und Nächte, wo er mich beinahe verdreht und zerreißt. Erst kam es tageweis', hernach wochenweis', da ich durchaus nicht mehr schaffen konnte und Schmerzen auszustehen hatte, kaum zu beschreiben. Ich nahm Zuflucht bald zu den gelehrten Doktoren, bald zu berühmten Quacksalbern, zu ihren Wassern, Pflastern und Schmieren, gab dafür viel Geld aus, oft das letzte Kreuzerlein — alles umsonst! Dann riet man mir, ich soll es mit einer Badekur versuchen drunten im aargauisch Baden, wo schon tausende Heilung gefunden haben sollen; so drei, vier Wochen soll ich dran wagen, meinten die Leut'. Ich aber sagte: Die Müllerin ist von dort so lahm zurückgekommen, als sie gegangen, ein Beweis, daß in Baden auch nicht allen geholfen werden kann. Und wenn's mir auch helfen sollte — woher das Geld nehmen? Unmöglich, ich vermag's halt nicht! Und drei, vier Wochen von Haus', von meiner Anny weg sein, ich hielt's nicht aus, Langeweil' und Heimweh würden mich umbringen. . . Am wirksamsten haben sich die Einreibungen mit Tannzapfenöl und Ameisengeist gezeigt, wenigstens für einige Zeit; doch helfen sie nun auch nicht mehr — guck hier die Knoten am Bein und wie der Fuß vor

[1]) schlimmer geworden.

Schmerz ganz eingekrümmt ist! Schlimm, daß die Verkrüppelung nun auch den rechten Arm und die Hand ergriffen.

Ebenso schlimm ist oder noch fast schlimmer, klagte er weiter, daß die Anny ebenfalls hinfällig geworden... Vor etwa zwei Jahren war's, eines stürmischen Spätherbstabends, ich wollte zu Bette gehen, als ungeduldig an die Hausthür gepocht wurde. Wer mag das sein? fragte ich mich. Hans, ich bitt', laß' mich ein! so rief von draußen her Anny's wohlbekannte Stimme. Und wie sie in die Stube trat und Licht gemacht, seh' ich, daß sie an einem Stocke geht. Was soll das bedeuten? rief ich erstaunt und erschrocken zugleich. Und die Anny antwortete: Was das bedeuten soll? Daß ich ein stark geschwollen krank Bein gekriegt habe und es mich drin stechen thut wie mit Messern, nun weißt's. Ich war genötigt, des Schälismüllers Handknechtlein zu dingen, damit es mir den schweren Karren schob, ich selbst hätt's nicht mehr vermocht... Komm' herein, rief sie dem drauß' harrenden Knechtlein zu, will dich ablöhnen!

Und nachdem das Bürschlein sich entfernt hatte, ließ sich die Anny auf die Tischbank niedersinken und fing an zu flennen, die Thränen rannen ihr fortwährend die Backe hinunter und jammerte: Du lahm, Hans, und ich nun ebenfalls lahm und krank! Daß uns doch der liebe Herrgott zu sich holen thäte, uns beide arme Leutchen zu sich nehmen wollte!

Es war der Rotlauf, von welchem sie heimgesucht worden.

Zwar die Krankheit wich. Doch es war die kräftige Anny nicht mehr, sie wurde es nimmer, mußte sich große Schonung auflegen, denn sobald sie bei feuchtem Wetter ausging, schwoll das Bein wieder an. Allein es lag noch eine andere Ursache vor, die sie mitunter am hausierengehen verhinderte: mein eigener trauriger Zustand. Gab es doch Tage und gibt es solche heute noch, an welchen ich ohne Mithülfe nicht das Bett zu verlassen oder mich anzukleiden vermag, denke dir!

Wir waren genötigt, des Hechlers Fritzchen zu dingen, damit er mir während Anny's Abwesenheit das Holz und das Wasser in die Küche trage und die nötigen kleinen Ausgänge besorg'. Und das kostet uns ebenfalls Auslagen. . . Und verdient wird dagegen immer wie weniger, mit frühern Zeiten nicht mehr zu vergleichen — kaum mehr der Rede wert, unser Verdienstchen, wohl begreiflich.

Und die Gemeindesteuern, und die Ausgaben für das Brennholz, und der Unterhalt des Daches, die mannigfachen andern unvermeidlichen Ausgaben jahraus und ein, und die Doktorkosten, ja, die nehmen einem die Bätzlein weg, daß für den Tisch fast nichts mehr übrig bleibt.

Wir hatten uns ein weniges in die Sparkasse gelegt. Nun waren wir genötigt, das Geldlein wieder zurückzuziehen — ein anderes blieb uns nicht übrig, sparsamer denn wir ist es unmöglich zu leben, nein, gewiß nicht!

Und die Anny werkt sich vollständig ab und getraut sich dabei kaum satt zu essen — ach, ich seh' es gut! Und kriegt sie dann und wann auf ihren Hausiergängen

von ihr wohlgewogenen Bäuerinnen etwa einen guten Bissen geschenkt, will sie ihn allzeit mir zuhalten, obgleich sie selbst fast ebenso leid [1]) ist als ich.

Doch was soll das Klagen? Was trägt's ein? Es wird ja so Gottes Wille sein und wie er's macht, wird's wohl gut sein! Auch hab' ich noch niemandem geklagt, als nur dir und mir ist, als ob's hier ums Herz herum ordentlich leichter geworden... Und wie geht's denn dir, junger Freund? Wie ich seh' vortrefflich. Bist ja so groß und hübsch geworden — gelt, nun würdest mir wohl nicht mehr Weidenruten streifen?

Und der alte gute Hans versuchte trotz dem ihn quälenden Gliedschmerz, zu welchem sich noch eine große Eiterbeule am Oberschenkel gesellt hatte, munter zu lächeln.

Die Anny kommt heim! sagte er aufhorchend. Sie ist zum Viehdoktor gegangen wegen unserer Gaiß... Du wirst staunen, wie auch sie, meine arme Anny, so arg gealtert hat!

Wir hörten die Hausthüre knarrend aufgehen und sich wieder schließen und ein Weilchen darauf kam die Anny in die Stube getreten.

Hans, sagte sie, den verblichenen mächtigen Regenschirm in die Stubenecke stellend, der Doktor meint, da mit unserer Gaiß — — doch, wen seh' ich bei dir?

---

[1]) leidend.

Ist das nicht der Jean? Na, gottwillkomm! Aber wie groß du in der Fremde geworden, kann nicht genug staunen! Hab's erst heute morgen vernommen von des Hechlers Mareile, daß du nach Hauſ' gekommen — ich darf dich doch noch duzen — wie?

Als die Frau ihr Kopftuch abnahm, erschrack ich beinahe, so sehr hatte sie während den zwei Jährchen gealtert. Das war die schier männlich stattliche, kräftig aussehende werkhafte Anny nicht mehr, sondern eine gebrochene, hinfällige alte Frau geworden, mit von Kummer und Sorgen gebleichten Haaren! Sie zog ein Schüsselchen aus dem Ofenrohr und reichte ihrem Hans die darin enthaltene dünne farblose Brühe und fragte besorgt: Gelt, du hast wohl sehr auf meine Rückkehr geplant[1])? Und ich hätt' doch keine Minute früher kommen können, so viel Leut' waren beim Doktor; auch geht mir heut' das Gehen wieder so mühsam — das Wetter, das feuchte Wetter!... Betreffs der Gaiß aber hab' ich schlechten Trost gekriegt; der Doktor meint, das beste wär' halt, wir thäten sie gleich schlachten. Ach, die arme gute Gaiß' die allzeit so viel und so ausnehmend fette Milch gegeben! ... Du mußt dir die Sach' nicht sehr zu Herzen nehmen, ich bitt'! Ich werde mit dem Kirchmeyer darüber reden, möglich, daß er uns ein Sümmchen Geld vorschießen thut, anders weiß ich mir nicht zu helfen. Und hier der Jean, darf wohl auch drum wissen, wie sehr wir in der Not, ist allzeit ein verschwiegener und gutmeinender Mensch

[1]) gesehnt.

gewesen und uns aufrichtig zugethan... Kriegen wir beide alten Leutchen wieder bessere Zeiten und Tage, werden wir mit Gottes Hilf' das Entlehnte nach und nach zurückzahlen können — gelt, Hans? — Und Hans nickte trübselig mit dem Haupte.

XVII.

Es wechselten Frühling und Herbst, Sommer und Winter, auf rauhe unfreundliche Wochen folgten stets wieder liebliche, sonnige. Unserm Korbflechterehepaar jedoch erging es immer wie schlimmer. Die Anny leide an Blutarmut und da könne nur mit guten, kräftigen Speisen, Eiern, Milch und Wein geholfen werden, so lautete der ärztliche Ausspruch. Doch woher die kräftigen Speisen, die Milch und den Wein hernehmen? Denn so haushälterisch die Anny damit auch umging, war das von dem Kirchmeyer geliehene Sümmchen bald aufgezehrt, Bätzlein um Bätzlein rannen nur so dahin. Und kein Verdienst mehr im Hause, beinahe keiner. Gab es doch Zeiten, da die Anny ihrer schwachen Gesundheit wegen das Haus nicht verlassen konnte. Zum Ueberfluß kriegte Hans auch noch das „böse Tier“ an die Hand, so daß er zum korbflechten vollends untauglich wurde. Die größten Schmerzen aber ertrug er mit heroischer Geduld. Keines der Gatten mochte mehr eine Klage laut werden lassen aus Furcht, das andere zu betrüben oder noch schwermütiger zu stimmen.

Der reiche Kirchmeierjoggel hatte die „Güte“, gegen hinreichende hypothekarische Sicherheit nochmals ein Kapitälchen zu leihen. Nun aber galt es, mit diesem geborgten Sümmchen auf das sorgsamste hauszuhalten. Die beiden kränkelnden Ehegatten begnügten sich täglich mit einer Maß[1]) Milch und genossen dazu schlecht geratene, wässerige Kartoffeln oder Kohl und Rüben, so sie in ihrem Gärtchen gezogen, Und auch diese Vorräte drohten auszugehen, und Obst hatte es selbiges Jahr keines gegeben...

Und niemand im Dorfe, mit Ausnahme des filzigen Kirchmeierjoggel, hatte Kenntnis oder auch nur Ahnung von der herben Not, die in des Gunzger Hansen Häuschen eingekehrt. Hans und Anny waren mit der Zeit ordentlich menschenscheu geworden, mochten niemanden ihre Bedrängnisse klagen und noch weniger jemanden um Unterstützung angehen, sowohl aus angebornem Stolz, als namentlich auch Furcht, ausgewiesen und nach ihrer Heimatgemeinde spediert zu werden. Dieser letztere Gedanke plagte die beiden armen Leutchen schier Tag und Nacht; er hielt sie auch ab, sich nach einem fernern Anlehen auf ihr kleines Besitztum umzusehen, obgleich ein solches von irgend einer öffentlichen Kreditkasse ohne Zweifel gewährt worden wäre.

Auf seinem Schmerzenslager oder in der stillen Ofenecke kauernd brütete Hans stundenlang in sich hinein und wischte sich dann und wann eine verstohlene Wehmuts-

---

[1]) 1½ Liter

thräne aus den eingefallenen Augen, während in der Küche draußen die Anny, eine Brühe brauend, vor dem Kochherd kauerte und oftmals laut stöhnte und seufzte: Wenn uns doch der liebe Herrgott holen käme, mich und den armen Hans zugleich! Doch sein heiliger Wille geschehe!

Und Hans seufzte es fromm und ergebungsvoll nach: Sein Wille geschehe!

So nahte der hl. Christabend. Ein kalter, dünner Nordostwind strich über die hartgefrorene nackte Erde hin. Die Wohnräume des Dorfes waren insgesamt hell erleuchtet. Die Leute saßen in den warmen Stuben und beteten oder vertrieben sich die Stunden bis zur Mitternachtsmesse durch kurzweilige Reden, einige auch mit Karten- oder andern Spielen. Die Hausfrauen buken Kuchen und bereiteten dazu warmen Milchkaffee, damit man nicht frieren mußte in der kalten Kirche.

In dem Häuschen des Gunzgerhans am Rain, in diesem allein sah man kein Licht brennen. Das Oel kostet Geld, und die Anny besaß nicht einmal mehr ein Bätzlein, um sich eine halbe Milch zu kaufen. Stumm und traurig saßen die beiden Eheleute neben einander auf der lauwarmen Ofenbank, denn aus Mangel an Brennmaterial hatte der Ofen nicht geheizt werden können.

Bereits hatten sie zusammen zwei fromme Rosenkränze abgebetet, den gnadenvollen und den schmerzreichen. Es läutete das erste Zeichen und nun begannen sie den dritten glorreichen; obgleich es ihnen ach, so wenig glorreich zu Mute war... Hans, unterbrach die Anny,

willst nicht lieber zu Bette gehen? Zu Bett' wirst dich eher erwärmen können, auch werd ich meinen alten gesteppten Unterrock auf dich decken.

Nein, erwiderte Hans mit matter, heiserer Stimme, will lieber warten, bis auch du zu Bett' kommst.

Der Vollmond blickte melancholisch durch die stark beeisten Fensterscheiben herein, sein mattes Licht fiel schräge auf die braun getäferte Stubenwand, es beschien auch das Glasschränkchen über der niederen Stubenthüre, auf welchem seit einiger Zeit Anny's Blick aufmerksam ruhte: ihr war, als hätte sie des seligen Nazi's leibhaftige Gesichtszüge aus dem Glase herausgucken und ihr freundlich zunicken gesehen... Nein, nein, dachte sie, es ist nur Sinnestäuschung, ich träume, ach, so viel, im Schlummern und im Wachen!... Doch, was war das? Ein deutlicher jäher Krach, gleich dem Springen einer Fensterscheibe, ließ sich vernehmen, dort von dem Glaskänsterlein her...

Hans, ruft die Anny leise und ängstlich, hast du's gehört?

Er hatte nichts gehört.

Sie aber fuhr mit aufgeregter Stimme fort: Er, der Nazi, hat sich geübt [1]), glaube mir! Er hat uns was melden wollen, gewiß!... Wir wollen den Rosenkranz zu Ende beten, Hans, und auch die Muttergotteslitanie und den Haussegen — gelt? —

---

[3]) angezeigt.

Und als die alte Wälderuhr die Mitternachtsstunde schlug, verließ Anny, den Kopf mit einem Tuche umhüllt, das Haus. — Bleib' du hübsch auf dem Ofenbänkchen, Hans, und deck dir die Knie' mit diesem Bettkissen! Ich komme ja bald zurück... Gelt, Hans, du hast Hunger, du armer Tropf! fügte sie mitleidig hinzu.

XVIII.

Die Glocken klangen so feierlich durch die mitternächtliche Stille, der Nordwind trug die Klänge weiter das Thal entlang, brachte dieselben von dem benachbarten Pfarrdorfe herüber. Am Himmelsdome flimmerten die Sternlein, Myriaden bunter Flämmchen zu Ehren des menschgewordenen Christ. Aus allen Häusern und Hütten, die Gassen herauf kamen Männlein und Weiblein gezogen, schweigsam oder auch plaudernd und scherzend nach dem ebenfalls glänzend beleuchteten Gotteshause hin. Unsere, von Hunger und Entbehrung entkräftete Anny aber fror bis ins innerste Mark hinein, es ward ihr so entsetzlich weh und bänglich zu Mute.

Der liebe Gott erhält die Vögel des Himmels. Wird er zwei Menschenkinder elendiglich und erbarmungslos zu Grunde gehen lassen können? Mich und den Hans dem schrecklichsten, dem Hungertode, preisgeben? Wenn nur er,, mein armer Hans, nicht so leiden müßte,

ich ertrüg' es ja gern! So seufzte Anny, sich mühsam zur nahen Kirche hinschleppend.

Majestätisch hallte der Orgelton durch das hochgewölbte Gotteshaus; feierlich klang das Gloria in excelsis, die frohe Botschaft, durch die geweihte Halle, andächtig lauscht die gläubige Menge den frommen Musik- und Gesangsharmonien. Da — plötzlich erschallt von außen her der gellende Allarmruf: Feuerio! Es brennt! — Der Ruf wiederholt sich unter der offenstehenden Kirchpforte, er übertönt Lied und Orgelton, macht diese jäh verstummen. Jung und Alt erhebt sich hastig, auf tiefste erschrocken, alles eilt und drängt den Ausgängen zu, man schreit, man schiebt und stößt sich, ein jedes will zuerst das Freie gewinnen. Vom Turme herab wimmert das Brandglöcklein, die Glocken, welche soeben das frohe Christfest eingeläutet, stimmen wehklagend ein, ein rötlich fahler Schein verbreitet sich über die Dächer, Giebel und Baumwipfel, über die winterliche Flur, macht die Nacht auf weite Runde zum hellichten Tag. Ja wirklich, es brennt, dort drunten im „Byfang" ist es, des Kohlertoni's großes strohbedecktes Bauernhaus! Und alles, Jung und Alt, Mann und Weib, rennt jammernd und schreiend quer über die Matten, der nahen Brandstätte zu.

Auch unsere Ryternanny hatte, nachdem sie sich fromm mit Weihwasser besprengt, als eine der letzten das Gotteshaus verlassen. Gleich auf der Kirchstraße schon sah sie die hohe gewaltige Feuergarbe gen Himmel steigen. Sie gewahrte aber auch, daß die vom Nordwind erfaßten glühenden Funken massenhaft nach Westen trieben und

gleich einem Feuerregen sich über Wiesen und Bäume und zugleich über ihr, des Gunzgerhansen Häuschen ergossen... Ein heiserer Weheruf entrang sich ihrer totgeängstigten Brust, der Schreck drohte ihr die Besinnung zu rauben. Doch sie rafft sich gewaltsam auf; nach Hause muß sie, heim zu ihrem Hans, ihn zu warnen, zu retten!

Die Funken kamen immer dichter angeflogen, hängen sich an des Häuschens ausgedörrtes Strohdach, dringen in dasselbe ein, ja dort, an der östlichen Ecke, züngelt bereits eine Flamme empor, ein rasch zunehmendes Feuerchen! Und kein Mensch anwesend, um demselben zu wehren. Der rasende Nordwind bläst es im Nu zur hellen Lohe an, das Feuer verbreitet sich mit fürchterlicher Schnelligkeit über das ganze Dach — Anny ist bloß fünfzig Schritte vom Hause entfernt, ihr markdurchdringender Hülferuf aber verhallt ungehört auf der menschenleeren Stätte, keine Seele da, um zu retten und zu helfen!

Hans! Hans! schreit die furchtbar Geängstigte, Verzweifelte und pocht mit fieberhaftem Ungestüm an die rauchgeschwärzte Hausthüre. Hans, es brennt! Hans, ich bitte dich, mach hurtig auf! — Da erinnert sie sich, daß sie selbst die Thüre von außen abgeschlossen, sie greift mit zitternder Hand in die Jüppentasche, doch kann sie in ihrer gräßlichen Angst und Aufregung den Hausschlüssel nicht finden. Die Thüre ist alt und morsch! Anny rafft all' ihre Kraft zusammen, ein gewaltiger Ruck, und die Thüre fliegt krachend auf. — Hans, ich komme; mit diesem Rufe verschwindet das arme Weib im Hausinnern...

Von dem ersten Brandplatze her kommen Leute herbeigeeilt mit Leitern und Löscheimern bewaffnet, doch schon stürzt das brennende Stroh zischend vom Dache herunter, rings um das Häuschen eine unüberschreitbare glühende Hecke bildend, das Feuer hat die Dachsparren ergriffen, wütet tosend im Gebälke.

Ist doch der Hans draußen? Und die Anny, wo ist die? so fragen sich die Leute von entsetzlicher Ahnung ergriffen. Niemand wußte Antwort zu geben. Ach Gott, wenn die beiden armen Leutchen sich noch drinnen befänden! hörte man entsetzt ausrufen.

Hinein darf sich niemand mehr wagen, alles ist unrettbar verloren. Spritzen kommen angefahren, wassergefüllte Schläuche richten sich gegen das tobende, verheerende Element. Alles umsonst. Nach Verfluß von kaum einer Stunde war von dem trauten Häuschen am Rain nichts mehr zu sehen, als Rauch und Flammen, Schutt und Trümmer. . .

Wo sich in Gottesnamen Hans und Anny nur befinden mögen? So forschten und fragten sich die Leute immer von Neuem. Hat sie denn niemand gesehen? — Nein, niemand.

Und als der Tag anbrach und die Lohe ausgelöscht war, stöberten die Feuerwehrmänner mit Hacken und Schaufeln in dem rauchenden stinkenden Schutte herum, um nach den verkohlten Ueberresten der beiden Unglücklichen zu suchen, ohne zu finden.

Endlich stiegen beherzte Männer trotz des ihnen entgegenqualmenden Rauches in das unversehrt gebliebene Hauskellerchen hinab. Hier, im hintersten Winkel des

Gewölbes, auf einem armseligen Häufchen Kartoffeln ausgestreckt, erblickten sie Hans und Anny, beide leblos und starr. . . Das Weib hielt seinen Gatten im Tode noch sorglich und zärtlich umschlungen, dieser aber lag da mit geöffnetem Munde, die gläsernen Augen ergebungsvoll nach oben gerichtet und die Hände fromm gefaltet, wie er es wohl gethan haben mochte, als der Todesengel ihn aus seinem armseligen Erdenleben abrief zum fröhlichen himmlischen Weihnachtsfeste.

So war denn Anny's verzweifelter Wunsch, der liebe Gott möge sie doch zu sich nehmen, Beide zugleich, in Erfüllung gegangen. —

Dies die Geschichte des Gunzgerhans.



Der letzte Zug.

Silhouette aus dem Volksleben.





Der letzte Zug.

Es ist Abend geworden. Die weite Thallandschaft liegt bereits in tiefe, spätsömmerliche Dämmerung gehüllt; Felder und Wiesen, die erst noch so belebten, ruhen, es schlummern die Wälder mit ihrem Volke, es schlummert der Strom, das laute geschäftige Treiben an und auf demselben. Das Säuseln des Abendwindes wird schwächer und schwächer, erstirbt, und kühlender Thau senkt sich auf die dürstenden Gräser, Baumblätter, Blumen und Blüten hernieder. Da und dort, in den umliegenden Dörfern und Weilern, tauchen vereinzelte, blinzelnde Lichtlein auf, um, eines nach dem andern, nach kurzer Zeit wieder zu verlöschen, zum Beweise dafür, daß die arbeitsmüden Bauersleute sich zur kurzen Nachtruhe begeben haben.

Anders gestaltet sich das Bild, wenn wir den Blick nach der Stadt, der ziemlich großen, volk- und gewerbreichen Provinzialhauptstadt, hinwenden. Hier macht sich am dunstreichen Nachthimmel eine in mehreren Nüancen schimmernde Brandröte bemerkbar — der Wiederschein der zahllosen Gasflammen, die soeben in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zur üppigen Lichtent-

faltung gelangt sind. Und unser Ohr vernimmt ein fernes Summen und Tosen, das Zeugnis des in der Stadt herrschenden Straßenverkehrs, der mit Einbruch der Nacht sich erst recht zu entwickeln scheint.

Wenden wir daher unsere Schritte nach der Stadt hin.

Die Straße, welche wir wandeln, führt uns zunächst zum städtischen Hauptbahnhof, dem ebenfalls hell erleuchteten.

Auf den Manövriergeleisen herrscht immer noch rege Geschäftigkeit; schwere und mit bunten Lichtern versehene Lokomotiven schleppen pustend und keuchend Frachtwagen hin und her, formieren sie zu Zügen, Güter werden aus- und eingeladen — kennen denn diese Maschinen, lebenden und toten, keinen Feierabend?

Auf den Perrons auf- und abpromenierende Bahnhofbeamte und geschäftig hin- und herrennende Bahn- und Postbedienstete; vereinzelte Reisende, welche der Bahnverwaltung ihr Gepäck übergeben oder solches herausverlangen oder mit Fragen dieser oder jener Art sich an den ersten besten ihnen begegnenden Blaurock wenden, sich von demselben an die richtige Auskunftsstelle weisen lassend. Zeitungsverkäufer, Zitronen- und Obsthändler, ihre Waare zum Feilbieten in Bereitschaft setzend, dieselben auszurufen beginnend. Kurzum, das täglich sich wiederholende, während der kurzen Geschäftspausen herrschende Bahnhofleben. Und doch nicht ganz dasselbe, denn auffallen muß einem mit den lokalen Verhältnissen näher Vertrauten die ungewöhnlich große Zahl von Schutzleuten, welche unter dem Befehl eines höheren Sicherheitsbeamten die Zugänge

des Bahnhofes besetzt und auf die Passanten ein scharfes Augenmerk gerichtet halten.

Der hohe und hellerleuchtete Restaurationssaal I. und II. Klasse ist noch ziemlich spärlich bevölkert. An den langen, gedeckten Speisetischen erblicken wir kleinere oder größere Gruppen soupierender Herren und Damen; die Unterhaltung wird in verschiedenen Sprachlauten und nur leise und spärlich geführt und durch das Klirren von Gläsern und Tellern für uns vollends unverständlich gemacht. Da und dort werden Reisehandbücher zur Hand genommen und forschende Blicke auf die vergoldeten Zeiger der großen Wanduhr geworfen.

Um einen in der Nähe des Buffets befindlichen Rundtisch sitzen und stehen wohl an die zwei Dutzend Herren, welche sowohl ihrem distinguierten Aeußern als auch der Sprache nach zu schließen, in der sie sich unterhalten, den heimischen städtischen Kreisen angehören. Zudem stecken sie sämtlich in vollständiger Gala; und aus den Titulaturen, mit welchen sie sich gegenseitig anreden, ist unschwer herauszufinden, daß wir hier die Honoratioren der Stadt vor uns haben. In dieser unserer Vermutung werden wir noch durch den Umstand bestärkt, daß einer der Herren sich mit der Frage an die eintretende Oberserviette wendet: „Apropos, Herr Oberkellner! Ist es denn auch ganz sicher, daß Ihre Hoheit, der Erbprinz, mit dem Spätzuge eintreffen wird?“

„Zu dienen, Herr Bürgermeister! Nachdem nun auch dem Bahnhofamte von dem bevorstehenden Ereignis telegraphische Meldung geschehen, ist daran kaum mehr zu zweifeln.“

„Hören Sie es, meine Herren? Auch das Bahnhofamt ist avisiert!“ ruft das würdige Stadtoberhaupt, sich nach seinen Kollegen wendend . . . Und nun noch die andern, nicht minder wichtigen Fragen: Reist J. H. wirklich incognito? Wird sie auch richtig, wie verlautet, hier absteigen?“

„Verzeihen Sie, Herr Bürgermeister, daß ich über erstern Punkt die wünschbare Auskunft zu geben nicht im Falle bin. Was jedoch das Absteigen betrifft, so darf dasselbe so ziemlich als sicher angenommen werden; denn im „Russischen Hof“ seien alle Vorbereitungen zu dem Empfang der fürstlichen Herrschaft getroffen worden, auch ist Herr Möhring selbst soeben mit den Wagen vorgefahren. Dennoch bleibt meines Erachtens der Fall keineswegs ausgeschlossen, daß die hohe Herrschaft dennoch mit dem Nachteilzug und ohne nennenswerten Aufenthalt ihre Reise fortsetzen wird.“

„Wie? Ohne Aufenthalt ihre Reise fortsetzen wird? Sie vermuten solches im Ernste?“

Entschuldigen Sie, Herr Bürgermeister, ich meinte nur so: Hohe und absonderlich allerhöchste Herrschaften belieben auf Reisen ihre Entschlüsse gar oft abzuändern ... Als ich noch in Frankfurt war, im Hotel de —“

Die fernern Worte des Oberkellners werden durch das Geräusch eines einfahrenden Güterzuges und zugleich durch die schmetternden Klänge einer anrückenden Musikbande unverständlich gemacht.

Zudem beginnt der Saal sich mit Gästen mehr und mehr zu füllen, darunter Gesellschaften von Offizieren und Korpsstudenten, sehr geräuschvoll ein- und auftretend.

Die Kellner fliegen, Korke knallen, Rufe werden laut, grüßende, verlangende, ernst- und scherzhafte, in vielfachem Stimmengewirre. Während der Herr Bürgermeister, gesenkten Hauptes und die Hände auf den Rücken geschlungen, den Saal auf und ab geht, offenbar damit beschäftigt, seine wohlgedrechselte Begrüßungsrede nochmals zu memorieren. —

Im Bahnrestaurant III. Klasse — hier hat man schon ordentlich Mühe einzudringen, so dicht ist das Lokal mit Gästen angefüllt, mit Leuten beiderlei Geschlechtes und den verschiedensten Gesellschafts- und Berufsklassen angehörend, welche sitzend oder stehend, essend und trinkend, plaudernd, scherzend und singend — alles in der ungezwungensten Weise — die Ankunft der Bahnzüge, behufs der Heim- oder Weiterreise, abwarten. Hier herrscht der Dialekt, die mannigfachsten Idiome lassen sich vernehmen aus bäuerischem und auch nicht bäuerischem Munde. Das Bier fließt in Strömen, die armen Schenkmädchen können kaum mehr zu Atem kommen. Die Atmosphäre ist mit Tabaksrauch, Speise- und anderen Gerüchen geschwängert. Dazu die herrschende dumpfe Hitze, so daß wir es vorziehen, das Lokal gleich wieder zu verlassen.

Die Zeiger der Bahnhofuhr weisen bereits auf halb zehn Uhr. Nur noch wenige Minuten und die Bahnzüge, die letzten des Tages, werden dem Fahrplan zufolge kurz nach einander einlaufen; bereits auch läßt sich die Stentorstimme des Bahnhofportiers vernehmen, in den Wartesälen den bevorstehenden Abgang der Nachteilzüge ankündigend. In den Bahnbureaus herrscht rege Thätigkeit, Bahnbeamte und Angestellte legen hin- und herrennend

die größte Dienstbeflissenheit an den Tag bezw. an die Gasbeleuchtung; geheizte Lokomotiven summen und zischen und lugen mit ihren feurigen Augen gespenstisch in die Sommernacht hinaus; bei den Weichenstellen stehen die Wärter, die Bahnhofpolizei weist jeden Unberufenen von den Geleisen, in die Wartsäle zurück, während die aufgebotenen Schutzleute die Einsteigehallen von dem gafflustigen Publikum frei zu machen suchen.

Begeben wir uns auf den weiten Bahnhofplatz hinaus.

Hier sind die Gasthofomnibusse aufgefahren, dicht vor der großen Ausgangspforte haben sich ihre goldbetreßten Portiers in zwei Reihen aufgestellt, die Gäste erwartend, welche sich ihren „Häusern" anzuvertrauen geneigt sein werden; Tramway- und Herrschaftswagen halten sich zur Aufnahme und Weiterbeförderung von Publikum und Gästen bereit. Daneben und dazwischen die große Menge Volkes, den verschiedensten Ständen angehörend und teils aus persönlichem Interesse, teils aus bloßer Neugierde der Ankunft der Züge harrend, die einen stumm dastehend andere voller Unruhe und Bewegung, in mehr oder minder lauter Unterhaltung begriffen.

Trachten wir einen Teil dieser Unterhaltung zu belauschen.

Da steht zunächst ein ältlicher, wohlgenährter Herr, an dessen Arm eine junge, sehr schlanke und sehr bewegliche Dame hängt. „Ob er doch auch anlangen wird, der Prinz?" frägt diese ungeduldig. „Ach, ich bin so begierig, einmal einen wirklichen echten Prinzen zu sehen!"

„Hm, hm!“ brummt ihr Beschützer verdrießlich, „das Angucken wird Dir und mir wenig eintragen; mir allenfalls den Schnupfen, des langen Stehens wegen auf dem befeuchteten Pflaster. Zudem kostet mich Deine vorwitzige Laune die gewohnte vergnügte Stunde bei Spell!“

„Ach, Papa, sei mir nicht böse!“ schmeichelt sie. „Zu Spell kannst Du jeden andern Abend gehen, Prinzen jedoch sind nicht alle Tage zu sehen.

„Hm, hm!“

„Wie er wohl aussehen mag, der Prinz?“ läßt sich eine andere weibliche Stimme vernehmen.

Worauf aus der Nähe die von einer Baßstimme gegebene, höhnische Antwort erfolgt: „Man sagt, er besitze rötliches Haar und das Gesicht voller Sommersprossen. Doch wird dies wohl nur von dem goldenen Krönlein herrühren, das ihm seine Amme allmorgendlich für ein Stündlein auf das durchlauchte Haupt drückt!“

„St! dort der Poliziste!“ warnt ein anderer.

„Ob er mit dem Zuge doch auch gewiß kommen wird!“ So lautet die Frage, welche im Kreise einer Anzahl unternehmend aussehender Männer, aus deren Mitte die Spitze eines Gesellschaftsbanners hervorragt, mit halblauter Stimme diskutiert wird.

„Wie sollte er nicht?“ läßt sich einer unter ihnen vernehmen? „Hier das Telegramm, so bestimmt und deutlich als möglich: „Heute Abend mit dem Spätzuge . . .“

„Welch' ein Glücksvogel, den zweiten Preis herauszuschießen! .. Worin dieser nur bestehen mag? Hitzig. Sie haben ja die Gabenliste aufmerksam studiert!"

„Ein großer Silberpokal, nebst baren Fünfhunderten.

„Was Sie nicht sagen! Nun, dem Freund Stern, den man füglich Glückstern nennen darf, mag ich's schon gönnen. Ist's ja doch eine Ehre auch für uns, die ganze Schützengesellschaft."

„Bare Fünfhundert!" ruft ein dritter. „Gut, dafür soll er auch ordentlich bluten — nicht wahr?"

„Ja ja, er soll bluten, der Stern, die Ehr' werd' ihm nicht ganz umsonst zu teil!"

„Aber wo steckt denn unser Bläser? Und das Tambourchen? Höre, Junge, beim Abmarsch hübsch in die Kanonengasse einbiegen und auf unser Zunfthaus lossteuern — Du kennst es ja: „zu Schützen", gegenüber der goldenen Apotheke!"

Eine Schaar bemooster Studiose, und zwar dieselben, welche wir zum Teil schon im Restaurantsaale bemerkt haben, hat sich gleichfalls in demonstrativer Absicht aufgestellt. Auch hier hören wir die Frage aufwerfen, die ungeduldige und mehrfach bezweifelte: Ob er doch auch richtig kommen wird?

„Wie sollte er nicht? Dort sein Bruder, der Telegraphist, nebst der bleichen Mamsell Soeur! Die müssen doch wohl bestunterrichtet sein."

„Summa cum laude — glücklicher Plato, glücklicher Doktor! Wir werden Dir einen reiben, daß die Sterne vor Entzücken vom Himmel fallen!"

„Gewiß, Charlemagne, wir werden das Unmögliche

leisten und nicht eher aufhören, bis Dir die Krone auf dem Haupte wackelt."

„Geht unser Zug zu Postel? Ich schulde der himmlischen Nanny einen Kuß, schon seit einer Woche."

„Nicht mehr denn dieses, Kupido? Ich dachte, es wären ein Dutzend Seidel."

„Ist Patroklus noch nicht da? Was sollen wir, ohne seinen Heldentenor? Ha, dort kommt er angetrabt — he, Patroklus, altes Kameel, hieher! . . . Nun, Wassili, hast Deinen Speach bereit? Brülle nur, Löwe, brüll' den Dottore nur tapfer an, wär's auch nur unsern Freunden von der Rhenania zum Trotz, damit sie die Kränke kriegen ob unserer Glorie!"

II.

Ob er wohl kommen wird?

Es ist eine hübsche Blondine, welche also zu ihrem Begleiter — aus der Aehnlichkeit der Züge zu schließen, ihr Bruder — sich wendet. „Ach, er liebt mich wohl nicht, wie könnte er sonst so lange säumen!"

Der junge Mann entgegnet lächelnd: „Glaubst Du denn, Närrchen, die Liebe sollte den Lauf des Dampfrosses beschleunigen können? Gut, daß dem nicht so ist, sonst gäbe es der Bahnunfälle die schreckliche, grause Menge! —"

Eine ältliche und sehr blaß aussehende Dame seufzt: „Ob er wohl mit dem Zuge noch eintreffen wird?"

„Gewiß wird er eintreffen, Mama, um uns persönlich die gute Kunde zu bringen!“ antwortet ihre junge hübsche Begleiterin.

„Die gute Kunde — wollte Gott, es käme so! Doch ach, mir ist so bange, mein Kind, mir ahnt nichts Gutes! — — Jahrelang hat der arme Theodor mit dem erdenklichsten Fleiße seinen wissenschaftlichen Studien obgelegen und mit peinvoller Mühe, auf Kosten seiner ohnehin schwachen Gesundheit, sich auf diese seine letzten Examina vorbereitet. Und wenn er dennoch durchgefallen sein sollte — nein, ich wag' nicht d'ran zu denken, ich zittere vor Bangigkeit am ganzen Leibe.“

„Mama, liebste Mama, beruhige Dich! Es wird alles wohl gelungen sein, ich hoff' es für gewiß!“

„Warum denn keine Kunde? der Telegraph arbeitet ja so prompt und billig! — —“

Eine sehr korpulente Dame, die keuchend und im Schweiße ihres blühenden Angesichtes herangewackelt kommt, wird von einem hagern und altmodisch gekleideten Herrn vertraulich angesprochen: „Ist's möglich, Sie selbst hier, Frau Güdel? Was Sie wohl herbewogen haben mag, wen Sie wohl erwarten mögen?“

Die Dicke entgegnet lachend und mit dem Taschentuch sich die Schweißtropfen abwischend: „Gelt, das fällt Ihnen auf, Herr Gütling? Nun, Ihnen darf ich's schon verraten: mein Gretchen kehrt heim, mit dem Zuge, aus der Pension! Und denken Sie sich: mein Alter hat nicht die Ahnung, hockt ruhig zu Haus' bei unsern Gästen. Und ich selbst hab' mich nur so fortstehlen müssen. Ei, wie wird mein Mann Augen machen, wenn ich, das Mädchen

am Arm, eintret' und sag': Guck' hier, Andreas, Dein Kind! — — Aber es wird schon kein Kind mehr sein, mein Gretchen, hat es doch selbst es verraten in seinem Briefe, daß ihm die sämtlichen Anzüge zu kurz und zu klein geworden. Ach, Herr Gütling, wie freu' ich mich, es wieder zu sehen! — —"

„Ob er wohl kommen wird?"

Spricht es eine behäbig aussehende Bäuerin in kummervollem Tone zu ihrem ebenfalls bäuerisch gekleideten, jugendlichen Begleiter. „O dieser heillose Prozeß, schon an die Jahre andauernd und die schweren Geldsummen verschlingend! Dieser Prozeß, sozusagen um nichts und wieder nichts geführt von zwei stolzen rechthaberischen Köpfen, sich zum Aerger und traurigen Schaden, den Leuten zum argen Gespött'! Und wenn der Gerichtsspruch, wie ich fürchte, nun gar noch zu seinen, zu unsern Ungunsten ausgefallen sein sollte — nein, ich wag' nicht d'ran zu denken, dann wär' es bei ihm schon gar nicht mehr auszuhalten, von dem Schaden gar nicht zu reden! — —"

„Ob sie wohl kommen wird? Und was sie ausgerichtet haben mag?"

Spricht's ein Herr für sich, seufzend und bänglich. Wir kennen ihn; es ist der Kaufmann Groß, der von dem Fallissement des Bankhauses Lazarus und Komp. arg betroffen wurde, so zwar, daß er ohne Hilfe Dritter seinen Kredit kaum mehr aufrecht zu halten vermag. Er hat seine Gattin zu ihren entfernt wohnenden reichen Eltern geschickt, um sich von ihnen diese Hilfe zu erbitten, von ihnen, welche diesen ihren Schwiegersohn von jeher nicht

gut leiden mochten und mit ihm wenig oder keine Freundschaft gepflogen.

„Ach, was sie wohl ausgerichtet haben mag?" stöhnt er nochmals, während der hübschen, blondlockigen Kleinen an seiner Hand vor freudiger Erwartung die Augen erglänzen. „Mama", spricht sie, „wird mir ein neues prächtiges Baby bringen, ein großes, fein gekleidetes! Ach, wann wird endlich Mama kommen? So sprich denn, Papa!" ruft sie ungeduldig. — —

Zwei Herren unterhalten sich über die Börsenkurse. Plötzlich hält der eine in seiner Rede inne und sagt mit gedämpfter Stimme und auf eine unfern stehende, ziemlich vornehm gekleidete Dame deutend: „Ah, sehen Sie, die Frau Professorin Holder . . . und ihre bildschöne Tochter . . . Und nun errate ich auch den Grund ihres Hierseins — Sie kennen doch die Geschichte?"

„Welche Geschichte? Bitte, erzählen Sie, Felbing!"

„Nun, ich meine den Skandal, den das junge, von seinen Eltern so sehr gehätschelte Herrchen Holder verübt: nachdem er sich sterblich in eine Ballettänzerin verliebt, ist er letzter Tage, große Schulden und Herzeleid hinterlassend, vollends mit ihr durchgebrannt. Und nun sei der Herr Professor, auf die Bitten der trostlosen Frau Professorin hin, auf die Suche nach dem verlornen Sohne gegangen."

„Also eine Tragödie in zwei Akten —"

„Möglicherweise aus dreien bestehend . . . Sehen Sie, wie niedergeschlagen die gute Professorin aussieht; sie kann mich, bei allem Stolzthun, das sie ehedem verübt,

doch ordentlich dauern . . . Doch, was ich sagen wollte — begeben wir uns nicht lieber in das Bahnhofrestaurant? Von dort aus wird der Prinz ebenfalls zu erblicken sein. Mein Freund Bahnhofverwalter . . ."

Die beiden Herren schreiten von dannen. An die Stelle, wo sie gestanden, drängt sich eine schlanke weibliche Gestalt vor, deren auffallender Putz und kokettes Auftreten unschwer die Dame der Demi-monde zu erkennen gibt. Auch sie scheint jemanden zu erwarten, und während ihr Blick aufmerksam auf die Ausgangspforte des Bahnhofes gerichtet ist, zupft ihr behandschuhtes Händchen diesen oder jenen Teil ihrer phantatisch aussehenden Toilette zurecht und summen ihre Lippen halblaut die Melodie einer Arie, wie solche in den Cafés chantants der Stadt vielfach zu hören ist. Plötzlich, wie sie einen des Weges kommenden Herrn erblickt, verstummt ihr Summen, ja sie drückt ihr federgeschmücktes Hütchen noch tiefer in die löckleinbekränzte Stirne herunter — von diesem Herrn will sie offenbar nicht erkannt werden, wenigstens heute, zu dieser Stunde nicht.

„Zitronen! — Kaufen Sie Zitronen!" — Ein junges sonngebräuntes Mädchen ist's, das die Tragriemen des Früchtekorbes um den Nacken geschlungen, Früchte feilbietend sich durch die Menge windet. „Kaufen Sie Orangen!"

Zwei männliche Gestalten zweifelhaften Standes und Berufes haben sich lichtscheu in das von den Säulen der Eingangspforte geworfene Halbdunkel zurückgezogen.

„Ob der goldene Baron mit dem Zuge wirklich anlangen und der Dachs ihm auch richtig auf der Sohle

sein wird?" spricht der eine, scheeläugige Geselle leise zu seinem Kameraden. Worauf dieser in demselben Flüstertone erwidert: „Er wird ihn bringen und bereits eingesponnen haben, zähl' drauf! Die Frage ist bloß, ob ihm der Schnitt schon gelungen oder derselbe erst noch zu thun sein wird?"

„Ohne unsere Deckung? Unmöglich!"

„Die Drossel ist bei ihm, das genügt. Ja, noch viel besser so, denn die Nonne wird niemand in Verdacht zu nehmen oder gar zu betasten wagen."

„Magst recht haben. Immerhin dürfen wir auch nicht müssig sein, müssen ein Bissel auf eigene Faust zu arbeiten trachten. Die Gelegenheit ist heut' Abend ausnehmend günstig: die Ankunft des fürstlichen Gelbschnabels, das dichte Gedränge —"

„Was können wir ohne ihn, ohne seine Anleitung?"

„Den Teufel auch! Als ob wir noch immer die dummen Lehrjungen wären!"

„So red' doch nicht so laut! . . . Dort der Kerl mit dem Zwickelbart und im grauen Ueberzieher — Höll', das ist ein Spitzel, ich erkenn' ihn wohl! Auf den Zehen fort, sogleich, auf Umwegen in den Bahnhof hinein! Hier stinkt's! — —"

Ein fernerer herrschaftlicher Wagen kommt angefahren ein glänzender, wappengezierter. Auf des Kutschers lackiertem Hut prangt ein riesiger Blumenstrauß, des Mannes Angesicht leuchtet wie eitel Gold, sein Auge schaut stolz auf die Menge, auf die minder vornehmen Rosselenker herab.

„Das ist“, so hört man flüstern, „die Equigage des Grafen Horst . . . Wird etwa das junggräfliche Brautpaar von der Hochzeitsreise zurückerwartet? Ja, das wird es sein, denn der stolze Alte selbst ist mit hergekommen, zum Empfang. Welch' ein Glanz, welch' ein Aufwand diesen Glücklichen beschieden ist!“ lautet die fernere neidische Bemerkung. — —

„Was wollt Ihr hier mit Euerm häßlichen Vehikel? Fort, von dem Platze!“

Es ist ein grimmbärtiger Schutzmann, der also ein ärmlich aussehendes Bäuerlein apostrophirt, welches, einen jungen baarfüßigen Knaben an der Seite, mit einem strohbedeckten Handkarren angefahren kommt.

„Ach“, stöhnt das Männchen, mit dem Rockärmel sich den Schweiß von der Stirne trocknend, „ach, weist uns doch nicht fort, Herr Polizeier! Wir sind ja bloß gekommen, um unsern armen Hans, meinen Sohn, dem im Steinbruche der Fuß abgequetscht worden und der mit der Eisenbahn anlangen soll, nach Hause zu schaffen . . .“ Dabei rollt ihm eine dicke Thräne über die runzelige, graubärtige Wange.

„So haltet Euch mit Euerm Dingsda ein wenig beiseite, den Herrschaften außer Sicht!“

Bei diesen Worten wird der Mann der öffentlichen Ordnung sachte am Rockärmel gezupft. Und wie er sich halb neugierig, halb unwillig umwendet, erblickt er vor sich ein sehr einfaches, aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa achtzehn Jahren, welches hochfliegenden Atems und mit erregter, ängstlicher Geberde die Frage an

ihn richtet: „Der Zug — ist der Zug etwa schon eingefahren?"

Und auf den erhaltenen, verneinenden Bescheid zieht sie ihr Taschentuch und wischt sich den perlenden Schweiß von der glühenden Stirne und fügt, gleichsam zur Entschuldigung für ihre brüske Anfrage, mit bebender Stimme bei: „Mein arm Mütterchen plötzlich totkrank geworden . . . und mein Bruder weiß von nichts, ist noch nicht da — ach, ach, wenn er zu spät kommen sollte!"

In diesem Augenblick machte sich ein fernes Rollen und Brausen hörbar; der gedehnte Pfiff einer Lokomotive, der durch die Signalhörner der Bahnwärter fortlaufend beantwortet wird bis in den Bahnhof hinein. Die auf dem Bahnhofplatz versammelte Menge gerät in lebhafte Bewegung, die Köpfe recken sich, jedermann drängt nach vorne, nach den Ausgangspforten hin, so daß die Schutzleute Mühe haben, die Passage frei zu halten. Denn diese Leute, vornehm und gering, waren gekommen, entweder Verwandte, Freunde oder Bekannte, deren Ankunft sie erwarteten, bei ihrem Austritt aus dem Bahnhofe in Empfang zu nehmen oder aber den Prinzen zu sehen, von dessen Absteig die Kunde bereits durch die ganze Stadt gedrungen. Und just mit diesem einlangenden Westzuge mußte der fürstliche Reisende ankommen. Und daß er wirklich angekommen, das beweisen die vom Innern des Bahnhofes her erschallenden, schmetternden Musikklänge, die hundertstimmigen Hochrufe. Doch ach, die Polizei verweigert jedem Unberufenen — und darunter ist die gesamte hier harrende und drängende Volksmenge zu ver-

stehen — den Eintritt in die Hallen, in welchen sich das Schauspiel entwickelt, und verweist sie darauf, das fernere Ereignis, nämlich das Einsteigen des Prinzen und seines Gefolges in die bereitstehenden Wagen, in Geduld oder Ungeduld abzuwarten.

Wir selbst aber, wir kennen keine materiellen noch eingebildeten Schranken, wir verfügen uns mit dem verehrlichen Leser flugs hinein in die Einsteigehallen zurück.

III.

Auch hier ist die Polizei eifrig bemüht, das anwesende bezw. den Bahnzügen entstiegene Publikum in die Wartesäle oder nach den Ausgangspforten hin zu dirigieren. Doch nur der kleinste Teil gehorcht diesem Drängen, die Masse dagegen scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, nicht von der Stelle zu weichen, bis ihre Neugierde befriedigt, d. h. bis sie den Prinzen gesehen haben wird, von dessen Durchreise oder Ankunft sie ebenfalls unterrichtet worden. Darum muß sich das Bestreben der Polizeimacht lediglich darauf beschränken, wenigstens den Raum, der den fürstlichen Wagen umgibt, auf angemessene Distanz frei zu machen. Plötzlich läßt sich, aus weiblichem Munde, ein durchdringender Wehruf vernehmen: Eine ärmlich gekleidete Frau, welche, ein krankes Knäblein auf den Armen, soeben mühsam aus-

gestiegen und im Begriffe war, mit ihrer traurigen Bürde den Ausgang aus dem Bahnhof zu gewinnen — durch den von der Polizei veranlaßten Rückprall des schaulustigen Publikums hat sie das Gleichgewicht verloren und einen unglücklichen Fall gethan auf die harten Steinfliesen hin, mit samt dem Kinde . . . das Kind blutet aus Mund und Nase, sieht aus wie tot, die Mutter ohnmächtig. Gut, daß die Schutzleute schnell bei der Hand sind, um die Aermsten gleich aus dem Wege zu räumen, ehe etwa des Prinzen Auge durch den unanmutigen Anblick beleidigt wird. Es ist die hohe Zeit; denn soeben naht sich die städtische Deputation, bestehend aus den Spitzen der Zivil-, Militär- und Polizeigewalt, unter Anführung des Herrn Bürgermeisters und in devotester Haltung dem fürstlichen Salonwagen. Die Thüre öffnet sich — alles Aug und Ohr in lautloser Spannung . . . Und ein mit Ordensbändchen geschmückter ältlicher Herr — nein, das kann der Prinz nicht sein! Wirklich ist es bloß sein Hofmeister oder so was, welcher den Honoratioren die niederschlagende Mitteilung macht, daß J. Hoheit darauf verzichten müsse, von der dargebotenen Gastfreundschaft der Stadt Gebrauch zu machen, indem hochdieselbe mit dem Nachteilzuge weiter zu reisen beschlossen habe und zwar bis in die Stadt X.

„Ah, richtig!“ raunt man sich in die Ohren, „dem Prinzen ist das Heilwasser von X. zum Kurgebrauche empfohlen worden, so stand es ja in den Zeitungen.“

Doch siehe, nachdem der Hofmeister sich nach dieser seiner knappen Mitteilung zurückgezogen, geruht der Prinz doch noch selbsteigen zum Vorschein zu kommen — eine

blasse, schmächtige Gestalt, noch im Knabenalter stehend, jedoch in augenscheinlich guter Laune sich befindend. Denn während der Herr Bürgermeister seine mit den Ausdrücken der allerloyalsten und unterthänigsten Ergebenheit für das angestammte Fürstenhaus gewürzte An- und Begrüßungsrede losläßt, hört derjenige, welchem sie zunächst gilt, auch nicht einen Augenblick auf, Konfekt zu essen, das er von Zeit zu Zeit höchst eigenhändig seiner Paletottasche entnimmt. Und als sein Leibköter es sich beifallen läßt, vom Wagenbrett herunter den Herrn Bürgermeister giftig anzukläffen, so daß des letztern Rede dadurch völlig unverständlich wird, bricht der hohe fürstliche Sprößling in helles, lustiges Lachen aus. Ja, scheint es nicht, als ob der Pudel durch heimliche Laute und Geberden gar noch gehetzt wird von ihm, dem Prinzen, ganz nach Art gemeingeborner, mutwilliger Jungen?

Doch auch ohne des Köters Zuthun müßte die bürgermeisterliche Rede einen erheblichen Unterbruch erleiden und zwar durch den lauten kreischenden Aufschrei, herkommend von einer inmitten der gaffenden Volksmenge stehenden Dame, welche zugleich mit verzweiflungsvoller Geberde auf das Restchen ihrer goldenen Uhrkette hinweist, auf das leere Uhrtäschchen in dem Sammtmieder. . .

Und ein ebenso blasiert als vornehm aussehender Herr, hiedurch aufmerksam gemacht und mit den Händen nach seinen eigenen mit sich führenden Wertsachen tastend — sein soeben noch hochgerötetes Angesicht färbt sich plötzlich aschfarben; denn die Finger, mit welchen er in die

Busentasche seines Tuchrockes greift, um sich von dem Nochvorhandensein eines gewissen, sehr schätzbaren Gegenstandes, nämlich des mit Kassenscheinen gefüllten Portefeuilles zu versichern, fahren durch die klaffende Oeffnung heraus, welche dem Kleide von außen her beigebracht worden ist, und bleiben wie gelähmt darinnen stecken. „Beraubt, gräßlich beraubt!“ entfährt es heiser seinen erbleichenden Lippen. Und ein Mann, welcher seinem Habitus und seiner salbungsvollen Miene nach für einen katholischen Geistlichen gehalten werden könnte und im Begriffe steht, aus dem Menschenknäuel sich sachte loszumachen und zu entrinnen, wird plötzlich von einem spitzbärtigen Herrn am Rockärmel erfaßt und mit der vertraulich-spöttischen Anrede begrüßt: „Na, was seh' ich? Freund Dachs unter die Frommen, ja wohl gar unter die Pfaffen gegangen?“

Der also Angeredete will nicht verstehen, versucht den Verduzten, Entrüsteten zu spielen und sich von dem Zudringlichen loszumachen. Umsonst. Auf einen Wink des Spitzbartes fühlt er sich von den rohen Händen zweier Schutzleute gewaltsam erfaßt; er sucht sich zur Wehre zu setzen, auch das umsonst. Man fesselt ihn. Man greift in seine Kleidertaschen — ein ziemlich mageres Geldbeutelchen, ein Rosenkranz, ein brevierähnliches Buch, eine kleine, aber sehr scharfe Tuchscheere, ein schwarzes seidenes Halstuch — weiter nichts.

„Also das Gemauste schon spediert?[1]) Sie fangen

---

[1]) Den Händen von Helfershelfern überliefert.

an, sehr schnell und vorsichtig zu arbeiten, Dachs!“ ruft der Geheimpolizist halb spöttisch, halb ärgerlich.

In demselben Augenblicke, da der Verhaftete abgeführt wird, sehen wir zwei Männer ebenso vorsichtig als hurtig in das menschenleere Wartezimmer hinein schlüpfen und von da in den innern Hof des Bahnhofgebäudes, nach dem Aborte hin, sich schleichen. Es sind dies die beiden lichtscheuen Gestalten, die wir vor kurzem belauscht, als sie von ihrem Freund Dachs sprachen, von welchem sie erwarteten, er werde den goldenen Baron, dem er entgegengereist, „einspinnen“. Nun hat er ihn eingesponnen und auch „angezapft“; und ihre Sorge war es, den ihnen von ihrem „Chef“ schleunigst in die Hände gespielten Raub, sowie den von ihnen selbst an der Dame begangenen, schleunigst in Sicherheit zu bringen, desgleichen sich selbst vor der hundertäugigen Polizei, welcher ihr Gewerbe und ihre Beziehungen nicht unbekannt, rechtzeitig zu bergen. Für ihren Chef ist ihnen nicht bange; den wird man, mangels an direkten Schuldbeweisen, bald wieder „fliegen lassen“ müssen . . .“

Dem verehrlichen Leser aber mag es in dieser gefährlichen Gesellschaft, sowie in dem Bahnhofinnern überhaupt, ordentlich schwül zu Mute geworden sein.

Kehren wir deshalb ins Freie zurück.

Hier, vor dem Portale des Bahnhofgebäudes, steht die Menge immer noch harrend Kopf an Kopf. Die Kunde von der getroffenen Abänderung im Reiseplan des Prinzen hat noch nicht herauszudringen vermocht, daher das Erscheinen des erlauchten Reisenden mit wach-

sender Ungeduld erwartet wird. Von den Einsteigehallen her vernimmt man den Tusch der städtischen Harmoniemusik, begleitet von stürmischen Hochrufen. Nun werden diese Rufe diesseits ebenso stürmisch wiederholt und zwar von den Delegierten der städtischen Feuerschützengellschaft welche ihren soeben unter dem Portale erscheinenden Kollegen, den glücklichen Gewinner des „Silberpokals und der baaren Fünfhundert" enthusiastisch in ihre Mitte nehmen und tambour battant mit ihm fortziehen.

Und abermals erschallen, diesmal von einer andern Seite, die Hoch- und Begrüßungsrufe. Es sind die „bemoosten Häupter", welche ihren heraustretenden Kommilitonen, den jungen Doktor summa cum laude, jubelnd in Empfang nehmen und mit sich fortziehen nach der Stammkneipe hin. Der Platz hallt von dem frohen Burschensange wieder.

Das junge Herrchen, das unter der Ausgangspforte erscheint — dem hocheleganten Aeußern und den kühn blickenden Augen nach, mit welchen es über die Menge hinwegschaut, könnte das Herrchen gar wohl ein Erbprinz sein. Doch nein, er wirft sich ganz unfürstlich einer ihm entgegenstürzenden jungen Dame in die Arme. Es ist die hübsche Blondine, die sich soeben noch so ungeduldig verzagt nach ihrem Bräutigam gesehnt. Nun hat sie ihn, nun haben sie sich — ein anderes Bild!

Dort der vornehme Herr mit den abgelebten Zügen, mit dem goldenen Binocle auf der Nase, der Brillantbusennadel und dem schwergoldenen Uhrgehänge — schon

ist er im Begriffe, die zunächst stehende Droschke zu besteigen, als er in der umstehenden Menschenmenge, ganz nahe, ein von schlanker Frauenhand empor gehaltenes Battisttaschentuch wehen und winken sieht — ein federgeschmücktes, hochmodernes Damenhütchen, darunter ein paar dunkle, schmachtende Frauenaugen. Da besinnt er sich plötzlich eines andern, läßt Droschke Droschke sein, d. h er tritt seine Wanderung zu Fuß an, von weitem gefolgt von dem Federhütchen, in dessen Inhaberin wir die kokette Dame wieder erkennen, die den Herrn, heute vorzüglich diesen, offenbar erwartet hat. Bei der Kanalbrücke holt sie ihn ein, hängt sich an seinen Arm. Statt aber die Brücke zu passieren, schwenkt das Paar linksab, in das spärlich beleuchtete Strandgäßlein hinein, welches nach der noch spärlicher beleuchteten „Nachtigallenpromenade" hinführt.

Wir jedoch kehren nach dieser Wahrnehmung auf unsern Beobachtungsposten, die Bahnhofterrasse, zurück.

Hier ist indessen die ausgesprochene Absicht des Prinzen, sofort weiter zu reisen, bekannt geworden. Wirklich sieht man die Extra-Wagen des „Russischen Hof" eilends und unbenützt von dannen fahren. Darüber lange Gesichter, ärgerliche und spöttische Bemerkungen. Auch beginnen diejenigen, welche die bloße Neugierde hergeführt, sich rasch wieder zu zerstreuen, während die andern ihre Forschung nach den mit den Spätzügen erwarteten und nun in Masse herausströmenden Ankömmlingen mit um so ungeteilterem Interesse fortsetzen.

Auch wir wollen uns die nun Heraustretenden etwas genauer ansehen. Der Abend ist ja so wonnig lau, und

wer weiß, ob sich hier nicht Gelegenheit bietet, einige weitere Volksstudien zu machen.

Vorerst fallen uns ein junger Herr und eine noch jünger aussehende Dame ins Auge — doch da gilt kein langes Beschauen, flugs werden die beiden umringt und unter einem Schwall von Begrüßungen und Glückwünschen in die bereitstehende, wappengeschmückte Equipage gehoben; der Kutscher, mit dem Blumenstrauß auf dem lackierten Hute, läßt die Zügel schießen, die Rappen greifen stolz aus und führen das von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrte gräfliche Pärchen in das nun ernsthaft beginnende, wechselvolle eheliche Leben hinein. Im Nu aus den Augen, verschwunden!

Ein junger blasser Mann mit sehr niedergeschlagener Miene kommt herausgeschritten. Nicht einmal die herzliche und zärtliche Begrüßung, die ihm seitens zweier Damen zu teil wird, — in der ältern erkennen wir die Matrone, welche soeben ihrer Tochter gegenüber mit so ängstlichen Befürchtungen über das Schicksal ihres Sohnes, der nach der Hauptstadt gereist ist, um sein Staatsexamen abzulegen, ausgesprochen hat — nicht einmal dieser allerherzlichste Empfang seiner liebsten Angehörigen vermag die düstere Wolke, die sich auf des jungen Mannes Stirne gelagert, wegzuscheuchen. Die beiden Damen nehmen den Ankömmling in ihre Mitte, und erst, nachdem man einigermaßen außer Gehörweite der Menge gelangt ist, wagt die Mutter die Frage — sie thut es mit zagender, zitternder Stimme: Nun, Theodor, mein lieber Sohn, was soll Dein düsteres Schweigen? Sprich, wie ist es Dir gegangen? Ach, schau' doch nicht so schrecklich verzweifelt d'rein!“ fleht sie

in Thränen ausbrechend. „Sollte der Tag für Dich auch ein schlimmer, erfolgloser gewesen sein — schau', weder ich noch Luzie messen Dir selbst die geringste Schuld bei, Du bleibst nach wie vor unser liebteurer Sohn und Bruder. Und ein nächstes Mal wird das Geschick sich Dir gütiger erweisen, gewiß!"

„Das wird es nimmer!" versetzt der junge Mann rauh und tonlos. „O hätte doch dieser tückische Typhus, statt mir mit geschwächtem Gedächtnisvermögen das Leben zu schenken, mich doch gleich dahingerafft! Denn was bin ich mehr, als bloß noch der Schatten dessen, was ich ehedem gewesen, in der Kraftfülle des Körpers und des Geistes! Die Disziplinen, welche ich in den beiden letzten Semestern nach einander angehört — in meinen Kollegienheften finde ich sie mit peinlicher Genauigkeit aufgezeichnet und verarbeitet. Deshalb auch der günstige und rühmliche Ausgang meiner schriftlichen Prüfung. Sowie es aber zum mündlichen Examen kam, da ließ mich mein armes Gedächtnis plötzlich elend im Stich; ich stand da wie ein Tauber und Stotterer, wie ein Unwissender. Oh!" ruft er, seinen Schritt anhaltend und mit verzweiflungsvoller Geberde, „oh das viele verstudierte Geld, um das ich Dich, Mutter, und zum teil auch die arme Luzie gebracht! Das jahrelange Mühen und Ringen, und nun die Frucht davon, der durchgefallene Mediziner, ein traurig verfehltes Leben, oh!"

Mutter und Tochter, aufs tiefste erschüttert, bieten alles auf, Worte und Thränen, um den Mutlosen, Verzweifelten zu trösten und aufzurichten. Doch werden ihre Auslassungen zum größten Teile unverständlich gemacht

durch den lauten Sang und ausgelassenen Jubel der sie überholenden Sänger- und Sängerinnenschar, welche, einen Kranz an ihre Fahne geheftet, vom Liederfeste zurückkehren. Ei, wie die Männer die Köpfe hochtragen, wie die Wangen der drallen Sängerinnen vor Glück und Wonne glühen, und ihre Augen mutwillig blitzen! — vorüber, vorüber!

VI.

Der Mann, der, das Kind an der Hand, so sehnsüchtig auf die Rückkehr seiner Gattin gewartet, welche er in hochwichtiger Mission zu ihren Eltern entsendet — nun, da er sie unter der Ausgangspforte erscheinen sieht, thut der Kaufmann Groß gleichwohl keinen Schritt zu ihrem Empfang, sondern bleibt, während die Kleine ihrer Mama jubelnd entgegenhüpft, wie angewurzelt an derselben Stelle stehen, von bänglicher Erwartung erfüllt, zitternd am ganzen Leibe. Und wie er das erzwungene Lächeln um ihre farblosen Lippen und ihre rotgeweinten Augen sieht, da stöhnt er dumpf: „Deine Eltern sind hart geblieben, Auguste, gesteh' es nur! Und ich", flüstert er kraftlos und gesenkten Hauptes, „ich bin ein ruinierter, verlorener Mann!"

„Platz da" erschallt es gebieterisch.

Platz soll werden mehreren Equipagen, welche an die Stelle der bereits abgefahrenen sich dicht vor dem Portale rangieren und dazu bestimmt sind, die Honoratioren der

Stadt, nachdem sie dem Prinzen die Aufwartung gemacht, aufzunehmen und nach Hause zu führen.

„Platz da!“

Es sind zwei schäckernde Liebespärchen, den untern Ständen angehörend, welchen der wiederholte Mahnruf des Polizeimannes gilt und die sich nun laut scherzend davon begeben.

Ein anderer Bahnhofpolizist ruft von der Eingangspforte herab: „Wo sind die Leute, welchen der mit dem Zuge angelangte, verwundete Mann angehört?“

Das Bäuerlein, welches mit seinem barfüßigen Knaben neben dem strohbedeckten Handkarren steht, antwortet mit einem demütigen, heisern: „Hier, Herr Polizeier! Ach, wo ist mein armer Hans? So weist mich doch, Herr Polizeier!“

„Schafft den Karren hieher, dicht vor die Nebenpforte! Derweil werd' ich dafür sorgen, daß der Bursche herausgebracht wird. Dann aber flink fort, rat' ich, solch' ein Anblick ist nicht nach jedermanns Geschmack!“

Zwei dicke Männer kommen stolz und breitspurig die Stufen herabgeschritten. Sie unterhalten sich über Handelsgeschäfte. „Wie gesagt“, spricht der eine und anscheinend jüngere der beiden, „wie gesagt, ich that sozusagen, wie jener römische General: ich kam, sah und siegte! das heißt: mit dem Abendzuge traf ich in Y. ein, fand viele Geber und wenig Nehmer; sprach von Preis-

abschlägen, die mir telegraphisch notiert worden seien; machte einige der Feilbieter kirre, gaben klein bei; die andern folgten nach, traten mir fast die Zehen ab, zumal ich mich sehr ablehnend geberdete und zugleich meine Bankscheinbündel recht anlockend zum Vorschein kommen ließ; ich schloß Käufe um Käufe ab, teils gegen baar, teils auf Ziel, that immer wie wählerischer und knapper. Und nun hättest Du heut' Morgen die langen Gesichter der anrückenden lieben Freunde sehen sollen, als sie die Primaware sämtlich in meinen Händen sahen! Vornehmlich der vom Hause Lahrsen und Komp. geberdete sich wie toll, sperrte das Maul auf und grinste, als wollt' er mich verschlingen, hahaha!"

„Und du schlugst wieder los?"

„Ein Narr, wenn ich's nicht gethan hätte! Die dreißigtausende Gewinn, hahaha!"

Das Mädchen, das wir so eilfertig und angsthaft anherkommen gesehen und welches sich bei dem Schutzmann so angelegentlich nach der Ankunftszeit des letzten Ostwestzuges erkundigt — nun wendet es sich an einen heraustretenden und mit einem Reisekoffer beladenen ältlichen Dienstmann mit der ungestümen Anrede: „Herr Bückert, erlauben Sie mal!"

„Ah, Sie sind es Käthchen? Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mein Bruder —"

„Was ist's mit Ihrem Bruder?"

„Ich erwartete, daß er, wie alle Donnerstage, heut Abend nach Hause kommen werde."

„Das ist er auch, mein Kind! Ich selbst sah ihn, die Mappe unter dem Arm, aus dem Wagen steigen. Sie müssen im Gedränge seinen Weggang nicht bemerkt haben.“

„Ach, die verlorene Zeit! Und meine arme Mutter —“

„Ihre Mutter?“

„Mit ihr ist's plötzlich so schlimm geworden, die Atemnot — ach Gott!“

Damit rennt sie eiligst davon, sich durch die lässig sich verziehende Menge ungestüm Bahn brechend. —

In Luft, Luft leben wir,
In Luft, Luft schweben wir . . .

so schallt es in nicht gerade sehr harmonischen Akkorden aus den Kehlen mehrerer junger Männer, dem Aussehen nach Handwerksgesellen, welche Arm in Arm und in sehr gehobener Stimmung den Bahnhof verlassen und durch ihre stürmische Ellbogenberührung einen vierschrötigen Bauersmann, der ebenfalls, jedoch mit langsamern und unsicherern Schrittes das Freie zu gewinnen sucht, bei nahe aus dem Gleichgewicht bringen. Der Mann murmelt einen derben Fluch und ist im Begriffe, zu zorniger Abwehr seinen Knotenstock zu erheben — zu langsam, zu spät, denn die „Brüder der Luft“ und der frohen Laune sind bereits außer Treffweite und ziehen krakehlend von dannen.

Gleichzeitig ist der Bauer von seiner augenscheinlich bessern und jedenfalls nüchternerer Hälfte gewahrt worden, dieselbe, welche sich soeben erst zu ihrem sie begleitenden

Sohne in klagenden Ausdrücken über die leidige Prozeß-sucht ihres Mannes ausgesprochen. Dieser also ist es, heimkehrend von dem kreisörtlichen Gerichtstag, vor dessen Abspruche ihr so sehr gebangt hat.

„Hannes, hier bin ich!“ rief sie dem Manne zu, ihm entgegeneilend. „Ach, ich brauch’ wohl nicht erst zu fragen, wie es Dir und Deiner Sache ergangen. Ich seh’ es Deiner übeln Laune an, es ist gekommen, wie ich längst gefürchtet, der Prozeß verloren, gelt, Hannes!“

„Verloren, ja, auf die ungerechteste Weise verloren!“ lautet die polternde Bestätigung. „Schelme sind’s, diese Gerichtsleut’, die wahrhaftigen Erzschelme! Und mein Advokat ein Erzdüppel oder aber ein Betrüger, daß er mir so gute Worte gegeben und dennoch die Sach’ verloren gehen ließ. Hält’s mit meinen Feinden — wer weiß, wie viel sie ihm dafür gesteckt? ... Aber ich werd’ es dabei nicht verbleiben lassen, ich! Ich werd’ es vor die Appellation ziehen, gleich, gleich! Diesem Hallunken Müller will ich’s zeigen, wer —“

„Ach, Hannes!“ fiel ihm seine Gattin abwehrend in die Rede, „laß doch das Schelten und Schimpfen und schick’ Dich in Gottesnamen drein! Schau dort unser Fritz mit dem Fuhrwerk — steigen wir ein, fahren wir nach Haus’! Zu Haus’ wollen wir alles zu vergessen und durch vermehrtes Schaffen und Sparen den Schaden wieder gut zu machen trachten. Komm Hannes — Fritz, hilf ihm einsteigen!“

„Erst noch zum Advokat Stierlein!“ trotzt der Bauer.

„Zu dieser späten Stunde?"

„Spät oder nicht spät, er muß und wird mir Gehör geben, die Appellation einzuleiten . . . Auch werd' ich mir doch den Aerger ein Bissel 'nunterspülen dürfen, müßt' ja d'ran ersticken!"

Und will es doch die Frau bedünken, es sei des Spülens schon mehr als schicklich geschehen, riecht doch ihres Mannes Odem bereits wie ein Weinfaß und ist seine Haltung ordentlich ins Schwanken geraten. Darum sagt sie bittenden, weinerlichen Tones: „Ach, Hans, komm doch mit nach Haus', sogleich! Zu Haus' soll Dir alles werden, was Du nur begehrst, Most oder Kirsch; dazu einen duftigen Eierkuchen. Siehste, wie der Braun' so ungeduldig stampft; und die Leut' uns angucken, sogar die Polizei, ob Deinem lauten, unwirschen Thun. Steig' ein, Hannes, ich bitt' Dich! — So, nun fahre zu, Fritz, hübsch sachte! — —"

V.

Fast hätten wir ob der bäuerischen Szene, die wir soeben belauscht, die beiden vornehm gekleideten, verschleierten Damen außer Acht gelassen, die wir als die Frau Professorin Holder und ihre Tochter haben bezeichnen hören und welche immer noch dastehen, den Blick

voller Ungeduld und Erwartung auf die Ausgangspforte gerichtet. Die Tochter scheint ihrer Mutter leise Trost und Mut einzusprechen; diese antwortet nur spärlich, desto fleißiger führt sie ihr feingesticktes Taschentuch an die Augen und bei jedem stummen Blitzen, das den fernen sommernächtlichen Himmel zu kreuzen beginnt, fährt ihre zartgebaute Gestalt erschrocken zusammen. Furcht vor der Elemente Dräuen, Furcht im Herzen und große Bangigkeit vor den Nachrichten, welche ihr Gatte, der nach dem zärtlich geliebten, verlornen Sohne ausgegangen, wohl bringen wird. Und er säumt so entsetzlich lange, vielleicht, daß er heute schon gar nicht heimkehren wird. Doch ja! „Mama, dort kommt Papa, er ist's, ruft ihre Tochter freudig. Und beide stürzen auf einen ältlichen Herrn los, welcher müden, zögernden Schrittes die Vortreppe heruntergestiegen kommt. Und erst seine Miene, wie freudlos und niedergeschlagen! Die beiden Damen schließen ihn in ihre Mitte, ziehen ihn mit sich fort. Wenige Schritte nur und Mama vermag ihren Thränen nimmer zu wehren.

„Ach, Du kommst allein, Theodor!" schluchzt sie.

„Allein, ja!" lautet die gedämpfte, grimme Antwort.

„Also nicht gefunden?"

„Gefunden wohl! Und zwar, wie Nachrichten richtig vermuten ließen, zu Neustadt, in einer Zirkusbude, wo s i e sprang und e r den Clown oder richtiger den Bajazzo spielte . . . O über die Schande! Sie wird mich in die Grube bringen!"

„Ach, sprich nicht so, Karl! Er wird in sich gehen, bei Deinem Erscheinen in sich gegangen sein — nicht wahr? Ach, so sprich doch, Theodor, die Aufregung, die Angst sprengt mir fast das Herz! . . . Also Du hast ihn getroffen, gesprochen?“

„Ja. Ich nahm ihn mit ins Hotel —“

„Und ließest ihn hart an, gesteh' es nur!“

„Nein, das that ich nicht, ich sprach zu ihm voll Liebe und Güte, eingedenk des Versprechens, das ich Dir, wenn auch ungern, gegeben. Und er schien in sich zu gehen, seinem Gewissen und der Vernunft Gehör zu schenken. Ich versah ihn mit Geld, damit er sich an Stelle des vertrödelten und verjuxten einen neuen anständigen Anzug kaufe. Er ging — und kam nicht wieder!“

„Was sagst Du, er kam nicht wieder? Ach, Minny, mir schwindelt . . .“

„Nein, laß' es nur bleiben, ich will stark sein, will alles hören! Also weiter, Theodor! Er kam nicht wieder, sagtest Du . . .“

„Er kam nicht wieder“, fährt der Gatte zu erzählen fort; „statt seiner aber traf, gerade zur Souperzeit, ein Billet ein, von ihm, meinem vortrefflichen Sohn und Erben, worin er mir mit wenigen, elend gekritzelten Zeilen die Mitteilung macht, daß er nun einmal von seiner geliebten Cora nicht lassen könne . . . Und als ich mich eiligst nach dem Zirkus zurückbegab, da hieß es, die beiden Vögelchen seien sozusagen ohne Abschiedsliedchen ausgeflogen, „Cora“ mitsammt „Luigi“, dem

neugebackenen Clown . . . Ist das nicht köstlich?“ ruft der Professor, höhnisch und grimmig auflachend. „Sich meinen Stammhalter als fahrenden Hanswurst oder Seiltänzer oder Bänkelsänger zu denken. Oder gar eines Tages denselben per Schub nach Hause bringen zu sehen in Gesellschaft seiner im Zirkus aufgelesenen Frau Gemahlin und einer edeln Deszendenz — hahaha!“

„Ach Gott, Papa, halt ein! — Mama wird ohnmächtig!“

Wirklich haben Gatte und Tochter ordentlich Mühe, die arme, schreckensbleiche Frau Professorin aufrecht zu halten. Eine des Weges kommende Droschke wird angerufen, die Bewußtlose, Stöhnende hineingeschoben; und nachdem auch die Beiden selbst eingestiegen — Prinzenstraße, Nummer achtundzwanzig! ruft der Professor, und der Wagen rollt davon. — — —

„Erlauben Sie, Herr Polizeier!“

Es ist eine junge dralle Bauerndirne, welche, ein Reisebündelchen unter dem Arm, sich mit dieser Anrede an einen der vor dem Bahnhofportale postierten Schutzmänner wendet, um von ihm die genauere Adresse der verwitweten Frau Schneidermeisterin Drillich zu vernehmen, bei welcher sie sich durch die Vermittlung des „Hausiererkobel“ als Dienstmädchen verdungen. Sie habe wegen der vorgängigen ziemlich weiten Fußreise den richtigen Zug verfehlt und zudem, beim Aussteigen aus der „Eisenbahn“ und in dem dichten erstaunlichen Volksgedränge das Zettelchen verloren, auf welchem die künftige Dienstherrin genau „aufgeschrieben“ gewesen. Und sie selbst kenne sich in der weiten großen Stadt, welche

sie nun zum ersten Male betrete, so ganz und gar nicht aus . . .

Frau Witwe Drillich — auch der Schutzmann weiß weder über diese ehrenwerte Persönlichkeit, noch über ihr Domizil irgend welchen Bescheid, welche Erklärung unsere Landschöne offenbar in nicht geringe Beklommenheit versetzt. Da erbarmt sich ihrer ein schlanker, bebrillter Herr, der das kurze Gespräch mit angehört und das Mädchen mit sehr wohlgefälligen Augen gemustert hat.

„Wenn Jüngferchen erlaubt", spricht er freundlich und mit artiger Verbeugung, „so werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie nach der Wohnung der Frau Drillich, welche ich sehr gut kenne, zu begleiten. Sie dürfen sich auf mich verlassen, bin vollkommen stadtkundig."

Das Mädchen schaut den Schutzmann fragend an; der freundliche Herr sucht eben demselben hinterrücks ein Geldstück in die Hand zu pressen. Das Geldstück, es fühlt sich so hart und gewichtig an, und ist wohl wertvoll genug, um sich damit im Bierhause einen genußreichen, vergnügten Abend zu bereiten. Und was geht ihn eigentlich dieses Mädchen und dessen Schicksal an? . . . Die Versuchung, in welche unser Diener der hl. Hermandad so unversehens geraten, ist keine geringe. Schließlich siegt die Gewissenhaftigkeit über Gewinnes- und Gaumenlust. Der Mann gedenkt seines lieben Kindes zu Hause, das dereinst, einmal erwachsen und seiner natürlichen Beschützer und Wegeleiter beraubt, vielleicht ebenfalls in eine solche ratlose und gefährliche Lage, wie

hier das Bauernmädchen, geraten kann. Und wie er sieht, daß die unerfahrene Landdirne im Begriffe steht, sich ahnungslos der angebotenen Führung des freundlichen Herrn anzuvertrauen, spricht er mit entsprechender energischer Geberde: „Folgen Sie mir, Jungfer! Auf dem Polizeibureau kann ich alles erfahren, was Ihnen vonnöten; auch werde ich Sie sicher an Ihren Bestimmungsort geleiten.“

Der wütende Blick, den er für diese Worte von dem vornehmen Wüstling erhält — unser brave Schutzmann zuckt gleichmütig, ja geradezu verachtungsvoll die Achsel und schreitet mit seiner Schützlingin festen Schrittes von dannen.

„Juvivallera, juvivalleralleralera!“ schallt es mehrstimmig hintendrein. Es ist eine Schar flügger Studenten, welche auf dem Bahnhof ein „Füchslein“ in Empfang genommen und sich anheischig gemacht hat, dasselbe in die Herrlichkeiten und Mysterien der Musenstadt einzuweihen. Der flotte „Besen“, der vor ihnen her, an Seite des Schutzmannes, dahingeht, sticht einigen von ihnen nicht übel in die Augen, und gerne würden sie mit demselben anbinden, wenn der Begleiter nicht eben ein Schutzmann wäre. „Juvivallera, juvivallera!“ schallt es fort, in die Merkurstraße hinein.

Die auf dem Bahnhofplatze aufgefahrenen Wagen sind sämtlich verschwunden, desgleichen hat sich die versammelt gewesene Volksmenge rasch und nach allen Seiten hin zerstreut. Unter den wenigen Zurückgebliebenen fällt uns eine sehr umfangreiche und nach Art der Fischweiber gekleidete, ältliche Frau auf, welche, ein großes,

farbenverblichenes Tuch lose um den Kopf geschlungen und die Kolossalarme in die Hüfte gestemmt, die immer spärlicher aus dem Bahnhofe Heraustretenden sehr aufmerksamen Auges mustert. Bis ein ziemlich bejahrtes Männchen, einen Geflügelkorb am Rücken, gesenkten Hauptes und unsichern, schwankenden Schrittes zum Vorschein kommt — gerade auf dieses Männchen scheint die Dicke es abgesehen zu haben. Immerhin wartet sie ab, bis der Ahnungslose, Daherstolpernde in ihre unmittelbare Nähe gerät — der Katze gleich, welche bewegungslos und mit zurückgehaltenem Atem des Mäusleins Wandelgänge belauscht und geduldig abwartet, bis dasselbe in sichere Sprungweite herankommt. Plötzlich schlägt sie ihre schwere fleischige Hand in des Männchens dürre Schulter, daß es seine Schritte innehält und erschrocken zurückprallt. „Ah, die Hanne!“ lallt es. „Nun, was soll's? Hier bin ich ja!“

„Ja, ja, ich seh's, daß endlich da bist, Mann! Also um die paar Hähnchen und Hühnchen zusammen zu suchen, mußt Du erst mit dem Letzten nach Hause kommen? Und wie nach Hause kommen: wiederum besoffen wie ein Schweinigel! Und ich kann von früh Sechse bis abends spät in meiner heißen Bude hocken und mich heiser schreien und schier zu Tode mühen, um die paar Kreuzer zu verdienen, während Du das sauer erworbene Geld nur so leichten Herzens die Gurgel hinunter jagst. Ist das eine Art, frag' ich?“

„Thu' nicht so bös, Agath! Bloß die zwei Gläschen, die zwei, drei winzigen!“

„Die drei letzten, gelt? Und allerhand Schlemmerei dazu? O ich armes betrogenes Weib, das die harte Brotkrume kaut und mit schaler Kaffeebrüh' den Durst löscht!" klagt sie, mit dem feisten Handrücken sich über die dicke hochgerötete Wange fahrend, als gälte es, alldorten eine Wehmutsthräne wegzuwischen.

Sie wirft einen gestrengen, prüfenden Blick in ihres Mannes netzüberspannten Hühnerkorb. „Anderthalbdutzend minderwertige Hähnlein!" sagt sie geringschätzend.

„Fette, sag' ich Dir, fühl' sie nur an!"

„Ja, fett wie Du!" spottet sie. „Und was seh' ich? Einen garstigen alten Gockel — was soll ich mit dem Gockel? Und gewiß noch teuer bezahlt — ach, jeder Pfennig ist ja zu viel, den Du für das Vieh bezahlt hast! . . . Und keine einzige Fettente, wie ich Dir doch so deutlich aufgetragen? Fort, Mensch, nach Haus'! Zu Haus' will ich mit Dir reden — marsch;"

Und sie zieht den Aermsten, den die Strafpredigt und aufdämmernde schlimme Ahnungen ordentlich ernüchtert haben grausam mit sich fort. — —

VI.

Wie still und menschenleer der vom Gaslicht erhellte und soeben noch stark bevölkert gewesene Bahnhofplatz nun aussieht! Männlein und Weiblein, so da der Neugierde gefröhnt oder zum Empfange von Freunden und Verwandten herbei gekommen waren — alle fort!

Nein, nicht alle. Zwei elegant gekleidete junge Damen haben, nachdem die eine von ihnen mit dem wachehaltenden Schutzmann einige angelegentliche, leise gesprochene Worte getauscht, sich dicht neben der Ausgangspforte, im Schatten der das Kapitäl stützenden Doppelsäule auf die Lauer gestellt. Doch können ihre Absichten unmöglich sehr gefährlicher Natur sein, aus dem fröhlichen Gekicher zu schließen, welches die beiden Wegelagerinnen dann und wann laut werden lassen und das sogar den rauhbärtigen Schutzmann, den kaum einige Schritte von ihnen auf Posten stehenden, zu einem heitern Lächeln zwingt. Ob er, dessen Pflicht es sein sollte, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, etwa gar mit im Komplotte steckt? Fast könnte man es vermuten.

Jetzt nahen sich, vom Innern des Bahnhofgebäudes her, hallende Männerschritte; ein hoher stattlicher Herr, in der Uniform eines hochchargierten Bahnbeamten gekleidet, tritt leise vor sich her summend aus dem Portale. Wie er aber im Begriffe steht, mit freundlich stummem Gruß an dem Wachtposten vorbeizugehen, fühlt er sich plötzlich

von hinten angefallen, zwei weiche schlanke weibliche Arme schlingen sich stürmisch um seinen Hals, ein helles, scherzhaftes Auflachen begleitet den Angriff —

„Ah, du bist es, Flora? Wie du mich erschreckt hast!“ ruft der Bahnbeamte mit scherzhafter Grimasse. „Doch, was seh' ich? So ganz ohne Begleitung, zu dieser Stunde? Es klingt beinahe wie ein zärtlicher Vorwurf.

Allein die junge schlanke Dame lacht nur noch fröhlicher und entgegnet in neckischem Tone: „So ganz ohne Begleitung, meinst Du? Fehlgeschossen, gestrenger Herr und Gemahl!“

Und auch die zweite Dame kommt aus ihrem Verstecke hervorgestürzt, dem verduzt Dastehenden laut lachend ihre behandschuhten Hände entgegenstreckend.

„Ah, meine liebe Schwägerin — welch' freudige Ueberraschung! Sei mir hochwillkommen, Hilda! Wie Du so blühend schön aussiehst — schau, schau! . . . Nun muß ich aber doch fragen, wie Ihr Beiden auf den Gedanken kamet —“

„Dich hier zu überfallen?“ ergänzt die glücklich erregte Gattin geschwätzig. „Ach, das trug sich so einfach zu: Auf einmal, nach wiederholtem stürmischem Anläuten der Glocke fällt mir mein Schwesterchen ins Haus, ich traute meinen Augen kaum. Und wie ich frage, wie sie, ohne von Dir gesehen zu werden, mit dem Zuge habe ankommen und den Bahnhof verlassen können —“

„Das war wohl möglich, war ich doch den ganzen Abend in meiner Bude beschäftigt“, wirft der Gatte erklärend ein.

„Das sagte sie auch; ja sie gestand sogar, durch das Bureaufenster geguckt und Dich am Schreibpult sitzen gesehen zu haben; wagte es aber nicht, das blöde Mädchen, ein Steinchen hinein zu werfen, just Dir an den sinnenden Beamtenkopf, wie ich an ihrer Stelle es sicherlich gethan hätte.“

„Du? Ja Du wohl!“, entschuldigt sich die jüngere der Schwestern errötend.

„Da beschlossen wir“, fährt die Erzählerin fort, „unter der Salvegarde meines mutigen Dienstmädchens, Dir entgegen zu gehen. Zürnst Du es mir etwa, Du lieber böser Mann?“

„Wie sollt' ich, Schatz?“ erwidert er bestgelaunt.

„Die Babette“, so erzählt seine Gattin weiter, „habe ich soeben wieder nach Hause geschickt, damit sie den Abendtisch bereite und den Thee warm halte. Wir aber — machen wir nicht lieber einen kleinen Umweg, den Spaziergang um den Posthofgarten herum? Die herrliche, taufrische Sommernacht ... Oder glaubst Du, Hugo, daß jenes Gewitter dort uns etwa überraschen könnte? Nicht? Nun denn, vorwärts!“

Die beiden Damen hängen sich links und rechts an ihres Begleiters Arm, und alle Drei schreiten langsam und munter plaudernd von dannen.

Folgen wir ihnen auf angemessene Distanz.

An der Westfront des Postgebäudes angelangt, begegnet unsern Spaziergängern ein ebenfalls in Diensttenue gekleideter, ältlicher Bahnbeamter, welcher vor den beiden Damen sich respektvoll verneigt und dem Herrn „Inspektor" einen freundlichen guten Abend bietet; dann aber, im Begriffe weiter zu gehen, sich rasch umwendet, mit den Worten: „Apropos, Herr Inspektor, haben Sie schon vernommen?"

„Was ist denn zu vernehmen, Freund Hell?"

„Die Geschichte mit dem Kaufmann Groß?"

„Seine bedrängte Lage betreffend? Ja!"

„Von seinem soeben gethanen Selbstmord —"

„Was Sie nicht sagen, Hell! Sie belieben wohl zu scherzen!"

„Gewiß nicht, Herr Inspektor! Er soll seiner bedauernswerten Gattin aus dem Hause entwischt und in den Stadtpark gerannt sein. Dort, bei der Kaskade, hat er das Gräßliche vollzogen; man hörte die Schüsse, man eilte herbei und findet den Unglücklichen mit Blut übergossen, tot. Soeben wurde die Leiche in das Krankenhaus geschafft... Verzeihen Sie, meine Damen! Nochmals guten Abend, Herr Inspektor!"

„Wie traurig, wie gräßlich!" murmelte dieser im Weitergehen. „Gestern noch reich und hochangesehen, ein glücklicher Familienvater, heute ein toter, verlorner Mann, welch' furchtbare Wandlung!"

„Ach ja! Und die arme Frau Groß, sie kann mich so sehr dauern!" meint die Frau Inspektorin, welcher die Nachricht alle scherzhafte Laune verdorben. Schweigend biegt die kleine Gesellschaft in die Postgasse ein, vor

einem hübschen hohen Hause wird Halt gemacht, die Thüre öffnet sich, man tritt ein, die Thüre schließt sich wieder — „guten Abend, Herr Inspektor, Frau Inspektorin!“

Wir aber, was beginnen wir?

Fast gelüstet uns, in das hell erleuchtete Lokal, an dessen Fenstern gar einladend das Wort „Gambrinushalle“ prangt und aus dessen Innern harmonische Streichmusik und frohes Stimmengewirr vernehmbar ist, einzutreten. Ein Glas kühlen Gerstensaft, nach all' dem Herumschlendern — doch halt, was will denn die Frauensperson, welche fliegenden Atems und leise wimmernd die Straße heraufgeeilt kommt? Wir erkennen in ihr abermals das junge hübsche Mädchen, das am Bahnhofe sich so angsthaft nach der Ankunft ihres Bruders erkundigt hat. Gerade vor der Gambrinushalle hält sie ihren Schritt an, verfügt sich ganz nahe an das Fenster, horcht und sinnt, schaut nach links und rechts, macht mehrmals Miene, einzutreten, läßt jedoch jedesmal die Thürklinke wieder zaghaft fahren. Plötzlich aber zu ihrem offenbaren Schreck geht die Thüre von innen auf, zwei Männer, in eifrigem Gespräch begriffen, treten heraus, das Mädchen schlüpft schnell entschlossen hinein, die Thüre schließt sich; sie öffnet sich abermals, das Mädchen erscheint wieder, diesmal in Begleit eines blassen, schwarzlockigen jungen Mannes, welcher, eine große Mappe unter dem Arm, ihr auf dem Fuße folgt und mit hocherregter Stimme frägt: „Die Mutter, sagst Du, sei kränker geworden?“

„Ach ja“, schluchzt sie, „der Anfall von heut' Nach-

mittags, und dann die schreckliche Wiederholung, um etwa 8 Uhr, da sie dem Ersticken nahe war! O Rudolf, wir werden unsere gute Mutter verlieren, werden vollständig verwaist werden, ich fürchte, bald, ach, sehr bald! Und die Aermste ruft unablässig nach Dir, schickt mich fort, einmal über das andere, damit ich mich nach Dir umschaue ... Und inzwischen niemand bei ihr, zu ihrer Pflege, als die kleine Sophie ... Komm', Rudolf, beeilen wir uns, eh' es zu spät geworden — ach, ach!"

Der junge Mann ist völlig konsterniert. „Mein Gott", ruft er mit bebender Stimme und seine Schwester im Eilschritt mit sich fortziehend, „mein Gott, die arme Mutter! Und ich verließ sie letzten Montag Morgen so heiter und wohlgemut, und auch heute hatte ich nicht die Ahnung ... Kaum der Bahn entstiegen, dem Spätzuge, begab ich mich sogleich zu meinem guten Professor Harting, ging hin mit hungrigem, knurrendem Magen, um ihm meine in den Feierstunden entworfenen Plafondzeichnungen zur Prüfung zu unterbreiten; und er lobte sie so sehr und versah sie, zur Empfehlung für die Ausführung beim Kursaalbau, mit seiner eigenen gewichtigen Namensunterschrift ... Und da, im Vorbeigehen, konnte ich der Versuchung nicht wiederstehen, meine ausgetrocknete Kehle mit einem Glas Bier zu befeuchten, zumal ich — paß' auf, lieb Schwesterchen, hier das aufgerissene Trottoir! ... Zumal ich heute meine Monatslöhnung bezogen — wie freute ich mich zum Voraus das Häuflein Geld in Mütterchen Schoß zu schütten, sie für einige Wochen von den Nahrungs-

sorgen befreit zu sehen! Und nun Deine schlimme Nachricht! . . ."

Die Beiden fliegen nur so dahin, so daß wir ihnen kaum zu folgen vermögen, straßaus, in eine Quergasse hinein. Ein offenstehender Hausgang nimmt sie auf, wir hören flureinwärts und dann treppauf ihre eilenden Schritte verhallen.

Wir können nicht umhin, einen Blick auf das Aeußere des Hauses zu werfen: Ein altersgraues, unscheinbares Gebäude.

Die niedrigen Parterrefenster sind hell erleuchtet, über denselben prangt ein Schild mit der Inschrift: „Schänkhaus zur Wolfsschlucht". Drinnen läßt sich vielstimmiger Gesang hören, an welchem sich auch Frauenkehlen beteiligen, lautes Gelärm und Gegröle.

Wir winden Dir den Jungfernkranz

wechselte mit:

Du, Du liegst mir im Herzen

und:

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar u. s. f.

Besonders im Vordergrund des Schänklokals, nahe den Fenstern, scheint die ausgelassenste Lust und Fröhlichkeit zu herrschen. Kommers- und Zechlieder werden geschrieen und dem „Bruder Studio" einmal über das andere zugetrunken.

Bei diesem unserm Horchergeschäft werden wir aber unterbrochen durch das Wiedererscheinen des schwarz

lockigen jungen Mannes, der aus der Hausflur gerannt kommt und beinahe laut stöhnend davon eilt, erst die Gasse entlang, dann rechts um die Ecke biegend — verschwunden!

„Noch einen Schluck, Bruder, den letztern tapfern Zug!“ So ruft es im Schänkhaus drinnen unter Gläserklirren und bachanalischem Gelächter. „Ja ja, den letzten Zug!“

Doch, da kehrt ja unser blasse Lockenkopf schon wieder zurück, diesmal in Begleit eines hochgewachsenen ältern Herrn, der mit ihm kaum Schritt zu halten vermag.

„Ah, bester Herr Doktor, verzeihen Sie mir die unhöfliche, große Eile! Meine Mutter, meine arme Mutter!“

„Ich kenne ihren Zustand nur zu wohl. Wir werden uns halt auf das Schlimmste gefaßt machen müssen.“

Bei der Hauspforte angelangt, zieht der junge Mann die Glocke mit Ungestüm, in drei, vier Anschlägen.

Und flinke Frauenfüße kommen eilig die Haustreppe herunter gehuscht, der Hausgang erhellt sich, das Lämpchen leuchtet den beiden Männern voran, treppauf, treppauf, dann einen langen feuchten Corridor entlang, der nach einer Hinterwohnung hinführt. Bei einer Zimmerthüre angelangt, wird dem Arzte der Vortritt eingeräumt; wir treten in eine sehr einfach möblierte Wohnstube. Der

Arzt, nachdem er sich des Hutes und Ueberziehers entledigt, begibt sich, ohne die besondere Einladung abzuwarten, in das offen stehende Nebengemach. Dieses ist noch enger, als die Wohnstube; ein Bett, eine Kleiderspinde, ein Tischchen, zwei niedrige Strohsessel, das ist das ganze wenig wertvolle Ameublement. Auf dem Tischchen einige Arzneifläschchen, ein Wasierglas, ein Theetäßchen, dessen Henkel abgebrochen.

Vor dem Bette, auf einem Fußschemelchen, hockt ein etwa zehn Jahre altes Mädchen, heftig schluchzend, den vorübergebeugten Lockenkopf in die meergrüne Schürze begraben. Im Bette selbst die totkranke Frau, mit geschlossenen Augen, nach Atem ringend, das eingefallene, leichenblasse Angesicht mit großen kalten Schweißtropfen bedeckt. Der Arzt befühlt ihr den Puls, behorcht ihren Herzschlag. Und als er sich langsam aufrichtet und nach den thränenden Auges dastehenden Geschwistern sich umwendet — sein trauriger teilnehmender Blick sagt es ihnen, daß keine Rettung mehr möglich, daß es mit dem Leben der Kranken sehr bald zu Ende geht.

Der Arzt empfiehlt sich. Und als das größere der Mädchen, nachdem sie ihm die Treppen hinunter geleuchtet — schon im Korridor draußen, auf ihrem raschen Rückwege, hört sie ihres Bruders Jammerruf: „Ach Gott, die Mutter stirbt, sie ist tot!“

Nein, noch nicht tot. Noch einmal schlägt die Sterbende mühsam die Augen auf. Und wie sie ihre Kinder, von unbändigem Schmerz ergriffen, an ihrem Lager knieen sieht — es ist ein unsäglich wehmütiger Blick, den sie auf ihre Lieben richtet; sie will sprechen — vergebliches Be=

mühen! Ein kaum fühlbarer Händedruck ist alles, was sie ihnen zum Lebensabschied zu bieten vermag.

Drunten, im Erdgeschoß des Hauses, ertönt der heisere, verworrene Gesang der Zecher:

Rund, rund ist alles auf der Welt . . .

und zugleich, aus andern Kehlen:

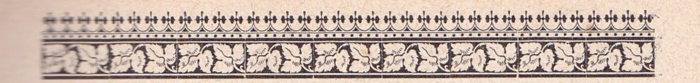
Mädele ruck ruck ruck an meine Seite . . .

Oben, in der Dachwohnung, ringt eine arme Witwe mit dem Tode. Ihr Atem stockt mehr und mehr, jetzt thut sie den letzten schweren Zug — zu Ende!



Komödie auf dem Lande.





Komödie auf dem Lande.

Draußen trieb der Hornung sein launiges närrisches Spiel: Bald helle Sonnenblicke, bald trüber Himmel mit Schneegeflocke und rauhem Sturmgeheul.

Drinnen, in des Kirchgäßlibauern Wohnstube, herrschte trauliche behagliche Wärme, genährt durch den wohlgeheizten mächtigen Kachelofen, dessen Malerei eine Bauernhochzeit darstellte, mit dem muntern Klarinettisten an der Spitze des Brautzuges.

Auf der niedrigen Ofenbank saß die dicke Bäuerin und schälte Kartoffeln. Sie erhob sich, ergriff den Rocken des in der Nähe stehenden Spinnrades, pochte damit zweimal kräftig an die getäfelte Stubendecke hinauf und rief, nach oben blickend: „Anneli!“ — Und aus derselben Richtung konnte man eine helle weibliche Stimme antworten hören: „Ich komme ja, Mutter, ich komme!“ Und wenige Minuten darauf öffnete sich leise die Stubenthüre, und ein sehr hübscher schwarzlockiger Mädchenkopf guckte vorsichtig herein.

„Ich bin allein, komm nur!“ sagte die Bäuerin. Und nachdem das in tiefem Negligé befindliche, schlanke junge Mädchen rasch hereingeschlüpft war, begann jene

zu schelten: „Ja, schau nur auf die Wanduhr: schon neun vorbei; unser Mannsvolk wird alsobald mit einer Fuhre Holz aus dem Wald zurücksein — und du kommst erst aus den Federn!“

Das Mädchen versuchte zu schmeicheln: „Ach, Mutter: . . .“ Doch diese ließ es nicht zu Worten kommen, sondern fuhr in gestrengem ärgerlichen Tone fort: „Der gestrige Abend — nicht umsonst hat's mir auf dieses Thirater [1]), die von den jungen fürwitzigen Schulmeistern ausgeheckte, neumodische Narretei, so sehr gebangt! Hätt' ich zuvor gewußt, was alles drum und dran hängen würd', die vielen vergeudeten Abendstunden, welche für nützliche Arbeit hätten verwendet werden können; sodann der Tanz und die Zecherei, die im Wirtshaus drauf folgten bis in den heutigen Morgen hinein! Ja, hätt' ich das zuvor gewußt, daß du auf dem Thirater mit diesem luftigen Schreinerlix [2]) zusammen ein Liebespärchen darstellen solltest — nie und nimmer hätt' ich dazu meine Einwilligung gegeben, zähl drauf!“

Die Bäuerin hatte immer eifriger gesprochen und ihre Tochter immer rötere Bäcklein bekommen.

„Ach, Mutter“, begann das junge hübsche Mädchen in schmeichelndem Tone sich zu entschuldigen, „das kam so: Wir hatten mit dem Theater eine über Erwarten gute Einnahme gemacht, und rasch wurde der Beschluß

---

[1]) Theater, hier Volkstheater.
[2]) Felix.

gefaßt, den Ueberschuß gleich zu einem vergnügten Fastnachtsabend zu verwenden, als billiger kleiner Lohn für all die aufgewendete große Müh — eigentlich waren's die Burschen, welche solches beschlossen; wir Mädchen sagten natürlich nichts dazu."

„Ei natürlich, euch war's ja aus dem Herzen gesprochen!"

„Auch ist's", fuhr die junge Schöne, ohne auf die spöttische Einrede ihrer Mutter zu achten, in ihrer Erzählung fort, „auch ist's bei dem Sang und Tanz im Wirtshaus zwar ausnehmend lustig, zugleich aber auch ganz ehrbar zugegangen, glaub mir nur! . . . Und was den Schreinerlix betrifft —"

„So haben er und du schon auf dem Thirater eure Liebesrollen nur zu gut und zu wahr gespielt, so sagen viele Leut, die es gesehen haben und sich auf derlei Sachen verstehen, zum Beispiel unser Xaver und andere mehr, die ich nicht nennen will! Und hast hernach mit ihm getanzt, fast ausschließlich mit ihm! Des Kirchgäßlibauern Tochter begnügt sich mit einem Schreinerlein als Liebhaber, während es doch angesehene, habliche Bauernsöhn' haben könnt' — ach, was muß ich hören welchen Verdruß ausstehen! Aber ich sage dir —"

„Höre, Mutter", fiel nun das junge Mädchen herzhaft ein, „deine sogenannten angesehenen, hablichen Bauernsöhne kenn' ich und auch das große Glück, so ihrer dereinstigen Frauen wartet; man sieht's ja alle Tag': Arbeiten wie ein Lasttier jahraus und ein, und sich mit rauher Kost begnügen, und wenig oder keine

Freud genießen, sondern nur immer die Alten von Hausen und Sparen predigen hören und wie den Schulden und bösen Zeiten zu begegnen sei. Während so ein tüchtiger Handwerker — und er, der Schreinerlix versteht sein Handwerk aus dem Fundament, ist nicht umsonst lange Jahr in der weiten Welt draußen, auf der Wanderschaft gewesen; hat Arbeit und Bestellungen in Hülle und Fülle und dafür gute Bezahlung. Besitzt zudem sein eigen hübsch Häuschen, ist fleißig und anschicklich — was will man sich mehr wünschen?“

Sie legte ihren schlanken weichen Arm schmeichelnd um der Mutter Hals und bat: Gelt, Mütterchen, du bist mir nicht böse, und —“

Sie vollendete den Satz nicht; denn ein Lastwagen fuhr polternd über den gefrornen Boden durch das Scheunenthor ein. „Der Vater — der Xaver!“ rief die Mutter. „Laß mich — hier im warmen Ofenrohr steht dein Kaffee; fort damit, eh' dein Vater kommt!“

Anneli ließ sich das nicht zweimal sagen; im nächsten Augenblicke war es mit seinem verspäteten Frühstück verschwunden.

Zugleich mit dem Mannsvolk war auch Theres', die ältere Tochter des Hauses, von ihrem Gange nach dem nahen Marktflecken, wohin sie eine schwere Ankenballe getragen, zurückgekehrt. Und bald darauf konnte man in der Küche, beim Kaffee, die beiden Schwestern sich lebhaft über die stattgefundene theatralische Aufführung und die Freuden des Tanzabends, die sie beide mitgenossen hatten, unterhalten, sowie über dieses und jenes,

was sich dabei zugetragen, ihre muntern oder spöttischen Bemerkungen austauschen hören.

Schließlich begann Anneli zu klagen: „Weil du die schreckliche Ehr' gehabt hast, von einem reichen Bauernsohn zum Tanz geführt zu werden, ist nun die Mutter bös' auf mich, meint, ich hätt' dem Schreiner den Rücken kehren sollen!"

Da erwiderte die Theres' ernst und traurig: „Ach, was hab' ich davon, daß ein reicher Bauernsohn mit mir getanzt hat? Zu weiterm wird und kann es doch nicht kommen, weil ich seinem Vater, der auf einem mächtigen Schochen Gülten hockt, viel zu wenig reich bin. Sein Sohn — so soll er ja schon oftmals gesagt haben — müsse eine ins Haus bringen, die mindestens ein ebenso großes Vermögen besitz', wie er selbst; eine andere lass' er nicht über die Thürschwelle herein — ach, ach!"

„Und wenn er, dein Hansi, es dennoch erzwingen wollt'? Er ist ja längst volljährig geworden und besitzt sein schönes Muttergut!"

„O, eine solch herzhafte That ist von dem gutmütigen frommen Burschen nicht zu erwarten! Und ich — ich würd' auch gar nicht darauf eingehen!" versicherte die stattliche brünette Bauerntochter stolz. Entweder muß es ohne Einsprach oder Hindernis geschehen können, oder ich will lieber nicht Zelghofbäuerin werden! Die bösen Augen des geizigen Alten, seine und anderer Leute Versuche, den Hansi gegen mich aufzureizen — o nein, lieber zuwarten, lieber nicht dabei sein, so sehr ich den Burschen auch achten und gern haben thu'!" seufzte sie.

— — Schön Aennchen setzte es doch durch — erst bei ihrer Mutter mit Schmeicheln und Bitten und mit Hilfe jener auch bei ihrem Vater — daß sie dem sehr schmucken und muntern Schreinerlix Liebesgehör schenken und, kaum ein Jahr nach jener verhängnisvollen Theateraufführung, ihm zum Altar folgen durfte. Ihr rosiges Gesichtchen strahlte vor Glück, ihr Auge leuchtete voller Herzensseligkeit.

Theres' dagegen weinte in ihrem Kämmerlein heimliche heiße Thränen. Ihre um beinahe drei Jahre jüngere Schwester hatte sich verheiraten können, während sie selbst sich damit begnügen mußte, mit einem braven reichen Bauernsohn ein verschämtes aussichtsloses Liebesverhältnis fortzusetzen. War ihr doch zu Ohren gekommen, daß der alte Zelghöfer sich geäußert hatte: „Wie, mein Bub soll der Schwager dieses dünnen Schreinerlix werden? Nie und nimmer, sag' ich!“ —

Da ereignete es sich, daß der Nachbar Schneider Fink vom Osterhasen mit einem Kindlein beschenkt wurde. Die Leute fragten sich: Ist's das neunte oder zehnte? und lachten dazu und machten faule Witze. Des fernern wurde bekannt, daß des Kirchgäßlibauern Theres' und ein Oberländer-„Knab“, naher Anverwandter der Schneiderin, hoffärtig sein würden, das heißt den jungen Erdenbürger aus der Taufe zu heben die Ehre hätten.

Das Tauffest verlief fröhlich und ohne Zwischenfall.

Die Wöchnerin aber hatte sich bei Bereitung des Mahles zu sehr angestrengt, oder vielmehr bei der rauhen Witterung sich zu wenig Schonung auferlegt; sie

erkrankte schwer. Da war es die „hübsche Gotte“, des Gäßlibauern Tochter, welche die arme Kranke pflegte zwei volle Wochen lang fast ohne Unterbruch, bis jene wieder das Bett verlassen konnte. Dem Schneider Fink waren, wie die Leute richtig bemerkten, all' seine gewohnten lustigen Possen vergangen. Er rief gerührt: „Theres', du bist ein Engel an Güte und Mildherzigkeit! Der Himmel wird dir's lohnen. Aber auch ich werd' es nimmer vergessen, sondern nach meinen schwachen Kräften dir's zu vergelten suchen!“

Doch hatte ihn noch nicht aller Witz verlassen.

Eines abends erzählte er seiner nun wieder völlig gesundeten Frau Maribeth: „Bin heute, wie du weißt, bei des Zelghöfers auf der Stör gewesen. Bevor ich jedoch dem Jungen, dem Hansi, für eine neue Kleidung das Maß nehmen durfte, mußte ich dem filzigen Alten erst den schmutzigen und tausendmal geflickten Werktagskittel nochmals flicken. Dabei, während er mir zuschaute begann er zu schnarren und zu knurren: „‚Dieses leidige Regenwetter — wann wird's endlich aufhören, aufhören? Die Saat, das junge Gras, die Obstblüte, alles leidet darunter, alles wird zu Grunde gehen! Das Wetter ist nicht mehr wie früher. Aber wie sollt's! Sind doch die Leut auch nicht mehr dieselben, viel ausgelassener, unfrömmer und verthunlicher geworden, denken nur an Hoffart und Lustbarkeit, Lustbarkeit. Von den Dienstboten gar nicht zu reden, die sinnen nur noch dem Essen und Trinken nach und dem Faullenzen, und verlangen dabei immer höhere, entsetzlichere Löhne, entsetzlichere Löhne! Wie soll da der Bauer noch hausen können?‘“

— Und nachdem er einen Hustenreiz überwunden hatte, fuhr er zu klagen fort: „‚Und wie ungesund diese Witterung ist, diese feuchte Witterung! Ich fühl's deutlich hier auf der Brust — Brust! Auch andre scheinen's zu verspüren, so z. B. der alte Brunnmättler. Liegt, wie man hört, schon mehre Tag' krank. Hat, wie verlautet, sogar sein Testament gemacht — sein Testament, hm, hm! Mich nimmt nur wunder, wem zu gunsten — der kinderlose Mann — wem zu gunsten er sein Vermögen vermacht hat. Hast darüber nichts vernommen, Schneider, nichts vernommen?'“ grübelte er.

„Da kam mir, ich wußte gar nicht wie, der Gedanke an des Gäßlibauern Theres', die unserm Kind zu Gevatter gestanden und dir so große Hülf' und Wohlthat erwiesen . . . Ich sagte, während ich die Nadel frisch fädelte: „‚Man spricht von des Kirchgäßlibauern Theres'.'“

„Der alte Filz machte Augen und schaute mich eine Weil mit offenem Munde an, als wollt' er mich verschlingen. Dann erst platzte er heraus: „‚Wa — was sagst du da, des Gäßlibauern Theres'?'“

Er stolperte einigemal die Stube auf und ab, und dabei brummte er vor sich hin: „‚Der Theres' — dem Gäßlibauer seine, hm, hm! Nun — 's ist wahr: Er, der Brunnmatthöfer und dem Gäßler-Johannes sein Vater waren Stiefbrüder, haben dieselbe Mutter gehabt, dieselbe Mutter, hm, hm!'“

Ich aber wurde immer herzhafter —“

„Sage lieber: immerzu frecher und gottloser!“

Der Schneider jedoch fuhr, ohne den Einwurf seiner Frau Liebsten zu beachten, in seiner Erzählung fort: „Ich fügte, und zwar der Wahrheit gemäß, bei: „‚Auch ist er, der Brunnmättler, der Theres' ihr Taufpate.'"

„‚So—o? Gelt, gelt!'" rief der Alte gedehnt und sich den kahlen Schädel kratzend. „‚Und er hat ihr sein ganzes Vermögen testiert — oder doch den Großteil davon, sagst du?'" so forschte er. Ich antwortete ausweichend: „‚Wie viel, weiß ich nicht. Da könnt' halt einzig der Notar aus der Stadt Auskunft geben, der das Testament aufgesetzt und verschlossen mit sich genommen hat. Aber der wird sich wohl hüten, auszuplaudern, weil scheint's eine große Straf' drauf gesetzt ist.'"

„‚Ah ja, gelt, das darf er nicht verraten, nicht verraten, hm, hm!'" brummte der Alte. Und da just sein Sohn, vom Felde kommend, eintrat, wurde er von jenem in die Nebenstube gerufen, und ich konnte, da die Zwischenwand bloß aus dünnem Getäfel bestand, deutlich hören, wie der Alte zu dem Jungen sagte: „‚Da, wegen des Kirchgäßlibauern seinem Mädchen — gegen das Mädchen selbst hab' ich insoweit niemals was einzuwenden gehabt, ist ein werkhaftes und braves — bloß das Vermögen, das geringe Vermögen, im Vergleich zu dem unsrigen — nämlich die vier Kinder, die sich darein zu teilen haben, ihrer viere, hm, hm! Nun aber steht die Sach' plötzlich ganz anders, plötzlich anders: Ich hab' Neuigkeiten vernommen, wichtige Neuigkeiten. Drum sag' ich dir: Geh und mach's mit dem Mädchen alsobald in Richtigkeit — heut abend schon, eh' etwa ein andrer dir zuvorkommt, zuvorkommt — verstanden? . . .'"

Ist das nicht lustig, Mariann, sprich?" lachte der Schneider ausgelassen.

Seine gewissenhaftere und zartere Ehehälfte jedoch stellte ihm vor: „Eine Vermessenheit war's, eine große schwere Sünd', dem Bauer einen solchen Bären aufzubinden, weißt du?"

Der Schneider lachte nur noch lauter und meinte: „O eine schwere Sünd' kann's nicht sein, sondern höchstens eine läßliche, leicht verzeihliche zu nennen, da sie niemandem Schaden bringen wird. Hätte doch der Hansi seine Theres' schon längst gern heimgeführt und stand nur der Alte im Weg mit seiner Habgier nnd Starrköpfigkeit, sowie seine eigene angeborne Zaghaftigkeit. Und sobald der Filz 'mal die Augen zumacht, würden die beiden Leutchen sich ohnehin nehmen. Nun ist bloß die lange harte Wartezeit abgekürzt worden, und das hab' ich, der Schneider Fink, zu stand gebracht. Oder ist's nicht so, Mariann? So was Lustiges ist nicht einmal im Komödienstück vorgekommen, hahaha!"

Schon des folgenden Tages lief die Kunde von Haus zu Haus, von Mund zu Mund: Wißt ihr schon? Des Zelghöfers Hansi und des Gäßlibauern Theres' werden morgen abend zum Herrn gehen[1])! Es ist sogar der Alte selbst, der daran treibt — denkt euch, denkt euch!

Und zwei Wochen später wurde festliche, glänzende Hochzeit gehalten. Der fröhlichste der Hochzeitsgäste aber

---

[1]) Zum Pfarrer gehen und öffentliche Verlobung feiern.

war unstreitig der Schneider, welcher die Gesellschaft durch muntere Witze unterhielt und ihr seine launigsten alten Handwerksburschenlieder zum besten gab. Er trug denn auch einen Haarbeutel mit sich nach Hause, daß seine Frau darob schier erschrak, und schlief bis in den hellen Tag hinein, und erzählte alsdann: „O den Zelghofer-Alt' hättest du gestern sehen sollen, wie ihn Speis' und Trank so schrecklich gereut haben; schließlich meinte er in seinem großen Aerger: „Wenn doch alles draufgehen soll, fang' ich auch wieder an!'" Und er aß dir und trank in den Zorn hinein. — Du wirst sehen, er hat sich überthan, hahaha! . . . Die Theres' aber hat nicht nur einen reichen, sondern, wie sie's vollauf verdient, einen sehr freinen und gutmütigen Mann bekommen; das war schon gestern, am Hochzeitsmahl zu bemerken, wo er zu ihr beständig sagte: „,Befiehl du, Theres'; wie du thust, ist mir ja recht! . . .'" Sie wird dereinst das Regiment im Haus führen; du wirst sehen, Mariann!"

Der Schneider hatte richtig vorausgesehen.

Wenige Tage nach dem fröhlichen Hochzeitsfeste seines Sohnes mußte für den alten Zelghöfer ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden; er hatte sich in bedenklichem Grade den Magen verdorben; dazu gesellte sich der Wiederausbruch eines alten Unterleibsgebrestens. In des Doktors Miene stand zu lesen: Mit dem Manne steht es schlimm!

In seiner Schwiegertochter hatte der Schwerkranke eine ebenso verständige als unermüdliche Pflegerin gefunden. Eines Nachts, nachdem sie ihm wiederum das Löffelchen Arznei beigebracht, wurde sie unversehens von

ihm angesprochen: „Sag' mir, Theres' — wie viel wirst du von dem Brunnmättler kriegen? Alles, he?"

Die junge Frau dachte erschrocken: Ach Gott, der arme Mann redet irre!

„So red' doch — es hört's ja sonst niemand — sonst niemand!" stammelte jener immer dränglicher und dringlicher. „Haus und Hof [1]), gelt — Haus und Hof?"

Sie verstand den Sinn jener Worte nicht. Und bloß um den armen Kranken zu beruhigen, beantwortete sie seine ungestüme Frage mit: Ja, Vater, Haus und Hof!"

Sein mattes Auge leuchtete noch einmal freudig auf. Sein Traum war erfüllt, sein Sohn mußte nun ja der weitaus begütertste Bauer des ganzen Dorfes werden.

Darauf starb er. Ach, wie ungern trennte er sich von all dem großen schönen, irdischen Besitze!

II.

Kehren wir zu Anneli zurück.

Die junge Frau fühlte sich in ihrem neuen Heim, dem schmucken Schreinerhäuschen am „Rain", überaus glücklich. Sie wurde von ihrem Manne sozusagen angebetet. Er mochte es jeweilen kaum erwarten, bis es

---

[1]) Bauerngut.

Essenszeit geworden oder die Feierabendstunde gekommen, damit er sein lieb Anneli wieder anlugen und ihrem kurzweiligen süßen Plaudermündchen lauschen konnte. Und man hätte meinen können, das werde nun so bleiben auf immerdar.

Doch nur zu bald erschien auch an diesem ehelichen Glückeshimmel ein neidisches schattiges Wölklein.

Als die beiden Schwestern einstmals zusammen zu Markt gingen, und die junge Zelghofbäuerin nicht genug rühmen konnte, wie lenksam ihr Mann sich fortwährend erweise, so frein und fromm und aufmerksam in allen Dingen, und sozusagen ihr nicht eine Minute von der Seite weiche, da sagte Anneli tief seufzend: „Anfänglich — ja anfänglich, etwa ein Jahr lang, betrug sich der meinige ebenso; ich hätte nicht ein Wörtlein über ihn zu klagen gewußt. Nach und nach aber, besonders diesen Winter, scheint der Abend ihm allzulang geworden zu sein und meine Gesellschaft ihm nicht mehr zu genügen. Besitzt halt rascheres, wärmeres Blut denn dein Hansi; ist zudem mehrere Jahr' in der Fremde gewesen, wo er sich in seinen freien Stunden ans Zeitunglesen und, mehr als in einem einfachen Bauerndorf gut und gebräuchlich, an die Wirtshaushockerei gewöhnt hat. So hat er es diesen Winter angefangen, beinah' allabendlich in die nahe Beckpinte zu gehen, bloß auf ein Stündchen, wie er zu sagen pflegt; manchmal aber dauert es bis in die späte Nacht hinein, da ein ehrsamer Ehemann sich längst zu Bett befinden sollte. Und ich — ich wag' meinen argen Verdruß darüber nicht einmal jemandem zu klagen, am allerwenigsten meiner Mutter, die — du

weißt es ja — meinen Mann niemals hat recht leiden mögen. O wie oft schon hab' ich heimlich gewünscht — verzeih mir, Theres' — und mir gedacht: Wär' mein Lix doch nur ein bißchen weniger geschickt und aufgeweckt; etwa so ein einfältiger frommer Tscholi, wie meiner Schwester ihr Mann! . . . Ach, Theres', rate mir, wie soll ich meinen Lix von der leidigen Gewohnheit des nächtlichen Ausgehens heilen, ohne daß unser ehelicher Friede darunter Schaden leidet?"

Doch so gesunden Verstand und große praktische Kenntnisse die junge Zelghofbäuerin auch besitzen mochte, in diesem Falle wußte sie keinen Rat: Anneli mußte sich selbst solchen ausklügeln . . .

— — Dem Schreinerlix war es seit einiger Zeit aufgefallen, daß, so oft er nach dem Nachtessen zu seinem gewohnten Gang in die Beckpinte — zu einem Kruge Most oder auch zu einem „unschuldigen Kartenspielchen" — sich anschickte, auch sein hübsches Frauchen gewissermaßen Toilette zu machen begann — kurz vor ihrem Schlafengehen! Ja, eines Abends, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, stellte sie sich vor den Wandspiegel hin, fing an, ihr üppig glänzend Rabenhaar zu kämmen und in zierliche Zöpfe zu flechten, auch sich sorgfältiger als sonst zu kleiden. Dabei plauderte sie sehr heiter und unbefangen, setzte sich mit einer Handarbeit an den Tisch und nachdem sie einen, wie ihn deuchte, ungeduldigen Blick auf die Wanduhr geworfen, sagte sie sogar mit der freundlichsten mahnenden Stimme: „Nun, Männchen, willst heut abend nicht ausgehen?"

Nein, das war denn doch zu auffällig. Sie hat sich

aufgeputzt, wünscht mich zum Hause hinaus, mag es kaum erwarten, bis ich fort bin! dachte er. Sie scheint selbst auch Besuch zu erwarten — o das steht sicher! — heimlichen verbotenen Besuch! Sie ist hübsch . . . Er betrachtete sie verstohlen von der Seite — es war seit langem wieder das erste Mal, daß er sich sein Anneli recht aufmerksam betrachtete, und er mußte sich gestehen: So hübsch, ja, so reizend schön ist sie mir während unserer Eh' noch niemals vorgekommen, wie gerade diesen Abend, da sie mich zum Fortgehen mahnt . . . Das ist ja geradezu verdächtig!

Ungewohnte eifersüchtige Gedanken und Gefühle stiegen plötzlich in dem heißblütigen Jungehemannsherzen auf; schon stand er im Begriffe, denselben lauten zornigen Ausdruck zu verleihen. Doch besann er sich, während seines Stuben auf und ab Schreitens, rasch eines andern, klügern. Erst wollte er sich Gewißheit verschaffen — jenes Abends noch — die klare entsetzliche Gewißheit und dann erst das erbarmungslose Gericht. „O ich werde schon hinter das Geheimnis kommen, ich!“ dachte er grimmig und verließ, sich zu einem ebenfalls freundlichen: „Adie unterdessen!“ zwingend, eilfertig die Stube, das Haus. Statt aber den gewohnten Weg nach der nahen Schenke einzuschlagen, benutzte er die stockdunkle Nacht, um sich im Scheunenschuppen auf die Lauer zu stellen, den wachsamen Blick fort und fort auf den Hauseingang gerichtet und mit scharfem Ohr auf jedes sich nahende verdächtige Geräusch horchend. Der Nordostwind blies eiskalt daher, unsern jungen Ehemann fror es bald jämmerlich; doch achtete er nicht darauf; denn

nun deuchte ihn, als ob er im Hausinnern eine Thüre knarren höre. — Das ihm wohlbekannte Knarren der Hinterthüre — zu dieser nächtlichen Stunde — was sollte das bedeuten? Etwa einen heimlichen verbotenen Einlaß. Es litt ihn nicht länger auf seinem Lauerposten. Er wartete nur, bis der Trupp johlender Dorfburschen vorbeigezogen war; dann schlich er sich sachte vor das erleuchtete Wohnstubenfenster. Und siehe — durch das dünne blaßrote Vorhänglein hob sich deutlich der dunkle Schatten einer am Tische sitzenden und dem Fenster den breiten Rücken zuwendenden männlichen Gestalt ab . . . Und durch eine schmale Ritze, die das Vorhänglein offen gelassen, konnte er bequem sein an dem andern Tischende sitzendes schönes, aufgeputztes Frauchen — sein tugendhaftes Anneli — sehen, wie es, den Strickstrumpf in der lässigen Hand, dem Mannsbild gegenüber gar freundlich zunickte und holdselig zulächelte — ob und was dabei gesprochen wurde, konnte er der Vorfenster und des heulenden Nachtwindes wegen nicht ermitteln. Doch schon das sehen reichte hin, um ihm jede Ueberlegung zu rauben und sein eifersüchtiges Herz in Feuer und Flammen zu versetzen.

Rasch eilte er in den Schuppen zurück, ergriff den bereit gehaltenen eichenen Bengel, stürzte ins Haus, in die Wohnstube hinein — das Licht war hurtig ausgeblasen worden, bloß der Lampendocht glimmte noch und gab einen schwachen Schein von sich — zwar Frau Anneli hatte sich mit ihrem schuldbeladenen Gewissen von dannen geflüchtet, dafür aber saß er, ihr überraschter nächtlicher Besucher, immer noch regungslos auf seinem

Stuhle. Und der Schreiner schlug mit seinem Bengel wie rasend auf den Sünder ein — „da, da hast du, Elender!“ schrie er dazwischen, während seine wütenden Streiche auf dem breiten Buckel des also mißhandelten dumpf aufschlugen; er schlug blindlings drein bis zur Ermüdung, und wunderte sich schließlich doch, daß der Bursche gar keine Gegenwehr leistete und nicht den leisesten Schmerzensschrei ausstieß. Aus dem nebenanliegenden Schlafstübchen aber, dessen Thüre offen stand und wohin sich seine Frau in der Eile geflüchtet haben mußte, vernahm er deutlich ein mühsam unterdrücktes Kichern, welches sich bis zum hellen belustigten Auflachen steigerte . . . Und nachdem er Licht gemacht, ward ihm nach und nach alles klar: Frau Anneli hatte einen mit geduldiger Spreu gefüllten Getreidesack auf den Stuhl gestellt, einen Stock darein gesteckt und einen alten Wollhut darauf gepflanzt — der Hut freilich war weggeflogen und das dünne Spazierstöcklein in arge Trümmer zerschlagen. Er starrte immer noch den dummen schuldlosen Spreusack an, durch welchen er sich in die lächerliche Täuschung und in eifersüchtige blinde Wut hatte versetzen lassen. Er wußte nicht, ob er fluchen oder hellauf lachen sollte; er begann sich seiner lächerlichen eifersüchtigen That arg zu schämen und kratzte sich verlegen in den Haaren. Da kam auch seine Frau wieder zum Vorschein. Doch sie lachte schon nicht mehr, sondern fing bitterlich an zu schluchzen und zu weinen. Sie erinnerte ihren Mann an all die zärtlichen Versprechungen, die er ihr vor und bei ihrer Verheiratung gemacht hatte und nun so mangelhaft erfüllte; sie stellte ihm vor, wie

leichtsinnig und unanständig es für den verheirateten Mann sei, beinahe alle Abende ohne zwingende Gründe aus- und kostspieligen Wirtshausvergnügungen nachzugehen, während er doch bedenken sollte, wie sehr sie, sein junges Frauchen, so allein zu Hause sich langweilen und fürchten müsse. . .

Der Schreiner stand da, wie von kaltem Wasser begossen, gleich einem armen Sünder. Die Thränen seiner Frau, ihr lautes bitterliches Schluchzen — nein, das konnte er nicht länger sehen und anhören; es drang ihm tief ins schuldige Herz hinein. „Liebstes Anneli", flehte er, hör' auf, ich bitt'! Ich seh' es nun ein — wie Schuppen fällt es mir von den Augen — wie sehr ich mich gegen dich versündigt habe. Verzeih mir, ich bitt'! Lug, Anneli, hier auf den Knieen schwör' ich's dir: Keinen Abend mehr, so lang' ich leb', werd' ich dich je wieder mutwilligerweis' verlassen! Denn du hast recht: wie dumm und einfältig sind zumeist die Wirtshausfreuden im Vergleich zu denjenigen, die man daheim, bei einem herzigen und kurzweiligen jungen Frauchen, genießen kann! Gib mir einen Kuß, Anneli, zum Zeichen dafür, daß du mir Verzeihung gewährt und wieder gut sein willst. Du sollst und wirst fortan mit deinem Männchen vollständig zufrieden sein, glaub es mir! . . ."

Er hat seinen Schwur treulich gehalten bis auf die heutige Stunde. Ja, mitunter, wenn er besonders gut gelaunt ist, beginnt er selbst von jener seltsamen Männergestalt zu sprechen, welche so sehr seine Eifersucht erweckt und seine Prügel so lammesgeduldig entgegengenommen, „ohne nur einen Seufzer auszustoßen". Und

Frau Anneli lacht fröhlich mit; sie hat es längst aufgegeben, ihre Schwester um deren braven „tscholigen" Hans zu beneiden — o nein, an tausend Zelghöferhansi würde sie ihren hübschen und gescheiten Schreinerlix nimmer vertauschen!

Als aber von den jungen Leuten des Dorfes nach Jahren wieder „Thirater gespielt" wurde und nach der ersten Aufführung ein gemütlicher Abendsitz stattfand im Leuenwirtshause — auch der Schreinerlix war mit dabei, und er sagte zu den „Kommödianten", indem er auf seine neben ihm sitzende Frau Anneli deutete: „So wie diese da versteht doch keine andere nicht zu spielen — ich könnt' euch, wenn ich wollte, davon ein gelungen Stücklein erzählen — gelt, Anneli!" hehehe!"

III.

Die junge Zelghofbäuerin durfte mit ihrem Manne sehr zufrieden sein; konnte sie doch, wie die Leute sagten, ihn sich um den Finger wickeln. So folgsam, gutmütig und brav . . .

Zwar, welcher Erdenmensch ist vollkommen, welcher gänzlich ohne Fehl oder Schwächen? Auch unser junger Zelghöfer besaß solche.

Er war sehr häuslich gesinnt, der Hansi, ja, der Meinung seiner Frau Theres' nach, nur ein bißchen zu

häuslich. Von seines Vaters Geiz hatte ein Bruchteil sich auch auf ihn vererbt, das trat von Jahr zu Jahr deutlicher zu tage.

Der alte Zelghöfer hatte sich stets die wohlfeilsten Ackergäule gehalten und dieselben zudem noch äußerst sparsam gefüttert.

Der Hansi that ungefähr ebenso. Und mochte seine hübsche stattliche Frau Theres' noch so sehr spotten über die stolpernde Schindmähre und das altväterische häßliche Bernerwägelein, mit welchem er zu Markt oder andere notwendige Wege zu fahren pflegte, und halb scherzhaft, halb ärgerlich behaupten, Roß und Equipage zusammen seien keine hundert Fränklein wert — ihr Gatte begnügte sich damit, gutmütig zu lächeln und zu schweigen. Endlich, durch vieles Zureden, konnte die Jungbäuerin es dahin bringen, daß ihr Mann sich wenigstens ein anständiges hübsches Wagenpferd kaufte oder vielmehr eintauschte. Freilich nahm sich das alte Vehikel dadurch nur noch häßlicher und armseliger aus. Und alles Schmeicheln der Frau Theres' verfing nicht mehr. Sich eine neue Kalesche anzuschaffen — nein, zu solch einer unnützen großen Auslage konnte unser Hansi sich nicht entschließen.

Der jungen Bäuerin, die sich in guter Hoffnung befand, kam ein Gedanke. Sie sagte: „Und wenn ich dir einen Buben schenke — wie, Hansi? Wäre das nicht eines hübschen Gegengeschenkes wert, sprich?"

Da erhellten sich seine Züge zu einem breiten und gar vergnüglichen Lächeln; er lachte sozusagen mit dem ganzen Gesicht. Denn — einen Stammhalter zu be-

kommen, das war ja schon längst sein süßester geheimer Wunsch gewesen . . . „Nun ja, in diesem Fall — sollst deine Chaise haben“, sprach er beinahe feierlich; „hier die Hand drauf!“ —

Ein prächtiger sonnenheller Wintertag war angebrochen — dazu ein Sonntag. Und den Leuten, welche beim Zelghofhause vorbei zur Kirche gingen, fiel es auf, daß an den Fenstern der Schlafstube die Vorhänge trotz der späten Morgenstunde noch immer gezogen waren. — „Aha“, sagten sie zu einander mit bedeutungsvollem Lächeln, „stehen die Sachen also?“

Wirklich harrte die junge Zelghofbäuerin ihres schweren Stündleins. Dem Hansi war so eigentümlich zu Mute, so angst und bang für seine liebe unvergleichliche Theres'.

„Soll ich auch zur Kirche gehen?“ frug er sie.

„Ja, geh du! Das Anneli ist ja da, um der Hebamme an die Hand zu gehen. Das genügt. Geh bet, Hansi! . . .“

Noch nie in seinem Leben hatte er, der Fromme, so andächtig und inbrünstig gebetet. Und als er nach Hause kam, den ersten leisen zaghaften Schritt in die Wohnstube that, erschien in der Schlafkammerthüre die Wehmutter, hielt einen in Windeln gewickelten kleinen Schreihals empor und sagte lächelnd: „Lug, wie kräftig und hübsch! Wäre wohl wert, Hans genannt zu werden . . .“ Ueber ihrer Schulter war das heiter lachende Gesicht seiner Schwägerin Anneli sichtbar. Der junge Vater aber starrte immer noch verwunderten Auges das kleine seltsame Wesen an und vergaß beinahe den Mund zu

schließen. Diese Musik, das Kindesgeschrei — wie wundersam angenehm klang es ihm in den Ohren. Plötzlich jedoch, wie vom Glück berauscht und ohne ein Wort zu sprechen, machte er kehrt, verließ die Stube, das Haus, und eilte spornstreichs die Gasse hinunter nach dem Pfarrhause hin, um dem alten würdigen Herrn, der mit des reichen Zelghöfers von jeher sehr gut gestanden, das frohe wichtige Ereignis ohne Säumen mitzuteilen.

„Nun", meinte jener lächelnd, „Euch mag ich das Glück von Herzen gönnen. Und der Hebamme ebenfalls den Buben!" fügte er, mehr zu sich sprechend, hinzu ...

Mit der Anspielung auf die Helfmutter aber hatte es folgende Bewandtnis: Nebst den sieben neugebornen Mädchen hatte die als ebenso spaßlustig bekannte, wie berufstüchtige alte Frau im Laufe des Jahres auch elf Knäblein zur Taufe getragen, und der würdige alte Seelsorger in einer gutmütigen Anwandlung ihr das Versprechen gegeben: „Gelingt es Euch, das Dutzend Buben vor Neujahr voll zu machen, sollt Ihr von mir dafür einen Fünfliber Trinkgeld kriegen ..." Und heute war es bereits Sylvester geworden, die letzte kurze Frist ...

„Die heilige Taufe", sagte der Pfarrherr, „kann, wenn's Euch beliebt, schon nächsten Freitag vorgenommen werden. Zwar werde ich, da ich für einige Tage zu meines Bruders Familie nach der Stade verreise, die kirchliche Funktion dem Herrn Vikar überlassen müssen. Bedaure! Gleichwohl meine besten Grüße und Glückwünsche an Eure werte Frau! Und" — seine Börse ziehend — „hier den funkelnagelneuen Fünfliber für die Hebamme — soll der guten alten Frau wohlbekommen!"

fügte er herzlich hinzu. Man sah ihm gar nicht an, daß ihn das schöne Geldstück reute.

Doch bevor unser Hansi in seinem Glück sich nach Hause begab, nahm er, ganz wider seine nüchterne Gewohnheit, noch im „Rebstock" Einkehr, ließ sich einen Schoppen vom „Bessern" reichen, bestellte auch einige Maß vom „Allerbessern" für die Wöchnerin und übrigen Weibsleute, wegen des „Buben".

Und eingedenk des seiner Theres' gegebenen Versprechens verfügte er sich — es ging ja sozusagen im Vorbeigehen — zum Sattlermeister Lack, der, wie der junge Bauer wußte, soeben eine prächtig glänzende neue Kalesche zu verkaufen hatte. Mit wenigen Worten war der Handel abgeschlossen. Ob die Kaufsumme eine hohe war — der junge Stammhalter und solch eine unübertreffliche Frau Theres' waren die Ausgaben, den Luxus, schon wert!

Auf der Gasse begegneten ihm junge Dorfburschen. „Ist es denn wahr —?" frugen sie den jungen Bauer dessen Augen heute so seltsam glücklich und unternehmend leuchteten.

„Ja, einen Buben!" lautete die fröhliche stolze Antwort.

„Also, da lohnt sich's schon, auf die Tauf' hin Schießpulver anzuschaffen und die Mörser zu laden!"

„Gewiß, gewiß! Es soll Euer Schaden nicht sein!"

Und als der glückliche Vater zu Hause anlangte — o, die fatale Belehrung, die dort seiner harte: das neugeborne Kind war gar kein Knäblein, sondern weiblichen Geschlechts! Die Weibsleute hatten sich mit ihm einen Scherz erlaubt, einen grausamen Scherz. Und als er der

Hebamme dafür einen vorwurfsvollen Blick zuwarf und zugleich seine Pelzmütze voller Aerger und Verdruß auf die Ofenbank schmiß, entschuldigte sich die spaßlustige alte Frau mit überlegenem Lächeln: „So was, daß es ein Bub sei, hab' ich ja gar nicht gesagt; sondern nur, daß weil es solch ein kräftig hübsch Kind, man's füglich Hans nennen dürfe. Uebrigens, wenn dir damit gedient ist — des Nachtwächters werden in allernächster Zeit ebenfalls ein Kind geschenkt bekommen und zwar — ich dürft' die Wett' eingehen — zu ihren sechs Buben gewiß noch einen. Des Wächters werden, da sie gern ein Mädchen hätten, den Tausch mit Freuden eingehen . . ."

Der Hansi schüttelte energisch den Kopf. Nein, den Tausch wollte er doch nicht eingehen. Lieber sein jung Mädchen behalten, war's doch, wie die Schwägerin Anneli sagte, ein solch hübsches, munteres und herziges. Und die Helfmutter meinte schalkhaft: „Die Buben können immer noch nachkommen, Hansi!" — Diese Hoffnung machte auch ihn schließlich lächeln.

Aber freilich, der voreilige Ankauf der kostspieligen Chaise, das zu bezahlende Schießpulver, die durstigen Schützen selbst!

Theres' gab ihm einen dankbar zärtlichen Kuß und streichelte ihm mit ihrer weichen Hand die bartstoppelige Wange. Das machte ihn allen Verdruß und Aerger vollends vergessen . . .

Komödie auf dem Lande!



Kleine Ursachen.





Kleine Ursachen.

Es war eines heißen Hochsommertages.

Kirchmeiers jung Zuschen hatte sich in die kühle Schattenlaube zurückgezogen und strickte; während alt Großmütterchen in ihrem Pfühle sich den warmen Sonnenschein gar wohl gefallen ließ und, den Rosenkranz zwischen den knöchernen Fingern haltend, abwechselnd leise betete, schlummerte und nickte.

Bisweilen schaute das etwa zehnjährige Mädchen, die Stricknadeln ruhen lassend, dem possierlichen Treiben der beiden muntern Kätzchen zu, denen von ihrer Alten soeben ein lebendes Mäuschen war zugebracht worden und mit welchem jene nun ihr grausam quälerisch Spiel trieben. Plötzlich jedoch sprang — welch' eine Hinterlist und Bosheit! — des Nachbar Zinkhöfers fuchsroter Kater aus einem Verstecke hervor, raubte den vor Furcht und Schrecken laut pfauchenden jungen Kätzchen das Mäuschen vor der Nase weg und lief damit nach Hause, um es zu verzehren. Jung Zuschen, erbittert über den schlimmen Tort, der soeben ihren beiden Lieblingen widerfahren, hetzte dem Räuber den Haushund zur Verfolgung nach. Der Spitzer aber heulte, vor dem Nachbarhause an-

gekommen, laut auf, denn ein Backscheit hatte ihn an die Rippen getroffen und zum eiligen Rückzug genötigt; und eine weibliche Stimme rief ihm scheltend nach: Was hast du unserer Katz' nachzusetzen, du Hungerleider!

Als ihre Mutter mit dem Marktkorb am Arm vom Krämer zurückkehrte, beeilte sich Zuschen, ihr alsogleich zu berichten: „Denk' Dir, des Zinkhöfers grobe Magd hat unserm armen Spitz einen Bengel nachgeworfen und dabei gerufen: Ihr Hungerleider da drüben . . . oder so was! Dort, die Großmutter hat's gewiß auch gehört — gelt, Großmutter, Ihr habt's ebenfalls gesehen und gehört wegen dem Hund?"

Die taube Alte nickte verständnisvoll und betete weiter.

Die Kirchmeierin jedoch mochte es kaum erwarten bis ihr dicker vierschrötiger Mann von der Waldfuhre nach Hause kam, um ihm zu erzählen: „Was diesen Morgen sich hier zugetragen — Du wirst staunen, Hans! Des Zinkhöfers Magd hat unsern Spitz beinah' zu Tod mißhandelt und uns zudem das Hungerleiden vorgehalten als ob wir für uns, für unsere Dienstboten und Tier' nicht genugsam zu essen und zu füttern hätten — frag' nur unsere Kleine, die alles gehört, ja, welcher die grobe Vreni die Scheltung eigentlich zugerufen, dem unschuldigen Kind! Ist's nicht eine Schand', frag ich, von Nachbarn sich so was vorwerfen hören zu müssen! Seit Jahren, bis auf diese Stund' haben diese Zinkhöfers uns die große Freundschaft und friedliche Nachbarschaft geheuchelt,

heut' aber — siehst Du? haben sie's nun endlich gezeigt, wie sie's eigentlich mit uns meinen: Hochmut, Haß und Mißgunst! gar nichts anderes! Drum hab' ich ihre Hühnerschar, die uns täglich in der Hofstatt 'rumläuft und sich sogar bis vor die Küchenthür' herandrängt, mit dem Hund fortjagen und den saubern Nachbarsleuten zugleich sagen lassen: Gebt erst euerm Hühnervieh genugsam zu fressen, eh' ihr uns das Hungerleiden vorhalten thut! Oder hab' ich nicht recht gethan? Will nun Deine Meinung auch hören, Hans!"

„Meine Meinung? Möcht' nun halt lieber essen, bin im Wald ordentlich hungrig geworden."

„So? Essen möchtest Du, Speis' und Trank gehen Dir also über Ehr' und guten Namen, he? O, da sieht man wieder recht — ich glaub', Du könntest sogar Dein armes Weib und Dein unschuldig Kind schlagen und mißhandeln sehen, wenn nur der Tisch gedeckt ist und Du Dich ruhig dran setzen kannst — gelt? So hast's halt von jeher gehalten, nichts kann Dich in Eifer bringen, als wenn Du in der trägen Nachtruh gestört wirst oder etwa fürchtest, ich möcht' für Kleidung oder andere notwendige Dinge ein Kreuzerlein zu viel ausgeben. Von andern Leuten ließest Dir gleich einem geduldigen Schaf die Haut über die Ohren ziehen, o gewiß! Diese Zinkhöfers — die Alte da nebenan braucht Dir nur recht freundliche Worte zu geben und wenn sie zehnmal so falsch gemeint sind, und Du kannst Dich über alles andere, Hochmut, Unrecht, gemütlich hinwegsetzen, so bist Du einer!"

Walpurg, die Hausmagd, welche die Suppe herein-

arachte, bemerkte in leidenschaftlichem Tone: „O es ist niemand als die Vreni, welche an allem Schuld ist, glaubt mir's nur! Sie sucht ihre Meistersleut' jahraus und ein gegen uns aufzuhetzen, ich hab's von Leuten, die es ganz genau wissen können. Sie soll über Euch noch ganz andere Ding' gesagt haben, die Ihr noch gar nicht vernommen!"

„So? hat sie das? Hörst Du, Hans, was die Walpurg berichtet? Und Du, Franz", rief die immer mehr sich ereifernde Bäuerin ihrem eintretenden, großen stattlichen Sohne entgegen, „und Du, Franz, wiederholte sie, lernst nun bald deine zuckersüßen Zinkhöfersleut' richtig erkennen, wie?"

Ihr Mann Kirchmeier aber rief ungeduldig und ärgerlich: „So schweigt doch einmal mit dem unnützen dummen Gewäsch'! Ruft lieber endlich zu Tisch', damit wir beizeiten wieder an die Holzfuhr' gehen können. Essen!" rief er nun selbst zum geöffneten Fenster hinaus.

Damit war, zum großen Verdrusse der Kirchmeierin, die Debatte für einmal abgeschnitten.

Dagegen begann eine solche im Bauernhause nebenan sich in ziemlich lebhafter Weise zu entfalten.

Der Zinkhöfer, ein für sein Alter noch sehr bewegliches dürres Männchen, stellte seine korpulente und äußerst friedfertig dreinblickende zartere Hälfte in schnarrendem und angelegentlichem Tone folgendermaßen zur Rede: „Na, hab' da soeben was Seltsames vernehmen müssen wegen des Nachbar Kirchmeiers — was ist geschehen, was?"

„O nichts Besonderes, Wendel! Ein bischen Hühnerkrieg, nichts weiteres. Lassen wir's lieber bleiben."

„Ich will's aber wissen!" beharrte der eigensinnige Alte. „Red' Du, Vreni — was ist 'gangen?"

Das große feesche Dienstmädchen berichtete nach einigem Räuspern: „Heut' Morgen hatten sie unserer Hauskatz' den Hund nachgeschickt . . . und vor etwa einer Stund' haben die Kirchmeierin und ihre bissige Magd mit Hund und Kehrbesen unsere Hühner und Enten über die Grenze gejagt, obgleich ihre zahlreichen Hühner ebenso oft in unserer Hofstatt zu treffen sind. Das ist alles", schloß sie auf einen abmahnenden Wink ihrer Meisterin hin.

„So, ist das alles?" brannte der Bauer auf. „Und dem Güggel[1]), dem seltensten und schönsten im ganzen Dorf', sei ein Bein weggebissen oder entzwei geschlagen worden, so daß er wohl krepieren wird, hat mir der Ackerbub gemeldet. Und das sollen wir uns ruhig gefallen lassen, meint Ihr? Hol's doch der Henker!"

„Ach, Wendel", suchte die Bäuerin zu besänftigen, „ereifere Dich doch nicht so sehr, ich bitt'! Man kennt ja die Kirchmeierin und wie schnell sie ob jeder Kleinigkeit in Feuer geraten kann, um dann die Sach' nach kurzer Weil' wieder gänzlich zu vergessen. Es wird ihr 'was Ungerades über den Weg gelaufen sein, oder es hat sie jemand gegen uns aufgewiesen —"

„Ja, ja, die spitznasige Walpurg, 's ist nur zu gewiß!" warf die Vreni lebhaft ein.

---

[1]) Geckel, Hahn.

Fränzeli, die auffallend hübsche Tochter des Hauses, stieß die Vreni mit dem Ellbogen an und flüsterte ihrer Mutter ängstlich ins Ohr: „Verhaltet Euch lieber ganz still, der Vater wird sich weit eher beruhigen!“

Allein der sehr reizbare Alte wollte die ihm von den Nachbarsleuten zugefügte Kränkung immer noch nicht vergessen. Vielmehr erklärte er voller Zorn: Wollen sie unsere Hühner auf ihrem Gebiet nicht dulden — gut, so laßt uns Gegenrecht üben. Du Christeli“, befahl er seinem Ackerbuben, „siehst du des Kirchmeiers Hühnervieh über die Grenze kommen, mach' nur nicht lang' Federlesens — verstanden?“

Ja, als eine kleine Weile darauf des Kirchmeiers „Spitz“, die Schnauze schnuppernd an den Boden geheftet, sich dem Hause näherte, ergriff der Alte selbst eine stehende eiserne Heugabel und warf so gut, daß der Köter sich laut heulend und das blutige Hinterbein nachschleppend davon flüchtete. Unter ihrer Hausthüre aber stand die Kirchmeierin und kreischte, die Fäuste ballend und außer sich vor Zorn: „Ei, Du Wütrich, der Du bist! Barbar! Wütrich!“

„Hund gegen Güggel!“ gab der Zinkhöfer ebenso zornig zurück.

Und des folgenden Tages schon durchlief die Kunde das ganze große Bauerndorf: Denkt euch, des Kirchmeiers und des Zinkhöfers, welche so viele Jahre als friedsame Nachbarn sich vertragen, sind nun plötzlich und geringer Ursache wegen uneins geworden, stehen gegen einander in offenem Krieg'. Ja, sogar die beiden Hausmägd' haben sich beim Brunnen gegenseitig gescholten

und mit Wasser begossen, eigentlich Stoffels, des Zinkhöfers Roßknecht's wegen, den jede von ihnen gern' haben möcht' — ist das nicht zum Lachen?

Die Salzmännin aber begab sich zu ihrer Schwester Kirchmeierin und sagte in verweisendem Tone: „Was macht Ihr denn für Geschichten? Das Gered' und Gespött' so weit man hören mag — unsereiner muß sich für Euch ordentlich schämen! Mich dünkt doch — und das ist auch die Meinung meines Mannes — Leute, die so lang friedlich neben einander gehaust, sollten sich auch in Zukunft wohl vertragen können. Zudem soll der Streit, wie ich hab' sagen hören, ja bloß eine Kleinigkeit betroffen haben, kaum der Rede wert. Ich an Eurem Platz würd', schon der Leute wegen, sobald möglich wieder Frieden zu machen suchen, und des Zinkhöfers, so wie ich sie kenne, werden gewiß auch gern' einlenken — wie sollten sie nicht?“

Die Kirchmeierin hatte schon längst den Mund gespitzt, um, sobald sie endlich zu Wort kommen konnte, mit lauter eifriger Stimme zu erwidern: „So, Kleinigkeiten nennst du das, weswegen wir mit diesen netten Nachbarn in Streit geraten? Wenn man Euch den armen Haushund halbtot schlagen, Dir selbst allen Schimpf und Schande anthun und sogar noch die Hausmagd steif und lahm prügeln thät', wie es der unsrigen seitens jener groben und unerchannten [1]) Vreni — natürlich auf Wunsch und Geheiß ihrer Meistersleut' — geschehen ist —

---

[1]) gewaltthätigen.

würdest Du, frag' ich, das auch noch Kleinigkeiten benamsen, he? Und was hast Du da von der versöhnlichen Gesinnung dieser Nachbarsleut' fabeln gewollt — wirklich Du hast allen Grund, ihnen das Wort zu reden, nachdem der abscheuliche Alte, als ich ihm gestern seine Sünden ein wenig um die Nase gestrichen, mir vor aller Welt zugerufen: Man kennt Dich und Deine Abstammung, man kennt sie nur zu wohl die ganze giftige Sörenmättlerbande!"

„So, das hat er gesagt?" brannte nun auch die Salzmännin auf. Dieses ecklige Spinnenmännchen, dieser Batzenklemmer, Marksteindrücker und Prozessierer, der nie genug hat und nie genug bekommen kann, bis ihm endlich der Totengräber zwei Ellen hoch Erd' auf die häßliche lange Nase schaufeln wird — nein, dieser Zinkhöfer soll uns nicht auf diese Weis' kommen, so brav wie er und seine Alte sind wir Sörenmättler jedenfalls auch, wenn nicht tausendmal bräver, ja gewiß! So daß es ganz unbegreiflich und sozusagen die Schand' ist, wie man solch' einen schäbigen wüsten Gesellen zum Pfrundschaffner[1]) hat machen können!"

„Hörst Du Hans?" rief die Kirchmeierin, sich an ihren, die Tabakspfeife reinigenden Mann wendend. „Hörst Du, wie auch die Lene von diesem Zinkhöfer denkt? Und Du solltest Dich noch immer weigern können, die Katz' beim Schwanz zu nehmen und dem saubern Nachbarn endlich zu zeigen, daß wir nicht länger gewillt

[1]) Pfarrpfrundverwalter.

sind, uns von ihm unter die Schuh' nehmen zu lassen? Weißt Du, was die Leut' auf solche Art von Dir denken müssen? Du seiest ein Lappi, dem man nach Belieben und ungestraft allen Schimpf und Tort anthun kann — ihm und den Seinen — und sich das zu Nutze machen — wie sollten sie nicht, Du wirst ihnen ja gar noch dafür danken!" höhnte sie.

Und die Salzmännin pflichtete eifrig bei; „Gewiß, gewiß, die Rese hat völlig Recht, man wird Dich in Zukunft kaum mehr groß achten! Ständ' ich in deinen Schuhen, Schwager, dieser Kröte von Zinkhöfer wollt' ich's wenigstens weisen, wo mein Gebiet ist und wo das seinige!"

„Hörst Du, Hans, die Lene ist ganz meiner Meinung, und Du wirst Dich hoffentlich nicht länger mehr weigern wollen. Sehen wir uns nicht bei Zeiten vor, wird dieser Zinkhöferwendel am End' noch die Frechheit haben, uns und unser Vieh bis unter die Haus- und Stallthüre zu verfolgen. O wenn ich das früher hätte wissen sollen, daß mein Mann so wenig gewillt sein würd', sein armes Weib in Schutz zu nehmen — hü — hü — hü!" schluchzte sie, und auch jung Zuschen begann, ohne recht zu wissen warum, laut zu flennen.

Das war zu viel. Trotz seines Phlegma's und seines angeborenen gutmütigen und friedfertigen Charakters willigte der große gewaltige Mann endlich darein, daß der Zimmermann schleunigst auf die Störe genommen und zwischen seinem und des Zinkhöfers Gut ein allen Verkehr abschließender starker Staketenzaun errichtet werden solle.

Die Salzmännin sprach beim Nachhausegehen nur immer halblaut vor sich hin: Giftige Sörenmättlerbande hat er uns genannt — das soll auch mein Mann wissen und es ihm gelegentlich heimzahlen. Will ihm schon einheizen, gewiß! —

Das Hantieren des Zimmermanns längs der Marklinie der beiden Bauerngüter, das Eingraben der mächtigen eichenen Pflöcke, das Querlatteneinfügen, das Anheften der klafterhohen Staketen wurde von dem Zinkhöfer erst mit großem Staunen betrachtet. Mir schon recht, begann er alsdann zu knurren, mir sogar sehr recht! Soll, was hinüber gehört, nur hübsch drüben bleiben, mag von diesem hochmütigen Kirchmeierpack nichts mehr riechen.

Allein das nachbarliche Vorgehen wurmte und ärgerte ihn doch. Und als er seine Frau Marianne eines abends klagen hörte, daß die jungen Enten nirgends mehr zu finden seien, und der Stallbub die Vermutung aussprach: „Die böse Kirchmeierin wird wohl wissen, wo sie hingekommen . , ." da glaubte er es allzu gerne. Und als des folgenden Frühmorgens des Nachbars junge Küchlein durch den Lattenhag geschlüpft kamen auf sein Gebiet herüber, traf er mit der Peitsche zwei derselben gleich tot . . .

Die rachsüchtige That war von niemanden gesehen worden. Gleichwohl schrie und wetterte die Kirchmeierin, sobald sie des Verlustes gewahr worden: „Das hat wiederum dieser Zinkhöferwütrich gethan, er und kein anderer! O, daß ich doch die Kraft meines Mannes besäß' und jenen würgen könnt', würgen, würgen!" Sie

rief es auch zu des Nachbars hinüber so laut und zornig sie konnte: „Hühnermarder! Hühnermarder!“

Der Zinkhöfer beschloß: Will dem Reibeisen da drüben das Herüberschreien schon verleiden . . . und auch noch anderes, hihihi! kicherte er heimtückisch in sich hinein.

Auch ließ er den Zimmermann kommen und trotz Abmahnens seiner Frau und Tochter neben dem Staketenzaun eine bis hart an die Straße reichende hohe Bretterwand errichten, so daß den Bewohnern des Nachbarhauses auf einmal jede Aussicht nach Westen und nach dem Dorfe hin vollständig benommen wurde.

Die Kirchmeierin wußte sich vor Zorn und Verzweiflung nicht mehr zu fassen. „Greift zur Axt“, befahl sie ihrem Mannsvolk, „und schlägt das Höllenwerk in tausend Stücke! Legt Feuer an!“

Allein weder Mann noch Sohn wollten ihrem Befehle Folge leisten.

Schließlich wußte sie es doch durchzusetzen, daß über die Angelegenheit ein Advokat zu Rate gezogen und gegen den böswilligen Nachbarn die gerichtliche Klage anhängig gemacht wurde. Einstweilen aber, bis zum Entscheide des Prozesses, mußte sie zu ihrem unaussprechlichen Aerger täglich und stündlich die häßliche Bretterwand vor Augen behalten.

Sie verbot ihrem Sohne: „Höre Franz, wenn Du das Lärvchen da drüben, dem Zinkhöferteufel sein's, noch mit einem Blick anlugst — Du brächtest mich damit unter den Boden!“

Vater Zinkhöfer sprach zu seiner Tochter: „Ich weiß, daß Du bislang mit dem Bub' da drüben, der Kirchmeierhexe ihrem, geliebäugelt hast. Nimm Dich in Acht, Mädchen, fortan duld' ich's nimmer, oder ich weiß dann, was ich thun werde — verstanden?"

Auch die Mutter Zinkhöferin ermahnte: „Ja, Fränzeli, laß es nun gelten, bring den Vater nicht noch mehr auf! Auch könnt' ja, so wie die Sachen nun leider stehen, doch nichts mehr daraus werden, wirst selbst auch begreifen."

Ach, die Alten hatten gut reden, in den Herzen der beiden Nachbarskinder war die gegenseitige Liebe schon zu tief eingewurzelt und kaum mehr auszurotten.

Was halfen Verbot, Staketenzaun und Bretterverschlag? Der große, hübsche junge Mann, Kirchmeiers Franz genannt, fand Mittel und Wege genug, um zu verschwiegener nächtlicher Stunde und auf heimliche Weise vor das Kammerfensterchen seines angebeteten Fränzeli zu gelangen und der Geliebten darüber Vorstellung zu machen: „Was geht uns beide die Feindschaft unserer durch Leidenschaft verblendeten Eltern an?" Sowie ihr aufrichtigen Herzens die Versicherung zu geben: „Ich werd' Dich lieben und Dir treu bleiben in alle Ewigkeit, ich schwör's!" Auch ließ er nicht nach mit Schmeicheln und Bitten, bis das schöne geliebte Mädchen sich ebenfalls zu ihm an's Fensterlein begab, seine feurigen Küsse duldete und zärtlich erwiderte und ihm ebenfalls Treue gelobte bis in den Tod . . .

Eines Abends rief des Zinkhöfers Fränzeli, indem sie den Tisch abräumte und einen zufälligen Blick durch's

Fenster that: „Mutter, mein Götti[1]) kommt — kommt wirklich zu uns, seht!“ fügte sie erfreut hinzu,

Der Götti, das war kein geringerer, als der Gemeindeammann Ochsenwirt, dessen selige Frau die Schwester des Zinkhöfers gewesen. Er wurde von der Bauernfamilie sehr freundlich bewillkommt. Doch lehnte er jede Bewirtung ab mit der Entschuldigung: „Kann mich nicht lang' aufhalten. Bin auf dem Feld gewesen, es hat mich Wunder genommen, wie's mit der Reife des Sommerweizens steh', und da wollt' ich bei der Gelegenheit Euch noch hurtig grüßen. Ihr, Frau Schwägerin, seid scheint's alleweil gesund und wohl und freut mich sehr! Und erst mein Gottchen — ei, das blüht ja wie die Mairose! — — Du aber, Schwager — was zum Henker treibt Ihr denn hier im „Ried“ draußen? Diese häßlichen Barrikaden, die Ihr Nachbarn gegen einander angerichtet — der eingeleitete Prozeß, das fette Advokatenfutter — laß' das gelten, Schwager, mach' lieber, daß den Leuten endlich aus den Mäulern kommst, folg' meinem wohlmeinenden Rat, Wendel, schließ Frieden! Denn alles, was bei dem Streiten und Prozessieren gewinnen kannst, ist doch nur immer neuer Aerger und Verdruß und große Unkosten.“

Die Zinkhöferin rief hocherfreut: „Siehst, Wendel, Dein Schwager Ammann, der doch die große Gescheidtheit und Erfahrung hat, ist ganz derselben Meinung wie ich!“

---

1) Pathe.

„Hm, hm!“ grunzte der Bauer verdrießlich, während seine Frau in eindringlicher aber freundlicher Weise fortfuhr: „Hör' auf des Ammanns wohlgemeinten Rat, Wendel, und bedenk' das altbewährte Sprüchwort: Der Gescheidtere gibt nach. Du magst ja Recht haben, daß die Kirchmeierin eine sehr zornmütige Person ist und ein ungewaschen Maul hat. Auch Du bist ihr wenig oder nichts schuldig geblieben, hast sie zum Zorn gereizt — bekenn es nur! . . . Lug', wir beide gehen schnellen Schrittes den alten Tagen entgegen, und wenn ich bedenk', daß ich zeitlebens die bösen Gesichter unserer einzigen Nachbarsleute ansehen müßt', — der unfreundliche unfriedliche Verkehr — nein, ich mag gar nicht dran denken!“

„Wer ist dran schuld? Hab' ich etwa den Handel angefangen?“ versetzte der Alte unwillig und knurrend.

„Nein, nicht Du. Aber das bleibt sich gleich — mach' Du lieber Frieden, Wendel thu's mir, thu's Dir selbst und deiner Gesundheit zulieb'!“

„Ja, gelt, lieb Väterchen, Du thust das!“ bat auch die Fränzeli, indem sie ihm mit ihren weichen Fingerchen die runzelige, bartstoppelige Wange streichelte.

Wie hätte der Alte, wenn noch so bärbeißig, solch' vereinigtem Angriffe derjenigen, so seinem Herzen am nächsten standen, länger widerstehen können? Brummend und mit offenbarem Widerstreben gab er sich endlich darein, versprach den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, nämlich die im Prozesse liegende Bretterwand aus freien Stücken zu entfernen. Aus Freude und Dankbar-

keit fiel ihm Fränzeli stürmisch um den Hals — „laß' mich", wehrte er, „Dummheiten das!"

Als der Götti-Ammann, nachdem man ihm doch noch eine Erfrischung aufgenötigt, sich verabschiedete, war es bereits dunkle Nacht geworden. Er zog es daher vor, beim Nachhausegehen die offene Straße zu benützen. Im Begriffe aber, bei des Kirchmeiers Haus vorbeizugehen, hielt er seine Schritte plötzlich an, denn er konnte es deutlich hören, wie eine laute weibliche Stimme zu jemandem sagte: „Nun weiß ich, Meisterin, wer der Mann ist, der diesen Abend zu des Zinkhöfers gegangen oder vielmehr geschlichen: der Ammann!"

„So, der Ochsenwirt?" begann die Kirchmeierin eifrig zu belfern. „Also er ist's, der den Zink aufweist? Eja, der weiß ja am besten", rief sie immer wie lauter und zorniger, „mit welchen Mitteln man ungerechte Prozeß' gewinnen thut, man braucht nur an denjenigen zu denken mit des Hubeljosts Kindern, wegen der Wässerung auf die Trübmatt. Und was man von der Gemeindekasse schon hat munkeln hören! O ja, von dem Ochs glaub' ich's gern', ist er doch trotz der Ammannehr' selbst nicht sauber übers Nierenstück. Aber mag dieser Zink alle Ochsen und ungerechten Helfershelfer an seinen Prozeßwagen spannen, wir nehmens dennoch auf, wir werden nicht luck geben, kost' es was es woll' . . ."

Der Zinkhöfer stand soeben im Begriffe, die Hausthüre abzuschließen, als heftig an dieselbe gepocht wurde. Es war der Götti-Ammann, welcher ohne einzutreten und mit sehr aufgeregter Stimme sich also vernehmen ließ:

„Schwager Wendel, ich nehm' all die Wort', die ich vorhin zu Dir gesprochen, zurück! Hab' soeben was vernommen, hab' mich nun anders besonnen. Jetzt sag' auch ich: Nichts da von Frieden! Jetzt wird mutig weiter prozessiert! . . ." Sprach's und verschwand.

Mutter und Tochter, welche die Stimme erkannt und die Worte ebenfalls vernommen hatten, sahen sich erstaunt und erschrocken an. Der Alte jedoch rief voller Stolz und lebhafter Befriedigung: „Habt Ihr's nun gehört? Gelt, er hat sich schnell wieder zu meiner Ansicht bekehrt — dacht' ich's doch, dacht' ich's doch! —"

Die Salzmännin hatte es nicht unterlassen, ihren Gatten von der beleidigenden Aeußerung, welche der böse Zinkhöfer gegen sie und ihre Familie ausgestoßen haben sollte, in Kenntnis zu setzen, mit dem Beifügen; „Es geht Dich an, wie mich selbst. Dich scheint er gleich sehr zu hassen, hättest das, dünkt mich, schon längst merken können. Denn hat er nicht den Kuhknecht, der uneinshalber bei uns fortgelaufen, bereitwillig in Dienst genommen und, wie meine Schwester Lene erfahren haben will, die niederträchtige Freud' dran gehabt, daß jener uns den argen Possen gespielt, und mit großem Behagen den Dingen zugehört, die der schlechte Bursch' über uns ausgesagt . . . Aber dem Zink wollt' ich an deiner Stell' gehörig heimzahlen, o ja!"

Ein späteres Mal berichtete sie ihm sehr aufgeregt: „Dieser abscheuliche Ochsen-Ammann! Gelt, nun ist's plötzlich an den Tag gekommen, wer den Zink heimlich aufgemuntert, des Kirchmeiers täglich neuen Schimpf und

neues Unrecht anzuthun, und ihm die Stange hält vor Gericht. Dein Herr Ammann, den Du bis zur Stund' für einen Ausbund aller Tugenden, ja sozusagen als ein kleiner Lieberherrgott gehalten und gehätschelt! Des Kirchmeiers Magd hat es gesehen mit eignen Augen, wie er, der Ammann, sich gestern abends heimlich zu des Höfers geschlichen, will es deutlich gehört haben, wie er den Zink zu neuen Unthaten aufgehetzt . . . Du staunst, ich glaub' es wohl. Ich glaub' nun aber auch das andere, was einige Leute schon vor Jahren haben andeuten wollen, daß nämlich der Ammann heimlich auch Dich auf dem Strich hat und deine Wiederwahl in den Gemeinderat hab' hintertreiben und dafür den ihm noch mehr ergebenen Sandackerjörg hineinspindisieren wollen — merkst nun? Dem wollt' ich's aber gedenken, der müßte mir's wissen bei der ersten besten Gelegenheit schon, was ich von ihm halten thu'!"

Und die Gelegenheit bot sich schon des folgenden Sonntagnachmittags, in der Gemeinderatssitzung. Es handelte sich um die Vergebung zweier sogenannter (Armengenössigen) Verdingkinder. Der Ammann meinte: „Wir dürfen hiebei keineswegs nur auf die Niedrigkeit der geforderten Kostgelder, sondern vornehmlich darauf lugen, daß die Kinder ordentlich verpflegt und gut erzogen werden —"

„Ja, ja, daß ihnen keine Falschheit gelehrt wird!" fiel der Salzmann, dessen Mut offenbar zuvor durch ein Glas Kirsch war gestärkt worden, mit auffallender Betonung und seltsamer Grimasse ein.

„Falschheit?“ wiederholte der Ammann verblüfft, „ich verstehe nicht —“

„Doch, doch! nur ein Bissel zurückdenken, nur sich selbst ein wenig bei der Nase nehmen!“ platzte der Salzige heraus, indem er geräuschvoll und herausfordernd das Rohr seiner saftigen Tabakspfeife ausblies.

Alle staunten und horchten gespannt auf. Dem Ammann aber war eine jähe Röte zu Gesicht gestiegen, und er entgegnete mit ungewohnter Hitze: „Was der Salzmann da in die Ratssitzung hineingeworfen, ist ebenso ungehörig als unverschämt! Ich verwahre mich — Heuchelei und Hinterlist ist niemals mein Handwerk gewesen, das überlaß' ich andern, Frömmern; auch das Lügen und Ehrabschneiden!“ — und er ließ sich zu der unüberlegten Aeußerung hinreißen: „Der Salzmann meint gewiß, man sollte die Kinder, damit sie recht gut erzogen würden, seiner Schwägerin im „Ried“ draußen in Verding geben — wie?“

„O“, versetzte der also Geneckte polternd, „bei des Kirchmeiers wären sie jedenfalls so gut versorgt, als bei dem Unhold Zinkhöfer oder beim Herrn Ammann selbst!“ So gut, als auch bei Dir, Krämerlix, der Du den Ammann mit dem Ellbogen angestoßt und mich so hochmütig falsch anlächeln thust — ja, lächle Du nur, Du hast's halt nun im Trocknen, aber wie Du's bekommen hast, wagst halt niemand zu sagen, gelt'? Halt' Du's nur mit dem Ammann, damit er Dir nichts ausbringen“ thut — Ihr Beide dürft einander nichts ausbringen schrie er unter wütender Gestikulation. Während der

Krämer kaltblütig erwiderte: „Es mit unserm Ammann zu halten, däucht mich durchaus keine Unehr'! Dem Salzmann aber rat' ich, lieber nach Hause zu gehen und von seiner Frau, statt der schlimmen Unterweisung, sich kalte Umschläg' auf den Kopf geben zu lassen, gut gegen Zorn und Trunkenheit — die üble Familienkrankheit!"

„Was?" fuhr nun auch der Statthalter beleidigt auf, „Familienkrankheit? Wir, die Etzelberger, sind allweg so brav, als gewisse Krämer- und Wirtsleut, die — die —"

Krämerlix: „Nur heraus damit!"

Statthalter: „Also — die Sand unter die War'mischen und mit kurzem Ellenmaß und leichtem Gewicht sich den großen Gewinn verschafft und die die Schuldigkeiten mit doppelter Kreide aufnotiert haben."

„Gut. Ihr andern habt's gehört, ich ruf' Euch als Zeugen an, der Statthalter wird für seine Wort' vor Gericht Red' stehen müssen."

„Ja, ja, thu' Du's nur! Sollst nicht etwa meinen, daß ich mich vor Dir fürchten thu'!" höhnte der Statthalter. Er und der Salzmann verließen sogleich das Lokal, die Thüre geräuschvoll hinter sich zuschlagend. Und dem Hohlweghannes konnte man's deutlich ansehen, daß er mit sich zu rate ging, ob er dem Beispiele seiner beiden Freunde nicht auch nachfolgen solle. An eine Wiederaufnahme des eigentlichen Verhandlungsgegenstandes, von welchem man unversehens so weit abgekommen, war nach dem Vorgefallenen nicht mehr

zu denken. Die Sitzung wurde abgebrochen bezw. vertagt.

Und desselben Abends wußte es bereits das ganze Dorf: Im Gemeinderat haben sie lauter Händel gehabt, ja sogar einander arg gescholten, so daß es nun vor Gericht gezogen werden soll — solch' witzige [1]) gesetzte Männer, die sonst so einträchtig zusammen gezogen!

Die Salzmännin sah man ins „Ried" hinaus, zu ihrer Schwester eilen. Und der Webertöneli, welcher in jener Gegend sein Kleeäckerlein besichtigt hatte, erzählte bei seiner Rückkehr ins Dorf, erzählte es mit sichtlichem Behagen und zum großen Vergnügen der Leute: War das ein Spetakel! [2]) Als ich bei des Kirchmeiers Haus vorbeiging, sah ich die Frau Lene auf einer an die im Prozeß liegenden Bretterwand gelehnten Bühnenleiter stehen und hörte, wie sie des Nachbar Zinkhöfers mit lauter gellender Stimm' die zornigsten und wüstesten Schimpfworte hinüberrief. Bis der Alte, der Zinkhöferwendel, endlich mit einem Gorn [3]) voll unflätiger Jauche auf sie zueilte; da wäre sie vor Schreck fast von der Leiter gefallen; sie flüchtete sich laut heulend und scheltend ins Haus zurück. Ich hörte noch, wie sie ihren auf der Hausbank sitzenden Mann aufforderte, auf den wüsten Nachbar loszugehen und denselben gehörig durchzuprügeln. Aber der dicke gewaltige Hans war nicht ins Feuer

---

[1]) Hier: gescheidte.

[2]) Spektakel.

[3]) Mit langem Stiele versehner Schöpf- und Wurfeimer.

zu bringen, sondern tabakte ruhig und gemütlich weiter . . .

Des Statthalters genossen seit langen Jahren die vielbeneidete Ehre, der benachbarten Pfarrküche die benötigte Kuhmilch liefern zu dürfen, und zwar war es die Pfarrköchin selbst, welche dieselbe zu holen pflegte, vornehmlich in der Absicht, ein wenig zu plauschen, und namentlich aber, um die neuesten Dorfneuigkeiten zu erfahren. Jenes Sonntagabends sagte sie zur Statthalterin: „Hab' da was tönen hören, als ob heut' im Gemeinderat ein Streit vorgefallen — ist denn daran etwas wahr?"

„Ei gewiß, leider nur zu wahr!"

„Und der Grund, die Ursach'? . . . So erzählt doch, Frau Statthalterin, Ihr seht ja, ich bin so begierig!"

„Je nun — erst sind der Ammann und der Salzmann aneinandergeraten, weil der erstere die sündhafte Behauptung gethan, daß man die Falschheit nnd Schlechtigkeit nur bei den Frommen suchen müsse."

„Unmöglich, entsetzlich! Nein, das kann der sonst so brave Ammann unmöglich gesagt haben."

„Wie, Ihr zweifelt an meiner Wahrhaftigkeit, Jungfer Brigitt?" rief die Statthalterin mit beleidigter Miene.

„Bewahr! nein — verzeiht! Ich meinte nur so, ein nur einigermaßen christlich gesinnter katholischer Mann und dazu noch der erste Gemeindevorsteher könn' solch' entsetzliche Wort' nicht ausgesprochen haben."

„Fragt nach bei andern, z. B. bei der Salzmännin oder beim Kirchwegbauer —“

„Nein, nein, ich glaub' Euch ja! Aber ich wag's dem Herrn Pfarrer fast nicht zu sagen.“

„Doch, ja, sagt's ihm nur, damit er endlich seine Leut' gründlich kennen lernen thut!“

Was die Pfarrköchin ihrem Herrn über das Vernommene berichtete, entzog sich natürlich der Oeffentlichkeit. Doch mußte sie dabei ebenfalls stark aufgetragen oder gar sich willkürliche Ergänzungen erlaubt haben, denn in der nächstfolgenden Sonntagspredigt ließ sich Hochwürden u. a. folgendermaßen vernehmen: „Ist es schon eine harte Prüfung für die hl. katholische Kirche, fortwährend von Andersgläubigen verspottet, angefeindet und verfolgt zu werden, so ist es doppelt betrübend zu vernehmen, daß sogar katholisch sich nennende und sonst höchst geachtete Männer — Spitzen katholischer Gemeindebehörden — über den frommen Kirchenbesuch und den täglichen Besuch der heiligen Messe — sich auf abschätzige Weise aussprechen, als ob sie damit eine Heuchelei oder noch Schlimmeres begingen . . .“

Die Frau Statthalterin hob höher den Kopf und stieß die Salzmännin mit dem Ellbogen verständnisvoll an. Und die Salzmännin sagte es auf dem Heimwege der Kirchmeierin und diese der Sattlergret: „Was der Pfarrherr in der Predigt so lebhaft angezogen — wißt Ihr auch, auf wen's gemünzt war? Auf unsern Ammann, ganz deutlich zu merken. Denn Ihr werdet's doch ebenfalls vernommen haben, wie er, der Ammann, im Ge-

meinderat sich über die hl. Meß' und uns Kirchenbesucherinnen Worte erlaubt hat — Worte erlaubt haben soll — man darf sie fast nicht aussprechen!"

Die Sattlergret aber war gerade die Rechte, um dieser Kunde im ganzen Dorfe die rascheste Verbreitung zu verschaffen.

Auch dem Ammann kam sie zu Ohren. Zwar hatte er als guter Christ jenem Sonntagsgottesdienste ebenfalls beigewohnt, mußte sich aber gestehen, daß er, gleich den meisten übrigen Bauern während der Predigt ein kurzes sanftes Schlümmerchen genossen und deshalb jene beleidigende Aeußerung wohl überhört haben konnte. Daß aber der Pfarrherr, mit welchem er sowohl im amtlichen als persönlichen Verkehr stets auf gutem, ja sogar freundschaftlichem Fuße gestanden, jene Aeußerung und gar noch in der verletzenden Form, wie sie ihm hinterbracht worden, wirklich gethan — er wollte und konnte es fast nicht glauben, und beschloß daher, sich bei ihm, dem Seelsorger selbst, darüber Aufklärung zu holen. Gleich aber dachte er voller Unmut: War der hochwürdige Herr zu vornehm oder zu stolz dazu, sich bei mir über jenen Vorfall im Gemeinderat in geziemender Weise genauer zu erkundigen, und er hat es vorgezogen, mich vor der ganzen Kirche auf ungerechtfertigte Weise in ein schiefes schwarzes Licht zu stellen — ei, so bin auch ich zu vornehm dazu, um unberufen zu ihm zu gehen, könnte doch ein solcher Schritt von den Leuten leicht so ausgelegt werden, als wär' ich demütige Abbitt' und reumütige Buß' leisten gegangen — für eine Sünd', deren ich mich ja gar nicht schuldig gemacht habe . . . Er soll von

mir glauben, was er will, ich frag' nichts darnach . . . Soll's nun mit seinen Klatschweibern halten . . . Und will er etwa gar den Krieg — er soll ihn ja haben, gewiß! — So redete sich der würdige Gemeindevorsteher in immer größeren Aerger und Zorn hinein.

Seine Tochter gemahnte ihn: „Heut' ist wiederum des Pfarrherrn Geburtsfest — willst ihm nicht auch gratulieren gehen, Papa? Der Statthalter ist schon gleich nach der Meß' hingegangen, desgleichen die Salzmännin mit einem schweren Armkorb voll Sachen."

„So? Nun, so soll er sich diesmal mit dieser würdigen Gesellschaft begnügen — ich geh' nicht!"

„Er wird Dir's sehr übel vermerken, Papa!"

„Mir ganz gleich!"

Der sonst so friedfertige und ziemlich gutmütige Papa Ammann schaute heute so ärgerlich und böse drein, daß selbst seine von ihm zärtlich geliebte Tochter nicht weiter in ihn zu dringen wagte.

Das junge Mädchen aber hatte ganz richtig vorausgesehen. Schon desselben Abends konnte man vernehmen, daß die Pfarrbrigitt bei des Sigristen Lisebeth sich dahin geäußert habe: „Der Ammann hat nicht das Gewissen gehabt, dem Herrn Pfarrer zu seinem Tage Glück zu wünschen — wird wohl wissen warum! Hab' erst heut' wieder etwas vernommen. Uebrigens ganz recht: Der Herr Pfarrer lernte dabei die Höflichkeit und die wahre Gesinnung dieser seiner sogenannten bisherigen Freunde nur um so besser kennen und wird sich darnach einrichten."

„Richt' er sich doch ein, ich frag' gar ndarnaichts ch!" rief der Ammann aufs Höchste geärgert.

* * *

In dem sonst so stillen, ereignisarmen Bauerndorfe schienen die klatschsüchtigen Zungen auf einmal nicht mehr zur Ruhe kommen zu können.

Wißt ihr auch, hieß es, was sich draußen im Ried neuerdings zugetragen? Bekanntlich haben sowohl die Kirchmeiers als des Zinkhöfers Alten, weil sie selbst gegeneinander in arge Feindschaft geraten, es nicht mehr zugeben wollen, daß ihre Kinder sich ferner liebhaben durften. Nun ist's aber ausgekommen, daß des Kirchmeiers Franz nach wie vor der Fränzeli nachstreich', freilich nur so heimlich und ganz im Versteckten. Der alte schlaue Zinkhöfer mußte jedoch auf irgend eine Weis' Wind davon bekommen und daher scharf aufgepaßt haben. Denn vorletzte Nacht hat er die beiden jungen Leut' ertappt, wie sie, nachdem sie alle Uebrigen zu Bette geglaubt, beisammen auf seinem Hausbänkchen saßen und verliebt thaten. Da hab' der wunderliche zornmütige Alte einen wahren Höllenlärm angefangen, dem Nachbarsohn alle Grobheiten an den Kopf geworfen und sein Kind sogar beohrfeigt . . . Aber auch zu Haus soll der Franz, nachdem die Sach' ausgekommen, gar arge Vorwürf' bekommen und seine Mutter Kirchmeierin voller Zorn und Boshaftigkeit zu dem Nachbar Zinkhöfer hinüber gerufen haben: „Ja, ja, halt Du nur gut Wach', alter Filz, uns schon recht! Denn auch wir wollen nichts von deinem Gäxnäschen und deinen unsaubern Batzen wissen — behüt' uns Gott davor!"

„Brauchst nicht den Kummer zu haben, Du alte gehässige Ripp'!" hat's alsdann zurückgeschallt, lieber wollt' ich unser Mädchen in der Höll' wissen, als bei Dir in deinem Haus — verstanden?"

Die Besorgung seines gegen des Kirchmeiers angehobenen Prozesses hatte der Zinkhöfer dem im Amtsstädtchen wohnenden renommierten Fürsprecher Hahn übertragen, und es verging kaum eine Woche, in welcher er sich ein- oder zweimal persönlich zu jenem Anwalte verfügte, um über den Stand und Fortgang seines Rechtsstreites Erkundigungen einzuziehen oder zur Vervollständigung der Akten immer neue Beweise oder Behauptungen vorzubringen.

Eines Tages jedoch, da er mehr denn je von Rheumatismus geplagt wurde, schickte er seinen Ackerbuben zu dem Anwalte und zwar mit einem Briefchen folgenden lakonischen Inhaltes: „Schaltet in die Klagschrift noch ein, das meinem Nachbahr sein böses Weib unsere Haus Katz mit heisem Wasser begosen, so dasz Selbige am halben leib wie raudig aussiht. Alles mit Schaden Ersats und kostenfolg ..." Das Bürschchen hatte außerdem noch mündlich zu melden, daß es seinem Dienstherrn sehr lieb sein würde, wenn der Herr Fürsprecher sich sobald möglich zu ihm nach dem Zinkhof bemühen wollte, um mit eigenen Augen Einsicht zu nehmen von einer unerhörten Beleidigung, welche die böswillige Nachbarin ihm neuerdings zugefügt hatte: Während der mondhellen Nacht war nämlich an der vom Zinkhöfer errichteten Bretterwand und zwar just auf der ihm zugekehrten gehobelten Seite derselben mittelst Wagenschmiere oder ähnlicher

dunkelfarbiger und übelriechender Substanz eine häßliche mannesähnliche Fratze mit Hörnlein auf dem Kopfe hingemalt und darunter ein Zettel geklebt worden, worauf die Worte standen: Das is der Zinkhöfer Deuffel . . .

Und der also Illustrierte mochte es kaum erwarten, bis der Anwalt zu Besuch erschien, um denselben, trotz Ostwind und Gliedschmerz, an die Bretterwand hinzuführen und, auf die Karrikatur deutend, voller Aerger und Zorn auszurufen: „Seht, das hat die Hexe Kirchmeierin gethan oder vielmehr durch einen bezahlten nichtsnutzigen Schlingel thun lassen, mir zu Spott, Hohn und elender Verdächtigung! Ist das nicht höchst strafwürdig, he? Sollte man nicht solche Schandthat mit einem halbdutzend Jahr' Zuchthaus büßen lassen, wie? Ich verlange deshalb, daß das Bildnis oder doch eine genaue Abzeichnung davon dem Amtsgericht vorgelegt werde zu Prozeß, verlange die neue strenge Strafklag' . . . Und dann noch eines . . .“ Er führte den bebrillten und sehr aufmerksam dreinblickenden Herrn weiter hinauf, wo in der Bretterwand ein Stück herausgesägt und sorgfältig wieder eingefügt, ja sogar mit zwei kleinen Scharnieren und einem eisernen Ringelchen versehen worden war, ähnlich einer geheimen Portière. „Seht, sagte er, das hat dem Kirchmeier sein Bub' gethan, um nachts desto leichter zu meinem Mädchen schleichen zu können trotz Verbot und Acht! Ist das nicht teuflisch, he? Aber auch das Thürlein soll dem Amtsgericht vorgewiesen werden, ich verlang's! Und ich werde zu meinem wachsamen „Spitz“ noch einen Haushund anschaffen, die größte und bissigste Dogge, so nur aufzutreiben ist, kost'

es was es wolle — gleich, gleich! Und das Tier just vor das Kammerfensterchen unseres Mädchens anketten oder an einem Draht rings um das Haus herumlaufen lassen, damit bei Nacht und Nebel kein Bein sich mehr ohne Lebensgefahr nähern darf — will ihm, dem schlimmen schlechten Gesellen, der Hexe ihrem Bub', das Spiel schon verleiden, ich!" schloß er mit häßlichem tückischen Grinsen.

Hierauf führte er den Gast ins Haus, in die Wohnstube zurück, um demselben die reichliche köstliche Bewirtung, bestehend in Schinken und Wein, Kaffee und Butterküchlein, angedeihen zu lassen, zugleich aber seine leidenschaftlichen Ergüsse über die feindselige und boshafte Gesinnung seines Nachbars Kirchmeier bezw. der Nachbarin Kirchmeierin, „die wahrscheinlich mit des Teufels Großmutter in naher Verwandtschaft stehe", fortzusetzen. Der Herr Fürsprecher aber, während jener Auseinandersetzungen seines Wirtes anscheinend mit gebührender Aufmerksamkeit zuhörend, konnte sich nicht enthalten, unter seiner goldenen Brille hervor, die mit der Aufwartung betraute, sehr hübsche Bauerntochter einer eingehenden heimlichen Prüfung zu unterwerfen und jede ihrer anmutigen Bewegungen wohlgefälligen Blickes zu verfolgen. „Fräulein", sagte er endlich mit sehr höflicher und einladender Geberde, „wollen Sie sich nicht auch zu uns an den Tisch setzen?"

„Ja, ja", knurrte der Papa Zinkhöfer, „bring' Dir auch ein Glas, Fränzeli, stoß' mit dem Herrn Prok'rater an!"

Das junge schöne Mädchen gehorchte zögernd und errötend, ließ sich von dem Gaste das Glas füllen, trank

aber bloß einige Tropfen und verließ, eine Küchenarbeit vorschützend, die Stube.

Herr Hahn jedoch erschien wenige Tage darauf schon wieder auf dem Zinkhofe, zu dem angeblichen Zwecke sich von seinem Klienten in der Prozeßangelegenheit noch einige wichtige Aufklärungen geben zu lassen, in Wirklichkeit aber, um der Tochter des Hauses auf ausgesucht höfliche Weise den Hof zu machen.

Und der Papa Zinkhöfer, welchem diese Absicht keineswegs entgehen konnte, schien sich daran nicht einmal sehr zu stoßen. Vielmehr sagte er abends zu seiner Tochter, nachdem deren Anbeter sich endlich verabschiedet hatte: „Wie Du Dich dem Herrn Prok'rater gegenüber nur so frostig und unhöflich benehmen konntest, Mädchen — ich kann's nicht begreifen! Schon des Prozesses wegen solltest ihm freundlich sein. Und auch sonst — jedes andere Bauernmädchen würd' sich nach einer solchen Gelegenheit gewiß die Finger lecken: Das sehr einträgliche Gewerb', das schöne Herrenhaus, das ererbte und erworbene ansehnliche Vermögen, das dieser Herr Hahn bereits im Trocknen hat!"

Auch die gutmütige Mutter Zinkhöferin glaubte in wohlmeinendem Tone beifügen zu müssen: „Ja, dein Vater hat gar nicht Unrecht. Die Aussicht, eine angesehene und reiche Herrenfrau zu werden — bedenk', was das heißen will, Mädchen!"

Fränzeli jedoch meinte, ihr niedliches Stumpfnäschen rümpfend: „Das Vogelgesicht, das Gaißkäslein [1]) auf dem

---

[2]) Die Glatze.

Kopf, die bestandenen Jahr' — er könnt' ja schier mein Vater sein!"

„Ei, Du Närrchen, weißt denn nicht, daß just diese die besten Ehemänner werden?"

„O dieser Hahn kaum! rief das Mädchen sehr lebhaft und mit Widerwillen. „Er hat so etwas in seinem Blick — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll — ein ehrbares Mädchen muß sich ordentlich davor fürchten."

„Er ist Dir zu alt, das ist alles, Du möchtest Dir lieber einen gäuggelhaften [2]) Jungen — gelt? Des Kirchmeiers ihren . . . Aber schlag' Dir diesen nur aus dem Kopf, Mädchen, denn so wie die Sachen zwischen uns und jenen Leuten leider stehen, kann daraus nichts mehr werden, dein Vater wird's nimmer zugeben wollen, das wirst Du ja selbst auch einsehen."

„Gut. So bleib' ich ledig!" erwiderte die junge Schöne trotzig. „Ich denk' ja gar nicht ans Heiraten. Oder solltest Du mich etwa gern' loshaben, Mutter?"

„Ach, Kind, wie Du nur so reden kannst! Nein, nein, Du bist mir keineswegs verleidet, aber wenn ich seh', wie Du dein Glück machen könntest, und Du weisest's mutwillig oder trutzig von Dir . . .

Hier wurde das Zwiegespräch durch einen lauten Lärm von draußenher unterbrochen: Ihrem, des Zinkhöfers, Hengstfüllen war es gelungen, dem Pferche zu entspringen, und es rannte nun, seiner Freiheit sich er-

[2]) tändelnden.

freuend, erst eine Weile straßauf und ab, sodann, um die Bretterwand biegend, in des Kirchmeiers Scheunenhof, von da in den Baumgarten, ja setzte sogar in die üppige Kohl- und Krautpflanzung hinein, so daß die Blätter nur so rauschten und stoben. „Ihm nach!“ rief der Zinkhöfer seinen Knechten zu, „fangt es ein! O, daß der Wildfang gerade zu dieses schlimmen Nachbars hinübergemußt, ich könnt' ihn zur Straf' dafür wund und lahm peitschen!“.

Drüben aber schrie und zetterte schon auch die Kirchmeierin mit lauter gellender Stimme: „O, das hat der alte Spitzbub' so recht mit Fleiß gethan, das Tier losgelassen oder gar herübergetrieben, um uns zu ärgern und zu schaden, ich wett' drauf! Hans, ergreif' den Sparren! Franz, nimm die Flinte und schieß es tot!“ Und da Mann und Sohn dem grausamen Befehle nicht Folge leisten wollten, sondern die Verfolgung des flinkbeinigen Flüchtlings lieber den herbeieilenden Knechten des Nachbars überließen, ergriff die Bäuerin selbst, ihres Aergers nicht mehr mächtig, eine bereitstehende stumpfe Mistgabel und eilte damit dem übelthäterischen jungen Gaule nach, in den Baumgarten hinaus, stolperte jedoch in ihrem blinden Zorneslauf über eine im Grase liegende Wäschestange und schlug sich an dem Gabelstiel die Nase wund. Und lange noch nachdem das Füllen eingefangen und nach Hause getrieben worden, konnte man die schrecklich erboste Frau noch zettern und kreischen hören: „Das Hindernis ist mir von ihm, dem alten Sünder da drüben, mit Fleiß und Bosheit in den Weg gelegt worden, in der Hoffnung, ich werd' dran das Genick brechen — der

Mörder! Aber noch leb' ich und ich werd' ihm das beweisen. Auf der Stell' fährst Du mir nach dem Städtchen, Hans, und zeigst den neuen Fall unserm Prok'rater sogleich an, nimmst auch die Stange mit vor Gericht — gehört? . . . Wie, Du tabakest ruhig fort, thust sogar, als ging Dich die ganze Sach' gar nichts an? O welch eine arme geschlagene Frau bin ich, einen solchen stumpfsinnigen Mann zu haben, der, so sehr man mich auch verfolgen thut bis aufs Blut, nicht das Glied rühren mag aus lauter Trägheit und Lieblosigkeit! . . . Nun, so geh' ich!" rief sie mit zorniger Entschlossenheit; „morgens in aller Früh' fahr ich selbst ins Städtchen und zeig' den neuen Frevel dem Gericht an, hab' ich in der Prozeßsach' bisher doch ja alles selbst einfädeln und leiten müssen!" fügte sie vorwurfsvollen Blickes hinzu.

Freilich der Transport der Wäschestange bereitete ihr einigen Kummer; das Corpus delicti maß nämlich in der Länge wohl über die dreißig Fuß . . .

* * *

Der Krämerlix hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Salzmännin den Laib Zucker, den sie zum Geburtstag ins Pfarrhaus getragen, diesmal nebst einem Vorrat anderer Spezereiwaren aus dem Städtchen bezogen. Das wurmte ihn nicht wenig. Und da er gerade wieder eines Sackes Kochsalz bedurfte, ließ er denselben bei hellem Tage ebenfalls im Städtchen holen. Was zur fernern Folge hatte, daß der Salzmann seine Gäule, statt wie bisher beim Schmiedsteffen, dem Bruder des Krämers, im nahen Bauerndorfe beschlagen ließ und

sogar den Statthalter veranlaßte das nämliche zu thun.

Der Schmied rächte sich dafür bitter. Er ließ dem Statthalter anzeigen, daß er demselben von nun an nicht mehr gestatten werde, bei seinem Brunnen Wasser zu holen, noch das Vieh zu tränken. Des Statthalters eigener Brunnen aber war seit Jahren versiegt und es befand sich kein dritter in der Nähe. Und eine neue Quelle aufzusuchen und herzuleiten — der Statthalter kannte die Schwierigkeiten zur Genüge und auch die damit verknüpften großen Unkosten; er kratzte sich unmutig und verlegen in den Haaren. Doch ließ es ihm sein Stolz nicht zu, den Schmid um Frieden anzugehen — nein, lieber alle Unbequemlichkeit leiden, als dem Grobian die Ehr' anthun! lautete sein zorniger Entschluß.

Der Ammann-Ochsenwirt war es gewohnt gewesen, die vornehmsten Bauern des Dorfes wenigstens des Sonn- und Feiertags bei ihm Einkehr nehmen zu sehen. Seit jener stürmischen Gemeinderatssitzung jedoch blieben der Statthalter, der Salzmann, der Hohlwegbauer, sowie auch der Kirchmeier seiner Gaststube beharrlich fern, dagegen mußte er vernehmen, daß jene trotz des dort gebotenen minderwertigen Getränkes die unansehnliche Kreuzgaßschenke besuchen gingen und dort allerhand konventikelten. Und bei der nächstfolgenden Gemeinderatssitzung sah er jene Kollegen mit mürrischem Gruße eintreten, sowie auch sehr unfreundliche Gesichter zur Schau tragen. Nun, dachte er geärgert, ich kann's ja auch so machen!

Der Hauptverhandlungsgegenstand war ein sehr wich-

tiger, betraf derselbe doch nichts geringeres, als den Bau einer neuen Pfarrkirche, welcher von der Gemeindeversammlung bereits grundsätzlich beschlossen, dem Gemeinderat aber zur nochmaligen nähern Prüfung der Pläne und des Kostenvoranschlages überwiesen worden war.

„Ist der Pfarrherr, wie recht und billig, nicht auch zu dieser Sitzung eingeladen worden?" frug der Statthalter ohne aufzublicken.

Die Antwort des Ammanns lautete sehr kühl: „Nein, hab' dafür keinen Auftrag erhalten . . . Dagegen ist dieser Tage das Gutachten des städtischen Baumeisters eingetroffen."

„So? Wer hat das befohlen oder bestellt, Herr Ammann?"

„Die Gemeinde selbst, Herr Statthalter, an ihrer Versammlung vom 20. Mai — man sollte, wenn man kritisieren will, ein besseres Gedächtnis haben, Herr Statthalter."

Jener biß sich auf die dünnen blutleeren Lippen und schwieg.

Hierauf verlas der Ammann mit lauter Stimme das sehr eingehend gehaltene schriftliche Gutachten des Bauexperten, welcher betreffend Baumaterial und Form des Kirchendaches einige ausführlich begründete Bauabänderungen vorschlug. „Ich halte dafür", fügte der Ammann hinzu, „wir sollten den Vorschlag der Gemeinde empfehlen, denn der Herr Stadtbaumeister ist ein gelernter und praktischer Fachmann, der die Sach' wohl verstehen wird." Auch der Krämer empfahl die Annahme. Des

weitern aber wurde die Diskussion seitens der sonst so redseligen Gemeindeväter nicht benützt, dagegen konnte man sehen, wie der Statthalter, der Salzmann und der Hohlwegbauer mit einander heimliche und verständnisvolle Blicke austauschten. Und bei der nun folgenden Abstimmung standen sich die drei Stimmen gegen drei gegenüber, welche trotz Gutachten jegliche Abänderung der Baupläne von der Hand wiesen. Der Ammann schloß die Sitzung ohne weitere Bemerkung. Allein schon des folgenden Morgens wurde erzählt, er habe sich zu den ihn nach Hause geleitenden befreundeten Kollegen geäußert: „Sie wollen es hartnäckig bei den alten Plänen verbleiben lassen. Nun ja, wir wollen es nun ebenfalls beim Alten verbleiben lassen.“

Was jene Worte wohl zu bedeuten haben mögen? frugen sich die Leute. Sie sollten es erfahren an der nun folgenden Gemeindeversammlung. Daran erschien auch der Ortspfarrer, welcher in einer längern warmen Ansprache der Bürgerschaft ans Herz zu legen suchte, wie sehr es für dieselbe fromme Ehrensache sei' den nun seit Jahren hängenden Bau eines neuen Gotteshauses endlich definitiv zu beschließen und mutig an die Hand zu nehmen. Ein nämliches thaten der Statthalter und der Salzmann, wenn auch mit weniger geschickten Worten. Ein großer Teil der Versammelten hatte erwartet, daß der Ammann, welcher nächst dem Pfarrherrn von jeher der eifrigste und begeistertste Förderer des Kirchenbauprojektes gewesen, nun ebenfalls eine beredte Empfehlung für Annahme beifügen werde. Er that es nicht, sondern beschränkte sich darauf, die Versammlung pflichtgemäß zu

präsidieren, ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Und bei der Hauptabstimmung wurde der Kirchenbau mit einigen Stimmen Mehrheit bachab geschickt . . .

Der würdige Pfarrer schien seinen Augen und Ohren nicht zu trauen, saß da wie eine Bildsäule.

Der Statthalter schrie wie wütend: „Das ist dein Werk, Ammann! Also deshalb hat gestern nachts in deinem Haus die Winkelversammlung stattgefunden, nun ist's heraus, was dort verhandelt worden!"

Der Salzmann: „Schämt Euch, Ihr andern, so wenig Religion an den Tag zu legen!"

„Hoho — Religion!" rief eine rauhe Stimme aus dem Hintergrunde des Saales, „man kennt deine Religion, Salzmann, hahaha, sie nimmt lieber, als sie gibt — denk' an die Kapellrechnung, Salzmann!"

„Was? Wie? Ammann ich verlang's Wort!"

Der Angerufene aber bedeutete trocken: „Die Versammlung ist geschlossen und aufgehoben, das Weitere geht mich nichts an . . ." Damit ergriff er seine Schriften und verließ, gefolgt von seinen Getreuen, langsam das Gemeindelokal. Auf seinem festen Gesichte lag ein Lächeln hoher Befriedigung. Er hatte sich an seinen Gegnern im Gemeinderat grausam gerächt, sich gerächt auch an dem seit einiger Zeit ihm unfreundlich gesinnten Pfarrherrn. Ja, er sagte es auf dem Heimwege zu seiner Begleitung ganz laut: „Um darin auf ungerechtfertigte Weis' verdächtigt zn werden, ist die alte Kirche alleweil noch groß und schön genug . . ."

Den ganzen Sonntagabend und auch die darauffolgenden Tage wurde am Wirtstische, auf dem Felde

und in den Kiltstuben nichts anders mehr als von dem überraschenden Gemeindebeschluß gesprochen. Die hart angegriffenen Neinsager suchten ihre Stimmgabe damit zu begründen und zu entschuldigen, indem sie die andern, die Anhänger des Statthalters und Genossen, der kleinlichen Zwängerei und der Gehässigkeit gegen den verdienten Gemeindeammann bezichtigten, welcher einen soliden Kirchenbau und kein Pfuschwerk gewollt und nur deshalb das Losungswort zur Verwerfung des Ganzen gegeben. Man stritt sich, man ereiferte sich, alte politische und Familienzwiste wurden aus der Vergessenheit herausgezogen und gegenseitig vor die Nase gehalten, beleidigende und herausfordernde Worte flogen hin und her, und die ganze sonst so friedfertige Gemeinde schien sich auf einmal in zwei scharf geschiedene feindliche Lager geteilt zu haben: hier die Anhänger des Pfarrers und des Statthalters, dort diejenigen des Ammanns und des Krämers.

Selbst das zarte Geschlecht nahm Parteistellung und zwar mit einer Leidenschaftlichkeit, welche diejenige der Männerwelt noch weit übertraf.

Das sollte der Ammann am besten erfahren.

Es war nämlich durch den Tod der alten Seilerhanne die Stelle der Dorfhebamme ledig geworden. Als Bewerberinnen hatten sich einschreiben lassen: Das junge Frauchen des Haulikäfers und die trotz vielfach gepflogener Minne noch immer unverheiratete rothaarige Spenglerliese; erstere, eine ebenso intelligente, als sanfte und stille Person, war, bevor der Parteihader ausgebrochen, beinahe allgemein als die zu dem wichtigen

Berufe weitaus sich eignendste erkannt und auch, wie man wußte, vom Ammann zur Bewerbung lebhaft ermuntert worden. Letzterer Umstand konnte ihr nun, so wie die Sachen standen, leicht verhängnisvoll werden . . .

Die Wahl der Helfmutter stand, alter Satzung und Uebung gemäß, den verheirateten Frauen selbst zu und hatte der Ammann dabei die Verhandlungen zu leiten. Er fand das Wahllokal schon vor der angesetzten Stunde dicht mit Weibern angefüllt, darunter sogar alte runzelige Schachteln, welche einer Helfmutter längst nicht mehr bedurften. Er eröffnete die Wahlverhandlung mit einer kurzen Ansprache, worin er die Frauen zu einem ruhigen, würdigen Benehmen aufforderte und auf die üblichen parlamentarischen Regeln aufmerksam machte. Allein die Worte waren völlig in den Wind gesprochen, von einer geordneten Diskussion gleich keine Rede mehr. Ein halbdutzend Wählerinnen sprachen zugleich, eine suchte die andere durch die Kraft und den Wohllaut der Stimme, sowie durch die Lebhaftigkeit der Gestikulationen zu überbieten. Am leidenschaftlichsten und tollsten geberdete sich, wie man hatte erwarten können, die Frau Kirchmeierin, welche den Ammann laut der Parteilichkeit bezichtigte und ihm mit höhnischer, kreischender Stimmme zurief: „Wir wollen kein schönes Lärvchen, keine Hebamme für die Männer — versteht Ihr, Herr Ammann?“ Andere suchten ihr zu widersprechen, man drang, um sich verständlicher zu machen, aufeinander ein, alles schrie und kreischte, es war ein Höllenspektakel, bei welchem dem Ammann im Kopfe sturm und bang wurde, und er für seine eigenen — Augen zu bangen begann. Denn schon

hielten sich einige der streitenden Weiber gegenseitig die Fäuste unter die Nase oder krallten die Finger zum Kratzkampfe, jeden Augenblick stand zu erwarten, daß sie sich in die Haare geraten würden für und wider die Küferin, für und wider die Spenglerliese; und wer weiß, was geschehen wäre ohne das zufällige Erscheinen des grimmen Landjägerkorporals, welcher dem Gemeindevorsteher eine amtliche Meldung zu überbringen hatte. Nur mit Mühe konnte dem Tumult Einhalt geboten, das Wahlbureau bestellt und zur ordentlichen Abgabe der Stimmzettel geschritten werden.

Und siehe da, die Spenglerliese stieg, wenn auch mit knappem Stimmenmehr, als Siegerin aus der Urne hervor. Die Kirchmeierin erhob ein wahres Triumphgeschrei; und während der Ammann gesenkten Hauptes und mit ärgerlicher Miene langsam nach Hause ging, zog jene an der Spitze ihrer Anhängerinnen laut lärmend nach der Kreuzgaßschenke hin, warf zwei Fünfliberthaler auf den Tisch und rief: „So, dem Ochsen hätten wir's eingetränkt, laßt uns dessen nun recht freuen! . . . O wären wir Männer, wie wollten wir unsern Gegnern den Meister zeigen!" — Sie dachte an den Zinkhöfer, an den obschwebenden Prozeß, und neuer sieghafter Mut beseelte sie.

Jenes abends mußte manch' ein Ehemann, wollte er etwas Warmes genießen, die Küche selbst besorgen und auch die Kinder zur Ruhe bringen; ja, mehr denn einer kam, wie nachher erzählt wurde, sogar in den Fall, zu später Nachtstunde seine Frau aufsuchen und am Arm nach Hause transportieren zu müssen, zum lauten Ge-

spötte der Nachtbuben, zu eigenem großen Verdruß und Aerger.

Einzig der Kirchmeier rührte sich nicht, begab sich ruhig zu Bette, streckte sich recht wohlig aus und überließ es gleichmütig seiner Frau, nach Hause zu kommen, wann und wie ihr beliebte; und als er jene des folgenden Morgens jämmerlich über Kopfschmerz und große Uebelkeit klagen hörte, da schien der große gewaltige Mann nicht einmal Mitleid zu fühlen, sondern lächelte nur so in sich hinein und tabakte gemütlich weiter. Vielleicht dachte er an die gestrengen Gardinenpredigten, welche ihm, so oft er ein wenig spät oder mit einem kleinen „Dämpis“ versehen nach Hause gekommen, zu teil geworden. Nun soll sie mir wieder damit kommen! mochte er denken.

Die Unpäßlichkeit der Frau Kirchmeierin hielt mehrere Tage an; und die also Heimgesuchte fühlte sich erst wieder wohler, als sie vernahm, daß die garstige bissige Dogge des Nachbars Zinkhöfer diesem ihrem eigenen Herrn und Meister selbst, da er sie an die Kette legen wollte, eine arge Bißwunde versetzt. O wie sehr mochte sie es ihm gönnen, vor Freude darüber ward sie schier plötzlich wieder gesund.

Der Zinkhöfer dagegen wetterte: „Wenn mich schon, statt des Hundes, diese Kirchmeierhex' mit ihrem giftigen Maul gebissen hätt', ärger könnt' mich der Arm nicht schmerzen und jedem Heilversuch spotten! Und wenn man's recht betrachten thut, so ist's wirklich sie gewesen . . . Denn hab' ich nicht ihres großen unverschämten Schlingels wegen die Bestie mir anschaffen müssen, damit

jener nicht mehr gleich einem diebischen Marder allnächtlich mein Haus umschleichen kann. Ach, wenn doch gleich das hl. Gewitter diese ganze nachbarliche Sippe in Grundboden 'neinschlagen thät'!" fluchte er voller Schmerz und Grimm.

Des folgenden Sonntagmorgens, als das Fränzeli für ihren Vater wiederum zu dem im Nachbardorfe wohnenden Doktor gegangen und auf dem Rückwege den durch den schattigen lauschigen Kirchwald führenden Fußpfad zu betreten im Begriffe stand, schrie sie auf einmal laut auf, denn plötzlich stand, aus dem Busche hervortretend, eine große Männergestalt neben ihr — des Kirchmeiers Franz.

„Ach, wie Du mich erschreckt hast!" rief sie.

„Du erschrickst eine Zeitlang jedesmal, wenn ich Dir nur begegnen thu!"

„Ja, 's ist wohl wahr, ich muß alleweil an meinen Vater denken, an sein strenges zorniges Verbot, und jedesmal fürchten, er könnt's vernehmen . . . Ach Franz, liebster Franz", rief sie unter hervorbrechenden Thränen, „füg' Dich doch endlich drein! Du siehst ja, es nützt uns nichts, daß wir uns länger lieb haben, denn so wie die Sachen stehen, kann doch niemals was draus werden, als nur immer neues Herzeleid und große Pein. Du kennst ja meinen Vater und seine Hartköpfigkeit. Du kennst auch deine Mutter und ihren Haß gegen alles, was nur Zinkhöfer heißt!"

„So soll ich Dich also diesem abgestandenen unsaubern Prok'rator überlassen, meinst Du? Nein, eher schlag ich

ihm die langen elenden Sprenselbein' entzwei, eher dreh' ich ihm den Kragen um, zähl' drauf!"

„Ach, Franz, red' nicht so, faß' doch keine solchen gewaltthätigen Gedanken! Ich bitt' Dich, Franz, hör' mich an: Wenn es Gottes Wille ist, so führt er uns doch noch zusammen; wenn nicht, dann wirst Du Dich in Gottesnamen dreinschicken müssen, wie ich auch . . . Gib mir noch einen Kuß, Franz, nnd versprich mir . . ."

Den Kuß erhielt sie schon, den stürmischen, nicht endenwollenden, schier erstickenden, aber kein Versprechen; denn plötzlich war der große hübsche Jungknabe im Gehölze wieder verschwunden. Nein doch, eine Strecke weiter taucht er nochmals auf. „Fränzeli", sagte er, „es naht die Kilbe —"

„Ach, red' mir nicht von der, es macht mich traurig."

„Es kann also absolut nichts draus werden, meinst Du?"

„Nein, nein, wo denkst Du hin! Du wirst doch begreifen . . . Geh' Franz, geh', es könnt uns sonst jemand sehen!"

Ward das eine Kirchweih, wie unser Bauerndorf noch keine solche erlebt hatte. Nicht etwa wegen der bei der feierlichen Prozession sich entfaltenden Kleiderpracht — und diese war doch wahrlich groß genug — sondern wegen etwas anderm, den an den hohen Festtag sich knüpfenden tragischen Ereignissen.

Und das trug sich folgendermaßen zu: Wie gebräuchlich strebte jenes Tages, nachdem die Lobvesper aus, Jung und Alt, Männlein und Weiblein nach dem Wirts-

hause hin. Sowohl die Kreuzgaßschänke, als der Ochsen waren alsbald mit fröhlich zechenden Gästen dicht angefüllt.

Besonderes Aufsehen erregte es, als man den Zinkhöfer, obwohl den Arm immer noch in der Schlinge tragend, mit Frau und Tochter nach dem Ochsen hinsteuern sah, begleitet von dem Fürsprecher Hahn — dieser in feinstem Anzuge.

Ach, 's ist also doch wahr, flüsterten sich die Leute zu, der Prok'rater macht wirklich Ernst mit dem Freien, lug', lug'! Nun, die Wahl ist nicht schlecht. Das Mädchen kriegt mal ein großes Vermögen, wie kaum ein fürnehmes Herrenfräulein es aufzuweisen hat: Haus und Hof und Gülten, und dazu einzige Erbin zu sein, man denke! . . . Aber macht es, das Fränzeli selbst, nicht ein Gesicht, als ob es lieber ausreißen möcht'? Und was wohl des Kirchmeiers Franz, wenn er's sieht oder vernimmt, dazu sagen wird? Der arme Bursch' glaubte es so sicher im Häfelein zu haben. Aber freilich der nachbarliche Streit, der schwere Prozeß haben alle seine Hoffnungen zunichte gemacht . . .

Der Franz befand sich in Gesellschaft seiner Eltern in der Kreuzgaßschänke. Er schaute so seltsam finster drein, schien von all' der lauten Fröhlichkeit um ihn her nichts zu sehen und zu hören, trank nur immer Wein, ein Glas um das andere. Seine Mutter suchte ihn zu bestimmen, sich zu der ebenfalls anwesenden bleichen Tochter des Salzmanns hinzusetzen und sich bei derselben freundlich umzuthun. Er aber schüttelte mißvergnügt den Kopf und sagte: „Ich gehe fort!"

„Wohin willst Du gehen, Franz?“

„Nach dem Ochsen.“

„Wie, nach dem Ochsen, zu unserm Erbfeind? Wo denkst Du hin, Bub'? Auch sind dort lauter von unsern Gegnern. Nein, das laß' ich nicht zu, bleib', ich befehl's, ich bitt'!“

Er schien sich zu fügen. Wie seine Mutter aber, mitten in einem Gespräch mit der dicken Krämerin, sich nach ihm umsehen wollte, war er fort. Sie geriet darüber in heftige Unruhe. Sie befahl ihrem Mann: „Geh' ihm nach, Hans, bring' ihn wieder zurück!“ Jener meinte gelassen und sich die Pfeife frisch stopfend: „Bah, wird ein Bissel verlüften 'gangen sein, etwa auf die Kegelbahn“. — Als jedoch nach einer Weile die Kunde eintraf: „Streit im Ochsen — Euer Franz ...“ Da litt es den großen gewaltigen Mann doch nicht länger. Seine Tabakspfeife in die Kitteltasche steckend, eilte er mit langen Schritten dorfab, dem Ochsenwirtshause zu. Schon auf dem Wege dahin ward ihm die Meldung: „Euer Franz hat dem Prok'rater sein Mädchen, des Zinkhöfers Fränzeli, mit Gewalt weggenommen. Darob nun große Händel!“

Der Kirchmeier kam gerade dazu, als ein ganzer Knäuel dem Ammann-Ochsenwirt ergebener Dorfburschen, von jenem dazu aufgefordert, eifrig bemüht war, den Uebelthäter Franz gewaltsam an die Luft zu setzen; doch war dies nicht so leicht zu bewerkstelligen, denn der große und ungemein kräftig gebaute junge Mann sträubte sich mit aller Macht und schlug um sich gleich einem Rasenden. Auch der Alte, sobald er dessen ansichtig geworden, spuckte

in seine gewaltigen Hände, griff den Trupp von hinten an, schleuderte mit riesenmäßiger Kraft den einen dahin, den andern dorthin beiseite, bahnte sich solchermaßen einen Weg bis zu seinem Sohn, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte gelassen wie immer: „Nun komm' mit mir!“ Da traf es sich aber, daß gerade ein Schwall Burschen, welche in der Schenke gesessen und von dem Auftritt und der schweren Bedrängnis ihres Freundes und Parteigenossen Franz ebenfalls benachrichtigt worden, kampfeslustig in die Gaststube gedrungen kam. Und nun ging der Tanz erst recht los, der ohrbetäubende Lärm, die wüste Keilerei. Tische wurden umgeworfen, Stuhlbeine abgebrochen und mit denselben dreingeschlagen, daß die Haare flogen. Der Herr Fürsprecher wollte einen ihm günstig scheinenden Moment benützen, um sich durch eine Seitenthüre in die Küche hinauszuschleichen, geriet aber zufällig dem rauhaarigen Krachenbauer, welcher kurz zuvor von ihm in Geldgeschäften arg war drangsaliert worden, in die Finger. „Ach, hab' ich Dich endlich, Du Blutsauger?“ rief der Mann, den „Prok'rater“ mit der einen Hand bei der Gurgel fassend, mit der andern geballten Faust und unter den grimmigen Ausrufen: „Hier der Zins! . . . Hier die Provision! . . . Hier die Kommission! . . . Hier die Betreibungskosten! . . . Hier noch ein Trinkgeld obendrein!“ unbarmherzig auf ihn eindreschend, bis zur Ermüdung, sodaß das arme Opfer, als er es dahinfahren ließ, um und um aussah wie ein verbeulter Apfel, gar nicht zu erkennen, indessen es dem vor Angst schlotternden Zinkhöfer und seiner wehklagenden Tochter gelungen war, an der Hand des freundlich ge-

sinnten Wirtsmädchens in ein kleines Seitengemach und von da glücklich ins Freie zu entkommen . . . Drinnen aber, in der Gaststube dauerte der Kampf unentwegt fort und fand, als die eine Partei die andere hinauszudrängen vermocht, erst auf der Straße draußen den redlichen entscheidenden Abschluß, indem die Obsiegenden unter Franzens Führung die Zürückweichenden mittelst ausgerissenen Zaunpfählen vollends in die Flucht schlugen. Andere Kämpfer, Freund und Feind, welche zuvor schon genug auf die „Niß" bekommen, taumelten oder krochen mit blutigen Köpfen und laut ächzend oder Flüche stammelnd umher, bis sie von kameradschaftlicher oder Samariterhand nach Hause geschafft wurden. So ging es bis in die tiefe, tiefe Nacht hinein.

Und des andern Morgens erschien auf die erfolgte Polizeianzeige hin das „Gericht" auf der Wahlstatt, um über das Vorgefallene ein möglichst genaues Protokoll aufzunehmen. Der Ammann-Ochsenwirt wies auf die Verwüstungen hin, welche in seinen beiden Gaststuben an Möbeln, Geschirr und Geräten waren verübt worden, die ganz erstaunlichen. Dazu kamen die Körperschäden, welcher dieser und jener davongetragen — einige der Betroffenen wiesen jede Klagestellung entschlossen von der Hand, wollten lieber gelegentlich wieder „heimzahlen", andere weniger Verschämte dagegen kamen mit ihren ungewaschenen blutrünstigen Gesichtern und lahmen Gliedmaßen anhergestolpert und verlangten ihr reichliches Schmerzensgeld zu bekommen. Und als der Gerichtspräsident nach der Urheberschaft des Ganzen fragte, da lautete die übereinstimmende Antwort:

„Natürlich des Kirchmeiers Franz, der trägt die Schuld an allem!“

Und der Zinkhöfer, welcher ebenfalls gekommen war, um sein ungebetenes Zeugnis abzulegen und zugleich sich nach dem Schicksale und Befinden des Fürsprechers Hahn zu erkundigen — der übrigens schon während der Nacht in hilflosem Zustande nach Hause gefahren worden — „ja, ja, der Kirchmeierhexe ihr Bub' ist schuld an allem!“ bestätigte auch der Zinkhöfer mit großer Lebhaftigkeit: „Bringt ihn nur gleich zur Haft“, riet er, „schließt ihn in Ketten und in ein recht festes Gewölb' ein, sonst bringt der Unmensch uns alle noch um!“

Der Gerichtsbeamte erwiderte lächelnd: „Seid ohne Sorge, Freund, der junge Mann wird uns nicht entrinnen. Denn wie ich soeben vernommen, ist er gestern Nachts auf dem Heimweg hinterrücks überfallen und übel zugerichtet worden, so daß er tief zu Bette liegt und stark fiebert.“

„So, so?“ versetzte der Alte mit schadenfrohem Grinsen. Im Herzen dachte er: „Wenn's ihn nur wegputzte, dann bekäm' das Mädchen, bekämen wir alle doch endlich Ruh' vor ihm!“

Die Kirchmeierin aber heulte und wehklagte: „Die schändlichen Mörder und Straßenräuber, meinen armen Bub' dermaßen zuzurichten! Aber das Ganze war halt ein abgekartet Spiel von diesem Ochsenammann und dem Zinkhöferschelm, um ihn erst in die Falle zu locken und dann zu verderben. Und als sie ihn im Ochsen nicht zu bodigen vermochten, haben sie die Mörder gedungen

und ihm auf dem friedlichen Heimweg nachgeschickt — Mörder, Mörder sie selbst!“ schrie sie wie außer sich.

Des Zinkhöfers Fränzeli hockte in ihrem Kämmerlein und weinte sich die Augen rot. Und all die Beruhigungsmittel ihrer lieben sanften Mutter wollten diesmal gar nichts fruchten. „Er wird sterben“, rief das trostlose Mädchen, „und dann die ganze Welt mich anklagen und zwar mit Recht: Du, Du bist schuld an seinem Unglück, an seinem Tod, weil Du des Vaters Willen nachgegeben und mit dem Stadtherrlein an die Kilbe ’gangen bist, trotzdem Du gewußt, daß er, der arme Franz, Dich so wahnsinnig lieben thut . . . Es war ja vorauszusehen, alles vorauszusehen, daß es so kommen mußt’, ach, ach!“

Doch sollten sich Fränzeli’s trübe Befürchtungen nicht erwahren. Dank seiner überaus kräftigen Konstitution konnte Franz nach wenigen Tagen das Bett schon wieder verlassen. Sein Vater hatte also ganz richtig geurteilt: So ein richtiger Bauernschädel vermag gar vieles zu überstehen . . .

Schlimmer stand es mit des Hübelischneiders Vikterli. Derselbe hatte eigentlich bei dem Handel sich bloß in der Absicht in den „Ochsen“ begeben, um seinem Bruder abzuwehren, dabei aber in den Kampf, hineingedrängt, einen betäubenden Schlag auf den Kopf gekriegt. Und es war halt doch nur der Schädel eines zarten Jungschneiderleins. In der Wunde steckten zudem Glassplitter, welche wohl ein wenig zu spät entdeckt wurden und nur mit Mühe entfernt werden konnten; die daraus entstehende Entzündung drohte das Hirn anzugreifen und

das Leben des friedliebenden jungen Mannes sehr ernsthaft zu gefährden.

Und obgleich niemand beweisen konnte, ob der im tollen Kampfgetümmel erhaltene Streich von Freundes- oder Feindeshand herrührte, wurde dennoch die That seitens der „Ammannpartei“ ebenfalls des Kirchmeiers Franz auf den Konto geschrieben. Auch die Mutter Schneiderin, welche diesen ihren Vikterli am zärtlichsten liebte, klagte den reichen Bauernsohn laut des „Todschlags“ an und verlangte vom Gericht die allerhärteste Bestrafung.

„Sie hat Recht, völlig Recht“, meinte der Zinkhöfer. „Wär' ich Meister, müßte er mir zum mindesten geköpft und seine Alte erst gepeitscht und dann gehängt werden!“

Er und mit ihm viele seiner leidenschaftlichen und erbitterten Parteigenossen wollten es nicht begreifen und waren entrüstet darüber, daß der unter so vielfachen Anklagen stehende Jüngling, Kirchmeiers Franz genannt, immer noch frei „herumlaufen“ konnte und nicht schon längst „arretiert“ worden war. Eigentlich lief er gar nicht herum, sondern beobachtete die strengste Zurückgezogenheit, schien allen Mut und alle Lebensfreude völlig eingebüßt zu haben. Und als er eines Tages durch den Amtsweibel den Befehl erhielt, des folgenden Morgens sich vor Gericht zu stellen, nahm er die Nachricht mit an Stumpfsinn grenzender Gelassenheit auf. Auch sein Vater meinte: Geh' du nur ruhig, Junge, eigentlich Schlechtes kann man dir ja nicht vorhalten. Sie werden dich nicht fressen.

Desto aufgeregter und zorniger gebärdete sich die Kirchmeierin. Er hat sich bloß seiner armen Haut gewehrt, rief sie, und ist ja selbst schrecklich mißhandelt worden, so daß es ein wahres Wunder zu nennen ist, daß er noch lebt. Und dafür soll er sich verantworten gehen? O die Schelme! Dahinter steckt wiederum er, dieser verfluchte Ammann mit seinem haßvollen Gst! Gst! und der scheinheilige Zichorienbuckel und der schuftige Zinklöffel nebst seinem ungerechten, elenden Prokraterlein! . . . Und als ihr Sohn des Abends nicht mehr heimkehren wollte, und auch des folgenden Morgens nicht —— selbst dem ziemlich dickhäutigen und an solche Gewitterausbrüche gewöhnten Ehemann Kirchmeier ward es bei dem zornigen und verzweifelten Gebahren seiner Frau unheimlich zu Mute, unheimlicher noch bei ihren Verwünschungen.

Der Kirchmeier begab sich trotz der herrschenden sehr unfreundlichen Spätherbstwitterung ins Feld hinaus und räsonierte folgendermaßen vor sich hin: Junge Bauernburschen sind niemals Tugendengel gewesen . . . Es ist zu allen Zeiten etwas 'gangen. Man hat sich um die Mädchen gestritten und gerauft und aus Eifersucht, manchmanchmal sogar aus lauter Uebermut und weil man ein Glas zu viel getrunken, einander Buckel und Schädel gedroschen, oft ganz elend. Aber geklagt hat zu meiner Zeit niemand, ein richtiger tapferer Bursch' hätt' sich dessen geschämt. Heutzutag wird wegen jeder Kleinigkeit gleich zum Richter gelaufen, und das Gericht weiß ebenfalls nichts Gescheidteres zu thun, als einen derart Angemalten gleich hinter Schloß und Riegel zu stecken . . .

Mit diesem unserm Jungen aber mach' ich's so: Kommt er bis nächsten Samstag nicht nach Haus', so geh' ich ihn mir selbst herausholen, wenn's sein muß mit Gewalt — fertig ist's, abgethan! rief er entschlossen und mittelst Stein, Stahl und Zunder sich grimmig Feuer schlagend.

Indessen war sein Nachbar Zinkhöfer nach dem Städtchen, zu seinem Anwalte gefahren. Er hatte Mühe, in dem mit Pflastern beklebten und mit Tüchlein umwickelten menschlichen Gegenüber den Herrn Hahn wieder zu erkennen.

„Er hockt im Loch, endlich!“ meldete er mit fröhlichem Grinsen und Händereiben.

„Wer denn?“

„Ei, der Kirchmeierhex ihr Bub'! Wird nun wohl hängen bleiben denk' ich, und zeitlebens nicht mehr 'rauskommen, hoff' ich. Wird auch für allen angerichteten Schaden haften müssen — recht, ganz recht, sag' ich, wenn es sie, die alte Hex', nur Haus und Hof kosten thät'' . . . Und da ist mir gestern Abend 'was in den Sinn gekommen: An jenem Kilbesonntag nachts hat mir nämlich ein schönes Zeitrind, ein gar köstlich Tier, ein Kalb geworfen. Da aber niemand dabei gewesen und Obacht gehalten, hat die Sach' einen schlimmen Verlauf genommen — das Kalb erstickt und die Jungkuh selbst eine schlimme Krankheit davongetragen. Der Schaden, die Doktorkosten und alles hinzugerechnet, kann sich auf über hundert Franken belaufen. Man könnt aber eben

so gut gleich zweihundert schreiben, dem Unhold, dem Kirchmeiersbub, ebenfalls auf die Rechnung, dem Gericht einzugeben. Denn ich sage so: Hätt' die Schlägerei im „Ochsen“ nicht stattgefunden, würden meine Knechte wahrscheinlich noch rechtzeitig nach Hause gekommen sein an ihre Pflicht, so aber sind sie ausgeblieben bis gegen Morgen, sternsackbesoffen. Ich selbst aber war von dem Streit und dem wüsten Toben und Dräuen so sehr ertattert, daß ich nicht mehr in den Stall nachsehen gemocht, sondern mich lieber ins Haus eingeschlossen, mich und das Mädchen — alle Riegel vor und alle Läden zu, die Dinge draußen gehen lassend, wie sie gingen. Und das alles hat jener verfluchte gewaltthätige Kerl zu verantworten und zu vergüten — oder ist's nicht so, he? Drum setzt alsbald die Klage auf und füget hinzu, bis sich's recht reimt, Ihr versteht ja das aufs Best'! . . . Und was das andere betrifft, — nun da der gefährliche Bursch in festem Gewahrsam hockt, könnt' Ihr ja ruhig auf Besuch kommen, wann's Euch beliebt, habt den nicht mehr zu fürchten. Zwar es, unser Mädchen, läßt immer noch den Kopf hängen, geberdet sich gar einfältig. Doch das wird vergehen und es sich mehr und mehr drein schicken, glaubt mir's nur. Ich will Euch was erzählen, Herr Hahn! Als ich um meine Frau kilten (freien) ging, da machte sie anfänglich ebenfalls ein verdrießlich, abhold Gesicht, weil sie einen jungen Gäuggel gern hatte. Da sagte aber ihr Alter, der mich und mein schönes Heimwesen wohl zu schätzen wußte, sehr vernünftigerweise: Du mußt! Und sie fügte sich nach und nach ordentlich

drein, wird's auch noch nie sonderlich bereut haben, denk' ich, hm hm! Auf ähnliche Weis' wird auch mein Mädchen Vernunft annehmen, glaubt mir's nur!" —

Bei des Scheuerhöfers wurde die Herbstwäsche gehalten; beinahe ein Dutzend Waschweiber standen dicht um die große dampfende Bütte herum und fast eifriger noch, als die mit Seife bewaffneten Hände, bewegten sich die von Kaffee und Glühwein befeuchteten klatschsüchtigen Zungen, daß man, um sich eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen, kaum mit einem Hämmerchen hätte dazwischen schlagen können. Nachdem so ziemlich alle Dorfneuigkeiten, als waren: Abgebrochene und neu angeknüpfte Liebschaften, samt den Tugenden und „Untugenden" der betreffenden Kiltbuben und Mädchen, Vermögensverhältnisse 2c., die in Aussicht stehenden Heiraten und Geburten aufgezählt und nach den Regeln der Nächstenliebe abgedroschen waren, kann man auch auf die Leute im „Ried" draußen zu sprechen. Die Kirchmeierin, so wußte die Dachdeckermarei zu berichten, ist aus lauter Verzweiflung wegen der Verhaftung ihres Sohnes und aus lauter Aerger und Wut über den Nachbar Zinkhöfer und dessen Anhang nun doch ernstlich krank geworden; wie der Möslidoktor sagt, sei ihr die Galle über- und ins Blut gelaufen, was noch einen recht schlimmen Austrag nehmen könne! Zwar ihr Bub', der Franz, ist verwichene Nacht wieder heimgekommen.

„Wie sagst Du, wieder heimgekommen?"

„Ja, das heißt, nachdem der Alt und der Statthalter für einige tausend Franken Bürgschaft unterschrieben für

einstweilen frei gelassen worden bis auf weitern Bescheid."

„O da sieht man wieder, was den Reichen alles möglich ist!" versetzte unmutig die Pfandhäuslerurschel. Laufen lassen, wenn einer solch' unerkannte (gewaltthätige) Sachen verübt hat, wie dieser Kirchmeierfranz — wo ist da noch Gerechtigkeit, wo?"

Des Nachtwächters Resi erwiderte: „Er hat die wüste Kilbegeschicht doch nur wegen dem hochnäsigen Zinkhöfermädchen verübt, aus lauter Liebesverrücktheit und närrischer Eifersucht. Ist sonst alleweil ein gemütlicher und freiner Mutz gewesen, der nichts von seiner Mutter bösen Gemütsart geerbt hat, sondern weit mehr dem Alten nachschlägt, wie an Gestalt, so auch im Thudichum."

„Wegen dem Fränzeli aber kann er's schon gelten lassen, da wird ihm nichts draus werden", glaubte die Mausermaribeth zu wissen. Denn letzten Sonntag, erzählte sie, ist der rote Schnäuzler, das Stadtprok'raterlein, wiederum da gewesen, und einen Schmuck hab' er für seine Liebste mitgebracht — o die Magd Vroni konnte nicht genug sagen, wie schwer und glänzend der kostbare Schmuck, den er dem sich sträubenden Mädchen um den Hals hab' hängen wollen. Aber es mag sich dagegen wehren wie es will, der Alte setzt's doch durch, Ihr werdet sehen. Wie hat er nicht den Gast in den Scheunen und Ställen herumgeführt und ihm alles gezeigt, und gespienzelt den großen Ueberfluß und Reichtum, während der Prokrat von seinen Gülten und seinem großen Verdienste sprach."

„Nun“, meinte die anwesende Scheuerhofbäuerin, „so eine fürnehme Herrenfrau zu werden, wäre eigentlich gar nicht dumm, da braucht eine sich nicht mehr mit dem vielen Schaffen, Sorgen und Kümmernissen zu helchen (plagen) jahraus und ein und so vielen Verdruß und Aerger zu schlucken, wie's den armen Bauernweibern beschieden ist, sondern kann sich die Händlein hübsch weiß behalten und die feine, bequeme Madame spielen.“

„Und doch“, fuhr die Mausermaribeth mit Nachdruck fort, „ich möcht' an Fränzeli's Stell' lieber den Bauernbub Franz. Das ist wenigstens ein frischer, sauberer und braver Bursch, der brävsten einer, während man von dem Prok'rat gar allerhand reden und tuttern (munkeln) hört, daß er nämlich heimlich allerhand Weibsleuten nachstreicht in Winkeln und Schänken; und ein braves Dienstmädchen es bei ihm nicht auszuhalten vermög', und er sogar einmal eine sonderbare Krankheit gehabt, die auf seinem käs'gelben Gesicht deutliche Kennzeichen zurückgelassen hat. . . . Aber wie gesagt, das Sperren und Wehren wird dem Fränzeli wenig nützen, weil die ganze mächtige Verwandtschaft, Ammann und Krämerlix mit inbegriffen, seit der Kilbeprügelei mit dem Alten beständig auf das Mädchen einreden. Sei doch kein Närrchen, nimm dir den Herrn, greif zu! Der Franz, behaupten sie, wird sein Strafurteil bekommen, vielleicht die mehrere Jahre Zuchthaus. Und einen Zuchthäusler wirst doch nicht heiraten und unsrer braven Familie die Schand anthun wollen. . . .“

Im Pfarrgarten waren nächtlicherweise die mit Früchten schwerbehangenen Pflaumenbäume geschüttelt und

von den Spalieren eine Anzahl Muskatellertrauben gemaust worden — ein naschhaftes Nachtbubenstücklein, wie es auch schon vorgekommen. Diesmal aber wurde der Fall von dem Pfarrer in seiner Sonntagspredigt ganz besonders scharf angezogen. Noch weit schärfer und gereizter sprach sich die Pfarrköchin bei ihren befreundeten Nachbarinnen darüber aus, glaubte sogar die „der Ammannpartei angehörenden Diebe“ an ihrem Lachen und Geflüster ganz deutlich erkannt zu haben und deren Namen andeuten zu dürfen. Die Folgen davon wären, daß sie von zweien der genannten Jungburschen wegen Ehrverletzung vor das Friedensrichteramt geladen wurde, „zurückreden“ und öffentliche Satisfaktion erteilen mußte, außerdem wurden eines Nachts die Fenster ihrer Schlafstube eingeworfen.

Auch dieses Ereignis wurde von unsern Waschweibern, nachdem sie neuerdings mit einem ausgiebigen herz- und magenstärkenden „Schlucke“ regaliert worden waren, zum Gegenstand ihrer sehr lebhaft geführten Unterhaltung gemacht.

Die Dachdeckermarei meinte, nachdem sie ihrer ziemlich groß gediehenen Nase ein verschämtes Prieschen zugeführt: Mich dünkt, Pfarrherr und Pfarrbrigitt' hätten überhaupt weit klüger gethan, über die Sach gänzlich still zu schweigen. Nachtbuben sind halt Nachtbuben und ist in Feindschaft mit ihnen wenig zu gewinnen. Solche Stücklein sind schon öfters und zu allen Zeiten vorgekommen, nicht nur an Pfarrgärten und Pfarrbaumgärten, sondern auch bei andern Leuten, weit mehr aus Jux und Uebermut, als um zu schaden oder zu stehlen. Ja, als sie einmal bei

hellem Mondschein dem Zelghöfer seinen Nußbaum vor dem Hauſ' mit Knütteln bewarfen, da lugte ihnen der sonst so gestrenge Alte aus dem Schlafstubenfenster gemütlich zu und sagte zu seiner im Bette ruhenden dicken Zelghofbäuerin: So hab ich's alben auch machen helfen, das ist noch meine fröhliche, lustige Nachtbubenzeit gewesen, die allzukurze, ach ja! . . . Will ihnen zu den trockenen Nüssen ein' Kirsch einschenken. . . . Drum hätt's auch der Pfarrherr übersehen und seine Köchin ihr Maul halten dürfen, sie zum voraus.

Worauf die Pfandhäuslerin, welche ein Gläschen mehr zu sich genommen als ihre Kolleginnen, in bißigem Tone versetzte: das sagst du halt nur, Marie, weil du ebenfalls zwei ausgeflogene (flüggewordene) Buben hast, die möglicherweise auch mit dabei gewesen sind im Pfarrhausgarten — wie?

„So, meinst du das?“ erwiderte die Deckerin gereizt. „Nun weißt du was, Häuslerin: Wenn meine Buben auch wirklich dabei gewesen sein sollten, ich thät' mich dessen gar nicht so arg schämen, denn es sind nächtlicherweiſ' schon ganz andere und weit schlechtere Sachen verübt worden, zu jenen gar nicht zu zählen. . . . Und was die Ammannpartei betrifft, so ist sie mindestens ebenso brav als die andere, zu welcher du scheint's ebenfalls gehören thust — verstehst du?“

Und die Mausermaribeth stimmte sehr lebhaft und spitzig bei: „Ja, ja, die Deckerin hat Recht, unsre Partei darf neben der Eurigen, trotz Pfarrherr und Pfarrköchin, sehr wohl den Vergleich aushalten. Es gibt Leute — sie gehören nicht unsrer Partei an — es gibt gewisse

Leut', sag ich, vor welchen weder Äpfel noch Birnen, noch Kabisköpfe sicher sind, und, wenn sie einem auf der Straß verloren gegangenen Karst oder Kartoffelkorb begegnen, einfach sagen: komm' mit, komm' mit!"

Da fuhr die Häuslerin betroffen und zornig auf: „Soll das etwa auf mich oder meinen Mann gemünzt sein?" rief sie. „Ei du miserable Schärrmaus, die du bist! Hätt' ich so viele Sünden auf dem Buckel lasten, wie du, — eheliche und uneheliche — ich wollt' das Maul halten und meinen üblen Namen nicht andern anhängen — verstanden?"

„Was sagst du, Karst- und Korbdiebin du? Wart', ich will dir!"

Wohl machten anfänglich einige der Waschweiber die schwachen und ohnmächtigen Versuche, dem Streite zu wehren, andere dagegen nahmen nur um so eifriger Partei für und wider, und ehe 5 Minuten vergingen, wurde statt mit der Zunge mit geballten Fäusten und scharfen Fingernägeln gefochten, die wütenden Streiterinnen rauften einander gegenseitig die Haare aus, zerkratzten sich die Gesichter oder schlugen die nassen Wäschestücke einander um die Köpfe herum, daß es heftig klatschte, und es der Dazwischenkunft des durch den tobenden Lärm und das laute Gekreische aufmerksam gewordenen Bauers und seiner Söhne bedurfte, um dem Amazonenkampfe endlich gewaltsam Einhalt zu thun.

Die Bäuerin aber war vor Angst und Schrecken mit dem einen Bein in das mit siedender Lauge gefüllte Bauchkessi getreten und hatte sich den Fuß arg verbrüht bis über den Knöchel herauf.

Der Vorfall gab Anlaß zu vielem Gespötte und mancherlei Kommentaren, zugleich aber auch zu mehrfachen Klagen beim Friedensrichteramt wegen Ehrenkränkung und Körperschädigung, zu neuen Feindschaften und Streitigkeiten zwischen bisher befreundeten Familien.

Des Kirchmeiers „Großmutter“ war gestorben — man sprach kaum davon. Und als die Zinkhöferin zu ihrem Manne sagte — sie sagte es nur ganz schüchtern: Wir sind der Alten auch noch ein wenig verwandt, wollen wir nicht auch zur Leich' gehen? Da erwiderte er mit lebhafter, verneinender Geberde: Nix da verwandt, das hat schon längst alles aufgehört. . . . Ja, wenn sie, die Hexe, stürb', dann wollt ich mit Freuden ihr eine Schaufel voll Erd' in die Grube nachwerfen! fügte er mit häßlichem Grinsen hinzu.

„Unser Pfarrherr, denkt Euch, hat sich auf die erledigte Stiftskaplanstelle anschreiben lassen!“ So lautete die aufregende Kunde, welche im Nu das ganze Dorf durchlief. Und ehe die Leute von ihrem Erstaunen sich recht erholt hatten, hieß es schon wieder: Er ist wirklich gewählt worden, im Tagblatt steht's gedruckt zu lesen, auch sind bereits Herren angekommen, um ihm zu gratulieren. Also ist es sicher, daß er uns verlassen und in die Stadt ziehen thut!

Fromme Frauen brachen darüber in Thränen aus.

Der Statthalter und seine Anhänger riefen voll großem Bedauern und Entrüstung zugleich: Das hat die verfluchte Ammannpartei zu Stande gebracht, ihm durch ihr feindselig Gebahren das Leben und Wirken in hier verleidet!

Man frug sich: Wäre die Sach' nicht noch rückgängig zu machen? Vielleicht, wenn die Pfarrgemeind' ihn hübsch darum bäte, würde er sich zum Bleiben entschließen. Aber eben, der Ammann wird sich weigern wollen, die Gemeind' einzuberufen, und im Gemeinderat können wir auch nichts erzwingen, weil die Andern uns überstimmen würden. Darum muß man sich auf eine andere Weis' zu behelfen suchen. . . . Flugs wurde eine Art Ergebenheitsadresse verfaßt und in Zirkulation gesetzt; sie bedeckte sich mit zahlreichen Unterschriften, lauter Leute der Pfarrers- oder Statthalterspartei; umfassend ungefähr die Hälfte der stimmberechtigten Bürgerschaft; selbst Frauen und Mädchen ließen es sich nicht nehmen, ihre mehr oder minder gelungenen Namenszüge oder auch Kreuze dem Schriftstücke ebenfalls beizufügen. In die Häuser der andern Partei wagte man damit nicht zu treten, war es doch bekannt geworden, daß der Ammann sich geäußert hatte: Dieser unser Pfarrer — man muß bekennen, daß er alleweil ein recht frommer und braver und bis auf die letzte Zeit auch ein friedlicher Herr gewesen ist. Aber er hat keinen stichhaltigen Grund, zu gehen, ich uud meine Leut' haben ihm persönlich nichts zu Leid gethan. Wenn er aber trotzdem und durchaus gehen will, — wir können und wollen ihn nicht davon abhalten, das Entschließen ist ganz seine Sach'.

Und als dem Seelsorger diese Worte hinterbracht worden, soll er mit einer Art Erbitterung ausgerufen haben: „Nun geh' ich aber wirklich! Den Hochmut und Trotz dieses Dorfmagnaten könnt' ich nicht länger mehr ausstehen.

Er beschleunigte seine Uebersiedlung nach dem neuen Wirkungskreis so viel als möglich. Bei seiner Abreise sah er die meisten seiner getreuen Anhänger vor dem Pfarrhause versammelt, um, den Statthalter an der Spitze, in rührender und ostensibler Weise von ihm Abschied zu nehmen; viele begleiteten seinen Wagen bis ans Ende der Dorfgemarkung, während von der andern Partei, wie auf Abrede hin, sich sozusagen kein Bein sehen ließ. O die Harthölzernen und Gefühllosen! hieß es. Doch was ist von solchen Leuten, was von diesem Ammann anders zu erwarten, man kennt sie ja und ihre Religion!

Um bis zu einer Neuwahl die pfarramtlichen Verrichtungen zu besorgen, traf ein soeben aus dem Seminar getretener junger Geistlicher ein. Er stellte sich sogleich dem Gemeindeammann vor und ließ sich auch für die Dauer seines Aufenthaltes das Essen aus dem „Ochsen" ins Pfarrhaus bringen. Das ärgerte den Statthalter und seine Parteigenossen aufs Neue; sie gingen nur mit Widerwillen in den sonntäglichen Gottesdienst und fanden die Reden des jungen Klerikers ohne „Saft und Kraft", mochten aus Ueberdruß und weil der Ammann auf einmal wieder der eifrige Kirchgänger geworden, das Gotteshaus schon gar nicht mehr besuchen.

Inzwischen hatte sich ein anderes und ebenfalls nicht geringes Aufsehen erregendes Ereignis vorbereitet: des Zinkhöfers Fränzeli — so lautete die Nachricht — ist Hochzeiterin (Braut)! Endlich ist's dem Alten, sowie dem Ammann und der übrigen Verwandtschaft gelungen, das Mädchen zu überreden, daß es den Prok'rater nehmen thut . . .

Das Glückskind! meinten einige. So als fürnehme Frau in ein Herrenhaus einziehen zu können.

Das arme, bedauernswürdige Tröpflein! riefen andere: dermaßen und wider Willen verschachert zu werden! Wir können's fast nicht glauben.

Sie mußten's schon glauben, denn gleich des folgenden Sonntags fand die öffentliche Auskündung statt.

Und als der vorfrühlingshelle sonnige Hochzeitstag kam — nein, eine solche Prachtentfaltung hatte das stille Bauerndorf noch nicht gesehen! Der Herr Bräutigam hatte seiner Braut ein kostbares weißes Spitzenkleid geschenkt und, wie erzählt wurde, den goldstrotzenden Brautschmuck ihr eigenhändig umgehängt.

Die Leute aber sagten: „Blaß wie das Kleid sieht auch die Braut selbst aus — wo sind denn ihre schönen roten Bäcklein hingekommen? Und macht sie nicht ein solch traurig verweint Gesicht, als ging's statt zum Traualtar, zur Richtstätt hin? Armes Fränzeli!"

Bereits hatte die Spitze des Brautzuges unter harmonischem Glockengeläute und weithinschallenden Böllerschüssen die moosbekränzte Kirchenpforte erreicht, als eine plötzliche Stockung eintrat. Eine bleiche junge Frauengestalt war auf den Bräutigam losgestürzt und rief, ihm ein in einen Shawl gehülltes kleines Kind entgegenhaltend: „Da, du Elender, Wortbrüchiger, nimm dies auch mit in die Eh'! . . . Ja, daß ihr's alle hört", schrie sie, „er hat, um mich armes Dienstmädchen zu verführen, mir die Heirat versprochen und dann mich grausam sitzen lassen. Hier, du Betrüger, dein Kind! . . ."

Trotzdem des Kirchmeyers Franz aus dem Unter-

suchungsgefängnis entlassen worden, schien die Last der gegen ihn erhobenen teils begründeten, teils unbegründeten Anklagen schwer auf seinem sonst so sorglosen und jugendfrischen Gemüte zu lasten. Hiezu kam noch seine Liebe zu dem schönen Nachbarsmädchen, welche, seitdem sie eine aussichtslose geworden, an Tiefe und Leidenschaftlichkeit nur noch zugenommen hatte. So oft er den verhaßten „Prok'rater" in des Zinkhöfers Haus Einkehr nehmen sah, überkam ihn eine heimliche Wut, er hätte ihm nacheilen und ihn aus Eifersucht erdrosseln mögen.

Seine immer noch schwerkranke Mutter sagte mit vieler Anstrengung zu dem sie besuchenden Arzt: Mein Sohn, Herr Doktor, hat sich völlig verändert — ißt fast nichts mehr — geht Euch einher wie der Schatten an der Wand — sinnt und träumt und seufzt nur immer so vor sich hin — hat alle Schaffenslust verloren — und sieht überhaupt so leid (leidend) aus gegen alben (früher), ach, ach! Bitte Herr Doktor, lugt ihn Euch ebenfalls ein wenig an, gebt ihm ein Gütterlein (Arzneimittel) — Lenchen, befahl sie ihrem nachgeborenen jungen Töchterlein, geh' den Franz hereinrufen!

Allein, der große Knabe wollte dem Arzt nicht Rede stehen, verließ, unverständliche Worte brummend, allsobald wieder die Stube.

Man hatte ihm, der aus Scham und Scheu nicht mehr unter die Leute und zur Kirche ging, die seine junge Nachbarin betreffende eheliche Auskündigung absichtlich verheimlicht. Doch als ihn eines Sonntagabends sein Vater einlud: Morgen wird in der Stadt der große Fastnachtsviehmarkt abgehalten — ich denk', wir fahren

zusammen hin, um uns ein Paar Zugochsen zu kaufen, da antwortete der junge Mann, unlustig den Kopf schüttelnd: „Geht Ihr nur, Vater, ich mag nicht!“

Und als er des folgenden Morgens die mit festlich geputzten und fröhlich lachenden Gästen gefüllten glänzenden Fuhrwerke bei des Nachbar Zinkhöfers vorfahren und von dem ebenfalls im „Heiligtag“-Kittel steckenden Bauer mit seinem freundlichsten Grinsen bewillkommen und den „Prok'rater“ voran, in's Haus hinein stradieren sah, voran der Herr Fürsprech Hahn mit einem weißen Meyen im Knopfloch, da schien ihm plötzlich eine schlimme, schreckliche Ahnung aufzugehen, welche ihm das Herz abzudrücken drohte. Die geputzten Leute kamen wieder heraus, formierten sich zum festlichen Zuge, welcher sich langsam das Sträßchen hinab, nach dem Dorfe hin bewegte — unser Franz stand noch immer da wie angewurzelt, mit weit aufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde unter dem kahlen, weitästigen Nußbaume, stumm und starr wie eine Bildsäule. Erst als der Zug hinter den ersten Häusern des Dorfes verschwand, gab er einen seltsamen zorn- und verzweiflungsvollen Laut von sich und begab sich gesenkten Hauptes in's Haus hinein. Allein es litt ihn nur wenige Minuten in den engen, dumpfen Räumen, er stürmte wieder in's Freie hinaus, nach der Scheune hinüber, öffnete die Stallthüren, schloß sie wieder, griff sich an den siedendheißen Schädel, um sodann wie geistesabwesend den in gerader Richtung nach der Kirche hinführenden heckenbesäumten Fußsteig einzuschlagen. Da — eine weißgekleidete schlanke Frauensgestalt mit dem losgewordenen Brautkranz im Haar, kam fliegenden Atems

desselben Weges ihm entgegengeeilt, warf sich ihm stürmisch an die Brust und rief wie außer sich: „Franz, lieber Franz, rette mich vor ihm, dem Ehrlosen, Schändlichen!“ Sie schluchzte, zitterte am ganzen Leibe, drohte zusammenzusinken — Franz hielt sie fest aufrecht mit seinen starken Armen. Es kam auch von der Kirche her der Zinkhöferalte angehumpelt, ohne Hut auf dem Kopfe, gesenkten Hauptes, mit den Armen heftig gestikulierend, zornig pustend und knurrend: „Welch' ein Aergernis! Welch' eine Schand!“ . . . Es folgte die dicke Mutter Zinkhöferin, von weitem schon hörbar durch ihr Keuchen, ihr klägliches Aechzen und Stöhnen . . . Beim Anblick Franzens prallte das alte Männchen überrascht und erschrocken zurück, die Bäuerin rief in verweisendem Tone: „Fränzeli, Fränzeli, was muß ich sehen! Komm' — komm' mit nach Haus'!' Der große junge Mann hielt das zitterndschluchzende Mädchen in seinen mächtigen Armen fest und schaute dabei so grimmig und entschlossen drein, als gedächte er seine schöne Gefangene gegen ein ganzes Heer von Angreifern zu schützen und zu verteidigen.

Das ganze Dorf entlang aber bis hinauf zum „Rain“, der Wohnstätte des Proletariats, standen die Leute jung und alt gruppenweise auf der Gasse oder vor den Häusern und sprachen mit größter Lebhaftigkeit von dem unerhörten Vorfalle bei der Kirche: Das Auftreten des jungen „Weibsvölkleins“ mit dem Kinde, der Schrecken und der Schlotter, welche den Herrn Hochzeiter bei deren Erscheinen erfaßte, so daß man seine Schuld und sein böses Gewissen ihm vom Gesicht hatte ablesen können; das entsetzte Entfliehen der Braut, die Bestürzung und Ratlosig-

keit der Hochzeitsgäste, das Auseinandergehen derselben — die einen dahin, die andern dorthin, um sich ihre Fuhrwerke vom Zinkhofe herholen zu lassen zur schleunigen, verschämten Nachhausefahrt.

Die klatschsüchtigen Frauen vermochten sich heute schon gar nicht mehr zu trennen, vergaßen darob das Kochen und andere Hausgeschäfte; die Männer und Burschen frugen sich scherzhaft: „Wollen wir nicht lieber in den Ochsen gehen? Dort ist ja die Mahlzeit gerüstet und Tisch gedeckt worden für an die hundert Gäst', welche nun plötzlich verstoben sind in alle Wind — wer soll nun all' die guten, herrlichen Sachen genießen?"

„O", meinten einige, „der Ammann wird ihm, dem Herrn Hochzeiter, schon die gesalzene Rechnung schicken, ist er doch, als jener hernach über das „niederträchtige, verlogene Weibsbild", über die Leichtgläubigkeit und Ausreißerei seiner Braut und die Anverwandten aufbegehren und schimpfen gewollt, ihm zornvoll über's Maul gefahren: „Kein Wort mehr, Herr Güggel, Herr Schweinigel, der Ihr über eine ganze ehrbare Familie Spott und Schand gebracht, fort, sag' ich, oder ich weiß nicht was ich thu'! Das Weitere sollt' Ihr dann schriftlich bekommen!"

Die ganze Statthalterpartei jubelte schadenfroh: „Nun hat er, unser Ammann, den gerechten Lohn für seine sündhafte Kuppelei erhalten! daß er vor Aerger fast ersticken thut — wohl zu glauben und auch bestens zu gönnen. Desgleichen diesem giftigen Zinkhöferalten; er soll kaum nach Hauf' gekommen, vor lauter Kyb förmlich getobt und sich dann krank zu Bett' gelegt haben —

nun soll er, der Prozeßsüchtige, gegen den Prok'rater prozessieren, hahaha!" — — — — — — — — —

* *
*

Eines sonnigen Apriltages wurde unter zahlreichem Trauergeleite die entseelte Hülle der Kirchmeierin zur Erde bestattet.

Und schon des folgenden Tages schaufelte der Totengräberhansli dicht neben jenem ein zweites frisches Grab, welches dazu bestimmt war, den soeben verstorbenen Zinkhöfer aufzunehmen.

Die Beiden, welche sich die zwei letzten Jahre ihres Lebens auf's leidenschaftlichste gehaßt und verfolgt — nun ruhten sie, durch kaum eine Spanne weit Erde von einander getrennt, friedsam nebeneinander; auf ihren Grabhügel pflanzte dieselbe zarte, liebreiche Hand Blumenstöcke ein, die Hand des Zinkhöfers Fränzeli.

Auch die häßliche Bretterwand finden wir niedergerissen und der Friede zwischen beiden Nachbarsfamilien war wieder vollständig hergestellt. Ja, man hätte glauben können, der Franz wäre eigentlich bei des Zinkhöfers zu Hause, so oftmals ging er dort aus und ein, Rat erteilend, Geschäfte ordnend und bei wichtigen Arbeiten selbst Hand anlegend. Er hatte die roten Backen und die frühere frohe Lebensluft längst wieder gefunden. War doch, nachdem der Schneiderwikerli glücklich wieder hergestellt, der Amtsgerichtsspruch blos auf eine Geldbuße ausgelaufen und die ferneren Anklagen fallen gelassen worden.

Und nachdem die strenge Trauerzeit vorüber — zu Pfingsten schon — zog das Fränzeli wiederum das Braut-

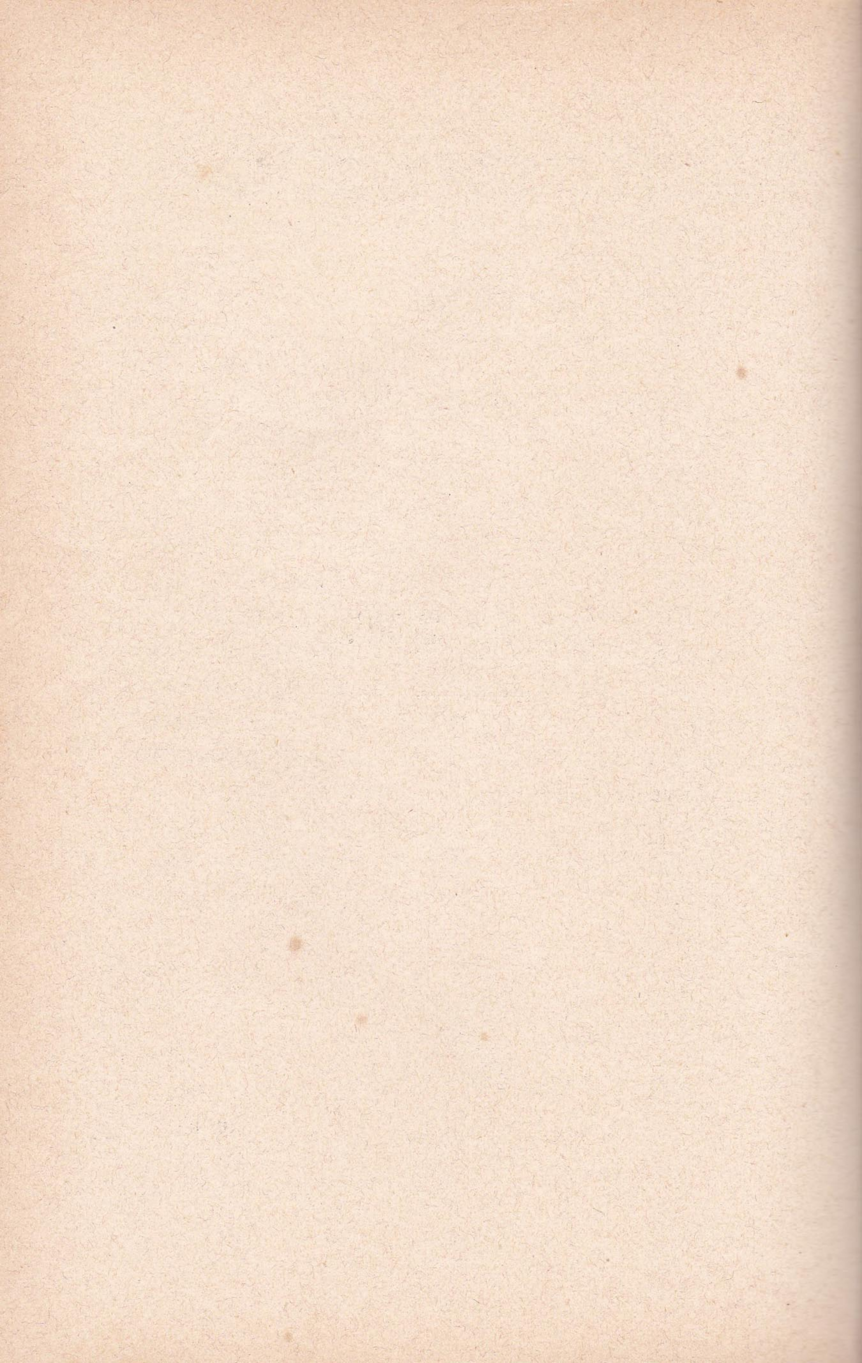
kleid an, diesmal ein einfaches bäuerisches. Und die Hochzeitsfeierlichkeit wurde diesmal durch keinen skandalösen Zwischenfall unterbrochen, und nachdem die Trauung vollzogen, führte der mit zwei glänzenden Rappen bespannte Mietswagen zwei herzglückliche Menschen von dannen auf die frohe Hochzeitsreise — Franz und Fränzeli.

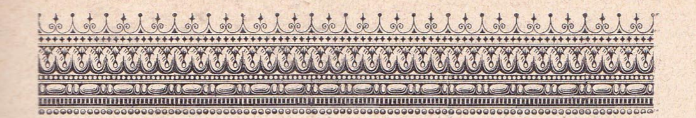
Ein Gewitter sollte dennoch nicht ausbleiben.

Bei den bald darauf folgenden Erneuerungswahlen stellten die beiden Dorfparteien besondere Kampflisten auf — diejenige der Ammannpartei traf das Mißgeschick, einige Stimmen zu wenig zu erhalten, der Ochsenwirt und der Krämer fielen entschieden durch. Der Pfarrwechsel und die Geschichte mit dem „Prok'rater" Hahn hatte ersterem den Boden unter den Füßen weggegraben und ihm die Bürgermeisterwürde gekostet. Diese für den alten und ziemlich ehrgeizigen Mann sehr empfindliche Wahlniederlage war als die letzte Wirkung kleiner Ursachen anzusehen, welch letzterer wir zu Anfang dieser sehr wahrhaftigen Geschichte in anschaulicher Weise Erwähnung gethan haben: Das Mäuschen, die Kätzchen, das Kind.



In der Höll'.





In der Höll'.

Ein junger, fremder Herr kam ins Dorf gegangen — für die entlegene Bauernschaft schon ein aufsehenerregendes Ereignis. Auf der Kreuzgasse blieb er sogar stehen, zog seinen Taschenkalender hervor, und begann darin zu blättern. Der des Weges kommende Nachtwächter wurde von ihm angesprochen; das alte hinkende Männchen deutete mit der Hand nach dem Berg hinauf. Der Fremde zog dankend den Hut und ging weiter. Die am Brunnen stehende sehr neugierige Kreuzgaßbäuerin aber konnte sich nicht enthalten, den Nachtwächter auszuforschen: Wer ist's, Toni?

„Weiß nicht. Ich denk', so ein frischer Posamenterkommis; ich mußte ihm nämlich den Weg zur Höll' hinauf weisen."

„Ah so?" versetzte die Bäuerin ebenso geringschätzig; ich dachte, es wär' ganz wer anders!" —

Inzwischen hatte der junge Herr das Ende des Dorfes erreicht, und begann die ihm bedeutete, ziemlich steile Straße hinauf zu steigen, die sich mehr und mehr verengte und verschlechterte; sie führte in eine sonnig ge-

legene weite Bergschlucht hinein. Ein hellklarer Bergbach sprang zur Seite des Sträßchens munter grüßend zu Thal. Aus dem Grün niedriger, verkrüppelter Obstbäume schauten graue Schindeldächer hervor, ein Dutzend malerisch gruppierter Wohnhäuschen mit angebauten kleinen Scheunen oder Schuppen kamen nach und nach zum Vorschein — das Sträßchen, der rauschende Quellbach, die Häuschen, die mit Obstbäumen besetzten Pflanzgärtchen, dies alles beidseitig von hohen, steilen Grashängen und grünem Buschwerk eingerahmt — es war gar niedlich anzuschauen. — Ein dankbares Sujet für einen Landschaftsmaler! dachte sich der Besucher. Und dieses Ortschäftchen nennen sie die Höll'? Welch' wunderliche, drollige Art Benennung! — Das laute, rythmische Geräusch einer Anzahl in fleißiger Thätigkeit sich befindlicher Seidenbandwebstühle grüßte ihn schon von weitem. Dazu fröhlicher Sang aus jugendlichen Kehlen, da und dort ließen sich laute Scherzreden vernehmen und munteres schalkhaftes Gekicher. — Nun, sagte der Fremde lächelnd, diese Leutchen scheinen in ihrer Höll' sich ja recht wohl zu befinden!

Er trat, die Bachstege benützend, bald in dieses, bald in jenes Häuschen hüben und drüben, in welchem alsdann Sang- und Arbeitsgeräusch plötzlich verstummten, um erst nach seinem Weitergehen wieder anzuheben.

— „Die Frau Elisabeth Reist?" erkundigte sich der Kommis bei einem an der Sonne sitzenden stelzfüßigen Alten.

„Dort, Herr, in jenem hintersten Häuschen mit den grünen Fensterladen!"

Die Bergschlucht hatte sich hier bedeutend erweitert, um dann aber an einer beinahe senkrecht aufsteigenden turmhohen Felswand, aus deren Fuße, aus einer dunkeln Sandsteingrotte, der Quellbach gurgelnd hervorquoll, ihren plötzlichen Abschluß zu finden.

Vor dem Häuschen, unter dem schützenden Vordache, stand eine hübsche, junge Frau am Waschbottich, und rief beinahe erschrocken aus: „Ach Herrje, Sie sind gewiß der neue Herr Visiteur! Und ich bin mit meiner Posamenterie noch so sehr im Rückstand! Ja, wissen Sie, wir haben uns im Feld droben einen Acker und eine kleine Bergwies' gekauft; wir wollen uns auf kommenden Winter eine Milchkuh halten, mein Mann thut's nicht mehr anders. Und da muß ich halt drinn' und drauß' alle Arbeiten verrichten, denn mein Mann geht täglich in die Fabrik. Ich werde das Posamenten noch gänzlich aufstecken müssen.“

Sie trocknete sich die Hände an der Küchenschürze und geleitete den Herrn Visitator in ihr Posamentstübchen, um ihm die Arbeit vorzuzeigen. Er fand alles in bester Ordnung. „Es wird meinen Prinzipalen leid thun“, meinte er, „eine solch' geschickte Arbeiterin zu verlieren.“

„Mir ist's gleichfalls leid. Doch was wollen Sie, man hat doch nur zwei Händ', die nicht an mehreren Orten zugleich thätig sein können — die Küche, das Gärtchen, das Pflanzland, die Ziege und später dann die Kuh — Sie werden begreifen und mich bei Ihren Herren entschuldigen . . .“

Der Visitator hatte sich fortbegeben. Dafür traf gegen Abend hin ein anderer unerwarteter Besuch ein: eine

noch ziemlich junge, hagere Frau in der Oberländer Bauerntracht.

„Ah, die Base Kresenz!“ rief die Posamenterin freudig aus. „Wie schön von dir, auch mal wieder zu uns zu kommen, es ist schon lange her — sei mir hochwillkommen, Kresenz! . . . Mein Mann wird sich ebenfalls freuen — dort kommt er just das Sträßchen heraufgegangen, haben halt in der Fabrik, weil's Samstag ist, eine Stund früher Feierabend gemacht . . . Lug', Hans, meine Base Kresenz, von welcher dir schon oftmals gesprochen!“ rief sie einem dem Häuschen sich nähernden breitschulterigen, vollbärtigen Manne entgegen.

„So? Hm, hm!“ erwiderte der Gatte mit gutmütigem Lächeln und dem Gaste die breite, schwielige Hand reichend; worauf er sich in die Küche hinausbegab, um Gesicht und Haar von dem anhaftenden Gipsstaube zu reinigen und sich den wüsten Zottelbart zu kämmen. Er sah nun schon weit weniger häßlich aus. Immerhin lag in seinem Auftreten etwas Bärenhaftes, Gemächliches, das mit den leichten, flinken Bewegungen seines Frauchens ordentlich kontrastierte.

Des folgenden Tages war es Sonntag und der Gipsmüllerhans, wie er insgemein genannt wurde, alter, frommer Dorfsitte gemäß zur Kirche gegangen, während Base Kresenz immer noch die große Müdigkeit, die Folge der anstrengenden Fußreise, vorschützte. — „Höre, Liese“, sagte sie, der Gipsmüllerin beim Kochen zuschauend — „nichts für ungut, Liese — ich muß mich aber ordentlich wundern, wie du an deinem Mann den großen Gefallen

hast kriegen können. Ich finde, Ihr Beide paßt so wenig zusammen — du so freundlichen, fröhlichen Gemütes.“

„Bin halt Höllemer Kind, hihihi!“

„Und er so einsilbigen, trockenen Wesens, däuchte mich. Denn hat er den ganzen gestrigen Abend zehn Worte gered't? sondern blos uns beiden zugehört und dazu fürchterlich geraucht und dann und wann gelächelt und beifällig genickt, oder bei diesem oder jenem Wort mit den Augen schalkhaft geblinzelt. Mich wundert, offen gestanden, jetzt noch, wie Ihr nur habt zusammen kommen können!“

„Nun, seltsam genug ist das schon zugegangen.“

„So erzähle doch!“

„Nun“, begann die junge Frau, „ich war als Mädchen leidlich hübsch.“

„Bist es jetzt noch, Liese, sehr hübsch sogar!“

„Und an Kiltbuben mangelte es mir nicht, du darfst mir's glauben; aufgeweckte, schmucke Burschen hier aus der Höll', die sich förmlich um mich rauften und es mir anzuthun suchten mit allerlei Witz und Schmeicheleien. Und einer von ihnen, ein überaus hübscher, feiner Gesell', der das Schneiderhandwerk erlernt hatte, that es mir wirklich an, obgleich meine Mutter ihn niemals gut leiden gemocht, sondern von ihm behauptete, er sei ein ebenso großer Bruder Leichtfuß als Stolzian . . . Ich rede nicht gern von dieser Sach', es regt mich allzusehr auf, bringt mich jetzt noch, wenn ich daran zurückdenk', in Ekel und Zorn. Denn nachdem der Schneider mir ewige Lieb' und Treue geschworen, ging er nochmals auf die Walz, diesmal nach dem schönen Franzosenland, verliebte

sich in ein glattes welsches Dirnchen, blieb in der Fremde hängen . . . Nun kam auch Einer von drunten im Dorf in unsere Kiltstube gegangen, blieb fast keinen Abend mehr aus, setzte sich alleweil dort in die dunkle Ofenecke, sprach selten ein Wort, sondern begnügte sich, den kurzweiligen Gesprächen zuzuhören und dabei gemütlich zu tabaken. Die andern Burschen, die Höllemer, schauten ihn scheelen Blickes an, hätten ihm, dem Gipsmüller, auch gerne die Thüre gewiesen; doch getraute sich keiner, ihn anzurühren, weil sie seine groben Fäuste und anerkannte Leibeskraft fürchteten, mit welcher nicht gut zu spassen war; auch machte er sich jedesmal, wann die Wanduhr Zehne schlug, wieder pünktlich von dannen. So ging es jahraus und ein. Wir hatten uns so sehr an sein Kommen und seine stumme Gesellschaft gewöhnt, daß, wann er einmal ausblieb, meine Mutter, die damals noch am Leben, gleich die unruhige Frage that: Was dem Gipsmüller wohl begegnet sein mag? Eines Abends nun — draußen stürmte und tobte es, daß sich niemand vor die Hausthüre hinausgetraute, selbst unsere jungen Nachbarburschen nicht. Er aber, der Gipsmüllerhans, hatte sich nicht abschrecken lassen, trat unvermutet ein, setzte sich diesmal, da sonst niemand da war, zu mir an den Posamenterstuhl. Und nachdem er mir eine Weil' stumm zugeschaut hatte, begann er, als ich den Webstuhl einen Augenblick ruhen ließ, sich mehrmals zu räuspern, öffnete den bärtigen Mund und sagte: „Liese, wenn du mich lieb haben könntest — ich möchte dich heiraten . . .“ Ich traute meinen Ohren kaum. Wie konnte dieser trockene Gesell auf einen solchen Gedanken

kommen? Ich mußte beinah' hell auflachen. „Nun, besinn dich", fügte er hinzu, „ich werde morgen abends deinen Bescheid holen kommen . . ." Sprach's und ging.

Meine Mutter jedoch meinte, nachdem ich ihr den Spaß erzählt hatte, voller Lebhaftigkeit und Ernst: Sag' ja, Mädchen! Sei kein Närrchen, Liese, greif zu! Oder willst du dir etwa einen dieser leichtfertigen und nichtshabenden Höllemer Burschen heiraten, die jedes Verdienstbätzlein gleich verjubeln oder aber für ihre Hoffart verwenden? Dieser Gipsmüllerhans verdient sich in der Fabrik, wie die Leut' sagen, Tag für Tag seinen schönen Lohn, ist dabei sehr brav, häuslich und eingezogen, soll in der Sparkasse bereits eine hübsche Summe liegen haben, wird, wann mal sein Alter stirbt, auch noch ein ansehnlich Stück Geld erben. Damit, mit seiner Ersparnis und dem kleinen Erb', könntet Ihr die auf unserm Häuschen lastenden Schuldposten abzahlen. Dazu sein täglicher guter Verdienst — greif' zu, Mädchen, besinn dich nicht lang!!

Aber, Mutter, sagte ich, der ungelenke und schrecklich einsilbige Mensch! Worauf sie eifrig erwiderte: So? du möchtest also lieber so ein geschwätziges, tändelhaftes Höllemer Bürschlein, und dabei zeitlebens Not und Hunger leiden, du und deine Kinder? . . Ich hatte just selbigen Tages bereits mein fünfundzwanzigstes zuzückgelegt, wo es bekanntlich mit der Mädchenschönheit allmählich abwärts zu gehen pflegt. Ich hatte just einige Tage zuvor die sichere Kunde von der Falschheit meines ehemaligen Liebhabers erhalten, daß er nämlich in der

Fremde sich ein Weib genommen — seine Alte selbst klagte es mir und greinte dazu . . . Und — daß ich's kurz mache, Base — des folgenden Abends gab ich dem Gipsmüller rasch entschlossen das Jawort. Er lächelte hoch erfreut und sagte, indem er seine unvermeidliche Tabakspfeife ausklopfte: Gut also, in drei Wochen, falls nichts dagegen hast, halten wir Hochzeit . . . Denke dir Kresenz, nicht einmal einen Schmatz gab er mir, wie's doch bei solchen Anläßen der Fall ist! Dafür reichte er mir eine ganze Handvoll Silbergeld, damit ich mir daraus ein hübsches Brautkleid kaufen solle. Zog auch, für mich und meine Mutter, zwei Flaschen Rotwein aus seinen Kitteltaschen . . ." Und derselbe eigentümliche, einsilbige Mensch ist er geblieben, mein Hans, bis auf den heutigen Tag. Aus seinem Gleichmut und seiner Gemächlichkeit kaum aufzustören und keinen größern Genuß kennend, als nach Feierabend, nach dem Nachtessen, sich auf die Ofenbank auszustrecken und seine Pfeife Tabak zu schmauchen. Als wir verwichenes Jahr in kalter Winternacht durch den schrecklichen Ruf aus dem Schlaf geweckt wurden: Feuerio! Es brennt drunten im Dorf — ein mächtig Schadenfeuer: Was that mein Mann? Nachdem er sich angekleidet, glaubte er noch seine Pfeife stopfen und in Brand stecken zu müssen und zwar letzteres auf seine altgewohnte Weise mittelst Feuerschwamm, Stahl und Stein. Dann erst begab er sich in's Dorf hinunter zur Hilfeleistung, war der thätigste und unermüdlichste von allen; hielt aus bis am Morgen, da es Zeit war, in die Fabrik zu gehen . . . Erst letzter Tage hab' ich zu ihm gesagt, als ich beim Kirch-

gang so lang auf ihn warten mußte: „Höre, Hans, dir wird es mal schlecht ergehen. Am Tage des jüngsten Gerichtes, beim Posaunenschall, wirst du vor dem Auferstehen aus dem Grab dich erst noch eine Weile besinnen und gar noch deine Tabakspfeife hervorsuchen und in stand setzen wollen. Dadurch wirst du zu spät auf dem Sammelplatz im Thale Josaphat eintreffen, wann alles vorbei und der Himmel längst besetzt und zugemacht ist, für immer verschlossen! . . Er lächelte und schlug nochmals bedächtig Feuer. So ist er einer, halt nicht mehr zu ändern. Doch will ich damit beileibe nicht sagen, daß ich diese meine Heirat bereue, oder bislang nur einen Augenblick bereut habe, Gott bewahr!! Denn bei all seinen Eigenheiten hat mein Hans auch seine sehr fürtrefflichen Eigenschafien. Geht pünktlich an seine tägliche Arbeit, legt nach jedem Zahltag das Geldsümmchen vertrauensvoll und bei Heller und Pfennig mir in den Schoß, ist weder Trinker noch Spieler und die Friedfertigkeit selbst.

Wer weiß, wie lange die brave Frau ihren wackern Mann der Base gegenüber noch herausgestrichen hätte — aber da kam er ja selbst schon vom Kirchgang zurück. —

„Komm Hans, komm zum Essen“, rief sie erfreut und pressierend, „brauchst dir nicht erst noch die Pfeife zu stopfen. Doch will ich der Base zu Ehren nur noch hurtig einen Pfannkuchen backen.“ —

Nach dem Mittagessen sagte Frau Liese, zum Fenster hinausdeutend: „Siehst du, Kresenz, wie sich unsere jungen Posamenterleut, zum Ausfluge rüsten? Mögen

es kaum erwarten, bis sie den gestern erhaltenen, sauer erworbenen Zahltag wieder in Freuden draufgehen lassen oder sich daraus Flitter an den Leib anschaffen können; während die Alten manchmal nicht wissen, wo das Geld für Salz und Kaffee hernehmen. Das ist Höllemer Blut, sorglos und lebenslustig über die Maßen; zum großen Aerger der ganz anders gearteten Dorfbauern, die wieder von unsern Leuten weidlich verspottet und verhöhnt werden, ihrer Dummheit und Filzigkeit wegen, wie sie's nennen . . . Hier des Küngis nebenan — gestern hat die junge Frau, vorgeblich wegen Mangel an Kleingeld sich von mir ein Brot leihen lassen, und heute — ich dürft' drauf wetten — ah, siehst du, da kommt sie ja schon mit ihrem Männchen ausflugbereit und mit all ihrem wohlfeilen Staat angethan, vor's Haus getreten; es sind beide, mit dem Zahltag in der Tasche, für einen Tag lang reich genug, morgen kann man dann wieder sorgen! so pflegen die Höllemer zu denken."

„Aber du bist ja ebenfalls Höllemer Kind, Liese!"

„Ich? Bloß zur Hälfte — hihihi! — von meinem Aetti her. Meine Mutter aber stammt, wie du weißt, aus dem Oberland, ist allezeit ernsthaften Gemütes und häuslichen Sinnes gewesen. Und das fernere gute Beispiel habe ich von meinem Mann erhalten — gelt, Hans? . . . Hans, heut' gehen wir zusammen auch mal ein Glas Wein trinken, der Base zu Ehren nicht wahr? Es geschieht dies ja so selten, und heut sind es genau fünf Jahre her, daß wir beide fröhliche Hochzeit gehalten . . . Willst?"

Und der Mann nickte beifällig mit dem Kopfe und

lächelte still vergnügt, hüllte sich in dicke Rauchwolken ein und sagte lange hintendrein, nachdem seine Frau Liebste die Bemerkung hatte fallen lassen: „Ja, es werden jetzt fünf Jahr her sein, Liese!"

Diese hatte ein süßes Geheimnis in Bereitschaft, mit dessen Offenbarung sie heute ihren Mann zu überraschen gedachte: ihre Ehe war bislang kinderlos geblieben und obgleich zwischen den beiden darüber nicht gesprochen wurde, so war es doch gewiß, daß, um ihr ehelich Glück vollständig zu machen, nur noch das eine fehlte, die leibliche Nachkommenschaft. Und nun befand Frau Liese sich in der Lage, ihrem Gatten versichern zu können: Freue dich, Hans, ich habe Hoffnung, Mutter zu werden!

Und er freute sich über die Nachricht wirklich über die Maßen, ganz kindlich, und nur mit Mühe konnte er davon abgehalten werden, der frohen Botschaft zu Ehren zwei Flaschen köstlichen „Buschierten" auf den Wirtstisch kommen zu lassen.

Es wurde zum Voraus die Abrede getroffen: Du Base Kresenz, sollst dann hübsche Gotte[1]) sein! — Und jene sagte bereitwillig und freudigst zu.

Drunten im Dorfe konnte man die Bauern an Sommer-Nachmittagen und -Abenden sich oftmals ärgerlich äußern hören: Wie doch das übermütige Posamenterpack droben in der Höll' nur alleweil so ausgelassen singen und jodeln mag!

Und die Höllemer gaben jene Reden ebenso despektier-

---

[1]) Taufpathin.

lich zurück: Wenn ihr Dörfler es könntet, ihr sänget auch! Aber eben eure dicken Hälse, die Kröpfe — lacht sie aus, die Frösche, quack, quack!

Die Kinder geraten wohl nirgends so zahlreich, wie droben in der Höll', obgleich sie manchmal nicht genugsam zu essen haben! meinten die Dorfbauern voller Aerger, einige von ihnen auch voller Neid.

Auch bei des Gipsmüllers tummelte sich ein etwa zweijähriges pausbackiges und kraushaariges Büblein munter herum, spielte mit dem Hündchen und der Katze, und verführte lauten übermütigen Lärm. Wollte sich der Kleine jedoch ein wenig vom Hause weg entfernen, erscholl gleich Mutter Liese's gebieterische Stimme: „Halt, Fritzle, hier bleibst! Sollst bei den Nachbarkindern nicht Unarten lernen! fügte sie weniger laut hinzu.

Das Büblein war Frau Liese's Stolz und Vater Hansens Freude. Wie konnte der rauhbärtige Mann des Sonn- und Feiertags stundenlang und mit glücklichem Lächeln dem muntern Treiben und unruhigen Wesen des lieben Kleinen zuschauen und sich an dessen Kauderwelsch ergötzen, wie unzählige Mal fuhr er ihm mit seiner rauhen schwieligen Hand über das weiche Flachshaar und die fein roten Bäcklein; welches Vergnügen bereitete es ihm, das Kind am Händchen herumzuführen oder auf dem Arme herumzutragen, ohne dessen je müde oder überdrüssig zu werden.

Da ereignete sich in der nahen Nachbarschaft etwas recht Trauriges.

Des Stoffelbalzen Lorle, das anerkannt schönste Mädchen der Höll' und was gleichbedeutend war, des

ganzen großen Kirchspiels, hatte mit einem bei der Kirchenrenovation angestellten fremden Maler eine leichtsinnige Liebschaft eingegangen, folgte dem hübschen, blassen langhaarigen Gesellen auf die Tanzböden und zu andern öffentlichen Lustbarkeiten, und fühlte sich dabei so stolz und herzglücklich. Doch die mißlichen Folgen dieses vertrauten Umganges blieben nicht aus. Und nicht sobald hatte der Maler aus dem Munde des schönen leichtfertigen Mädchens die schlimme Nachricht erhalten — es war gerade in den Tagen, an welchen die Schwalben wieder von dannen zogen nach einem wärmern südlichen Himmelsstriche hin, da verduftete auch der gewissenlose, dunkeläugige Sohn Welschtyrols urplötzlich und ohne von seiner Geliebten Abschied genommen zu haben, dieselbe in Schande und Verzweiflung zurücklassend.

„Geschieht ihr schon recht!" meinten herzlos die frommen Dörfler. So sollte es allen diesen leichtfertigen Höllemer Mädchen ergehen!

Frau Liese jedoch äußerte sich voller Mitleid: „Was kann die Aermste dafür, daß sie nicht besser erzogen und vom Leichtsinn abgehalten worden?

Und als eines kalten Wintertages das arme, verlassene Mädchen gebar, und wenige Stunden darauf starb, sagte die junge Gipsmüllerin zu ihrem Manne:

„Höre, Hans, ich habe einen Entschluß gefaßt, doch sollst du, wie recht und billig, darüber ebenfalls deine Meinung abgeben: Die soeben verstorbene Lorle ist mir väterlicherseits noch ziemlich nah' verwandt . . . Und wir hätten zu unserm Fritzle schon längst auch gern ein Mädchen — nicht wahr?"

„Hm — ja!“ gestand er nach einigem Besinnen.

„Und da kam mir, just als es heute abend Angelus läutete, der Gedanke, wußte nicht woher: Wie wär's, wenn wir das arme Waisenkindlein da drüben — ich hab's gesehen, es ist halt ein solch' ausnehmend hübsches und herziges! — zu uns nähmen? Das arme Würmchen hat zu seiner Pflege bloß noch die alte stocktaube und beinah' völlig kindisch gewordene Großmutter, welche selbst fast nichts zu beißen und zu nagen hat. Es wäre Gotteslohn dabei, Hans — meinst du nicht auch?“

„Und wieder nach einigem Besinnen erfolgte die Antwort: Nun, wenn du damit geplagt sein willst — mir schon recht, hm hm!“

„Du mußt's aber vollständig zufrieden sein, Hans, sonst unterlaß' ich es!“

„Ich bin's ja — vollständig zufrieden . . .“

Und sie holte das Kind, nachdem sie es der toten Mutter noch einmal an die bleiche kalte Wange gelegt, zu sich ins Häuschen herüber, beim Ueberschreiten der Schwelle ein frommes Walt's Gott! aussprechend. Und sie sagte zu ihrem erstaunt drein blickenden Söhnchen: „Guck, Fritzle, nun hast du ein klein Schwesterchen gekriegt, gelt, welch' ein liebes und feines!“

In der hl. Taufe wurde dem Kinde, ohne daß Frau Liese erst darüber befragt worden wäre, der Name Maria Magdalena beigelegt; jene aber ließ sich dadurch nicht abhalten, die Kleine dem verstorbenen armen Mütterchen zu Ehren, Lorle zu nennen.

Sie pflegte das Kind, als wäre es ihr eigenes; und als dasselbe an der Darmgicht schwer erkrankte, konnte

sie sogar große Kummerthränen vergießen. Die Närrin! meinten die Leute spöttisch. Sich so zu härmen, als ob an dem Würmchen so viel gelegen wäre!

Doch die Kleine — wie das bei armen Kindern üblich — genas wider Verhoffen, wuchs und gedieh, und lächelte die „Mutter" so herzgewinnend an, und streckte die drallen weißen Aermchen sehnsüchtig nach ihr aus — wer hätte das schöne dunkeläugige Kind nicht von Herzen lieb gewinnen können! Und der kleine Fritzle brachte ihm Blumen, Schneckenhäuschen und andere Spielsachen herbei, oder schwatzte ihm allerhand drolliges, schnackiges Zeug vor, oder schnitt wunderliche Grimassen, und freute sich an des Kindes ergötzlichem Lachen und Aufjauchzen.

Zu selbiger Zeit aber trat in der Seidenbandweberei plötzlich eine arge Stockung ein. Mangels an Arbeit standen die Höllemer Posamentstühle einer nach dem andern still, die Weber waren gezwungen zu feiern. Die Folgen davon zeigten sich bald. Die fröhlichen Leutchen hatten während der guten Zeiten nicht daran gedacht, sich etwas zurückzulegen, sondern nur so leichtfertig von der Hand in den Mund gelebt. Nun trat auf einmal der bittere Mangel ein. War das ein Jammern und Klagen, ein zorniges Schelten auf die herzlosen filzigen Fabrikanten!

Des Mausers Lix und des Hürlikaspars Stineli, welche beide über zwanzig Jahre alt und schrecklich in einander verliebt waren, sahen sich genötigt, die längst beschlossene Heirat auf bessere unbestimmte Zeiten zu verschieben — wie traurig!

Frau Liese dagegen sagte zu ihrem Manne: „Wie froh bin ich, deinen verständigen Rat befolgt und mich aufs Pflanzen verlegt zu haben, daß wir eine Kuh besitzen, und du fortwährend deinen hübschen Lohn verdienen kannst! Uns droht, Gott sei Dank, wenigstens vorderhand kein Mangel.“

Sie teilte den notleidenden Nachbarsleuten von ihrem Kartoffelvorrate mit und spendete insgeheim manch' ein Mäßlein Milch und Stück Brot für die armen hungernden Kinder. Indeß die Dorfbauern schadenfroh lächelten und meinten: „Gelt, wie das Singen und Jubilieren in der Höll' droben plötzlich verstummt ist? Nun werden die Leutchen endlich zahm werden und froh sein, sich uns um bescheidenen Lohn als Taglöhner und Werkmädchen zu verdingen. Ihnen ist die Demütigung wohl zu gönnen!“

Doch sie irrten sich. Die Krisis in dem Bandwebereigeschäft ging rascher, als man vermutet hatte, zu Ende, das Posamentervölklein erhielt wieder Arbeit und Verdienst, die Höllemer Leute kriegten neuen Mut und frischer munterer Sang mischte sich wieder in das Geschnatter der Seidenwebstühle. Des Mausers Lix und des Hürlikaspars Stine hatten bald so viel Geld verdient, um sich daraus ein neues Hemd, resp. ein hübsches Modehütchen anschaffen und fröhliche Hochzeit halten zu können. Um das Weitere machten sie sich keine Sorgen, eingedenk des Bibelspruches: Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht und ernten nicht, und doch erhält sie der himmlische Vater.

Jeden Morgen, die Vakanzzeit ausgenommen, zog

eine Schar junger Höllemer Buben und Mädchen ins Dorf hinunter zur Schule und kehrte mittags oder abends wieder fröhlich lärmend nach Hause zurück. Darunter nun auch des „Gipsmüllerhansen“ Fritzle. Und die kleine Lorle schien sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, vor Ankunft des Knaben sich hinter den Gartenzaun oder die Hausthüre zu verstecken, um ihm dann durch einen unvermuteten Aufschrei, wie sie meinte, einen großen Schrecken beizubringen. Sie wich, wann er zu Hause, ihm nicht von der Seite, folgte ihm auch zum Krämer und Salzmann hinunter oder in den nahen, steilen Bergwald hinauf, um ihm Leseholz und Beeren sammeln zu helfen und dabei dem vielstimmigen Vogelgesang, dem Girren der Wildtauben und den Kukufsrufen andächtig zu lauschen; oder sie krochen, wann es niemand sehen konnte, zusammen in die hinter dem Hause befindliche große dunkle Sandsteingrotte hinein, wo der mit einem Lattenzaun eingefriedete Bergbach aus weiten, moosgrünen Felsspalten hervorsprudelte, gar staunenswert zu sehen und anzuhören.

Bald kam die Zeit, da auch Lorle mit in die Schule gehen durfte. Und genossen die Höllemer Schulkinder den Ruf, betreffs Intelligenz und Auffassungsgabe die „Dörfler“ von Alters her weit zu übertreffen — Mutter, berichtete die Kleine eines Tages, denke dir, unser Fritz sitzt in seiner Klasse ganz obenan, weiß auf alle Fragen des Lehrers und des Herrn Vikars stets gar gelehrten Bescheid zu geben.

Und du, Lorle?

Ich? Ich kenne auch schon den ch und den sch, und habe auffsagen können, wie viele Haustiere wir haben; doch als ich den Distel im Käfig und den Eichhorn in der Trille mitnannte, da lachten sie überlaut — war das nicht gar dumm von ihnen, sprich, Mütterchen?

Und einige Monate später fragte Lorle: „Wie kommt denn das, Mutter, daß unser Fritz auf sein Schulheft Friedrich Reist schreibt, während man mich in der Kinderlehre beim Namen Magdalena Höldener abgerufen hat? Und der Fritz ist doch mein Bruder, nicht wahr?"

„Gewiß ist er das", erwiderte Frau Liese verlegen. Der Vikar muß sich versehen haben, fügte sie, ohne das junge Mädel anzusehen, hinzu. Bei sich dachte sie: Zwar wird dem guten armen Kinde die Wahrheit schon zu teil werden, früher oder später, durch irgend jemand. Doch ich selbst habe den Mut nicht, wenigstens jetzt noch nicht, es würde mich zu sehr dauern!

Sie gab sich die redliche Mühe, sowohl Lorle als Fritzle von der schlimmen Gesellschaft der wilden und mutwilligen Höllemer Jugend so viel wie möglich fernzuhalten, und suchte sie dagegen mit leichter Arbeit zu Hause und im Felde zn beschäftigen, schickte sie mit der Kuh auf die Weide — ach, wie sehr wurde sie ob dieser ihrer Milchkuh, die einzige, welche die Höll' aufzuweisen hatte, von ihrem minderbemittelten leichtlebigen Nachbarn beneidet und verspottet!

Und als ihr Hans eines Tages mit arg zugerichteter blutender Hand aus der Gipsmühle zurückkehrte, meinten

die bösen Höllemer Zungen: „Das ist nun die gerechte Strafe für ihren Hochmut!“

Doch unser Hans Reist war, wie der Volksmund sich ausdrückt, von sehr „heilsamer Natur“: nach wenigen Tagen schon, die ihm allerdings langweilig genug vorkamen, konnte er wieder seine gewohnte, verdienstbringende Arbeit aufnehmen.

* * *

Es war eines sonnigen Märztages. Die schulpflichtige Höllemer Jugend kehrte von der Jahresprüfung nach Hause zurück; allen voraus des Gipsmüllers Fritz, welcher seiner im Gärtchen beschäftigten Mutter schon von weitem freudig zurief: „So, nun wär' meine Schulzeit zu End' — du bist dessen froh, gelt, Mütterchen? Und guck hier mein Zeugnis, lauter Note I., guck!“ fügte er nicht ohne Selbstbefriedigung hinzu.

Und des folgenden Tages kam der Herr Pfarrvikar langsam das Sträßchen heraufgestiegen, steuerte zu Frau Lieses Erstaunen, geradewegs auf ihr Häuschen zu, trat in das stets sauber gescheuerte freundliche Wohnstübchen ein.

„Auf einem Bergspaziergange begriffen“, hub er an, „konnte ich nicht umhin, auf ein Weilchen bei Euch Einkehr zu halten . . . Ich komme betreffs Eures Sohnes, Er ist ein sehr begabter und dabei wohlanständiger Junge. Müßte er bloß Taglöhner oder für zeitlebens Fabrikarbeiter werden — es würde schade sein für seine ungewöhnlichen Talente. Drum vernehmt meinen Vor-

schlag: Ihr solltet, sofern es euch möglich ist, Euern Knaben weiter schulen lassen . . ."

„Ja, was könnte oder sollte er denn Eurer Meinung nach werden, lieber Herr Vikar?"

„Nun — hm — vielleicht Geistlicher . . . Oder doch mindestens Schullehrer — gewisses läßt sich halt nicht vorausbestimmen — später dann — man kann dann ja schauen, hm, hm! . . . Einstweilen wünsche ich bloß, daß Ihr mit Euerm Mann darüber redet und Euch schlüssig macht. Das Weitere kann man dann später besprechen . . ."

Frau Liese mochte es diesmal kaum erwarten, bis ihr Mann abends nach Hause kam, um ihm die Worte des würdigen jungen Seelsorgers mitteilen und ihn mit ihrer inzwischen gebildeten eigenen Ansicht bekannt zu machen: „Der Vikar hat völlig recht, es wär' wohl schad' für unsern gescheidten und gelehrsamen Bub, wenn er nur so ein grobes Handwerk erlernen müßte. Oder was sagst du nun dazu, Hans, sprich?" drängte sie.

Als ob der Gute in allen wichtigen häuslichen Fragen oder Familienangelegenheiten je eine von der ihrigen abweichende Meinung gehabt hätte!

Er betrachtete sich seine geschundenen Fingerspitzen, die er neulich wieder aus der Fabrik mit nach Hause gebracht hatte, dachte an die aufreibende schwere Arbeit in der Gipsmühle, welche bei seinem zunehmenden Alter sich mehr und mehr fühlbar zu machen begann, an die vielen Mühen und Sorgen eines gemeinen Arbeiters. Und er sagte, indem er sich langsam seines bestaubten

und mit unzähligen Flicken versehenen rauhen Wammses entledigte und dasselbe an den Wandnagel hängte: Wenn's unser Jung' höher bringen kann — mir ist's schon recht, vollkommen recht. „Aber, meinte er, sich den bereits ziemlich ergrauten struppigen Vollbart kratzend, „das Weiterstudierenlassen wird Geld kosten, viel Geld — und woher solches nehmen, Liese?"

Während seines nun bald anderthalbdutzendjährigen Ehestandes war er es gewohnt gewesen, den mit nach Hause gebrachten Monatslohn unberührt seiner ebenso häuslich gesinnten als sehr verständigen Frau Liese vertrauensvoll aushinzugeben, und zwar ohne über die Verwendung des Geldes irgend welche Rechenschaft zu fordern, ja bestens zufrieden damit, daß er selbst sich um die Haushaltungssorgen weiter nicht zu kümmern brauchte. Sie wird damit auskommen, pflegte er zu denken, sonst würde sie wohl eine Klage laut werden lassen. Und mehr als ein bescheidenes vergnügliches Auskommen darf unsereiner ja nicht verlangen, hatte er sich schon oftmals gesagt.

Als daher seine Frau ihm mit stolzem zufriedenen Lächeln die Offenbarung machte: „Nun, so für ein Jährchen zwei wären die Mittel für unsern Fritz, für sein Studieren, schon vorhanden!" Und sie das Eckkästlein öffnete und sagte: „Guck dir diese Sparkassenbüchlein an, lauter erhaustes Geld, an die tausend Franken, den Zins nicht einmal hinzugerechnet" — wie machte da Hans Reist große erstaunte Augen!

„Zudem", fuhr Frau Liese freudig berichtend fort, „hat sich der gute, gelehrte Herr Vikar erbötig gemacht,

unserm Fritz eine zeitlang unentgeltlich Lehrstunden zu erteilen, damit er gleich in die zweite oder dritte Studentenklasse eintreten könne; was uns bedeutend Geld ersparen wird . . . Und ich hab' ihm für meinen Teil zugesagt, und auch zum voraus meinen geziemenden Dank ausgesprochen für die freundliche Müh'."

„Und er, unser Jung' — will er?"

„Ob er will? Welch' eine Frag'! Denn als ich ihm von der Sache berichtete, da schlug er vor Freud den hohen Purzelbaum!" —

So wanderte denn des Gipsmüllers Fritz jeden Werktagmorgen mit dem Schultornister am Rücken ins Pfarrhaus hinunter, um dann nach der Rückkehr mit vollstem Fleiße seine Hausaufgaben zu lösen. Und wann er seine lateinischen Verba abwandelte, wie andächtig und beinahe respektvoll hörte ihm Lorle zu, und guckte selbst auch mit in das seltsame Büchlein, und konnte nicht genug staunen, wie viele gelehrte Sachen es in der Welt gebe.

Die Höllemer Leute aber sagten: „Da sieht man wieder den Hochmut dieser Gipsmüllerliese! Ihren Bub vor einen Posamenterstuhl zu stellen oder ihn ein bescheiden Handwerk erlernen zu lassen — o nein, dafür hält sie ihren Fritzle als zu fein und zu vornehm, will ein gelehrtes Schreiberle oder so was aus ihm werden lassen!"

Auch die Dorfbauern, nachdem sie von dem Vorhaben Kenntnis erhalten, sprachen sich mißfällig darüber aus. Noch keinem von uns, hörte man sie sich kopfschüttelnd äußern, ist je der fürwitzige Gedanke gekommen, seinen Bub studieren zu lassen, nein, noch keinem! Obgleich

wir's doch ungleich besser vermöchten. Sondern haben unsere Jungen lieber ehrbar zu Hause behalten . . . Ja, wenn das Bürschlein etwa Geistlicher werden wollte. Doch darf man solches von einem Höllemer Kind nimmer erwarten. Eher so ein listiges glaubensloses Prokraterlein, ja, dazu thäten sie sich schon eignen!

Der Gemeindestatthalter Kauchelhöfer konnte sich sogar nicht enthalten, unsern Papa Gipsmüller auf seinem Wege nach der Fabrik zu Rede zu stellen und ihm vorzuhalten: „Wie, du willst deine paar Bätzlein so wegwerfen, damit dein Bub ein Tintenlecker oder gelehrter Nichtsnutz werden soll, he?" — Kam jedoch damit schlecht an, erhielt von dem sonst so friedfertigsten und gutmütigsten aller Hanse die grobe Antwort: „Was geht das, was ich und meine Frau wegen unserm Jungen beschlossen haben, euch an?" Wartet erst, bis wir von euch Geld verlangen." — Und Hans ging schweren Schrittes und dicke Tabaksrauchwolken ausstoßend, seines Weges weiter. Der Bauer schaute ihm verblüfft nach und brummte: „Schau, schau, wie hochmütig! Ist schon auch völlig verdorben worden bei diesen Höllemern!"

Zwei Sommer und einen Winter hatte des Gipsmüllers Fritzle bei dem sich für ihn lebhaft interessierenden menschenfreundlichen Pfarrvikar fleißigen Privatunterricht genossen und sodann, nach vorausgegangener Vorprüfung, in dem städtischen Progymnasium bereitwillige Aufnahme gefunden.

Und als er nach zehn Monaten wieder nach Hause in die glücklichen Ferien kam, wie freute sich der würdige Vikar über die ihm vorgezeigten vortrefflichen Zeugnisse,

und vor allem Mutter Liese des langersehnten Wiedersehens. — „Ei, wie du gewachsen und so hübsch geworden bist, guck, guck!“ rief sie voller Verwunderung. „Nun darf man dich schon nicht mehr Fritzle nennen. Wie wird dein Vater staunen und das Lorle — Lorle, komm' schau', wer da ist!“ rief sie voller Mutterglück in die Küche hinaus.

Nun war aber das Staunen ein gegenseitiges. Denn auch das junge Mädchen hatte, wie Fritz sich scherzhaft ausdrückte, sich gewaltig gestreckt, und war ihm das abgetragene Kattunröckchen um Halbellenlänge zu kurz geworden. Ihm fiel auf, daß Lorle bald nach geschehener Begrüßung sich wieder in die Küche hinaus an ihre Arbeit zurückbegab, und so befangen und traurig dreinblickte.

„Das arme Mädchen!“ sagte Frau Liese, ihm mitleidig nachblickend. „Denke dir, Fritz, erst diesen Sommer nach seinem Austritt aus der Schule, ist es ihm völlig klar oder vielmehr von unsern dummen Nachbarsleuten beigebracht worden, daß es nicht unser Kind, sondern bloß ein angenommenes ist. Den ganzen selbigen Abend hat es unaufhörlich gegreint, war gar nicht zu trösten. Es konnte mich so sehr dauern, das gute, folgsame Kind! . . . Und auch seitdem — wohl nennt es mich nach wie vor Mutter, doch ist es die alte herzliche Zutraulichkeit nicht mehr, sondern schon mehr Demut und Unterwürfigkeit. Es ist so empfindsamen Gemütes, das leiseste Tadelswort kann es, was doch früher nicht der Fall gewesen, weinen machen. Und — doch dort kommt dein Vater — verbirg dich hinter den Ofen, Fritz!“

„Hahaha!" lachte der also Ueberraschte freudigst auf. Er nahm sogar — etwas unerhörtes — die noch nicht ausgerauchte Tabakspfeife aus dem bärtigen Munde und sagte mit vergnüglichem schalkhaftem Augenblinzeln: „Na, Junge, du siehst ja so groß und kräftig aus — in der Gipsmühle könnten wir just zum Steinklopfen einen frischen Arbeiter gebrauchen — willst? Hahaha! . . .

Und als der junge Student des folgenden Jahres wieder in die Ferien kam, mußten selbst die neidischen Nachbarn sich gestehen: „Ja, es wäre wirklich schade gewesen für das hübsche, feine Bürschchen, wenn es seinem Alten in die Gipsmühle hätte folgen müssen!"

Diesmal hatte er eine zierliche Geige mit nach Hause gebracht, die er bereits kunstreich zu streichen und ihr die wohllautendsten süßesten Melodien zu entlocken verstand. Die von Natur aus sehr neugierigen Höllemer Mädchen rotteten sich immer wie herzhafter herbei, und er lehrte sie in ihren Feierstunden neue zwei- und dreistimmige Volkslieder singen. — Ah, wie der gelehrt ist, sagten sie staunend und bewundernd.

Die Mädchen und selbst Fritz thaten es nicht anders, auch Lorle mußte sich an diesen Gesangsübungen beteiligen, besaß sie doch die glockenhellste Stimme und das empfänglichste musikalische Gehör von all ihren Gespielen. — Das Erbteil ihrer seligen Mutter, die ebenfalls so hoch und kunstreich trillern konnte, gleich einer Lerche! meinte Frau Liese; obwohl das junge Mädchen ihr in andern Dingen gottlob wenig nachschlägt, weit ernsthafterer und sinnigerer Gemütsart ist . . .

Lorle war es auch, welche, wann Fritz sich im Kollegium befand, mit demselben im Namen ihrer des Schreibens unkundigen Pflegemutter die nötige Korrespondenz führte. Ach welch' große Mühe sie sich gab, ihre bauerndeutschen Gedanken in korrekte, schriftdeutsche Form zu kleiden und in möglichst zierlichen Schriftzügen zu Papier zu bringen, wie sie sann und eifrig kritzelte und das Geschriebene nochmals verbesserte und reinschrieb; oftmals bis in die Mitternacht hinein! Denn Fritz sollte nicht Anlaß finden, sich über ihre Schreibkunst zu belustigen. Es war ihr so ungemein viel an seiner guten Meinung gelegen.

Anläßlich des Jahreswechsels und in Beantwortung seiner herzlichen Glückwünsche schrieb sie ihm u. a.: „Leider scheint sich das neue Jahr bei uns nicht auf das beste anzulassen. Deine liebe Mutter ist auf der feuchten steilen Kellertreppe ausgeglitscht nnd hat einen schweren unglücklichen Fall gethan. Der Doktor sagt, sie habe sich den Fußknöchel ausgerenkt und den Ellbogen arg verstaucht, so daß sie große Schmerzen leidet und wohl für längere Zeit das Bett hüten muß."

Doch als sie ihrer Pflegemutter den Brief vorlas, meinte diese: „Ach nein, laß' diese Nachricht lieber weg, sie würde den guten Jungen nur änstigen und ihm am Studieren hinderlich sein. Will's Gott, werde ich nach wenigen Wochen wieder hergestellt sein. Dann ist's noch früh genug, ihm von der Geschichte zu berichten — früh genug noch, wann er heimkehren wird in die Vakanz."

Zu ihrem Manne aber sagte sie und wiederholte es des Winters über noch öfters: „Wenn wir die Lorle

nicht hätten, was wollten wir nun anfangen, wer sollte uns nun die Küche und den Stall besorgen? Eine fremde Person ins Haus nehmen, die mir, nebst den Unkosten, vielleicht nur noch Aerger und Verdruß bereiten würde? Während die Lorle — ist es nicht die wahre Freud zuzuschauen, wie dem jungen Mädchen alle Arbeit so flink aus der Hand geht, wie geschickt es schon kochen kann und den Haushalt zu führen weiß, welche Ordnung und Sauberkeit herrscht allerorten, hell zum verwundern! Und dabei findet es alleweil noch Zeit, Hemden zu nähen und für andere Leute Strümpfe zu stricken. Und mit welcher Sorgfalt und Unermüdlichkeit es bei mir den Wärterindienst versieht — ich werde es dem guten Mädchen Zeit meines Lebens nicht mehr vergessen!“

Von ihrem Manne selbst hätte sie in häuslichen Dingen oder in der Krankenpflege freilich keine wesentliche Hülfeleistung erwarten können. Er wäre kaum imstande gewesen, ein genießbares Süpplein oder einen richtigen Kaffee zu bereiten, dazu mangelte ihm jegliche Kenntnis, und waren seine Finger viel zu grob und zu steif. Und als sie, Frau Liese, eines Nachts von Durst geplagt, ihren nebenan schnarchenden Gatten mit dem gesund gebliebenen Ellbogen anstieß und bat: „Geh' mir doch ein Täßlein Thee holen, Hans, das Kännchen steht im warmen Ofenrohr drinn!“ lallte er schlaftrunken: „Ja, ja, wart' nur bis am Morgen, am Morgen sollst einen ganzen Eimer voll kriegen!“ legte sich auf die andere Seite und schnarchte ruhig weiter. Und sie dachte: Ach, er wird des Tages über bei seiner schweren Arbeit so

sehr müde, der arme Mann — lassen wir ihn schlafen! — Ja, sie mußte sogar über die Worte: Nur warten bis morgen — einen ganzen Eimer voll — bei einigem Nachdenken ergötzlich lächeln.

*   *   *

Zum dritten Male kehrte unser Fritz in die Ferien nach Hause zurück, diesmal bereits mit etwas Flaum am Kinn und auf der Oberlippe, auf dem Kopfe die bunte winzige Studentenmütze.

„Mutter", sagte er, als sie sich allein befanden, „wie unser Lorle sich seit einem Jahr entwickelt hat, ich kann nicht genug staunen! So groß und schlank geworden, all' ihre Bewegungen so leicht und graziös; ein Gesichtchen so fein, fromm und zart, wie dasjenige der sixtinischen Madonna, und die ganze Gestalt so edel und ebenmäßig geformt, gleich der medizäischen Venus!"

„Diese Weibsbilder, von denen du sprichst, kenne ich halt nicht. Doch muß ich selbst auch beipflichten: Unser Lorle ist allweg das hübscheste Mädchen."

„Sag nur herzhaft das allerschönste, Mutter!"

„Der ganzen Kirchgemeind' —"

„Und noch stundenweit darüber hinaus!" ergänzte der junge Studienbeflissene enthusiastisch. Selbst in der volksreichen Stadt bin ich noch keiner solchen Schönheit begegnet . . ."

In Mutter Liese's Herzen aber waren ernstliche Besorgnisse aufgestiegen, welchen sie nach einer Weile lauten Ausdruck gab. „Diese medizinische Venus, oder wie du das Frauenzimmer vorhin genannt hast," sagte sie, „das

wird etwa so eine verführerische Studentenwirtin sein ... Doch hoffe ich, du, als wohlerzogener frommer Jüngling — — Nun, was lachst du so unbändig? Hab' ich denn so was einfältiges, dummes gesagt?"

„Gewiß, Mütterchen, hehehe! Denn jene Person, von der ich gesprochen, wohnt nicht in unserer Stadt, sondern weit, weit weg, in dem fernen Rom, und hat nicht einmal Leben, sondern ist blos ein Bild aus kaltem Marmorstein — verstehst du nun, hehehe!"

Vater Hans befand sich von früh bis spät in der Gipsfabrik; Mutter Liese grub Kartoffeln oder weidete ihre Kuh droben am Bergesabhang, oder stand am Waschbottich und besorgte die Küche.

Lorle jedoch saß drinnen in der trauten Wohnstube am Nähtischchen. Sie galt nicht nur als die fleißigste, sondern auch als die geschickteste Hemdennähterin, der es deshalb an Arbeit niemals gebrach. Fritz, wenn er von seinem Morgenspaziergang in den Bergwald hinauf zurückgekehrt, leistete ihr dabei angenehme Gesellschaft, studierte fleißig in seinen Lehrbüchern und Kollegienheften, oder nahm seine Geige hervor und machte die junge Nähterin mit den neuesten Volksliedern bekannt — ei, wie das harmonisch zusammenklang, des Mädchens herrliche, ausdrucksvolle Singstimme und des Jünglings gewandtes Geigenspiel, weithin hörbar zu männiglichem Entzücken!

Lorle pflegte ihre Näharbeit unermüdlich fortzusetzen, auch beim Lampenschein bis in den tiefen Kiltabend hinein, wann ihre Pflegeeltern sich längst zur ersehnten Ruhe begeben. Fritz, der des Schlafes weniger bedurfte,

oder denselben morgens nach Belieben nachholen konnte, erzählte ihr dabei ernste und heitere Episoden aus seinem Studentenleben, oder las ihr interessante Schilderungen und Geschichten aus fernen Zonen und fremden Völkern vor, begleitete dieselben mit den notwendigen mündlichen Erläuterungen. Und eine aufmerksamere und dankbarere Zuhörerin hätte er nicht finden können. Ach, wie gelehrt und gescheidt er ist! dachte das junge Mädchen voll Bewunderung . . . Oder sie plauschten mit halblauter Stimme dies und das und tauschten gegenseitig über verschiedene Dinge und Geschehnisse ihre im Grunde sehr harmonisierenden Gedanken aus. Oder er fädelte ihr die Nadeln, und erging sich in kleinen spaßhaften Neckereien — die Stunden verrannen so schnell, sie wußten nicht wie, und mehr denn einmal erscholl aus dem Nebenstübchen der Mahnruf der aus ihrem ersten Schlafe erwachten Mutter: „Kinder, sind ihr auch noch bei Trost? So lange aufbleiben, wie närrisch!" Dann erst gingen auch sie schlafen.

Anders jedoch, wann, wie es öfters zu geschehen pflegte, Nachbarsburschen in der Kiltstube sich einfanden. In diesen Fällen wurde stets zur richtigen Stunde Feierabend gemacht. Die Höllemer- wie die Bauernburschen überhaupt kamen der Lorle auf einmal so sehr ungebildet und läppisch vor, sie konnte an ihren witzig sein sollenden und Schmeichelreden so ganz und gar keinen Gefallen mehr finden. Aber auch Fritz sah sie, ohne sich eigentlich darüber Rechenschaft geben zu können, nur ungern kommen, sein Verkehr mit ihnen war mehr und mehr ein gezwungener zu nennen.

Die Umstände hatten es mit sich gebracht, daß unsere beiden jungen Leutchen trotz der ihnen bekannt gewordenen verschiedenartigen Abstammung sich beharrlich als Geschwister betrachteten; ja wirkliche Geschwister hätten kaum unschuldsvoller mit einander verkehren und inniger zusammenhalten können, als jene es thaten.

Eines späten Kiltabends jedoch — Fritz hatte der reizenden jungen Nähterin soeben die Geschichte des Helden Odysseus erzählt; darauf wurde die Geige gestimmt und ein neu einstudiertes reizendes Abendliedchen vorgetragen — so innig und schön hatten Spiel und Sang noch niemals zusammen geklungen! Und Lorle sagte mit bewegter, trauriger Stimme:

„Ach, wann du mal wieder fort sein wirst — ich mag diesmal gar nicht d'ran denken! Ich werde die große tötliche Langeweil' bekommen . . .“

„Hast du mich denn lieb?“ fragte er in scherzhaftem Tone.

Ob sie ihn lieb hatte? O welch eine Frage! Für sie war er ja der Inbegriff aller männlichen, jugendlichen Schönheit, aller Gelehrsamkeit, Liebenswürdigkeit und Tugend.

„Nun, so sprich doch, Lorle!“ drängte er grausam und ihre sammetweiche, zitternde Hand ergreifend.

Und als die junge Schöne endlich das Lockenköpfchen hob und langsam ihre großen dunklen Augen aufschlug, in welchen eine heimliche Thräne glänzte — je länger unser Fritz in diesen Augen, in diesem seelenvollen Blicke las, desto mächtiger begann in seiner Brust ein bisher unbekanntes, seltsames Gefühl sich zu regen, er ge-

langte plötzlich zur vollen Erkenntnis — und diese erfüllte ihn mit süßem Wonnerausch: Sie, das herrlichste, bezauberndste Mädchen der Welt, liebt mich, liebt mich mehr als schwesterlich . . .

Soeben war Mutter Liese aus ihrem ersten kurzen Schlummer erwacht oder vielmehr durch ihren schmerzenden Fuß — die Folge eines neuerdings gethanen Mißtrittes — aus demselben unliebsam geweckt worden. Von ihrem Bette aus gewahrte sie, daß in der Wohnstube nebenan noch Licht brannte, sie vernahm ein halblaut geführtes zärtliches Geflüster, vernahm ein Geräusch, ähnlich demjenigen von ausgetauschten zärtlichen Küssen. . . Was soll das bedeuten? dachte sie unruhig und entrüstet zugleich. „Lorle!" rief sie laut und kreischend, „Lorle, bist du noch immer auf?"

Wieder ein Geräusch, diesmal, als ob zwei erschrocken auseinander führen. „Ja, Mutter", antwortete das junge Mädchen mit seltsamer, verwirrter Stimme, „ich — ich habe noch dieses Hemd fertig gemacht."

„Wer ist bei dir?"

„Er — der Fritz!"

„Zu Bett', sogleich!" klang es gebieterisch und strenge.

Sie hörte beide mit leisem Gutnachtgruß die Stube verlassen. Eine unerklärliche mächtige Unruhe bemächtigte sich ihres Mutterherzens; sie stieß ihren Mann mit dem Ellbogen kräftig an und rief ihm ins Ohr: „Steh' auf, Hans!"

„Hm — he?" brummte er, unwillig sein Schnarchen aussetzend.

„Aufstehen sollst und hurtig nachschauen gehen, ob Fritz und Lorle doch wirklich schlafen gegangen sind!“

„Werden wohl! . . . Laß mich doch ruhen!“

Und sie ließ ihn schlafen.

Ja, nach einer Weile dachte sie schon weit weniger aufgeregt: Ich kann mich auch geirrt oder nur geträumt haben. . . Wie sollte Fritz, wie sollte Lorle — nein, fast undenkbar, sind ja zusammen, gleich Geschwistern aufgewachsen und ist ihr gegenseitiger Verkehr, ihr ganzes Thun und Lassen allezeit ein rein geschwisterliches gewesen. Wär' es anders, ich hätt' es ja längst merken müssen, denn ich hab' auch meine Augen, ich, die sich nicht so leicht betrügen lassen, auch nicht in Liebessachen, die mir von früher her noch gut erinnerlich sind, wie es etwa zugehen möchte. . . Sie redete sich immer mehr ein: Ich muß wirklich nur geträumt haben — dummes Zeug! Wie sollte er — er will ja Geistlich werden! Und nach wenigen Tagen geht er wieder fort in die höhere Studentenschule, und ein ganzes Jahr lang werden sich die beiden nicht mehr sehen. . . Mit diesem beruhigenden Gedanken schlief auch sie wieder ein.

Die Höllemer feierten von altersher ein alljährlich wiederkehrendes eigenartiges Fest. Sie nannten es den „Gnädigherrenschmaus“. Der Ursprung wurde folgendermaßen erzählt: Vor etwa 150 Jahren versah drüben im Schlosse Hohburg der Sprößling eines reichen und vornehmen Patriziergeschlechtes das mit großen Gewalten versehene Amt eines obrigkeitlichen Landvogtes. Den Großteil der ihm obliegenden Amtsgeschäfte pflegte der lebenslustige Herr seinem gelehrten Schreiber zu über-

lassen, fröhnte desto eifriger dem edlen Waidwerk und andern Genüssen. Einstmals hatte er eine große Treibjagd angestellt und dazu eine Anzahl vornehmer Freunde eingeladen. Heissah, wie das lustig kläffte und hornte in den Wäldern herum, welches Vergnügen, das zugetriebene geängstigte Wild vom bequemen Standort oder vom hohen Jagdrosse herab niederzustrecken. Ein mächtiger Rehbock, das begehrenswerteste Wildstück von allen, konnte entfliehen; unser Herr Landvogt ihm auf flinkem Rosse auf und nach; da, auf dem Berge, gerade oberhalb der Höllemerfluh, stürzte das Pferd, er selbst that einen schweren Fall, brach sich an dem rauhen Gestein ein Bein und blieb mit blutemdem Schädel ohnmächtig liegen. Und das Jagdgefolge weit zurück in ganz anderer Richtung, keine lebende Seele weit umher, als ein reisigsammelndes altes Weib, das in die Höll' hinunter Allarm schlagen ging. Höllemer Leute waren es, die den Landvogt aufhoben, ihn sorgfältig den steilen Berghang hinunter schafften, ihm die erste Hülfe angedeihen ließen und ihn, auf eine Tragbahre gebettet, nach dem eine Wegstunde entfernten Schlosse hinübertrugen. Aus Dankbarkeit darüber schenkte der kinderlose reiche gnädige Herr den Höllemern eine ihm gehörende Wiese „von vier Mannwerk Halts“ im sogenannten Moos; aus dem Pachtzins sollten sie alljährlich, wie die Urkunde lautete, sich ein gemeinsames Freudentäglein verschaffen und dabei freundlich des Stifters gedenken.

Die Bauern des Dorfes sagten neidisch: Gut, daß sie nicht das Kapital angreifen dürfen, sie, die Durstigen, würden kaum ruhen, bis sie es ebenfalls verzecht hätten.

Das Festchen pflegte jeweilen am sogenannten Augustfrauentag abgehalten zu werden; diesmal jedoch hatte es der regnerischen Witterung wegen auf den zweiten Septembersonntag verschoben werden müssen, und es konnte daher, weil in seine Ferienzeit fallend, unser Student Fritz an demselben ebenfalls teilnehmen.

Schon an dem sonnigen Vorabend waren in des Gipsmüllers schattiger Hofstatt aus rohen Brettern und Pflöcken Tische und Bänke hergerichtet worden.

Am Sonntag selbst, um die zweite Nachmittagsstunde, kündeten zwei Böllerschüsse den Beginn des Festchens an, und sogleich kam Jung und Alt, so sich schon wochenlang daraufhin gefreut hatten, festtäglich geputzt aus den Häusern gestürzt, gegangen und gehunken, alle nach dem Festplatze hin. Ein ansehnlich Faß Wein wurde herbeigewälzt — ei, wie begann den meisten der Festgenossen schon bei dem Anblicke der Mund zu wässern — und auf den Tisch gelangten Knackwurst und frische Semmeln. Dazu ein reichlicher Trunk herben Landweins. Doch an keiner vornehmen üppigen Tafel konnte eine solche Genussesfreudigkeit herrschen, wie hier an dem höchst einfachen „Gnädigherrenschmaus“! Glänzende Blicke, witzige Reden, neckische Zurufe flogen nur so hin- und herüber; dazu das schalkhafte Gekicher, das lustige Auflachen, der muntere liebliche Gläserklang, und aus hellen Kehlen der fröhliche Volksgesang. Bald jedoch rief es ungeduldig von allen Seiten:

Wo ist denn der Glaserheiri? Hervor mit dem Blaseholz!

Und das graubärtige bucklige Männchen mit den

glänzenden grauen Aeuglein setzte die Klarinette an den Mund, unser Fritz ging auf vielseitige Aufforderung hin, seine Geige herbeiholen — ei, wie das herrlich zusammenklang, alte und neue Tanzweisen, je nach Befehl. Und wie die Paare sich in den Reigen stürzten auf dem glatten Rasenplan, um die Obstbaumstämme herum; und übermütige hohe Jauchzer erschallten, und Männerhüte in die Luft flogen, und die gaffenden Kinder vor Verwunderung den Mund zu schließen vergaßen, und die Alten ergötzt zuschauten und mit dem Glase fleißig anstießen — ein Leben wie im dritten Himmel! wie sich der witzige Weberchristen launig ausdrückte.

Dann und wann überließ unser Fritz das Aufspielen dem Glaser allein, um sich aus der Mädchenschaar die Lorle hervorzuholen und mit ihr ebenfalls „einen zu machen“. Und selbst der Neid mußte gestehen, daß es kein hübscheres Pärchen geben konnte weit in der Runde und auch keines, das so anmutig und kunstreich tanzte wie dieses.

Worauf wieder eine Trinkpause eintrat, ein Viertelstündchen des „Verschnaufens“ und der allgemeinen fröhlichen Unterhaltung.

So wechselten Sang und Tanz, Schwatzen, Trinken und Späßemachen bis in den lauen, mondhellen Herbstabend hinein, bis das Weinfaß beim Anpochen einen traurigen hohlen Ton von sich gab nnd die edle Flüssigkeit, welche man anfänglich nicht bewältigen zu können wähnte, völlig ausgetröpfelt hatte. Gut, daß dem so war, denn bereits hatten einige der Jungburschen warme Köpfe bekommen, höhnische und herausfordernde Worte flogen

hin und her, und die Rauflust lag auf mehr denn einem erhitzten, bärtigen und unbärtigen Gesichte zu lesen, schaute ihnen aus den blitzenden Augen heraus. Es war die höchste Zeit, daß man sich trennte, und männiglich — die Mädchen in Begleit ihrer „Buben“ — nach Hause ging.

Mehr als einer der Höllemer Burschen hatte des Tages über sein verlangend Auge auf Gipsmüllers Lorle gerichtet und bei sich ausgemacht, dasselbe abends nach Hause zu begleiten; das weitere, nämlich das Anknüpfen eines Liebesverhältnisses, so hofften sie, werde sich dann schon geben.

Doch, als nun der günstig erachtete Augenblick des allgemeinen Aufbruches gekommen, da war das schöne junge Mädchen plötzlich verschwunden, mit ihm auch der Student Fritz.

Beide treffen wir eine Weile später beieinander im trauten, mondscheinerhellten Wohnstübchen sitzen.

Es gab so vieles zu erzählen, was sie des Tages über auf dem Festplatze Lustiges und Spaßhaftes gesehen und beobachtet hatten. Doch hievon wurde gar nicht gesprochen. Ihre Herzen floßen von ganz anderen Gefühlen und Empfindungen über — flüsternde Liebesworte und warme, zärtliche Händedrücke wurden ausgetauscht, die glühenden Wangen berührten sich, die verlangenden feurigen Lippen — nun hätte Mutter Liese das ans Küssen gemahnende verdächtige Geräusch weit deutlicher und unzweifelhafter als an jenem Kiltabend vernehmen können! Doch dazu schlief sie drinnen im Nebenstübchen bereits zu fest, der ungewohnte reichliche Weingenuß hatte

nicht ermangelt, seine Wirkung, wenngleich auf andere Weise, auch auf sie auszuüben. Von Vater Hans gar nicht zu sprechen, der schnarchte ja so laut, daß man es durch vier Wände hätte hören können.

* * *

Er war wieder fortgereist, an das hauptstädtische Gymnasium zurück.

Sie konnten sich nicht mehr sehen, noch gegenseitig ihre zärtlichen Gedanken mündlich austauschen; doch standen ihnen, um letzteres zu bewerkstelligen, ja andere ausreichende Mittel zu Gebote.

Selbst der ihre Mutterpflichten strenge beobachtenden Frau Liese fiel es auf, daß Lorle nicht nur jeden Annäherungsversuch der verliebten Höllemer Burschen spröde und stolz von der Hand wies, sondern des Sonn- und Feiertagnachmittags, statt die muntere Gesellschaft der Nachbarmädchen aufzusuchen, beharrlich das Haus hütete, und oft stundenlang in ihrem kalten Schlafkämmerlein weilen und Papier bekritzeln konnte. . .

Sah sie den Postboten das Sträßchen heraufkommen, eilte sie ihm, „um ihm Mühe zu ersparen", stets bis vor die Hausthüre entgegen, nahm Fritzens Briefe an seine Eltern in Empfang. Dabei fehlte aber niemals ein zierliches Brieschen auch an sie selbst, das sie jedoch hurtig in ihre Schürzentasche wandern ließ.

Sie hatte bei der in diesem Fache als sehr geschickt bekannten Bühleckliese das Plätten erlernt. Auf hl. Weihnachten übersandte sie ihrem angebeteten, geliebten Fritz ein Halbdutzend selbstgefertigter und sorgfältigst ausge-

rüsteter Hemden zum Geschenk und erhielt dafür ein warmes Dankschreiben, sowie in einem kleinen Schächtelchen ein zierliches Goldreiflein „als Pfand ewiger Liebestreue“. . . Ihr Herz hätte laut aufjubeln mögen. Nachts, im verschlossenen Schlafkämmerlein, steckte sie das Ringlein an ihren schlanken Finger und ließ es freudig im Lampenlicht erglänzen. — Ach, seufzte sie, wenn ich's nur auch öffentlich tragen dürft'! Doch die Mutter und die Leut' insgesamt würden mich fragen: Woher hast du das kostbare Ding? Und er — er könnte mir's zürnen. . .

Keine Lerche kann zur sonnigen, wonnigen Maienzeit heller und fröhlicher singen und trillern, als Lorle es that in jenen düstern kalten Wintertagen, am Nähtischchen, in der Küche oder droben in der ungeheizten Schlafkammer. So daß Mutter Liese und auch die Nachbarsleute sich verwundert fragten: Wo denn das Mädchen all die große Fröhlichkeit her haben mag?

Eines Tages jedoch verstummten Sang und Triller urplötzlich.

Fabrikarbeiter brachten den Gipsmüllerhans auf einer Tragbahre langsam das Höllsträßchen herauf. Der arme Mann war verunglückt, sein linker Arm von dem schweren Mühlsteine erfaßt und fürchterlich zerquetscht worden. Frau Liese fiel vor Schrecken beinahe in Ohnmacht; Lorle eilte pfeilschnell nach dem nahen Städtchen hin, um ärztliche Hilfe herbeizuholen.

Man brachte den Schwerverwundeten sorgsam zu Bette und gab ihm frisches Brunnenwasser zu trinken. — „Schon gut“, sagte er, „aber ein Schnäpschen, Liese, ein Schnäpschen muß dabei sein. Und die Pfeife — stopft

mir die Pfeife, damit ich die Schmerzen weniger spüre!“

Die Tabakspfeife mußte aus der Fabrik heraufgeholt werden, und nachdem der Verunglückte sie endlich im Munde hielt und tapfer darauflos paffte, sagte er lächelnd: „So, nun soll der Schlächter — er meinte damit den Wundarzt — nur kommen, seine Hantierung vornehmen, Ihr werdet sehen, ich verzieh' nicht das Maul!“

Der Arzt schüttelte beim Besichtigen des Armes bedenklich den Kopf, legte den nötigen Verband an und traf die ferneren zweckdienlichen Anordnungen.

Lorle erzeigte sich als aufmerksamste und unermüdlichste Krankenpflegerin, opferte ihre Ruhe, ihren Schlaf mehrere Tage und Nächte lang.

Doch der Fall erzeigte sich als ein sehr schlimmer. Es traten giftige Wundfieber, es trat der böse Wundbrand ein, der trotz aller Gegenwehr sich mehr und mehr dem Herzen näherte.

Lorle erhielt von der ratlosen und schrecklich geängstigten Frau Liese den Auftrag: „Nun mußt du doch dem Fritz schreiben, daß er unverzüglich nach Hause kommen soll! Ich wollte ihm den Kummer ersparen, nun aber geht's nicht mehr anders, ach Gott!“

Der Student traf schon des andern Tages zu Hause ein. Der von der Fieberhitze glühende Kranke vermochte seinen Sohn nicht mehr zu erkennen, redete beständig irre. — „Steine her,“ rief er mit lauter, befehlender Stimme, „ihr andere da — ölt die Maschine und schüttet auf!“

Die Nacht darauf erlöste ihn der mitleidige Tod von seinen qualvollen Leiden.

Und das übereinstimmende Urteil der Dorfbewohnerschaft — der Keuchelbauer war inzwischen ebenfalls gestorben — sogar der leichtfertigen Höllemerleute lautete: Einen brävern, arbeitsamern und anspruchslosern Mann hat man noch niemals zu Grabe getragen!

Frau Liese war geradezu untröstlich. Sie hatte nicht nur den friedfertigsten und gutmütigsten aller Gatten verloren, sondern mit seinem Hinschiede war für ihren Haushalt die hauptsächlichste Einnahms- und Verdienstquelle plötzlich versiegt. Das Häuflein glänzender Fünffrankenthaler, das er alle zwei Wochen lächelnd vor sie hinzulegen gewohnt gewesen, nun war es damit vorbei für alle Zeiten, das fühlte sie.

Sie fragte sich voller Schrecken und Bangen: Was soll nun unser Fritz anfangen, mit welchen Mitteln weiterstudieren, da unsere Ersparnisse längst aufgebraucht und sogar auf das Haus bereits ein kleines Anlehen aufgenommen worden ist?

Zwar erbot sich die kinderlos gebliebene Base Kresenz, welche als ziemlich gealterte Frau zu dem Leichenbegängnisse sich ebenfalls eingefunden hatte, an die Studienkosten ihres lieben jungen Pathen alljährlich ein namhaftes Sümmchen beizutragen, sofern derselbe wirklich den geistlichen Beruf ergreifen werde.

„Ach, wie sollte er nicht!“ glaubte Witwe Liese versichern zu können. Und das ist mein Trost. Denn erst heute hat die reiche alte Müllerin auf dem Kirchweg zu mir gesagt: zu dem frommen hl. Zwecke, wie das Geistlich

studieren, werdet Ihr genügsame Unterstützung finden in allen bessern Bauernhäusern des Dorfes — kommt nur herzhaft anpochen, Liese; oder soll er selbst kommen, noch weit besser!

Doch das war eben die bittere Ueberraschung und das Elend: Fritz erklärte seiner Mutter und der Gottenbase mit aller Entschiedenheit, daß er ganz und gar keine Lust und Neigung mehr zu dem Geistlichwerden in sich verspüre, sich nun vielmehr für die pädagogische Laufbahn entschlossen habe, diese werde am wenigsten Geld- und Zeitaufwand erfordern.

„Noch ein Semester", meinte er, „und ich werde das Zeugnis der Reife erlangen und an das Polytechnikum abgehen können. Und nach fernern zwei Jahren hoffe ich das Diplom als Fach- oder Sekundarlehrer in die Tasche zu bekommen — nach kurzen zwei Jahren, ich versichere dir, lieb' Mütterchen", schmeichelte er.

Das Studentlein hätte freilich am liebsten Medizin studiert, doch hieran war bei der veränderten traurigen Sachlage, nach dem Tode seines lieben Vaters, halt nicht mehr zu denken.

„Ich werde mich möglichst einschränken", sagte er, „und durch Erteilung von Privatunterricht mir Geld zu verdienen suchen. Außerdem werde ich Schritte thun, um von dem Staate ein jährliches Stipendium zu erlangen — es wird schon gehen, Mütterchen, sei nur ohne Sorge!" suchte er jene zu begütigen und zu beruhigen.

Es gelang ihm, auch die Gottebase umzustimmen — wie hätte sie seinen liebenswürdigen, zärtlichen Worten

auf die Dauer widerstehen können! „Nun dann“, sagte sie, tief aufseufzend, „es ist wahr, es gibt auch unter den Weltlichen gute, brave Herren, und die himmlische Seligkeit wird nicht an einen Beruf gebunden sein, hoffentlich nicht! . . . Und doch — doch hätte ich's so unendlich gern gesehen, wenn ein Pathenkind ein angesehener, frommer Geistlicher geworden wäre.“

„O ich auch, ich noch weit mehr, du wirst begreifen Kresenz!“ glaubte Mutter Liese versichern zu müssen. „Doch wenn er auch gar keine Neigung mehr verspürt, was läßt sich dagegen thun! Eine erzwängte Sach' ist, zum vornherein eine verfehlte Sach', hat schon meine selige Mutter oftmals gesagt.“

Die allzeit geschäftige Lorle hörte diesen Auseinandersetzungen und Beratungen stillschweigend zu — was hätte sie, das mittellos „angenommene“ junge Mädchen, dabei mitsprechen können? Manchmal begab sie sich von ihrem Nähtischchen eiligst weg in die Küche hinaus, um sich die hervorquellenden dicken Thränen aus den Augen zu wischen und tief traurig in sich hinein zu seufzen.

Fritz war wieder nach der Hauptstadt, an das Gymnasium zurückgekehrt. Und schon zwei Tage darauf erhielt Lorle von ihm einen Brief, der also begann: „Geliebteste meines Herzens! Am Abend vor meiner Abreise und an dem Abreisemorgen selbst suchte ich noch Gelegenheit zu finden, dich unter vier Augen zu sprechen und von dir Abschied zu nehmen. Ich hatte dir noch so vieles zu sagen, meine Lebenspläne und meine süßen Hoffnungen zu offenbaren, die dich ebensogut wie mich angehen; ich wollte von dir ein tröstendes, liebendes,

aufmunterndes Wort erhaschen und auf den Weg mit-nehmen. Du aber wichest mir geflissentlich und beharr-lich aus. Ich hatte gehofft, du werdest mich, wie früher immer, eine Strecke weit begleiten; auch das geschah nicht, ich mußte allein den Hang hinunter gehen. Das stimmte mich ganz unglücklich. Ich fühle es jeden Tag mehr, daß ich ohne dich, das herrlichste und süßeste aller Mädchen, ohne deine innige Gegenliebe nicht leben kann, sie ist die Sonne, welche mein Herz erhellt und erwärmt, im Kampfe gegen widrige Mächte mich aufrecht hält. . . Darum bitte ich dich und flehe dich an: schreibe mir um-gehend einige Zeilen zu meiner Beruhigung."

Lorles Antwort lautete: „Lieber Fritz! Du sprichst in deinem Briefe von dem Kampf mit widrigen Mächten. Auch ich habe einen solchen gekämpft, still in meinem Herzen, seitdem mir die Kenntnis über die deine Person angehende Sachlage geworden, habe die verwichenen zwei Nächte sozusagen kein Auge zugethan und das Kopfkissen mit meinen Thränen benetzt. Jetzt ist der bittere harte Kampf ausgekämpft. Ich sende dir anmit das mir ge-schenkte Goldringlein zurück. Ich bin zur Erkenntnis ge-kommen — und du wirst meiner Ansicht bei ruhigem Ueberlegen beistimmen müssen —, daß ein blutarmes Mädchen, wie ich, deine Geliebte und Zukünftige nicht sein kann. Es wird dir ein Leichtes sein, eine Reiche aus angesehener Familie zu kriegen, welche die Mittel hat, die dir mangeln, um deine Studien glücklich zu voll-enden und dir einen angemessenen Hausstand zu gründen. Eine liebende, sorgliche Schwester werde ich dir immer-dar bleiben und an deinem Glücke den innigsten Anteil

nehmen, des kannst du versichert sein. Ich bitte dich um deinetwillen, lasse dir's daran genügen. Auch wird nichts imstande sein, mich in meinem nun einmal getroffenen Entschlusse wankend zu machen."

So war es auch. Mochte Fritz in seinen folgenden Briefen noch so flehentliche, verzweifelte Akkorde anschlagen, das eigensinnige junge Mädchen beharrte darauf, ihm eine liebende, sorgliche Schwester sein zu wollen, weiter aber nichts. Sie strickte ihm Strümpfe, versah ihn mit reiner Wäsche nach wie vor. Und wann die Mutter durch sie ihm Geld übersenden ließ, wie konnte er wissen, daß auch Lorle ihre sauer verdienten paar Fränklein heimlich beilegte, ja zu diesem Zweck auf jeglichen neuen Putz freiwillig verzichtete — wie hätte er von diesen harten Opfern Kenntnis erlangen sollen?

An diesem Verhältnisse änderte auch nichts die Rückkehr des Studenten in die Herbstferien. Nun, da er Lorle wieder leiblich vor sich sah, ihre anmutigen Bewegungen und ihr fleißiges, züchtiges Walten neuerdings beobachten konnte — sie erschien ihm noch weit reizender und begehrenswerter denn je. Doch so oft er sich ihr vertraulich nahen oder ein innig, zärtlich Wort zu ihr sprechen wollte, stets machte sie eine ernste, abwehrende Gebärde und sagte in bestimmtem, traurigem Tone: „Laß' das, Fritz, ich bitte dich sehr! Es könnte ja keinen Zweck haben."

Einmal, als sie sich allein zu Hause in der Wohnstube befanden und er sich ihrer Hand bemächtigen wollte, drohte sie sogar: „Du wirst mich, wenn du nicht abläßest, noch von hier forttreiben, Fritz, glaub' es nur!"

Und er rief voller Verzweiflung: „So gebe ich das Studieren lieber gänzlich auf und gehe an meines seligen Vaters Stelle in die Gipsmühle arbeiten oder ergreife sonst irgend ein Handwerk, sofern du mir nur wieder gut sein willst!“

„Du redest da einfältiges Zeug, Fritz! Komm' zu dir, Fritz, und sei vernünftig, ich bitt'!“ versetzte sie eindringlich. „Wie jammerschade wäre es um dein bisheriges mühevolles Lernen, für deine Wissenschaft und deinen hellen gelehrten Kopf, wenn du nun plötzlich andern Sinnes und deine schöne Zukunft aufgeben würdest! Nein, nein, das darf nicht geschehen, eines einfältigen, armen Mädchens wegen schon gar nicht, das wäre ja lächerlich, was würden die Leute dazu sagen und von dir und mir denken! Drum — ich bitte dich nochmals inständig — sei vernünftig, Fritz, fasse Mut — entsage — sei ein Mann! Oder glaubst du etwa, es habe mich nicht auch des harten Ueberwindens gekostet? Ach, wenn du wüßtest! . . .“

Sie vermochte vor innerer Erregung nicht weiter zu sprechen, verließ eilends das Gemach. Und er folgte ihr auf dem Fuße nach, erfaßte sie beim Arm und rief: „Oder solltest du etwa einen andern mir vorziehen? Mädchen, sprich!“

„Nein, nein!“ erwiderte sie thränenden Auges, „ich liebe keinen andern und werde auch niemals einen andern lieben, ich schwör's!“

Er sagte sich beim Schlafengehen: Mit diesem reizenden, anbetungswürdigen Mädchen, das auch betreffend Intelligenz und Tugendhaftigkeit weit, weit über ihren

Standesgenossinnen steht, in demselben Hause zu wohnen und stündlich vor mir zu sehen, ohne sie ferner lieben zu dürfen — nein, so halt' ich's unmöglich aus, ich würde ja toll werden!'

Und schon des folgenden Morgens reiste er wieder ab, um für den Rest der Ferienzeit eine ihm angetragene Hauslehrerstelle, welche die Nachhülse eines zurückgebliebenen jungen Studenten zum Zweck haben sollte, sofort anzutreten.

Und Lorle?

Sie sang nicht mehr und lachte nicht mehr, und selbst Frau Liese, welche den einstmals gefaßten Verdacht, daß zwischen den beiden ihr nahestehenden jungen Leuten ein geheimes Liebesverhältnis bestehen könnte, längst wieder aufgegeben hatte, fragte sich oftmals voller Mitleid: An was das gute, arme Kind wohl leiden mag? Auch ermangelte sie nicht, Lorle darüber ernsthaft zur Rede zu stellen und zu ermahnen: „Du mußt zum Doktor gehen, ich verlang's!“

„Mir fehlt ja nichts, Mutter, ich fühle mich kerngesund!“ so lautete die mit erzwungenem Lächeln gegebene Antwort.

Neuerdings versuchten Höllemer- und auch Dorfburschen, unter letztern sogar angesehene junge Handwerker und Halbbauernsöhne, sich Lorle zu nähern und sich ihr angenehm zu machen. Doch das schöne junge Mädchen hatte für keinen derselben einen freundlichen Blick, wies jede Werbung kurzer Hand ab.

Die verwitwete Gipsmüllerhansin sagte kopfschüttelnd

zu sich selbst: Da verstehe sich drauf, wer kann! Mir ist das Mädchen ein vollkommenes Rätsel.

Wie groß war aber ihr Erstaunen und Schrecken, als Lorle ihr eines Morgens ankündigte: „Wenn Ihr nichts dawider habt, Mutter, geh' ich mir eine Stelle suchen als Dienstmädchen."

„Du? —"

„Ja. Ich bin in vielen Dingen noch so unwissend — ich wünsche mir die Kochkunst zu erlernen."

„So, deshalb? Das kaun aber der wahre Beweggrund nicht sein, ich seh' dir's an! Dir ist's zu still und zu einsam geworden in unserem Häuschen, bei mir alter Frau, möchtest lieber in die schöne weite Welt 'nausgehen, gelt?"

„Nein, gewiß nicht Mutter, das ist es nicht!"

„Du fortgehen — wer soll dann unserm Fritz die Hemden waschen und so fein plätten, und für all' seine Bedürfnisse so hübsch sorgen, und ihm in meinem Namen Briefe schreiben, da ich selbst es nicht kann?"

„Just wegen Euerm Fritz geh' ich fort, weil ich die Qual in meinem Herzen nicht länger auszuhalten vermag und in der Fremde eher Vergessenheit zu finden hoff'!" so stand schon Lorle im Begriffe, verzweifelt auszurufen. Doch besann sie sich noch rasch genug eines klügern und sagte: „Weil — weil ich in der Fremde mir mehr Geld zu verdienen hoff', um den Fritz bei seinem Studieren besser unterstützen zu können."

Doch Mutter Liese hörte nicht auf diesen Vorwand, sondern fuhr fort zu jammern: „Du fortgehen — was

soll ich alte, gichtkranke Frau ohne dich und deine Aus-
hülfe dann anfangen, was der Fritz?"

Sie begann bitterlich zu weinen. Und Lorle mußte
sich mitleidig gestehen: sie hat Recht, ich darf sie so nicht
verlassen! Seit zwanzig Jahren hat sie an mir Mutter-
stelle vertreten — schon die Dankbarkeit verbietet mir,
fort zu gehen. Es wird so Gottes Wille sein, daß ich
den Weg weiter wandle, die Qual im Herzen stumm und
geduldig weiter trage.

Sie setzte sich wieder geduldig an ihre Nähmaschine
und ließ sie emsig schnurren bis in den tiefen Abend
hinein, galt es doch, mittelst dieses kleinen Verdienstleins
die arme Witwe und ihren studienbeflissenen Sohn zu
unterstützen.

Als sie endlich Feierabend machte, hörte sie des Nach-
bars Käthe und deren Liebhaber, den Posamenterheiri,
zusammen ein fröhlich Liebeslied singen. Das schnitt ihr
tief ins wunde Herz hinein. Sie schloß rasch das Fenster
und ging schluchzend zu Bette.

* * *

Es war zur neuerwachten goldenen Frühlingszeit, als
ein Mann sehr langsam das Höllsträßchen heraufgestiegen
kam . . .

Ein hohläugiger, blasser Mann mit ergrautem, langem
Haar und weißem Bart, der trotz des milden März-
sonnenscheins sich in einen weiten Pelzmantel gehüllt hatte.
Das Gehen schien ihm Beschwerde zu machen, denn bei-
nahe alle zehn Schritte blieb er ermüdet und um Atem
zu schöpfen, stehen. Zaghaften, forschenden Blickes schaute

er in die sich erweiternde Bergschlucht und die darin befindliche Ansiedelung hinein, murmelte in fremder Sprache einige unverständliche Worte und setzte den Weg wieder langsam fort. Doch mußte ihm die Höll' nicht ganz unbekannt sein, denn er ging bei den ersten Häuschen gleichgültigen Blickes vorbei; die Leute gafften ihm zu den Fenstern heraus erstaunt und neugierig nach, einige der sonst so fleißigen Posamenterstühle blieben sogar auf einen Moment müßig stehen, denn Fremde pflegten, die Hausiererleute ausgenommen, sich nur höchst selten hier herauf zu verirren. Vor des Schneiderhänsels Haus aber blieb er plötzlich stehen, beschaute sich aufmerksamen, musternden Blickes das baufällige, verwahrloste Gebäude, sah zu dem von einer Weinranke beschatteten altersgeschwärzten Läubchen empor, um sich sodann an eine im Gemüsegärtchen beschäftigte robuste junge Frau zu wenden mit der hochdeutsch gesprochenen Frage: „Erlauben Sie — sagen Sie gefälligst — wohnt nicht in diesem Hause eine gewisse Eleonore Kling, ehemals genannt des Stoffelbalzen Lorle?"

„Nein, Herr!"

„Oder hat vor etwa zwanzig Jahren hier gewohnt?"

„Das kann ich leider nicht sagen." „Hänsel!" rief die Frau durch das offenstehende Stubenfenster ihrem an der Schneiderbank sitzenden Manne zu, „Hänsel, komm gib diesem Herrn da Bescheid, du mußt die Sach' besser kennen, als ich, die noch nicht so viele Jahre hier ist!"

Und der geschwätzige Schneiderhänsel erzählte dem Fremden auf Befragen: „Ihr habt recht, Herr, zu jener

Zeit hat eine junge Weibsperson hier gewohnt, desselben Namens, wie Ihr vorhin gesagt habt. Ja, hier im obern Stockwerk, hinter dem Läubchen war die Stube, in welcher sie mit ihrer stocktauben Alten gewohnt hat — ganz richtig! Sie that posamenten — ich entsinne mich dessen noch gar wohl. Ein verdammt sauber, hübsches Mädchen mit Bäcklein wie Milch und Blut, und ich vermein es jetzt noch singen zu hören von dem Läubchen herunter so munter und fein. Dann aber fing es eine leichtfertige Liebschaft an mit einem zugewanderten fremden Malergesellen, und der ließ es elend und grausam in der Patsche sitzen. Ich selbst befand mich damals zu Weißbach in der Lehr'; doch hat mir meine Mutter berichtet, als ich nächstes Mal wieder heimgekommen bin, wie das traurig gewesen sei, der Tod des armen jungen Mädchens, gleich nachdem es geboren hatte, und wie die Alte nach kaum ein paar Wochen nachgefolgt sei aus lauter — doch wie ist Euch, Herr, will's Euch unwohl werden und schwindlich? Setzt Euch hier auf das Hausbänkchen, Herr, ich will Euch einen Schluck frisch Wasser holen — wir Höllemer haben halt gar ausnehmend köstliches Quellwasser hier oben!"

Nachdem sich der Fremde von seinem Schwächeanfall wieder erholt hatte, sagte er mit tonloser, bebender Stimme: „Und das Kind, lieber Mann, was ist mit dem Kinde geschehen? Erzählt mir, ich bitt'!"

„Das Kind? Ei, das ist von guten Leuten aufgenommen worden, ist nun selbst zu einem großen, blitzsauberen Mädchen herangewachsen, o ja!"

„Und wohnt nun?"

„Dort in jenem Haus mit dem Wildbirnbaum davor, nächst der Bachfluh; bei der Gipsmüllerliese, wie sie hier genannt wird. Und —“

Der Fremde wehrte: „So, ich weiß nun genug, ich danke!“ Er drückte dem Erzähler stillschweigend ein dickes Silberstück in die Hand, erhob sich und ging. Der Schneider schaute ihm erstaunt nach, vergaß dabei aber nicht, das Silberstück, damit seine Frau es nicht sehen sollte, rasch in seine Hosentasche zu schieben. Daraus verschaff' ich mir mal ein genußreich Täglein! dachte er schmunzelnd. Laut sagte er: „Hast du die Frage gehört, Lene, die der fremde Herr an mich gethan? Guck, er geht wirklich zu des Gipsmüllers hinauf! Was er dort wohl zu schaffen haben mag? Doch nicht etwa wegen der Lorle . . . Nun, ein vollendeter Herr ist's, selb' ist unstreitig. Man braucht sich nur die kostbaren glitzernden Fingerring' und so oft sich sein Mantel auseinanderthut, das schwere goldene Uhrgehäng' anzusehen“ — und an den gespendeten Fünfliber zu denken, solch ein Trinkgeld ist mir Zeit meines Lebens noch niemals zu teil geworden! dachte er höchlichst vergnügt bei sich . . .

Nun rief's aber neugierig aus allen Fenstern der Nachbarhäuschen heraus: „Schneider, wer ist's? Was will der hier?“

„Weiß ich's denn? Er that sich blos nach des Balzenstoffels verstorbener Lorle erkundigen und ist nun zu des Gipsmüllers 'nauf gegangen.“

„Ah so, zu des Gipsmüllers?“

Flugs wurden die jungen Buben und Mädchen beauftragt, sich möglichst ungesehen zu des Gipsmüllers

Haus hinüber zu schleichen, um zu spähen und zu horchen.

Und nach einer Weile kamen jene wieder nach Hause gerannt, und was sie berichteten, klang so seltsam und märchenhaft: „Denkt Euch — wir haben verstohlen zum Fenster hineingeguckt und gesehen, wie der fremde Herr vor des Gipsmüllers Lorle auf die Knie gesunken ist, wie vor einem Heiligenbild, und er that allerhand verworrenes Zeug schwatzen, das wir nicht verstehen konnten, und dazu greinen wie ein Kind. Und sie, die Hemdennähterin, wischte sich ebenfalls die Augen einmal über das andere.“

Nach einer Stunde erzählte es Mutter Liese beim Brunnen ihren neugierig herbeieilenden Nachbarinnen: „Es ist unserer Lorle ihr Vater, der ehemalige fremde Malergeselle.“

„Was Ihr da sagt, ei, ei!“

„Ist weit drinnen in Amerika gewesen, hat erstaunlich Glück in den Goldfeldern und hernach viel Unglück gehabt mit Weib und Kind, die ihm schnell dahin gestorben — hat das Unglück eigentlich vollauf verdient gehabt an dem armen verlassenen Mädchen! Wurde alsdann ebenfalls von Krankheit heimgesucht, das kalte Fieber, wie er's nennt, und von schrecklichem Heimweh geplagt. Das Gewissen hat ihm keine Ruhe mehr gelassen, er mußte herbeikommen, sich nach dem Schicksal seiner ehemaligen verlassenen Geliebten und dem seines Kindes zu erkundigen. Und nun hättet Ihr sehen sollen, wie erstaunt und entzückt er war, eine solch' hübsche, erwachsene Tochter zu finden! und hören sollen, mit welch'

rührenden Worten er sie um Verzeihung bat, mir selbst trieb es förmlich die Augen über."

„Gelt, gelt!"

„Und wenn man ihn genauer betrachtet, erkennt man die feinen, blassen Gesichtszüge wieder und die prächtigen großen dunklen Augen, die Lorle von ihm geerbt haben muß, und das feine, schwarze Lockenhaar, das freilich inzwischen beinahe weiß geworden ist. Und er will nun alles so viel wie möglich gut machen, sagt er. Aber ich muß gehen und dem Gast ein ordentlich Nachtessen bereiten, er will nämlich bei uns schlafen bleiben . . ."

„Ei, ei!" riefen die Weiber erstaunt. „Aber ist er denn reich?"

„Reich? Das will ich meinen! Schon die Menge glitzernder Goldstücke, die er der Lorle in den Schoß schüttete, und das Päckchen grüner Papierchen, so er ihr als vorläufiges Geschenk auf das Nähtischchen legte — heute werden sie's bei der Bank umwechseln lassen und an Zins legen. Und drüben in Amerika hat er noch Haus und Garten in einer großen, volksreichen Stadt zu eigen."

„Ist's möglich!" rief es neidisch.

„Und mir hat er ebenfalls einen Tausendthalerschein, wie er's nannte, in mein Gebetbuch gelegt, als schuldiges Kostgeld für seine Tochter, sagte er. Er will bei uns wohnen bleiben, wenigstens diesen Sommer über, weil er hier oben sein Fieber am ehesten los zu bekommen hofft — ach, es will mir dies alles immer noch wie ein Traum vorkommen, ich kann es schier nicht glauben und fassen!"

Lorle kehrte jenes Abends allein nach Hause zurück.

„Mein Vater", so berichtete sie, „ist, nachdem er seine Geschäfte abgethan, nach der Stadt gereist, um betreffs seiner Krankheit einen berühmten Professor zu rate zu ziehen. Er wird morgen Abend wieder hierher zurückkehren . . . Ach, wie glücklich ich mich fühle, einen Vater gefunden zu haben! Und welch' einen guten, zärtlichen! Wie er mich vornehm bewirtete, Mutter und mir alle Ehre anthat! Und das Testament — ach, ich verstand beim Ablesen desselben vor lauter Glück und Verwirrung fast kein Wort, und als der junge Herr Amtsnotar, nachdem mein Vater sich einen Augenblick entfernt hatte, mir das Kompliment machte: „Gratuliere, mein schönes Fräulein, zu dem reichen Erbe bestens!" da wußte ich vor Erröten und großer Verlegenheit nicht, was darauf antworten."

Sie schrieb an den Studenten Fritz Reist:

Mein innigst Geliebter!

„Ja, so darf ich dich wieder nennen und bekennen vor aller Welt! Ich bin nicht mehr die Lorle, deren große Armut und Niedrigkeit es ihr zur grausamen Pflicht gemacht hat, mit dem mittellosen Studenten, um nicht vor seinem Glücke zu sein, das angesponnene Liebesverhältnis abzubrechen, traurigen, blutenden Herzens! Heute bin ich reich, bin durch eine gütige Fügung Gottes und die Großmut meines unverhofft aufgefundenen Vaters die reiche, glückliche Erbin geworden.

Studiere du also nur herzhaft und unbesorgt weiter . . .

Ich weiß, daß du so gerne Arzt geworden wärest, kanntest du doch schon in deinen jüngern Studentenjahren alle Bergblümlein und Heilkräuter gleich einem gelehrten Apotheker — nun geh', ich bitte dich, fröhlich die Doktorwissenschaft erlernen, wegen den Geldmitteln brauchst du dir keine Sorge zu machen . . .

Es wäre deiner Mutter und mir sehr lieb, wenn du übernächsten Sonntag nach Hause kommen wolltest, dann könnten wir dir ja all' das Wunderbare mündlich erzählen. Dann könnte ich dich mit meinem lieben Vater, mit dem ich bereits von dir gesprochen, persönlich bekannt machen, dich bekannt machen mit meinem unaussprechlichen Glücke! Also ich bitte dich, mein geliebtester Fritz . . ."

Sie hätte nicht zu bitten gebraucht.

Schon am Sonnabend spät, als Lorle wiederum einen forschenden, sehnsüchtigen Blick zum Fenster, in die abendliche Dämmerung hinaus that und Mutter Liese just zum Nachtessen rufen wollte, kam der schlanke, hübsche Student mit langen Schritten das Sträßchen herauf geeilt. Das von übermächtiger Freude erfaßte junge Mädchen ging ihm die Hausthüre öffnen, flog in seine Arme, führte ihn glückstrahlenden Blickes in die Wohnstube, stellte ihn ihrem in bequemen Schlafrock gehüllten Papa vor; dieser betrachtete sich den jungen Mann mit sichtlichem Wohlgefallen und sagte: „Meine liebe Tochter hat mir Ihre Tugenden und Wissenschaften so warm gepriesen, daß es mir zur großen Freude gereicht, Ihre werte persönliche Bekanntschaft zu machen. Seien Sie mir herzlich gegrüßt, junger Herr, und seien Sie zum

voraus meiner aufrichtigen und innigen Freundschaft versichert!“

Wieder kamen unerzogene junge Nachbarbuben und Mädchen, um, wohl im Auftrage der Ihrigen, zum Fenster hereinzugaffen und etwas von der im Gipsmüllerhause sich abspielenden Familienszene zu erspähen. Mutter Liese stand eben im Begriffe, sie tüchtig auszuschelten und nach Gebühr fortzujagen. Doch der „Amerikaner“ meinte mit gutmütigem Lächeln: „Ach, lassen wir sie doch. Die guten Leutchen möchten mich als so eine Art Wundertier gerne sehen und anstaunen, gönnen wir ihnen das Vergnügen, ich mag's ja wohl leiden! Ich fühle mein Herz so voll von Glück — bereiten wir diesen euern Höllemern morgen einen kleinen Freudentag, so zu einem Treat*) soll mich ein Zwanzigdollar-Nötchen nicht gereuen. Sie, Herr Studiosus, möchte ich freundlich bitten, zu dem Zwecke die geeigneten Vorkehrungen zu treffen, Sie verstehen sich darauf wohl besser, denn ich, kennen die Leute und ihre Gewohnheiten. Gerade hier vor dem Hause, unter dem blühenden Birnbaume, ließen sich bequem einige Trinktische aufstellen — meinen Sie nicht auch?“ Fritz bejahte dies; er stellte sich dem liebenswürdigen Herrn, dem Vater seiner geliebten Lorle, bereitwilligst zu Diensten.

Während der Nacht fiel ein leichter Regen. Desto glänzender ging des Morgens die Maisonne auf. Und am Nachmittag —

Was zum Henker ist denn schon wieder los in der

---

*) Wein- oder Bierspende.

Höll' droben? Was soll das laute Singen und Lärmen, Jauchzen und Hochrufen? Sind diese Leute denn samt und sonders verrückt geworden? — So frugen sich die Dorfbauern erstaunt und ärgerlich, als die laute, ausgelassene Fröhlichkeit der Höllemer bis zu ihnen herunterdrang.

Der Postbote, welcher an den „Herrn Frank Gosetti, Rentier," einen überseeischen Brief abzugeben gehabt hatte, berichtete ihnen: „Es ist wegen dem Amerikaner, welcher ihnen einen flotten Trunk wichst, und den sie nun feiern mit Sang und Lebehochs, daß es von den Felswänden wiederhallt."

„Ah so, dieser ehemalige lausige Malergesell', das windige, gewissenlose Bürschchen, das nun groß und reich thut, als ob sein Geldlein nicht zu erschöpfen wäre? O ja, der schickt sich zu diesen Höllemern, gleich und gleich gesellt sich gern!" so riefen die Bauern geringschätzig und voll heimlichem Neid und Grimm.

Lorle sagte: „Willst du nicht noch ein Weilchen bei uns und den Leuten bleiben, lieber Vater? Schau, nun wird's erst recht lustig, es wird nun noch ein Tänzchen aufgeführt."

„Ganz recht, ich mag's gern leiden, schaute mir die Lust und den Zauber selbst auch noch gerne mit an. Doch sobald die Sonne untergeht — du weißt ja mein Kind! — kehrt der leidige Schüttelfrost wieder, ich fühl's jetzt schon in den Gliedern. Drum zieh' ich mich lieber gleich ins Haus zurück, lege mich zu Bette und hülle mich in die warmen Decken ein, mit welchen Ihr mich so sorglich versehen habt . . . Gute Nacht, mein teures

Kind — freue dich mit den Fröhlichen, bleibe du bei deinem Schatz.“

In seinem saubern, trauten Schlafkämmerlein angekommen und während er sich entkleidete, sprach er zu sich selbst vergnügt: Diese närrischen Leutchen — horch, wie das singt und jubelt, musiziert und tanzt! Doch dieses Höllemer Völklein gefällt mir. Desgleichen die sonnige Lage und die gesunde, reine Bergluft hier oben, ich glaube, hier werde ich gesunden, spüre jetzt schon den Anfang der Besserung. Ich will mit dieser Mutter Liese — wie mir scheint, eine grundbrave und durch und durch ehrenwerte Frau — über die Sache reden. Es ließe sich dieses Häuschen leicht umbauen und zu einem behaglichen Home einrichten; desgleichen der Vorplatz sich in ein sonnig hübsch Gärtchen umwandeln. Es würde mir ein besonderer Trost sein, fern von der geräuschvollen sogenannten Welt und in Gesellschaft meiner lieben, engelhaften Tochter den Rest meiner Tage zu verbringen. Ja, das will ich! Morgen schon werde ich mir die Adresse eines tüchtigen und zuverlässigen Architekten zu verschaffen suchen. Wenn immer möglich, soll die kleine Cottage schon bis nächsten Herbst fertig dastehen. — Mit Geld kann man alles, und ich besitze ja, Gott sei Dank, Geld.

Er konnte lange keinen Schlaf finden — das Gelärm und Gejauchze, Lachen und Kichern vor und neben dem Hause, gaßauf und ab! Jetzt sogar ein lebhaft Streiten . . .

Und des folgenden Morgens blieb manch’ ein Seidenwebstuhl müßig stehen bis gegen Mittag. Auch

das hatte der „steinreiche, spendwillige Amerikaner“ zu verantworten.

* * *

Fritz hatte die Hochschule bezogen, widmete sich mit rastlosem, freudigem Eifer dem Studium der Heilwissenschaft.

Und als er zum ersten Mal wieder, bei Anbruch der glücklichen Ferienzeit, beflügelten Schrittes und sehnsüchtigen Herzens das Höllsträßchen hinaufeilte — „Was ist den das?“ rief er voller Erstaunen. „Welche Zauberhand hat denn hier gewirkt? Ich kenne mein Elternhaus nicht mehr, es ist ja zu einem prächtigen, niedlichen Landhäuschen umgeschaffen worden, schau, schau!“

Zwei Tage zuvor war auch Lorle nach Hause zurückgekehrt, nach monatelangem Aufenthalte in einem renommierten kleinen Kurhause, wo sie, ihrem kränkelnden Vater zulieb und um sich auf ihren künftigen höhern Hausfrauenberuf vorzubereiten, die Kochkunst erlernt hatte. Und nun das glückliche Wiedersehen der beiden Liebenden, die Freude von Vater nnd Mutter!

* * *

Zwei Jahre später.

Der „Amerikaner“ war seinen Schüttelfrost längst glücklich los geworden, sah wieder gesund und rüstig aus, hatte sich sogar, dank der ihm zu teil werdenden vortrefflichen Küche und Pflege, ein ansehnliches Schmerbäuchlein angeschnallt.

Diese herrliche, reine Bergluft macht mich noch ganz dick, pflegte er scherzend zu sagen.

Unser angehender Mediziner aber bereitete sich auf sein letztes Examen vor; er bestand dasselbe mit bestem Erfolge.

Der Doktor war fertig.

Nein, noch nicht ganz! meinte derselbe. Sein Wunsch war — und dieser stimmte mit den Ansichten seines zukünftigen Schwiegervaters vollständig überein — vor der Eröffnung seiner Praxis sich noch ein Halbjahr ins Ausland zu begeben, um die ihm angetragene Stelle eines Hülfsarztes in einer berühmten Augenheilanstalt zu bekleiden.

Zuvor jedoch sollte das Verlobungsfest gefeiert werden.

„Lassen wir auch unsere muntern Nachbarsleute daran teilnehmen!“ so lautete der Vorschlag des in glücklichster Laune sich befindenden Papa Gosetti . . .

Nein, solch' ein Genuß war den Höllemern noch nie zuvor geboten worden. Diesmal gelangten nicht nur Knackwurst und Semmelbrot auf die mit Zelttuch beschatteten Baumgartentische, sondern Gesottenes und Gebratenes samt leckerm Backwerk in ausgiebiger Menge. Dazu der reichlich gespendete kräftige Rotwein — die Quelle schien ja geradezu unerschöpflich zu sein! Selbst betagte Männer und Frauen wandelte die Tanzlust an oder sie versuchten mit ihren rauhen, ungefügigen Stimmen halbvergessene, alte Volkslieder zu singen mit einer Tapferkeit und Ausdauer, als gelte es, sich einen Ehrenpreis zu erringen: Zwei alte Weiber, welche die Kraft des feurigen Welschen unterschätzt haben mochten, mußten schon frühzeitig und zum großen Gaudium der jungen

Welt nach Hause geführt werden. Den beiden von Glück und Wonne strahlenden Verlobten wurden stürmische Hochs ausgebracht, eines nach dem andern; ja, Abends, beim Mondscheine fand ihnen zu Ehren noch eine solenne Keilerei statt, ohne welche die Höllemer Burschen ein Freudenfest nicht abschließen zu dürfen vermeinten. Der Streit war aus Eifersucht entstauden, weil zwei Jung-Knaben zugleich des Barthle's kleine Kätheli nach Hause begleiten wollten. Man raufte sich recht tüchtig, und es fehlte nicht an kräftigen, zornigen Schmissen. Doch kaum war die Kunde eingetroffen, daß eine Schar neugieriger Dorfburschen, in der Mehrzahl hochmütige Bauernsöhne, sich herangeschlichen hatte, um zu spähen und hernach zu verspotten, als die erst noch feindlichen Brüder plötzlich von einander abließen und mit Knitteln bewaffnet auf die verhaßten „Dörfler" losstürzten. Binnen wenigen Minuten waren die letzteren in die Flucht geschlagen und mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt. Fröschenköpfe, Mistbuben! scholl es ihnen höhnisch nach durch die Nacht.

Mutter Liese hinter ihrem Kaffeekännchen dachte voller Freude und Stolz: Unser Fritz, fertiger Menschendoktor und glücklich verlobt mit dem hübschesten und besten aller Mädchen; außerdem der unverhoffte große Reichtum im Hauſ' — ach, seufzte sie, wenn doch mein guter, seliger Hans das alles mit ansehen könnte, das schöne Herrenhäuschen, die prächtige, fürnehme Einrichtung, das herrliche Lustgärtchen! Und unsern Sohn geehrt und gefeiert von allen — wie würde der Gute sich freuen und erst recht gemütlich drauflos tabaken, so wie er's zu Leb-

zeiten gethan in seinen selbstzufriedenen Feierstunden, dort auf der alten Ofenbank.

Der alte Schneider Dürstel aber, welcher, weil er sich nicht aufzustehen getraute, als der letzte in der mondscheinerhellten Festhütte an dem gastlichen Brettertische sitzen geblieben war, schwang eine geleerte Weinflasche und sang mit der dünnen Fistelstimme sein schon unzählige Mal gesungenes, selbstgedichtetes Höllemerliedchen:

Drücken dich Sorgen und Schmerzen,
Du armer Gesell',
Oder hast sonst 'was zu klagen:
Komm' rauf in die Höll'!

Hier oben scheint d'Sonne
Noch einmal so hell;
Hier kennt man nicht Sorge, nicht Kummer,
Bei uns in der Höll'!

Solltest an Fettsucht du leiden —
Komm' nur recht schnell!
Noch kein Reicher gestorben ist
Bei uns in der Höll'!
Juch! Juch!





Druck von Schmid & Surber, Zürich.

Gesammelte

Erzählungen

von



Zweiter Band.

Inhalt:



Zürich und Leipzig.
Verlag von Th. Schröter.
1898.

Nanny.



Nanny.

Das Stelzengrüt . . .

Auf dem Stelzengrüt, da hat man den lieben Sonnenschein so recht eigentlich aus erster Hand. Hängt doch das Nestchen am sonnigsten Bergeshange, und genießt man von dort aus die prächtige Aussicht ins Thal hinunter, in ferne Schweizergaue, bis zu den ewigen Schneebergen hin.

Allein die Leute auf dem „Grüt" freuen sich des frühen Sonnenscheines keineswegs gar sehr, pflegt er ihnen doch nur die Kinder frühzeitig aus dem Schlafe zu wecken; dann verlangen sie, die Kleinen, gleich nach dem Erwachen wieder zu essen, und des Essens gibt es so wenig auf dem Stelzengrüt. Denn die Sonne, welche dort oben so früh aufsteht und so warm scheint, mitunter so schrecklich warm — dort droben, auf der höckerichten Berghalde, wo aus der dünnen, magern Erdkruste unzählige Felszacken und -Zäcklein, gleich nackten Ellbogen aus dem geborstenen Wammsärmel, hervorlugen und beinahe nichts gedeihen will, als Wachholder und Schwarzdorn, Brombeer- und anderes Gesträuch, kann der frühe warme

Sonnenschein nur wenig nützen, meinen die Leute daselbst verdrießlich. Freilich wachsen neben dem dornigen Gesträuch mit Vorliebe auch Schafgarbe, wilder Münz; Tausendgulden- und anderes vornehmes Theekraut. Doch lieber als das Kraut wären den Leuten die klingenden tausend Gulden, und der Menge medizinischen Thee's bedürfen sie schon gar nicht, indem sie auch ohnedies so gesund sind, zumeist so ganz gesund, und so gerne viel und gut essen möchten, diese Leute auf dem Grüt!

Auf dem Stelzengrüt ist ein herrliches Trinkwasser zu treffen, quillend als mächtiger Quell aus der dunkeln, waldbeschatteten Tuffsteinhöhle hervor und springend mit lautem fröhlichem Gemurmel zwischen den Häuschen vorbei die Bergeslehne hinunter. Daran, an dem Quellbache, wächst die Brunnkresse in üppigster Menge, liefernd den scharfen, magen- und blutreinigendeu Salat; und das Wasser selbst, des Sommers über so herrlich kühl und klar, zur Winterszeit dagegen milde und dampfend — dieses Wasser ist, wie die Doktoren behaupten, als ein wahrer Gesundbrunnen zu betrachten, des vortrefflichsten geeignet, sich Lunge und Leber rein zu waschen. Doch was kann den Leuten auf dem Grüt der Gesundbrunnen gelten, da sie auch ohnedies so leichten freien Atem und den gesundesten Appetit der Welt besitzen. Ja, tränken sie allzuoft von ihrem herrlichen Quellwasser, so würde der Hunger sich noch weit fühlbarer machen.

Das Stelzengrüt ist weder eine Stadt, noch ein Flecken; ja nicht einmal ein Dorf, sondern gehört mit seinen zwei Dutzend Wohnhäuschen, als zugewandter Ort,

mit zu dem Gemeindeverband Mattenried, drunten im Thale.

Zu Mattenried im Thale — wie ganz anders sieht's da aus: rings um das große hübsche Bauerndorf der weite Wiesenplan, worauf kniehohes Gras wächst die schwere, duftende Menge; daneben die beinahe endlose Flucht der mit Obstbäumen besäeten tiefgründigen Aecker, deren Fruchtbarkeit erzwungen und erhöht wird fast mit Gewalt, mittelst Dünger und Jauche, mittelst der den Bauern eigenen zähen Arbeitskraft, mittelst der Hilfe der Knechte, Mägde und Taglöhner.

Und frägt man einen dieser Dienstboten: „Woher bist Du eigentlich?" Doch nein, eine solche Frage wäre eine höchst überflüssige. Aus dem Stelzengrüt stammen sie ja, mit sehr geringer Ausnahme. Nein, zu fragen braucht man nicht, so augenfällig unterscheiden sie sich, diese Burschen und Mädchen ab dem Grüt, von den Leuten zu Mattenried: weit schlanker und nerviger gewachsen, viel hübscher und lebhafter. Denn, einmal von der magern Kost an den wohlbesetzten Bauerntisch verpflanzt, „thun sie", um den ländlichen Ausdruck zu gebrauchen, „den Kopf auf gleich einem Gusti (Jung-Rind), das von der Bergweide weg an die futterreiche Stallraufe gebracht worden".

Auch soll man ja nicht glauben, daß die Leute ab dem Grüt, besonders die jungen, dieser ihrer Heimat sich schämten oder ihre Armut sonderlich empfänden und deswegen den Kopf hängen ließen, nein, durchaus nicht! Vielmehr kann man sie, die Erdbeer- und Strickermädchen, die Geißbuben, Holzhacker und Besenbinder, so

lustig singen und jauchzen hören von morgens früh bis abends spät, und scheint ja dort droben die fröhliche Kirchweih zu herrschen jahraus und ein. Und das Singen macht ihnen keineswegs Mühe, bringen sie doch die dünnen Hälse und die gewandten leichten Zünglein schon mit auf die Welt, und ein Uebriges thut ja das hellklare Brunnenwasser. Und geberden sich die Mattenrieder groß und dick, und blicken sie mit Geringschätzung auf das Taglöhnervölklein herab oder vielmehr zu ihnen, den „Grütern", hinauf — sie, die verachteten „Geiß- und Besenbuben", und „Lismermeitschi", unterlassen es nicht, es ihnen mit „Kropfbuben", „Froschköpfen", „Tanzbären" u. s. w. reichlich heimzuzahlen; und kommt es darüber zu Thätlichkeiten, dann ist es ergötzlich zu sehen, wie die dicken Mattenrieder von den flinken, sehnigen Bergbuben im Ringkampfe überwunden und mit Hohn und Spott nach Hause geschickt werden: „Quack! Quack!"

Doch laßt uns noch ein wenig droben auf dem Stelzengrüt verweilen und Umschau halten.

Freilich wird man sich dabei vergebens nach einer ordentlichen Straße umsehen. Wozu auch die Straße? Etwa für die Geißen? oder um der paar leichten mageren Kühlein willen? Nichts als steile, ausgewaschene und holprige Wald- und Allmendwege kreuz und quer; hier ein Häuschen, dort ein Häuschen, wie angeklebt oder eingegraben an der stotzigen Bergwand herum, einige, wie Schutz und Halt suchend, an eine aus dem Boden hervorragende Felsenkanzel gelehnt; vor den Häuschen, die mit Tannästen verschämt zugedeckten Geißmistlein, da-

neben das mit Dornhecken oder rohen Staketten eingefaßte Gärtlein, enthaltend einige Stauden Kraut und Salat, vor der Zeit krause und welk, einige Beetlein Setzzwiebeln, einige Zeilen Bohnen, welche kaum so viel Kraft und Wachstum besitzen, um an den magern niedrigen Stangen emporzuklettern; ein Trüppchen krüppliger Kirsch- und Apfelbäume, auf den Aeckerlein einige magere Kartoffel- und Getreidepflanzungen, ein dünnes, spärliches Wiesengras . . . so daß man die Entstehung der höhnischen Redensart der stolzen Thalbauern wohl begreifen kann: droben auf dem Grüt krepieren die Spatzen sogar während der Erndt'!

Zu oberst in dem Ortschäftchen, da wo die Sonne am heißesten zu brennen pflegt, und nach dem struppigen Bergwalde hin bloß noch wenige Schritte weit zu gehen ist, steht dem Krattenchristen sein — wir wollen das Ding aus Höflichkeitsrücksichten Häuschen nennen, obgleich dasselbe weit richtiger mit Hüttchen bezeichnet werden könnte, so klein und niedrig sieht es aus; aber auch so äußerst reinlich gehalten, außen wie innen; neben dem Salat, dem Kraut und den Bohnen erblicken wir im Gärtchen auch einige wohlgepflegte Blumenstöcke und an dem der Sonne zugekehrten Hausgiebel sogar eine Spalierrebe; auf dem Platze vor dem Häuschen, im Schatten eines Hollunderbaumes, ist ein laufender Brunnen, der sich aus der hölzernen Röhre plätschernd in den ausgehöhlten rohen Eichenstamm ergießt.

Der Krattenchristen war Sägeknecht gewesen die vielen langen Jahre über, zuerst als Junggeselle, sodann als junger verheirateter Mann. Dort, in der Mühle

zu Mattenried, hatte er sich auch sein Frauchen gewonnen, welches in selbigem Hause die Stelle einer Küchen- und Obermagd versehen und die Kochkunst betreffend ihresgleichen gesucht, gemäß Aussage sowohl ihrer Mitbediensteten, als der Meistersleute. Kaum jedoch, daß sie sich mit ihrem Christen verheiratet, als es mit ihrer Kochkunst plötzlich aus und vorbei war, weil eben etwas sehr Wesentliches in der Mattenrieder Mühle zurückgeblieben: die Rauchfleischkammer, die wohlgefüllten Mehlkasten, Butter- und Schmalztöpfe. Dafür stellte sich im Laufe der Jahre etwas anderes ein im Ueberfluß: ein Kind um das andere; eines hübscher als das andere; allein auch eines hungriger als das andere. Und für den Unterhalt dieser zahlreichen Familie standen bloß zur Verfügung die Verdienstbatzen des Hausvaters Sägenmüller, sowie das Bischen Gemüse, das von jung Mütterchen emsig gebaut wurde.

Eines morgens, nachdem Christen die ganze Nacht über auf der Sägemühle gearbeitet — seit Wochen schon beinahe Tag und Nacht, weil der Haufen zugeführten Sägeholzes kaum mehr zu übersehen gewesen und der Mann den doppelten Verdienst wohl auch zu schätzen wußte — also jenes Frühmorgens brachte man ihn auf einem Wägelchen unversehens nach Hause, zu seinem tötlich erschrockenen Weibchen auf das Grüt hinauf.

Er war in seiner Schlaftrunkenheit auf dem taunassen Holze ausgeglitten und von einem nachrollenden Sägeklotz ereilt worden.

Zwar das Leben hatte ihn der Unfall nicht gekostet, sondern bloß ein Bein, das, weil nur noch an Fetzen hängend, von den Doktoren abgeschnitten und, nachdem

die Wunde endlich geheilt, mit einem künstlichen, angeschnallten, ersetzt wurde. Und sie, die Herren Aerzte, äußerten noch ihren Stolz darüber, daß ihnen beides so wohl gelungen war.

Der Christen selbst vermochte sich mit seinen „Peinigern" keineswegs mitzufreuen, noch sein armes braves Weibchen sich über den erlittenen schweren Schicksalsschlag so schnell zu trösten. Zwar hatten des Mattenried-Müllers die sämtlichen Unkosten von sich aus bezahlt, die keineswegs geringe Summe, sowie auch während der Krankheit ihres ehemaligen Dienstboten für den Unterhalt seiner Familie gesorgt auf die anerkennenswerteste Weise. Doch ewig konnte diese Unterstützung nicht dauern, d. h. es waren der Krattenchristen und seine Frau selbst, welche dieselbe auf die Dauer nicht mehr annehmen zu dürfen glaubten und darauf Bedacht nahmen, aus eigener Anstrengung dafür Ersatz, aus eigenen Mitteln sich und den Ihrigen das ehrliche Auskommen zu suchen. Keine leichte Sache, fürwahr! Denn an die Wiederaufnahme seines Sägemüllerberufes konnte der Mann so wenig mehr denken, als an die Verrichtung jeglicher anderer groben und schweren Arbeit.

„Da ist guter Rat teuer!" seufzte der Christen. Doch plötzlich kam ihm in den Sinn, daß sein seliger Aetti (Vater) bei Lebzeiten ein geschickter Korbflechter gewesen, und er, der Christen selbst, in seinen Knabenjahren sich alles gar wohl gemerkt und eigenhändig mitgeholfen hatte bei dem Schneiden, Entrinden, Schaben, Spalten, Sortieren und Trocknen der Weiden- und andern Ruten, beim Flechten und Ausrüsten der ver-

schiedenen Korbwaren, bis ihm, mit Eintritt in die stolzen Jünglingsjahre, das Handwerk auf einmal als zu gering erschienen war. Nun aber, in seiner Invalidität und Not, frug er sich: „Wie, Christen, wärst Du wohl noch im Stande, einen Kratten (kleinen Tragkorb) herzustellen oder ein anderes Geflecht?“ „Will's mal versuchen!“ lautete sein Entschluß.

Und der Versuch gelang, gelang nach einigem Besinnen gar nicht schlecht. Nach und nach erinnerte er sich auch wieder all' der von seinem Aetti erlernten besondern Regeln und Vorteile.

Auch um das Material für das Körbeflechten und Krättenmachen brauchte dem Christen nicht bange zu sein, wuchs es doch wild und in großer Menge in Wald und Busch und Hecken und den Bachufern entlang, in naher Umgebung, in Hülle und Fülle.

Da hieß es denn: „Bub' lauf'! Lauf von früh bis spät, sollst dann ein Extrastück Brot kriegen und auf die Kilbe (Kirchweihe) eine neue Troddelkappe — Bub' lauf!“

Der „Bub“ aber hieß Hansli und zählte bereits seine zehn Jahre. Und Mütterchen fühlte ein großes heimliches Mitleid, daß er, so jung noch, so anstrengend „laufen“, im „grausen“ Walde alleine umherstreifen sollte und sagte: „Wart', ich will dir den Weg zeigen und auch die rechte Auswahl der Ruten!“ Da erwies sich aber, daß sie selbst diese rechte Auswahl nicht kannte, ja nicht einmal die Gattungen richtig zu unterscheiden wußte, und gar oft, zum großen Aerger ihres, infolge seiner eigenen Unbehilflichkeit ohnehin verdrießlich gestimmten

Mannes, unter der brauchbaren auch viele unbrauchbare Waare: unreife oder überständliche Weidenruten statt Schwilchen, Schwarzdolder, statt Haselgerten u. s. w. mit nach Hause brachte. Wo hätte ein unerfahrenes „Weibervölklein“, wie sie sich zu entschuldigen suchte, die Kenntnis von den verschiedenen Holzarten und Gesträuchen auch hernehmen sollen? Sie hatte ja weder die Försterei studiert, noch je sich träumen lassen, daß das Schicksal sie, das ehedem so wohlgemutete hübsche Mädchen, jemals die geringe Frau Korbflechterin werden lasse!

Doch ging die Arbeit allerwärts immer wie besser von statten. Besonders jung Hansli nahm gar aufmerksam Bedacht auf all' die Belehrungen und Ausstellungen seines Vaters, ward mit der Zeit der vortrefflichsten Weiden- und Ruthensammler einer, und setzte großen Stolz darein, seiner Mutter sagen zu können: „Bleib' du jetzt nur zu Haus', ich find' mich auch ohne dich gar wohl zurecht!“

Statt der Mutter gingen nun andere mit, Nanny und Lieschen — kleine „Buzen“ zwar, welche noch im ersten Röcklein stacken, gleichwohl aber ihre große Lust empfanden am dem Streifen in Berg und Wald, an dem lauten fröhlichen Singen und Haselieren, an dem herrlichen Ausguck in die Welt hinaus. Ach, wie erschien den Kleinen vom hohen „Taubenkopf“ aus die Welt so unendlich groß und weit, so wunderbar schön! Und die seltsamen Waldblumen und Blümchen, der fröhliche Vogelsang, des Eichhörnchens munteres Klettern und Springen! Und erst die Beeren groß und klein, roth und schwarz, die Beeren so leckersüß!

II.

Die Jahre strichen weit leichter und rascher dahin, als der Krattenchristen — dies war nun sein Dorfname geworden — es sich vorgestellt hatte. Bereits stand ihm in der Ausübung seines Berufes sein Sohn Hansli fleißig zur Seite und war bereits geschickter geworden, als er, sein Lehrmeister, selbst. Und dieser, weit davon entfernt, darob Eifersucht zu empfinden, sagte zu seiner Frau voller Freude und Stolz: „der Bub', unser Hansli — wie schad', daß wir ihn nicht nach der Stadt, in eine Feinkorbflechterei schicken können, er würd' in kurzer Zeit alle andern übertreffen. Nun, vielleicht später dann kann's schon besser geschehen!"

Statt des Hansli war bereits die Nanny zur Weidensammlerin geworden. Unter ihren Befehlen standen Lieschen und Jörgle — ach, der kleine Jörgle mit dem dicken Bauche und den kurzen Beinchen hatte so große Mühe, seinen flinkfüßigen Schwesterchen zu folgen und wollte es dennoch erzwingen.

Man hatte behufs Erweiterung des Geschäftes auch Birken-, Buxbaum- und Weißtannenreis zu sammeln begonnen, welches dann abends durch das „Mannsvolk" zu Besen gebunden wurde. Das erforderte weder besondere Kunstfertigkeit, noch die kostspielige Beleuchtung, und bildete dennoch ein Nebenverdienstchen, gar nicht zu verachten.

Die fertige Korb- und Besenware aber wurde, wenn genügend Vorrat beisammen, auf einen Handkarren geladen und von Mutter und Lieschen zu Thal befördert,

zum Verkaufe. Anfänglich hatte die junge Frau vor dem Hausierhandel ordentlich Scheu empfunden. Dann aber na m sie sich ein Herz und dachte: Wozu mich scheuen oder schämen! Ist's doch ehrlich Brot, das ich zu verdienen trachte, dem Betteln, Faullenzen oder noch Schlimmern weit vorzuziehen!

Die Verdienstbatzen mehrten sich von Jahr zu Jahr. Wann des Frühmorgens der Berghirte in sein Horn blies und laut rief, daß man's weit hören konnte in den Häusern und an den Halden ringsum: „Geiß' aus!" da ließen des Krattenchristens nicht blos eine, sondern drei der allerschönsten Ziegen aus dem Stalle laufen. Jetzt hatten sie Milch und Butter genug zum Hausgebrauch beinahe das ganze Jahr nebst dem genügenden Vorrat an selbstgezogenen Kartoffeln, sowie auch die Mittel, um sich das benötigte Brot und an Sonn- und Festtagen zu dem Gemüse ein Pfündlein Speck zu kaufen, am Kirchweihfest dann, ach, es war ja des Jahres nur einmal Kirchweihfest, und wenn man sonst, wie des Krattenchristens es thaten, bei all' der gestrengen Arbeit nicht den unnützen Kreuzer ausgab, so durfte man am Kirchweihfest eine Platte süßduftender Butterküchlein zu backen sich wohl erlauben. O die Freude und der Jubel der Kinder an dem fröhlichen Kirchweihtag!

Eines Tages sagte der Vater Christen: „Ich hab' mir's ausgemacht, der Hansli soll nun doch noch zu seiner Ausbildung im Handwerk ein Jahr in die Fremde gehen!"

Allein wenige Tage darauf trat er selbst die große Reise in's fremde unbekannte Reich an.

Er hatte sich beim Spalten der Weidenruten mit dem „Schnitzer" in die Handballe gestochen, gar nicht sonderlich tief. Freilich war es mit demselben scharfen Messer geschehen, dessen er sich des Abends zuvor beim Entbalgen eines im Walde aufgefundenen, verendeten Fuchses bedient hatte. Die Wunde begann mehr und mehr zu schmerzen, der Arm dick anzuschwellen. Man rief eiligst den Arzt, man wendete alles an Tag und Nacht, Arznei und Pflege, soviel nur aufzuwenden war — vergebens, Vater Christen starb nach wenigen Tagen unter grausamen Leiden; es war, wie die Doktoren sagten, Blutvergiftung, die ihn in der Vollkraft der Jahre dahingerafft.

Das Mitleid, das man für die schwergeprüfte arme Familie empfand, war groß allerwärts.

Es kam sogar von Mattenried die dicke Müllerin, die vornehmste Frau des reichen Bauerndorfes, eigenen Ganges den Bühl heraufgekeucht, um ihrem ehemaligen langjährigen Dienstmädchen ihr Beileid auszudrücken und Trost zu spenden. Mußt dich halt drein schicken, Mareili, in den harten Schlag!' sagte sie gerührt. „Denk', es sei so Gottes Wille gewesen, und er, der liebe Gott, werde dich und die deinen auch fernerhin nicht verlassen, sofern ihr brav und gut bleibt! . . . Du weißt ja, auch mir ist der Mann gestorben, ebenfalls in seinen besten Jahren . . ."

„O ja, ich weiß! Allein Ihr waret reich, hattet der Sachen in Hülle und Fülle in Speicher und Kasten. Ich aber — ach, schaut Euch diese meine Schar Kinder an, ihrer sechse welche gegessen haben und gekleidet sein

wollen; und kein's von ihnen so recht arbeitsfähig, als der Hansli, und dieser selbst noch so jung und unerfahren! Und die große Frag', ob sie mir auch richtig gehorchen werden, da selbst ihr Vater, mit seiner kräftigen Stimm' und strafenden Hand, zuweilen Müh' genug gehabt, sie im Zaum zu halten. Was soll dann unsereiner mit ihnen beginnen, die wir doch alleweil nur schwache Weibsleute sind und dazu manchmal noch viel zu — wie soll ich sagen."

„Sag' nur: viel zu gut, viel zu nachsichtig und in die Kinder vernarrt!" fiel ihr die Müllerin lebhaft in's Wort. Ist's doch mir, leider Gott, ebenfalls so ergangen!" fuhr sie seufzend fort. „Mein Sohn Köbel z. B. — so lang sein Vater noch am Leben war, hat er, der Junge, sich ordentlich geduckt, weil ihm halt keine andere Wahl geblieben; und mir seiner, Mutter, sozusagen kein grob' Wort gegeben — Hans, mein Mann, hätte solches, wie du ja wohl weißt, Mareile, auch niemals geduldet, weder von seinen eigenen, noch von fremden Leuten. Doch kaum daß er die Augen geschlossen, als der Köbel schon vermeinte, nun sei er zum Befehlen und Regieren da in Mühle, Haus und Hof, sogar bis in die Küche hinein, er, der noch so wenig Erfahrung hatte und auch so wenig Verstand — leider so wenig Verstand von Natur aus! Woher er die Gemütsrauhheit geerbt haben mag — ich weiß es nicht; wenigstens von mir nicht und auch nicht von seinem seligen Vater. Ist auch jetzt, nach Jahren, noch nicht der feinste — verzeih' mir's Gott daß ich's verraten thu'. Kann zuweilen so hölzern und unverständig sein, so ganz anders als sein Bruder Gott-

lieb, mein jüngster. Denn dieser hat, bei all' seiner großen Lebhaftigkeit, ein Gemüt so weich wie Wachs, gleich einem zarten Klosterfräulein; ist so fromm und gut, könnt' kein Kind beleidigen, noch einem Tier' weh' thun, hat mir von jeher gehorsamt auf den ersten leisen Wink. Und auch die Madlung[1]) — so lang das Mädchen noch jung war und ich's unter meiner Aufsicht hatte, hätt' ich's um den Finger wickeln können. Da ist jedoch meinem Mann der unglückselige Gedanke gekommen — oder vielmehr von seiner Schwägerin, der Ochsenwirtin, ihm eingegeben worden, das Schößlingmädchen[2]), wie es ja jetzt in den besten Häusern Mode sei, in's Welschland in ein Pensionat zu schicken. Geld hat das gekostet, die drei Jahre über — glaub's mir nur, Mareile! — den großen blanken Haufen. Und als sie, die Madlung, wieder nach Haus' zurückkehrte, so groß und stattlich, kaum mehr zu erkennen, und ich mir dachte: endlich wirst du die längst ersehnte Hilf' bekommen, die Stütze in der großen Haushaltung — ach, wie sehr ward ich enttäuscht und betrogen: denn arbeiten hat das Mädchen weder mehr können noch wollen, wohl aber das vornehme Fräulein spielen. Sinnt alleweil nur der Hoffart nach und dem Bücherlesen, deutsch und welsch, wo doch nichts drein steckt, als närrisches, verliebtes, unchristliches Zeug. O über diese Anstalten und den Unverstand der Bauernväter und Mütter, ihre Mädchen hineinzuthun, da sie darin doch nur zu Madamen gebildet werden weit über

---

[1]) Magdalene

[2]) Backfisch.

ihren Stand hinaus! Hätt' ich doch diese unsere Madlung nicht von zu Hause fortgelassen! . . . Und dazu das hochmütige harte Köpfchen, das sie mit heimgebracht, das widersetzliche Maul — a , ich schäm' mich's nur zu klagen, wie grobe Wort' sie mir oft geben kann; denn die Leut' würden mir sagen und nicht ganz mit Unrecht: Ei, warum duldest du solches von ihr? Doch was kann und soll ich thun? Sie fortjagen, mein Kind, meine einzige Tochter? Oder sie strafen, nach Gebühr züchtigen, wann sie mich grob anfährt oder nicht folgen will? Ja, das wär' allweg das best' und wirksamste. Auch war ich schon einmal im Begriff, diese harte, empfindliche Saite aufzuziehen, hielt aber immer wieder an mich, zumeist aus Furcht vor dem Lärm und Aufsehen, und sodann auch, weil ich hoffte, das Mädchen werde mit der Zeit und Gottes Gnad' doch noch zu Verstand und Einsicht gelangen, und fing an, recht fleißig zu beten — was kann ich anders thun, ich schwache und gebrechliche Frau? Ich hab' von meiner Seit' keine nahen Anverwandten mehr, denen ich meinen Verdruß und mein Elend klagen könnt'! Dir aber, Mareile, darf ich's schon offenbaren, wär's auch nur, damit du d'raus ersehen kannst, wie wenig der Reichtum, der Reichtum allein, einen wahrhaft glücklich zu machen im stand' ist. Ja, es hat schon Stunden gegeben, da ich mit dem hausärmsten Taglöhnerweiblein mit Freude den Tausch eingegangen, glaub' mir's nur! . . . Um aber von Deiner Angelegenheit zu reden, deswegen ich ja heraufgekommen — für's erste: Schick' eines Deiner größern Kinder zu mir hinunter, heut' Abend noch, und gib dem-

selben ein Mehlsäcklein mit, damit ich's ihm füllen kann — gehört? Und sodann das andere: Hier mein Gottele[1]) — wie heißt es nur auch? Ah, Nanny — wegen dem Mädchen hab' ich eigentlich den Gang gemacht — laß' mir das Mädchen, Mareile, zu mir in Dienst!

„Ach wo denkt Ihr hin, Meisterin? Das Nanny, kaum zwölf Jahr' alt, noch immer das schwache, unwissende Kind!"

„Wegen der großen Jugend, das hat nichts zu sagen", meinte die Müllerin sehr bestimmten Tones. „Das Mädchen ist für seine Jahre groß und kräftig gewachsen, hat seine flinken Glieder und die hellen gescheidten Augen, aus welchen viel Verstand herausguckt . . . Ungebührliche Arbeit werd' ich dem Kind keineswegs zumuten, darüber darfst du beruhigt sein, Mareile!"

„O ja, das weiß ich gut!"

„Also laß mir das Mädchen. Wirst es wohl ermangeln können, wachsen ja schnell andere nach, um dir an die Hand zu gehen. Zudem soll sie, mein Gottele, bei mir tüchtig arbeiten lernen; und soll ihr an nichts mangeln, weder an Nahrung, noch an Kleidung; und ihre fünfzig Franken Löhnung kriegen schon für das erste Jahr, später dann, je nach Verdienst, noch mehr — bist's so zufrieden, Mareile?"

Wie hätte sie, die arme Taglöhnerswitwe, es nicht zufrieden sein sollen? „Fünfzig Franken Jahrlohn, das ist ja, die Kleidung hinzugerechnet, die wahrhafte große

---

[1]) Pathenkind.

Mägdelöhnung!“ rief sie erstaunt und erfreut. „Hörst Du’,s Nanny, was Dir deine liebe Gotte anerbietet? Willst Du zu ihr gehen, in ihr groß herrlich Haus und bei ihr bleiben, wie? Nun, so red’ doch, Du Närrchen! Bedenk’, die hübschen Kleider, so Du bekommen wirst, weit hübschere, als ich Dir je anzuschaffen vermöcht! Also bist Du bereit?“

„Nein!“

„Wie, Du findest keinen Gefallen daran, oder solltest gar nur zu trutzen wagen?“

Da fiel ihr das junge Mädchen unter hervorbrechenden Thränen um den Hals und rief schluchzend: „Darf ich denn nicht mehr dein Kind, deine Nanny sein, Mutter? Willst Du mich verkaufen, verstoßen, Mutter?“

„Ach, nein — was Dir da in Sinn kommt! dran denkt ja kein Mensch, auch Ihr nicht, gelt, Gotte? Du sollst, ob hier oder dort, mein liebes Kind bleiben immerdar!“

„Gewiß!“ bestätigte die Müllerin, „Und sonst all’ Sonntag nach Haus’ gehen dürfen zu Mutter und Geschwistern, oder so oft Dich, zu Anfang, die Sehnsucht . . . Ach, das herzige, gute Kind — besäß ich selbst nur auch so eins!“ seufzte sie gerührt.

Und als des folgenden Sonntag Nachmittags die Nanny zu den Ihrigen auf Besuch kam, da rief sie, sich fast außer Atem auf die Ofenbank niederlassend: „O wie bin ich gelaufen! Zwar die Gotte hatte mich frühzeitig entlassen, schon Mittags nach der Kinderlehr! Die Madlung aber schickte mich noch da und dorthin: mit einem Brieflein auf die Post; zum Krämer, um ihr

Stecknadeln und wohlriechende Seife, in den Bäckerladen, um ihr frische Pastetlein zu holen, sodann zwei Mal zu der Putzmacherin, wie auch die Gotte wehrte und zankte, weil sie, die Madlung, bloß ihrer Hoffart zulieb mich des heiligen Sonntags dermaßen helchen[1]) thu'. O das ist eine gute und freine[2]), die Gotte-Müllerin! Und die Kost, erzählte sie eifrig weiter, das Essen, so da gekocht und aufgetragen wird für die vielen Leut: der herrliche Milchkaffee in mächtigen, vollgefüllten Kannen, die Platte Erdäpfelröste (in Butter oder Schmalz gebackene Kartoffeln) mit fingerdicker goldgelber Raume (Kruste), versehen, Laibe Brot, kaum zu ärfeln[3]), davon sich ein jedes schneiden darf, so viel es essen mag, das gut geschmälzte Gemüs', die großen Schnitten Speck, die guten Milch- und Mehlspeisen aller Art — ach, Mutter, da gibt's zu essen, in der Mühle, ganz erstaunlich, da ist's Kirchweih all' Tag! Und frug ich mich anfangs: wirst du der guten Sachen auch mal genug bekommen? so hab' ich den dritten Tag schon nicht mehr so viel gemocht, bin ordentlich meisterlosig[4]) geworden, und habe mir dabei gedacht: wenn ich von dem Ueberfluß nur meinem Mütterchen was nach Hause reichen könnt', ich selbst wollte mir dafür gern ein wenig Abbruch thun . . . Ja, der Haufen Knecht' und Mägd', Müller, Bäcker und Taglöhner, welche um den mächtigen Tisch herumsitzen, so-

---

[1]) plagen.

[2]) gutmütig.

[3]) zu umfassen.

[4]) wählerisch.

wie die Menge armer Leut', so da täglich gespeist werden — es kann einen wahrlich wunder nehmen, wo das alles hergenommen wird, ja gewiß! . . . Und der große Haushund, anfänglich habe ich mich vor dem schrecklichen „Bäri" ordentlich gefürchtet, besonders wenn er mich mit seiner riesigen gespaltenen Schnauze und den großen Glotzaugen, wie ich vermeinte, so grimmig anlugte, jetzt fürcht ich ihn schon nicht mehr, denn ich hab' ihm das Fressen zu reichen, und ich darf ihn bereits anrühren und herzhaft das Fell streicheln . . . Und — bald hätt' ich's vergessen: hier schickt Euch die Gotte ein frisches Semmelbrödchen, und morgen soll jemand herunterkommen; sie will, wie ich gemerkt, Euch einige Schweinswürst spenden. O das ist eine gute, die Gotte — gelt, Mutter?"

„O gewiß!" bestätigte jene. „Und die fünfzig Franken Jahrlohn, die sie Dir versprochen und mir zur Hälfte schon vorausbezahlt — sie mochte geahnt haben, daß ich ein solches Almosen niemals annehmen werd', d'rum hat sie dem Ding einen andern Namen gegeben, ich merkte es wohl! D'rum such' Du ihr's durch möglichsten Fleiß und große Aufmerksamkeit zu vergelten, Nanny. Sei immer brav und rechtschaffen, Kind, ich bitt' Dich!"

III.

Das junge Mädchen hatte recht: in der Mattenrieder Mühle herrschte eine Gewerbsthätigkeit, wie kaum eine ähnliche zu treffen landauf und ab. Schon die Getreidemühle selbst, mit ihren vier Mahlgängen, das klapperte

ohne Unterlaß, daß man das eigene Wort kaum verstehen konnte; dazu die rasselnde, kreischende Sägemühle und die Hanfreibe, dann die Großbäckerei; dazu der Lärm der abgehenden und ankommenden Lastwagen, das Wiehern und Stampfen der Pferde, das Muhen der Ochsen; dazu der große Bauerngewerb — wenn das Glöcklein zum Essen rief, da konnte man sie herbeikommen sehen aus den Mühlen, Ställen und Schuppen, die Menge Dienstleute aller Art . . .

Als jung Nanny jenes sömmerlichen Sonntagabends wieder in der Mühle eintraf, sagte die Müllerin, welche soeben im Hofe eine Schar Hühner abfütterte: „Gelt, Du bist stark gelaufen, ich seh' Dir's an den roten Bäcklein an, Mädchen! Ist deine Mutter doch gesund? Und hast Du meinen Auftrag hübsch ausgerichtet! Das gute Mareile — so ungefähr, wie Du, sah sie aus, noch ein blutjunges Mädchen, als sie bei mir, der jungen Müllerin, in Dienst trat — kaum größer denn Du. Auch dasselbe Grüblein in der Backe und das braunglänzende üppige Haar, wie Du, mich dünkt, es sei erst gestern gewesen, und doch sind seitdem mehr als zwanzig Jahr verstrichen, und so manches ist über mich ergangen, Freudvolles und Leidvolles, ach ja! . . . Nun aber, Nanny, geh' Du wieder die Werkeltagsschürze umbinden, und in der Mehlkammer zwei Laibe Brot holen, von dem altbackenen, zu hinterst auf der Hürd'; und fang an für die Suppe einzuschneiden für den morgigen Tag, aber ganz fein, so wie ich Dich gelehrt. Erst aber geh' dein Zimmis [1]) zu

---

[1]) Vieruhrbrot, Zwischenmahlzeit.

genießen — im warmen Ofenrohr stehen die Milch- und Kaffeekannen, schieb sie dann wieder ordentlich hinein, denn möglich, daß ich selbst mir auch noch ein Täßchen einschenken werde. Und in der Tischtruhe, im hintern Gelaß', findest Du noch ein Stück Nidelwähen (Rahmkuchen) — nimm's nur herzhaft, Kind, mußt Dir's ja genugsam verdienen durch dein Laufen und Schaffen!"

Kaum jedoch hatte das junge Mädchen sich den Kaffee eingeschenkt, als auch schon Madlung, die blasse Tochter des Hauses, die Treppe herunter gerauscht kam und jenes barsch anredete: „Ah, bist endlich da? Hurtig lauf' zu des Bleichers hinunter und sag' der Alten, sie soll ihrer Lisette den Shawl und das Parisölchen anherschicken, indem wir beide ein wenig spazieren gehen wollen nach der Ottilienkapelle hinauf — lauf' so schnell Du laufen kannst! . . . Und hör noch, auch die gelben Handschuh', laß die Lisette sagen — nun flink los!"

Allein selbst als das junge Mädchen in größter Eile und Bereitwilligkeit den Auftrag ausgerichtet, ließ die Madlung es nicht zu Atem kommen. „Hier das Billet, befahl sie — „das Billet trägst Du hurtig in den „Ochsen" hinauf und paß' mir wohl auf, was ich sag' — und übergibst dasselbe des Ochsenwirts Fritz, ihm selbst in die Hand — verstanden? Ich denk', Du wirst ihn auf der Kegelbahn treffen, Du rufst ihn hüsch beiseite, so daß niemand 'was merken thut . . . Nun, was lugst mich so dumm an, gleich einem Oelgötzen?"

„Ich darf fast nicht!" wagte die Kleine einzuwenden. „Die Gotte hat mir das Broteinschneiden befohlen —"

„Willst mir gehorsamen auf der Stell'? Oder soll ich Dir Füß machen?" rief die zimpere Schöne mit zorniger drohender Geberde. Und als die junge Botin ein wenig länger ausblieb, als jene erwartet hatte, weil des Ochsenwirts Fritz an dem bezeichneten Orte nicht zu treffen gewesen, wurde sie arg ausgescholten und reichlich mit „Stock" und „Maulaffe" tituliert.

Inzwischen war die Tasse Kaffee völlig erkaltet, und auch das Kuchenstück mochte Nanny nicht mehr genießen, liefen ihr doch die hellen Wehmutsthränen über die feinen Wänglein herunter, und bei der Hast, welche sie ins Werk setzte, um das Versäumte nachzuholen und die Zufriedenheit ihrer lieben Gotte nicht zu verscherzen, schnitt sie sich mit dem Brotmesser sogar in den schlanken Finger und seufzte unter Thränen: „Ach, wär' ich doch wieder zu Haus', in dem armutigen aber friedsamen Hüttlein im Grüt, weit weg von dieser vornehmen hochmütigen Jungfer!" Doch nein, dachte sie wieder, das dürft' ich meiner Gotte nicht zuleid thun und auch meiner Mutter nicht, die meines Verdienstleins so sehr bedarf, ja, wie sie selbst verraten, zum Teil schon vorausempfangen hat. Also ausharren, Nanny! gelobte sie sich; müssen doch die Meinigen ebenfalls hart werken, sogar bei geringer schmaler Kost!"

Die „fromme" Wallfahrt nach der Ottilienkapelle, welche von den beiden vornehmen Bauerntöchtern und in Begleit des jungen, schmucken Ochsenwirtssohnes unternommen worden, dauerte bis in den tiefen, dunkeln Abend hinein. Doch als die Mutter Müllerin über die späte Rückkehr ihr großes Mißfallen äußerte, vermeinend,

„das Herumschwärmen bei Nacht und Nebel schicke sich schlecht für eine wohlerzogene ehrbare Tochter“, da wurde ihr von der Madlung mit beleidigter, trotziger Miene entgegnet: „Ich mag halt thun, wie ich will, nimmer ist's recht! Soll ich, das junge gebildete Mädchen, des Sonn- und Feiertags mich etwa auf die Ofenbank setzen und Trübsal blasen oder gar den Rosenkranz beten? Nein, da möcht' ich mich lieber gleich in ein Kloster stecken lassen. Andere weit geringere Dorfmädchen können ihre Freude haben, gehen da und dorthin, ohne daß man's ihnen wehren thut. Ich allein soll zu Hauf' verkümmern und versauern — hühühü!“ begann sie laut und erzwungen zu flennen.

Die Müllerin aber entgegnete scharf und mitleidlos: „Andere Dorfmädchen haben ihre Sonntagsvergnügen, sagst Du? Wohl wahr! Allein Du sollst auch das andere bedenken, daß ihnen nämlich ein ehrbares Sonntagsvergnügen erst gestattet wird, nachdem sie die ganze Woche über fleißig gearbeitet, sie alle, alle, so weit ich sehen kann. Machen's nich wie Du, und würd' ihnen wohl auch nicht gestattet werden, zu machen wie Du: des Morgens erst aufstehen, wann die Knechte schon zum Neunuhrbrot kommen, um dann den ganzen übrigen Vormittag nur zu deinem Frisieren und Ankleiden zu verwenden, des Nachmittags sodann ein Buch in die Hand zu nehmen, den Besuch deiner Pensionsfreundinnen zu empfangen oder selbst auf Besuch zu gehen zu deinesgleichen; indeß ich, deine alte übelzeitige[1]) Mutter von

[1]) nur mit Mühe arbeitende.

morgens früh bis abends spät mich abmühen muß mit Schaffen, Sorgen und Kümmern — schämst Du Dich nicht, Mädchen, Dich so blutwenig um das Hauswesen anzunehmen? Wenn das dein seliger Vater wüßt', wie Du's treibst, und die groben Worte hören könnt', die Du deiner armen Mutter gibst — ach, ach!"

Auf alle diese Vorwürfe ihrer Mutter und auch auf all' ihr Jammern hatte die Jungfer Madlung nur die eine, schon oft verwendete Erwiderung: „Ihr thut mich halt nicht lieben, Ihr liebt nur Eure Buben, sie allein! Ja, diese können Geld verbrauchen, so viel sie wollen, und sich jeden Jux erlauben, Ihr seht es nicht, wollt es nicht sehen an diesen Euren lieben Buben — gelt? Doch, ich kann ja gehen, fort in die Fremde gehen! Werde dort mein Brot schon verdienen können, o gewiß — als Gouvernante, als Buffetdame oder Kellnerin — so mir soll's keinen Kummer machen durch die Welt zu kommen mit meiner Bildung! Und so gut, als hier zu Haus', treff' ich's wohl überall. D'rum sagt nur das Wort: Geh'! Und ich werde auch alsogleich den Koffer packen!"

Allein die Mutter Müllerin hütete sich wohl dieses Wort auszusprechen ihr bangte davor. Ihre ebenso leichtsinnige als zur Arbeit unfähige Tochter in die weite Welt hinausziehen lassen und dieselbe den vielfachen schlimmen Gefahren preisgeben — nein, das konnte und durfte sie nicht thun, ihr frommes Gewissen sträubte sich dagegen mit tausend Gründen und Aengsten.

Und die Madlung selbst dachte ebenso wenig daran, ihrer Drohung aus eigener Initiative Folge zu geben.

Zwar das Hinausziehen in die weite schöne Welt nach eigenem selbstherrlichen Ermessen, die vornehmen Städte zu sehen mit all' ihren geträumten Herrlichkeiten, das hätte sie schon angenehm gedünkt. Wenn nur das leidige Frühaufstehen und das Arbeiten nicht gewesen wäre und die Pflicht, aus eigener Kraft sich sein ehrlich Auskommen zu suchen — nein, lieber nicht fortgehen! Wenigstens zur Zeit noch nicht, da sie, die junge Müllerstochter, just aus dem Welschland von dem jungen Herrlein ein Briefchen erhalten, und auch das Liebesverhältnis mit dem hübschen „Ochsen-Cousin" frische Schoße getrieben auf dem Spaziergang nach und von der Sankt Ottilienkapelle.

Spät in der Nacht, als alle sich längst zur Ruhe begeben, gab es auf einmal einen lauten Lärm im Hanshofe, im Hause selbst. Der junge Hausherr Köbel, der Müllerin Aeltester, war mit einem Koppel Jungpferde von dem Montfaucon-Markt zurückgekehrt; mit ihm auch sein Freund, des Kronenwirts Sohn zu Kreuzstraß.

Der Köbel besaß eine Stimme gleich einem Leuen — o das mußte man hören und sehen, des Köbels Lachen, wie er dabei den breiten Mund aufthat und den Kopf zurückwarf in den Nacken, damit es auch recht voll herausdringen konnte, das breite dröhnende „Hahaha!" Und der Kopf selbst so dick und kugelrund, die kleinen dunkeln Aeuglein, das Vollmondgesicht, die eingedrückte Nase, die wulstigen Lippen, das Doppelkinn — in diesen Jahren schon! — die weitabstehenden Ohren, die niedrige Stirne, der gedrungene Hals, der feiste Nacken, der auf kurzen krummen Beinen ruhende, gewaltige Leib.

„Hahaha!" lachte er, die Pferdepeitsche geräuschvoll auf den Stubentisch werfend und das Wollhütlein in die Ofenecke schmeißend, „hahaha — der Bäri! Bäri, kennst mich auch noch? Reich mir die Tatze — so! . . . Und Du, Mutter, hast was Ordentliches zu essen, he? Denn meinen Freund hier laß ich heut' Nacht nicht mehr fort, der bleibt bei uns im Guscheh [1]) hahaha! . . . Und unsere Madlung — wo steckt das Mädchen? Schon zu Nest gegangen? Wir gehen's aufwecken, gelt, Schanzi [2]), so zum Spaß!"

Die Müllerin vermochte es nur mit Mühe zu verwehren, daß die beiden angeheiterten jungen Männer das ganze Haus allarmierten; sie beeilte sich, ihnen Schinken, Semmelbrötchen, Wein und Kirschbranntwein aufzutischen, nur damit sie die übrigen Hausgenossen, vorab ihre Tochter Madlung, in ihrer Ruhe nicht stören sollten.

Die Madlung war es sonst gewohnt, stets als die Letzte aus den Federn zu steigen. Diesen Morgen jedoch, der auf die Rückkehr Köbels folgte — wer hätte da bei dem lauten Lärm und Halloh im Hause herum und bei dem Getrappel der im Scheunenhofe vorgeführten Pferde noch länger schlafen können? Auch hatte ja die junge Schöne die Stimme des Gastes, des Kronenwirts Sohnes von Kreuzstraß, vernommen, Grund genug, sich rasch von ihrem Lager zu erheben und durch die

---

[1]) Coucher, zu Bette gehen.

[2]) Dim. von Jean.

herabgelassenen Jalousieläden ihres Schlafkämmerleins einen neugierigen, prüfenden Blick in den Scheunenhof hinab zu werfen, wo der hübsche junge Mann sich soeben mit dem Köbel über gewisse Schönheitsmerkmale der Pferde unterhielt; plötzlich faßte sie den lauten heroischen Entschluß: „Jetzt steh' ich auf und sollt's erst sieben Uhr sein!“ Es war aber nicht erst sieben Uhr, vielmehr ruhte der Schatten der am Mühlegebäude angebrachten Sonnenuhr bereits zwischen den Ziffern neun und zehn . . . Also stand sie auf und kleidete sich sorgfältig an, band sich auch ein weißes Küchenschürzchen um und malte mit der berußten Fingerspitze ein artig Küchenschnäuzchen auf das niedliche spitze Kinn. Und was ihre Mutter dem Gaste und „weitläufigen“ Vetter zu Ehren Gutes briet und kochte, das wurde von der Tochter Madlung gar zierlichen Schrittes auf den Tisch getragen, so daß man hätte vermeinen sollen, sie selbst wäre die geschickte Köchin gewesen. Und sie that so geschäftig und nahm die liebenswürdigen Komplimente des Gastes so hold und sittsam errötend entgegen; sie dankte heimlich Gott, daß ihr Bruder Köbel von einem Knechte hinausgerufen worden, denn er, der Garstige, würde sich wohl kaum enthalten haben bei Erwähnung ihrer Kochkunst und Haushaltungskunde laut und höhnisch aufzulachen — o ja, hiezu wäre er grob und rücksichtslos genug gewesen!

Jung Nanny war soeben mit dem Kehren der Hausflur beschäftigt; sie erschrack nicht wenig ob dem kalten finstern Blicke, mit welchem ihrer Meisterin Sohn sie im Vorbeigehen musterte; auch konnte sie es hören, wie er

zu seiner Mutter sprach mit einer Stimme, welche seiner Meinung nach wohl als gedämpft hätte gelten sollen, jedoch im ganzen Hause deutlich zu vernehmen war: „Da, das junge Strumpfmädchen — wofür das? Doch etwa nicht, um hier zu bleiben? Oder sollten wir etwa nicht schon der Leute genug haben bei Tisch, wie?"

Da begann aber auch die Müllerin zu sprechen und zwar lauter, als ihrem Sohne lieb sein mochte: „Du und die Madlung — Ihr beide scheint mir gegenüber in der Grobheit förmlich wetteifern zu wollen. Ich stehe allbereits in den Sechzigerjahren, und stecken meine Beine voller Gsüchte[1]), und gleichwohl muß ich schaffen und sorgen von früh bis spät, jahraus und ein, in Küche, Keller und Garten, allüberall, gleich einer hausarmen Frau, weil die Mägd' alleweil auf dem Felde arbeiten müssen. Und nehm' ich zu meiner Aushilf' ein junges halbbatziges Mädchen ins Haus, so krieg' ich von Euch beiden Gesichter geschnitten, als hätt' ich Gott weiß was für ein Verbrechen begangen! Meint Ihr denn, ich sei von Eisen und Stahl gemacht? Oder aber eine Alte, die bei Euch das Almosenbrot genießt, die geduldete Bettelfrau? O wenn das Euer seliger Vater wüßt, wie Ihr mir zuweilen begegnen thut! Er, Euer Vater, hatte Verstand und wußte, welche Rücksichten er mir schuldig war. Ihr aber, seine Kinder, scheint es nicht zu wissen oder es bereits vergessen zu haben, daß ich es gewesen, so Euch in Euern jungen Jahren das

---

[1]) Rheumatismen.

H— geputzt, Euch gepflegt in gesunden und kranken Tagen, Euerm Wohlsein und Gedeihen meine Nachtruhe, den wohlthätigen Schlaf geopfert, aus Mutterliebe. Und Ihr könnt, seitdem Ihr groß geworden, mir so grob und unverschämt begegnen — ach, läg' ich doch auch schon im Grab, an Seite meines guten braven Hans!"

Sie brach in lautes Schluchzen aus, was ihren Sohn Dickhäuter veranlaßte, mit einem verdrossenen Brummen: „Uebertriebenes Geschwätz! . . . Dumme Flennerei!" eiligst den Rückzug anzutreten.

Die Müllerin aber, als sie sich allein wußte, sprach, indem sie sich die Augen trocknete, leise zu sich selbst: „Doch ja, wenigstens eines meiner Kinder hat noch Verstand — mein Gottlieb!" Ihr Gesicht heiterte sich mehr und mehr auf, und beim Bohnenlesen wiederholte sie sich's mit mutterglückseligem Lächeln: „Ja, ja, wenigstens er, mein Gottlieb hält mich lieb und hoch in Ehren, ist gutherzigen Gemüts gleich einem Engel!"

Und die Nanny, welche die Worte vernommen hatte, frug sich: Wer mag wohl dieser ihr Gottlieb sein? Etwa der Student?

Das junge Mädchen hatte richtig vermutet.

Und schon des folgenden Tages, als sie zusammen die frisch gewaschenen Linnen falteten, begann die Müllerin von selbst von diesem ihrem Sohne zu sprechen: „Kennst ihn auch, unseren Gottlieb? frug sie,

„Nein — ja — das heißt, ich hab' mal zwei Studenten mit rotweißen Mützen bei unserm Hauf' vor=

beigehen sehen in den Wald hinauf, und ich hörte hernach die Leute sagen, der eine davon sei des Mattenried-Müllers gewesen. Allein ich wußte nicht welcher von den beiden."

„Das war der hübschere, Kind, der hübschere! O den solltest du sehen, wie er Bäcklein hat, wie Milch und Blut; und so schön schlank gewachsen; und sein Thudichum so fürnehm fein und doch so gar nicht stolz! Und so gelehrt, schreibt und liest dir ein halb Dutzend kuriose Sprachen, so daß du keine Silbe davon verstehst, nicht den Laut, viel gelehrter, als der gelehrteste Schulmeister — dort den Tischlackenzipfel noch ein wenig einbiegen, Nanny, so! . . . Und er, mein Gottlieb, soll geistlich werden. Das heißt, zwingen möcht' ich ihn keineswegs, Gott bewahr'! Allein er weiß, daß das mein sehnlichster Wunsch ist und auch dem Pfarrherr seiner. Und ist er selbst mal Pfarrherr geworden, sei's da oder dort, so zieh' ich zu ihm und bleibe bei ihm bis an mein Lebensend' — will's Gott! . . . Von heute über zehn Tage — doch geh' du hurtig lugen, Nanny, ob etwa die Suppe überkocht, für alle Fäll' ziehe lieber eines der brennenden Scheiter aus dem Loch! . . ."

Bei des Mädchens Rückkunft fuhr sie wieder fort: Ja, just in zehn Tagen, oder vielmehr morgen über neun Tage, wird die Studentenschul' aus sein und er nach Hauf' kommen in die fröhliche Cavanz [1]) — o wie freu' ich mich, ihn wieder zu sehen, mag's diesmal kaum erwarten! Drum auch hab' ich seine Bettmatratzen mit

[1]) Vakanz = Ferien.

frischem Roßhaar füllen lassen, damit sie hübsch lind sind, und die Hauswäsch' so frühzeitig vorgenommen, um dann mehr Zeit zu haben, mich mit ihm abzugeben; und auch die Nähterin auf die Stör' genommen, damit sie ihm neue Hemden mache, ein Dutzend feinste, flächsene — ach, wie wird er sich freuen, morgen über neun Tage!“

Die Tage, welche von der Müllerin so genau und sehnsuchtsvoll nachgezählt wurden, schwanden einer nach dem andern dahin; und sodann noch einer. Der Student Gottlieb aber ließ sich immer noch nicht blicken. Er kam auch des folgenden Tages nicht, war schlechterdings außer Stand gesetzt worden, nach Hause zu reisen.

Denn eine schreckliche Geschichte hatte sich zugetragen . . .

Die Nanny, welche einen Augenblick heimgehen durfte zu den Ihrigen, erzählte sie ihrer Mutter, vermochte aber vor Hast und Aufregung kaum verständlich zu erzählen: „Gerad' am letzten Tag' sei es gewesen, am letzten Abend, da die Studenten vor ihrem Auseinandergehen im Bierhaus' noch ein großes Abschiedstrinken gehabt, wozu sich auch ihre Herren Schulmeister eingefunden hatten, da, tief in der Nacht, hab' die Feuerglocke plötzlich zu lärmen angefangen, und seien alle aufgeprotzt, wie billig und recht, nach der Brandstätte hin. Das war in einer der hintern Gassen, wo die Leut' so eng' beisammen wohnen, und woselbst jetzt die Flammen bereits aus allen Fenstern herausschlugen. Und im obern Stockwerk sei eine weibliche Gestalt sichtbar geworden, ein junges Weib mit ihrem Säugling im Arm — rettet,

rettet mein Kind! hab' sie jämmerlich gefleht. Allein die Haustreppe brannte schon, und niemand wollte es wagen. Doch ja, ein junger Mann, einer der Studenten that das Wagnis. Von außen her sei er hinaufgeklettert mitten durch Rauch und züngelnde Flammen, zum Entsetzen aller Leut'; und er habe einen Strick an dem Fensterpfosten befestigt und sich mit dem Kind pfeilschnell heruntergelassen; dann sei er, trotz allem Abwehren des Volkes, nochmals hinaufgestiegen, um auch die Mutter des Kindes zu retten. Er holte sie sozusagen mitten aus den tosenden Flammen heraus. Die Flammen aber, darüber erbost, daß er ihnen den Raub entrissen, fraßen grausam das Rettungsseil an; das Seil riß, und rätsch! stürzten beide, der Student und das ihm am Halse hängende ohnmächtige Weib, beinahe haushoch auf die Steinfließen herunter. Dem Frauchen, weil obenaufgekommen, that es fast nichts. Er aber — ach, wie meine arme Gotte, als sie die Kunde erhielt, so unmenschlich erschrack und so verzweifelt that mit Weinen und Jammern — ich konnte nicht anders, ich selbst mußte ebenfalls mitweinen, so sehr hat sie mich gedauert in ihrem Schmerz. Denn jener verwegene Student — denk' dir Mutter — es war ihr Sohn Gottlieb! Und man hab' ihr nicht einmal alles zu sagen gewagt, so elend sei der Aermste zugerichtet, schwebend zwischen Leben und Tod. Allein so sehr der Pfarrherr sie auch davon abzuhalten gesucht, sie wollte sich von dem Zustand ihres Sohnes mit eigenen Augen überzeugen, der Roßknecht mußte sie heut' Mittags noch nach der Stadt fahren; ja sie nahm sich nicht einmal die Zeit, zuvor noch etwas zu

genießen, oder sich ordentlich umzukleiden, die arme geängstigte Gotte!"

Auch Nanny's Mutter wußte Unerfreuliches zu berichten. „Unser Hansli", klagte sie, „ist auf einmal so häuslich geworden, fast nur zu häuslich. Ich koch' seiner Meinung nach immer zu viel, es reut ihn jeder Bissen Brot, den ich den Kleinen abschneid', und wenn sie, die Kinder, nicht alleweil drauflos laufen und schaffen, gleich ihm, thut er wild und bös'. Ist gar nicht wie sein seliger Vater natürt, der bei aller Häuslichkeit gegen alle so viel Manierlichkeit zeigte. Besonders mit dem Lieschen thut er, der Hansli, sich sehr schlecht vertragen, von Tag zu Tag schlechter. Sie können mit einander zanken und streiten und sich gegeneinander aufbäumen, wie zwei erboste Göckel, so daß ich manchmal genug zu wehren habe, daß sie einander nicht vollends in die Haar' geraten. Und schon mehr denn einmal hat das Mädchen gedräut, es werde auch noch fortgehen, fort in fremde Mägdedienste. Ach, Nanny, wie mir das Kummer und Verdruß macht, gar nicht zu sagen!"

Also Kreuz und Leid allerorten, in der reichen Müllerfamilie, wie im armen Taglöhnerhäuschen!

IV.

Kreuz und Leid allerorten.

In der Mühle zu Mattenried jedoch, so mochte man meinen, das allergrößte.

Die Müllerin war wieder nach Hause zurückgekehrt — ohne ihren Sohn. Und sie jammerte das Haus voll und schrie: „O du armer, armer Gottlieb, wie schrecklich mußt du leiden!“ Und dem Pfarrherrn, der sie besuchen kam, um sich teilnehmend nach dem Befinden seines ehemaligen Lateinschülers zu erkundigen, rief sie schon bei seinem Eintritt schluchzeud entgegen: „Ach, denkt Euch, liebster Herr Pfarrer: den Rücken gebrochen, die Rippen entzwei, die Huft ausgerenkt, Arm und Bein elendiglich zugerichtet, kaum zu beschreiben! Und das Bein wollen sie, die grausamen Doktoren, ihm gar noch abnehmen! Aber ich laß' es nicht geschehen, laß' den armen Jungen nicht dermaßen verstümmeln, denn er soll ja geistlich werden, geistlich! nnd da muß er doch seine vollkommenen Glieder haben — ach, bester Herr Pfarrer“, rief sie verzweifelt, „helft mir, steht mir bei, schreibet ihnen und beschwört sie, damit sie ihn nicht so jämmerlich verschinden! Und begebt Euch selbst auch mal zu ihm, ich bitt Euch um Gotteswillen. Er hat Euch ja stets so lieb gehabt und in großen Ehren!“

Sogar der Köbel schien den die Familie betroffenen Unglücksfall zu fühlen und offenbar bemüht zu sein, das Geräusch seiner sonst lärmenden Schritte, sowie seine polternde Stimme um ein bedeutendes zu dämpfen. Auch mit Trost und gutem Rate war er bei der Hand. „Dazumal“, suchte er seine Mutter zu erinnern, „als unser Handroß über die steile felsige Bergwand herunterfiel — wie lang' mag's wohl her sein, so drei, vier Jahr? — und sich das Hinterbein schund vom Gefieser bis weit über das Knie hinauf und fast bis auf den Knochen

hinein, da ging ich nur zum Schachendoktor, und der bereitete uns — wißt Ihr noch? — die gelbe Wundsalbe — ich hab' ihm zugesehen und es mir wohl gemerkt, was er dazu nahm, wenigstens in den Hauptstücken: Hundeschmalz, gelbes Wachs, Bühlharz, getrockneten und in der Milch gekochten Taubenmist, zerquetschte Deckelschnecken, Säu—"

Doch die Mutter wehrte: „Ach, hör' doch auf mit dem einfältigen Geschwätz, Köbel, ich bitt'! Unser armer Gottlieb ist ja mit keinem Roß' zu vergleichen, ist vielmehr ein zartgebauter junger Mensch, der best' unter der Sonne! Und nun auch der armseligste Tropf unter der Sonne — ach, wo er und ich selbst die schwere Heimsuchung wohl verdient haben mögen!"

Bei sich und im Gespräche bei Tische, mit den Dienstboten, verharrte der Köbel gleichwohl auf seiner Meinung: „Wenn ich unsern Liebel[1]) nur dem Schachendoktor in die Heilkur geben könnt', der würd ihn gewiß wieder zuweg' bringen. Mir selbst hat er, der Schachenklausi, wie man ihn gewöhnlich nennt, selbigesmal noch ein ferneres Mittel verraten, das sonderbar gut sein soll gegen allerhand Wunden und Geschwüre an Menschen und Vieh — vorhin, als der Pfarrherr dagewesen, hab' ich's, der Unappetitlichkeit wegen, nicht sagen mögen: Man nimmt Hühner- und Kuhmist, item geschnittenen Spitzwegerich, item Salbei, item Schorniggelkraut, schüttet Weinessig und Jungbubenwasser daran, läßt es ob dem Feuer ordentlich köcherlen — doch, was will unsereins sagen und an-

---

[1]) Gottlieb.

empfehlen?“ unterbrach er sich verdrießlich, „die Herren Leutedoktoren sind heutzutag' gar sehr studiert und meinen, es wiß' und kenn' niemand etwas, denn sie, auch wenn sie manchmal die Leut' verpfuschen, ganz gottssträflich! Studiert — was heißt studiert? Schön schreiben und lesen können? Allerhand närrisches Zeug gefischt zu haben aus den bestaubten Büchern heraus? Ueber fremden Sprachen sich den Kopf verstoßen, so daß sie am End' auf gut deutsch einander nicht mehr verstehen? Ich selbst bin nur wenige Jahr' in die Schule gegangen; und bin gleichwohl so gescheit und illustriert, wie jeder andere, so da meint, was er sei! . . . Kamen da 'mal mit unserm Liebel zwei Stadtstudentlein mit nach Hauf', blieben einige Tage bei uns in der Kavanz[1]) und sprangen und lärmten in Haus und Hof und Baumgarten herum gleich wilden Banikalen[2]), man mußte darob manchmal frei laut auflachen. Einmal aber, als sie auch in der Mühle 'rumrollierten und einander die Kittel weißten aus lauter Anfechtigkeit und Teufelssucht, da konnt' ich nicht umhin, zu erwidern: „Hier, meine gelehrten Herren Mussieh, hier diese Maltersäcke sind gefüllt mit allerhand Frucht (Getreide) — nun, welcher von euch kann mir sagen, was für welche?“ Und man denke sich, dem Buchweizen sagten sie Roggen, den Roggen hielten sie für Hafer, die Wintergerste für Korn, die Wicken gar für Rosinen — es war schier zum totlachen, hahaha! . . . Wie gesagt, auf dem Studieren, wie's die Mutter hat

---

[1]) Vakanz.

[2]) Kanibalen.

erzwingen wollen, daß es der Liebel thu', halt' ich nicht viel. Ich selbst hab' wie schon gesagt, nicht studiert und steh' doch keinem aus Weg, im Handel und Kommers so wenig, als in allen Bauern- und Mühlgeschäften, heißen sie, wie sie wollen — oder ist's nicht so, he? Es soll mir einer einen Gaul vorführen oder einen Ochs' und dabei meinen, ich seh' und find' sie nicht, die Fehler an dem Tier' — o der Zipfel, der so was meinen thut'! Oder aber punkto betreffend die Frucht — da will ich mir die Augen verbinden lassen und dennoch sagen durch das bloße Anrühren, was für Gattung, und wären's deren dutzenderlei — was gilt die Wett'? Und dann solltet ihr's hören, wie ich im Gemeinderat mitunter auspack', so daß der Onkel Ammann mir schon oft hat abmahnen müssen und meine Kollegium[1]) mich verdutzt und erschrocken anlugten, potz Hagel! Und um nochmals auf meinen Bruder zurückzukommen, so kann er, der Liebel, mich trotzdem doch ordentlich dauern, dauern, weil er studieren gegangen. Denn hätt' er das gleich mir unterlassen, so würd' er heut' noch seine geraden Glieder haben und den gesunden Kopf. Und das Geld, so das Bürschlein gekostet — ihr würdet staunen, ihr Leut', wenn ihr den Haufen Geld sehen könntet, nun nur so in den Dreck 'nausgeschmissen! Nicht daß es mich gar so sehr reuen thut, das Geld; aber man wird doch auch davon reden dürfen; auch hab' ich mir's ausgerechnet, erst dieser Tag', wie viele Gäul' oder Paar Jungochsen man dafür hätte kaufen können, manch' ein Dutzend, sag' ich euch! . . . Und hernach die andere Dummheit, die noch malefix

[1]) Kollegen.

dümmere, an das brennende Haus 'naufklettern und sein Leben wagen für unbekannte mindere Leut' — was gingen ihn jene Leut' an in dem brennenden Hauf'? Nicht das mindeste Bagatell! Und gar noch eines Weibervölkleins und eines kleinen Kindes willen sich an's schwanke haushohe Seil hängen — ich hätt' das hübsch bleiben lassen nnd gedacht: Babah, dieser Geschöpflein gibts noch genug auf der Welt, sozusagen im Ueberfluß, haha! Oder hab' ich nicht recht, Melk[1])? . . . So, jetzt laßt uns das Tischgebet beten, dann werd' ich euch für morgens, wie der Welsch' sagt, die Ordnungstuschur[2]) mitteilen . . ."

Wahrscheinlich würde auch die Jungfer Madlung für ihren unglücklichen Bruder Gottlieb ein bedeutendes Mitleid empfunden haben, wäre nicht gleichzeitig auch ihr eigen Herz — das merkwürdige traurige Zusammentreffen! — von einem schweren Schicksalsschlage heimgesucht worden. Dieser bestand darin, daß ihr Kousin, des Ochsenwirts Fritz, dessen zärtliche Zuneigung sie bereits gewonnen zu haben vermeinte, ihr schließlich des Bleichers Lisette vorgezogen, mit derselben ganz öffentlich in's Tobelbad zu Tanz gefahren. „O dieser impertinente gewissenlose Bursch'!" zürnte die Madlung. „Ist ein solcher auch noch wert, daß ihn der Erdboden trägt?" raste sie.

„Und die Lisette, welch' ein falsch elend Ding, so spitzbübisch falsch! Ah, darum die dicke Freundschaft mit

---

[1]) Melchior.

[2]) l'ordre du jour = Tagesordnung.

mir, darum das viele Geläuf in unser Haus, das Geschmeichel und Geheuchel, alles zu dem Zweck', um ihn mir abwendig zu machen, ihn mir auf tückische Art wegzustehlen — o ich könnt' ihr vor Wut die Augen auskratzen und das krause Fuchshaar vom Schädel reißen, ja, ich glaub' ich könnt' sie, diese abscheuliche Bleicherliesel, geradezu erwürgen!"

Der Zorn und das Herzeleid machten sie ganz krank. Sie klagte über Kopfweh, aufgeregten Herz- und Pulsschlag, Schlaflosigkeit und kalte Füße. Die kalten Füße bei der warmen Witterung waren sehr bedenklich . . . Sie weinte sehr viel und benahm sich gegen jedermann sehr wunderlich und unleidlich Und die arme Nanny, welche ihr zu warten hatte — es war kaum zum Aushalten!

Die Müllerin aber meinte: „Es ist unserer Madlung ihres Bruders Unglück ebenfalls sehr nah' gegangen — wem sollt' es nicht? Man müßte ja kein Gemüt und keinen Funken Lieb' im Herzen haben, wenn so was einen nicht angreifen thät. Gleichwohl hätt' ich dem Mädchen doch nicht so viel Verstand und Mitleid zugetraut, nein, gewiß nicht! Drum, Nanny, bring ihr, der Madlung, recht fleißig Thee und pfleg' sie gut. Und vielleicht wär's doch das beste, man ließe den Doktor rufen, nämlich den alten, denn vor dem jungen würde sie wohl etwelche Scheu empfinden und kaum alles gestehen wollen . . . Ach, stöhnte sie, der arme Gottlieb dermaßen schrecklich zugerichtet, und nun auch noch das Mädchen krank! Und mir selbst klopft das Herz immer fast zum Zerspringen. Nun komm' mir noch jemand behaupten, der

Reichtum, und nur der Reichtum mache glücklich! Könnt' ich damit dem Gottlieb seine gerechten Glieder wiedererkaufen und damit auch sein Geistlichwerden noch möglich machen, ich glaub' ich würd' all mein Hab und Gut dafür opfern!"

Es litt sie, die geängstigte Mutter, nicht länger zu Hause.

„Ich kann keinen Schlaf mehr finden," klagte sie der Nanny, „ich hab' keine Ruh', weder bei Tag, noch bei Nacht; denn immerfort seh' ich meinen armen Gottlieb mit Pflaster bedeckt auf dem Schmerzenslager liegen und die magere, bleiche Hand zitternd nach mir ausstrecken, und mit seinen feuchten Augen mich so wehmutsvoll und hilfesuchend anlugen, wie er's damals gethan, bei meinem Besuch'. Ich muß ihn wieder sehen gehen, ich muß! Und wann ich wieder nach Hause komm, ich weiß es, ach, nicht zu sagen! Du, Nanny, bist noch ein sehr jung und unerfahren Mädchen, aber gleichwohl — sieh', dir übergeb' ich die Schlüssel und vertrau' dir damit die Aufsicht an über Küche und Keller und Kasten. Gib ja wohl acht auf alles und laß' nichts zu grunde gehen. Hast dir's ja bereits merken können, wie ich selbst es zu machen pfleg' in allen Dingen. Was die Brod- und Mehlpreise anbetrifft, so stehen sie am Mehltrog deutlich aufgekreidet, auch ist ja der Köbel noch da, zum allfälligen Befragen. Traurig genug, daß die Madlung krank und außerdem so unerfahren, und auch auf die Mägd' kein Verlaß zu nehmen ist, nicht einmal auf die Vreni, trotz der vielen Jahr', so sie hier schon im Dienst steht. Hab' ich's doch zu meinem Schaden erfahren, wie

die rechnen und haushalten kann, damals, vor zwei Jahren, als ich die kurze Badekur machen gemußt! Und schreib' alles hübsch auf, Kind, du hast ja, wie deine Mutter sagt, so gut gelernt in der Schule! . . . Und sollten dich die Mägde deswegen sauer anlugen — fürcht' dich nur nicht, Nanny, ich werd's ihnen schon noch sagen, eh' ich weggeh'! . . . Und nachts geh' du in mein Bett schlafen — gehört? Du kannst ja den Bäri zu dir in die Stube nehmen, fall's dir bangen sollt'. Sollst dann einen Kram bekommen, wenn du recht brav bist und deine Sach' gut und diffig[1]) machen thust. Und gib auch recht fleißig Almosen, nur trag' Sorg', daß der Köbel es nicht gewahrt, denn er ist so rauh und unverständig gegen die armen Leut', leider Gott! . . . Das Milchabrahmen und Buttern kennst du ja, gelt? . . . So will ich denn in Gottesnamen reisen!"

Kaum jedoch war der geschlossene Char-à-banc in welchem die tiefbekümmerte Müllerin saß, recht außer Sehweite gelangt, stieg der Köbel lärmenden Schrittes die Haustreppe hinauf, stieß ohne weiteres Madlungs Kammerthüre auf und rief mit lauter, polternder Stimme: „Wie, die Mutter fort, und du liegst noch immer bärzend[2]) zu Bett', als hättest auch du den Fall gethan die mehrere Stockwerk herunter! Ist das eine Ordnung, he? Und die lausige Kleine, das Grüter Bettelmädchen, soll haushalten und kochen, so daß man beim Essen den ekligen Aberwillen bekommen kann aus guten Gründen! Auf, sag' ich, aus dem Nest 'raus, marsch! Oder ich selbst

[1]) Gescheidt, geschickt.

[2]) Faullenzend, Krankheit vorschützend.

geh' mich ebenfalls faullenzen legen und laß' alles gehen im ganzen Gewerb, wie es gehen will, wenn's doch so gewirtschaftet werden soll — kann mich ja auch für krank ausgeben!"

Da begann aber die Madlung zornig zu schelten: „O du grober, unflätiger Kerl du, gröber als Bohnenstroh und Hagebuch; ja das bist du, der gröbste Kerl der Welt, ohne Verstand und ohne eine Unze Bildung, sonst würdest dich schämen, einem derart zu kommen, wenn man so sehr unpäßlich ist und gerad im tiefen Schweiß liegt! Ja, schäm' dich, du tête carrée [1]) du, mich so zu erschrecken, und scher' dich sofort zum Zimmer hinaus, oder ich ruf', wer's auch hören mag, laut um Hilfe!"

„Und ich," versetzte der Köbel grausam, „werde den Ochsenfritz und so viel' der Bauernburschen, als ich nur habhaft machen kann, herbeirufen und heraufführen, und ihnen sagen: Seht da, wie unsere feine gelehrte Jungfer Madlung zu dieser späten Stund' noch im Bett 'rumwälzen kann aus lauter Faulheit und Phantasterei! Gelt, werd' ich sagen, das wird 'mal 'ne tüchtige Hausfrau werden!"

„Ja, thu das nur, ich frag' nichts darnach! Die Leut' können dann sehen, welch' ein grober, unverständiger Lümmel du bist!"

Allein Köbels Drohung wirkte doch. Denn wer kann wissen, dachte die Schöne ebenso bange als entrüstet, ob

---

[1]) Viereckiger Kopf.

er's nicht in's Werk setzen würd'. Grob und verwegen genug wär' er schon dafür, o ja!

Also stand sie seufzend auf, kleidete sich notdürftig an und schlurfte langsam die Treppe hinunter. Sie begab sich in die Küche, um von der Nanny eine „Bouillon" zu verlangen. „Du wirst doch wissen, was eine Bouillon ist?" bemerkte sie hochmütigen und verachtungsvollen Blickes; „bist ja so sehr gescheit und geschickt und bei meiner Mutter so sehr Hähnlein im Korb — wie solltest du nicht wissen, wie man eine Bouillon macht. Nicht? Nun, so will ich dir's zeigen, blos damit du das Näslein nicht mehr so hoch zu tragen brauchst. Auch das Mittagessen werd' ich mir selbst bereiten; sollst mir's nicht etwa 'mal vorhalten oder bei den Leuten damit groß thun, als ob du mir mein Essen hättest kochen müssen — wollte mich dessen auch aus andern Gründen gar sehr bedanken!" meinte sie, die Nase vornehm rümpfend.

Das Bouillon durfte als ziemlich geraten bezeichnet werden. Weniger war dies bei ihrem, der Madlung selbstbereitetem Mittagessen der Fall. Den Apfelsinen hatte sie, ihrem eigenen unverdrossenen Geständnisse nach, zu viel Salz beigefügt, das Süppchen aber war, des häßlichen Rauchgeschmackes wegen, völlig ungenießbar geworden. Und erst die Omelette! „Guck, Mädchen," sagte die Madlung hochmütig, „will dir weisen, wie man eine Omelette wenden soll — paß' mal auf!" Und die Nanny paßte wirklich auf, konnte jedoch nichts weiter ersehen, als daß der einseitig gebackene Eierkuchen bei der geschickten Kochkünstlerin schwunghaftem Aufwerfen nicht etwa den vorgeschriebenen Weg in die Pfanne zurück

einschlug, sondern elendiglich in das offene Herdfeuer fiel. Der zweite Versuch mit einer frischen Omelette mißglückte ebenfalls, indem das eigensinnige leckere Ding bei dem Aufschwunge sogar in den schmutzigen Aschenbehälter hinabflog. Schließlich verlor sich bei der geschickten Köchin-Lehrmeisterin jegliches Gelüsten nach Pfannkuchen; sie, die „Kränkelnde“, durchsuchte den Küchenschrank nach Fleischresten und that sich an einem Stück kalten Schweinsbraten gütlich.

V.

Der Sommer schwand vollends dahin und es kam der Herbst; es nahte auch der Winter, und immer noch wollte oder vielmehr konnte des „Müllers Student“ nicht nach Hause kommen.

Und die Mutter Müllerin, so oft sie ihn auch besuchen ging, zuweilen bei sehr schlechter und kalter Witterung, immer kehrte sie mit demselben trostlosen Berichte nach Hause zurück: „Ach, wie bleich und abgezehrt er aussieht, der arme Gottlieb, gleich dem bittern Tod'! Kein Wunder auch: denn bereits drei Mal haben sie, die Spitalärzt' ihn unbarmherzig operiert, sowie unzählige Mal gebrannt mit Höllenstein und feurigen Eisen; und seinen verkrümmten Leib in grausames Rüstzeug gezwängt, damit er sich nicht regen kann; so daß es einen wunder nimmt, wie er überhaupt noch atmen und leben kann! Aber er wird es ach! nicht lange mehr prestieren können, hat ein Aussehen gleich unserm Herrgott am

Kreuz', vermag vor Schwäche kaum mehr zu sprechen und lugt einen aus seinen eingefallenen Augen so schmerzlich und traurig an! . . . Und das Schneiderfrauchen, das er samt ihrem Kind aus den Flammen gerettet, geht ihn alle Tag' besuchen und thut, wie sie ihn so elend daliegen sieht, wie verzweifelt; hat ihm sogar letzthin ein Stück weißen Zucker nebst Kuchen mitgebracht, weil sie vermeinte, er sei ebenfalls so arm und mittellos, wie sie, die arme Witwe selbst!'

Auch die Madlung reiste einmal mit zu ihrem kranken Bruder. Die Mutter jedoch klagte bei ihrer Nachhausekunft: „Da ist das Mädchen statt am Schmerzenslager des armen Gotttieb zu weilen und ihm durch teinehmend und kurzweilig Gespräch Trost und Aufheiterung zu bringen, nur so in den Spitalgängen und Sälen herumgepfänderlet, hat mit den jungen Doktoren geschäkert und sich von ihnen den Hof machen lassen, — ach, darob bin ich so sehr höhn [1]) geworden und früher, als ich gerechnet hatte, aufgebrochen. Auch hab' ich dem eitlen herzlosen Ding tüchtig den Kopf gewaschen und mir zugleich gelobt, mir und dem armen Gottlieb inskünftig diesen Verdruß zu sparen!"

Endlich, am Tag vor Weihnachten, brachten sie ihn, des „Müllers Student", in einem geschlossenen Wagen und sorgfältig in Decken und Kissen und Wärmeflaschen gehüllt, nach Hause, notdürftig geheilt und immer noch der allersorgfältigsten Pflege bedürftig. Die gänzliche Heilung, hatten die Aerzte-Professoren gesagt, könne

[1]) böse, zornig.

erst von der schönen warmen Jahreszeit erwartet werden.

Nun, an der sorgfältigen Pflege sollte es dem Genesenden zu Hause nicht fehlen. Seine Mutter ließ sich zu diesem Zwecke kein Geld reuen, keine Mühe Tag und Nacht. Freilich, der warme, stärkende Sonnenschein, von welchem die Doktoren sich so vieles versprochen, ließ sich selbst mit den schwersten Gold- und Silberstücken nicht erkaufen. Denn draußen herrschte der unerbittliche Winter, rauhe, wilde Schneestürme rasten um das Haus herum, eisige Flocken legten sich massenhaft auf die Fenstersimse, spähten neugierig und neidisch durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen in die wohlgeheizte, behagliche Krankenstube hinein, auf die weichen Flaumkissen, in welchen der kranke Jüngling gebettet lag — ob sie auch dessen schmerzhaftes Seufzen und Stöhnen vernahmen, sowie die liebreichen zärtlichen Worte, mit welchen seine Mutter ihm Mut und Hoffnung einzusprechen versuchte, ihre tröstlichen frommen Gebete?

Auch sie, die Müllerin, erschien bei weitem nicht mehr als die korpulente und blühende Frau, die sie ehedem gewesen. Die vielen Sorgen und Kümmernisse, sowie die anhaltenden Nachtwachen hatten ihr schwer zugesetzt, auf ihrem abgemagerten Gesichte tiefe Furchen eingegraben und ihr Haar vor der Zeit völlig gebleicht. Auch war sie um die Pflege ihres armen kranken „Buben" so sehr bemüht und bekümmert, daß die Sorge für Küche und Keller und Vorratskammern beinahe ausschließlich jung Nanny anvertraut blieb.

Zwar hatte sich die Madlung, die Tochter des Hauses,

von der sie abermals überkommenen Unpäßlichkeit wieder völlig erholt und zwar urplötzlich. Das war eines Sonnabends geschehen, als die vom Grenzdienste zurückkehrende Dragonerschar in das wohlhabende Bauerndorf eingeritten kam, um daselbst ihr Nachtquartier zu beziehen. Auch des Müllers bekamen der schmucken welschen Reiter die beträchtliche Anzahl zu beherbergen und entledigten sich der Aufgabe mit ebenso großer Höflichkeit als Gastfreundschaft. Die Jungfer Madlung, soeben noch von heftiger „Migräne" geplagt, ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person bei Tische die Aufwärterin zu machen; wie reizend sie aussah in dem improvisierten modischen Kellnerinkostüm, wie schade um das zierliche weiße Schürzchen, über welches sie fette braune Kalbsbratensauce schüttete, wie ungleich mehr schade um das kostbare meergrüne Kleid, das sie sich dadurch gleichzeitig verdarb! Doch war das Kleid bald an ein anderes, himmelblaues vertauscht und auch die zärtliche Unterhaltung mit dem bebrillten welschen Fourrier wieder glücklich angeknüpft. Sie zeigte ihm ihren Vorrat an Romanlitteratur und begann mit ihm in der „Visitenstube" vierhändig Klavier zu spielen — armes, mißhandeltes Musikinstrument! Auf den Abend aber war, den Herren Dragonern zu Ehren im „Ochsen" ein Ball arrangiert worden. Und wie sehr auch die Mutter Müllerin, unter Hinweis auf den traurig leidenden Zustand Gottliebs, gegen das Vorhaben ihrer Tochter Einsprache erhob und die ernsthaftesten Vorstellungen machte — „was kann ich denn dafür," meinte die Schöne mißmutig und trotzig, „daß mein Bruder zu leiden hat? Und was kann's ihm nützen,

wenn ich zu Hause bleib'? Soll ich denn deshalb ganz und gar auf alle Freuden verzichten und in diesen einsamen Mauern elend vertrauern?" Sie machte die sorgfältigste Toilette und zog mit dem Herrn Fourrier fröhlich von dannen trippelnd nach dem „Ochsen" hin.

Und von selbigem Tage an klimperte sie wieder gar fleißig auf der Guitarre und sang mit ungemein gefühlvoller Stimme ihr: „Nach Sevilla" und „O wie wär's möglich dann", auch schrieb sie Brieflein um Brieflein und benahm sich weit freundlicher und redseliger mit den Hausgenossen, sogar mit dem sonst von ihr so sehr verachteten „Grütter Mädchen".

Auch der Köbel ließ seine Stimme wieder in altgewohnter posaunenhafter Weise in Haus, Mühlen und Scheunen erschallen. Wie manchen Schrecken und Verdruß bereitete er seiner Mutter, wann er so schweren, geräuschvollen Schrittes in's Krankenzimmer getreten kam und mit seiner rauhen lauten „Gelle"[1]) zu fragen begann: „Wie geht's? Wie stehts? Habt Ihr Euch noch immer nicht entschlossen, nach dem Schachendoktor zu schicken? Mich dünkt, man sollte an diesen gelehrten Schnäuzlern, welche doch weiter nichts verstehen und können, als die Leut' verpfuschen und ihnen hernach unverschämte Künten[2]) zu machen, doch endlich genug bekommen haben!" . . . Oder er fing von dem Roß- und Getreidehandel an zu erzählen, oder über die Dienstboten zu schimpfen, welche zum arbeiten zu faul, bei Tische aber ungemein fleißig

---

[1]) Schreikehle

[2]) Konto, Rechnung.

seien. „Am ärgsten aber," so polterte er, „treibt's halt dies Grüter Lausmädchen, welches Ihr aus Barmherzigkeit in's Haus genommen, und das dem herzulaufenden Bettelpack allsfort den Sack mit Aepfeln, Brod und Rüben oder andern wohl zu gebrauchenden Dingen stopft. Auf diese Weis' muß unsereiner ja um Hab' und Gut kommen, ganz mit Fleiß."

Es war ihm halt so gründlich verhaßt, das junge Haushälterinmädchen.

Doch nicht ihm allein; auch die sämtlichen Dienstmägde hegten gegen dasselbe die nämliche große Abneigung, nannten es die „listige Wertleckerin", obwohl Nanny ihrer Meisterin weder schmeichelte, noch bei ihr über ihre Dienstgenossen ein klagend oder verklagend Wort aussprach, sondern vielmehr in allen Dingen große Zurückhaltung und Aengstlichkeit an den Tag legte und manch' eine heimliche Thräne weinte über die ungerechte Verfolgung, welche sie von allen Seiten auszustehen hatte.

Schließlich aber konnte sie sich doch nicht enthalten, es ihrer Gotte-Dienstherrin zu offenbaren: „Ich halt's nimmer aus! Sie, die Mägde recken gegen mich verächtlich die Zunge heraus, verhöhnen mich auf Schritt und Tritt und geben mir, wann Ihr's nicht hören könnt', die wüstesten Schimpfnamen. Drum will ich lieber zu meiner Mutter aufs Grüt hinaufgehen, wo mir solches — ich weiß gewiß — nicht angethan werden wird!"

Das war aber auch für die Müllerin zu viel. Sie ließ die Dienstmägde vor sich bescheiden und eröffnete ihnen mit großer Entschiedenheit: „Das Mädchen hier,

die Nanny, thut in allem genau nach meinem Willen und Befehl, daß Ihr's nur wißt! Und wem diese Ordnung nicht gefallen thut, die soll's nur sagen: in vierzehn Tagen ist Lichtmeß, dann kann sie sich zum Haus nausscheren! die Müllerin von Mattenried hat noch alleweil ihre Dienstmädchen gekriegt — zehn für eine, wenn's nötig gewesen!" fügte sie nicht ohne Stolz hinzu.

Diese Worte wirkten. Wenn auch der alte Haß und die Eifersucht gegen die junge Günstlingin in den Herzen der Mägde stecken blieben, so wagte doch keine mehr, diesen Gefühlen offen Ausdruck zu verleihen. Die Nanny blieb von dieser Seite fortan ziemlich unbehelligt. Sie wurde seitens der Müllerin noch mehr, als dies bislang der Fall gewesen, zu Ehren gezogen und in die mannigfachen Haushaltungsgeheimnisse eingeweiht; sie lehrte sie die Hühner- und Schweinezucht, die Besorgung des Dörrobstes und der Gartensämereien, das Milch- und Buttergeschäft und, zu der bereits erlernten gemeinen, nun auch die feinere Kochkunst, in welcher sie selbst die vollendete Meisterin war; sie lehrte sie auch das Groß- und Kleinbrot backen. „Du bist nun dafür kräftig genug", meinte sie. „Ich selbst bin kaum älter gewesen, als ich daran gemußt. Auch lernt man in der frühen Jugend alles gar viel leichter, bei einem alten Kopf will nichts mehr recht hinein . . . Wollens vorerst mit dem Kneten versuchen. Guck, so muß das Mehl angefeuchtet, so die Hefe d'runter gemischt, so die Knollen mit der Hand zerrieben werden — schütt' noch ein wenig lau Wasser nach, Nanny — halt, für diesmal genug! . . . So

mußt mit den Fäusten zu kneten anfangen, so mit den Armen den Teig aufheben und mit aller Kraft in die Mulde zurückschmeißen, daß es klatscht und kracht; kneten, aufheben und schmeißen so lang, bis der zähe, zarte Teig Blasen wirft und sich von selbst Dir von Arm' und Händen löst . . . So, ganz recht! . . . Aber Dir macht's arg warm, gelt, Mädchen? Auch das ist ganz recht, erst wann die Schweißtropfen der Bäckerin sich mit dem Teig gemengt haben, beginnt er richtig aufzugehen und wird das Brot schmackhaft werden . . . Sollst dein Extrastück Wähen kriegen, Nanny, und es deiner Mutter bringen dürfen mit den stolzen Worten: Siehste, das hab' ich selbst gebacken nebst einer großen Mulde Brot! . . . Ach, wenn nur mein armer Gottlieb auch von der süßen Nidelwähe genießen dürft; aber er ist noch so sehr leid[1]) und muß sich in allen Dingen so grausam schonen! Und daß die Madlung sich um den Haushalt so gar nichts kümmern will und zu keiner noch so leichten Arbeit anders als mit Mahnen und Schelten zu bringen ist und nur alleweil oben in ihrem Kämmerlein hockt und ihre Narreteien treibt — ach, ach!"

Oben, in ihrem Zimmer, sang die Madlung zu der Guitarre:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein . . .

Denn seit zwei Wochen hatte sie von ihrem Monsieur Léon, dem welschen Fourier, keine Nachricht mehr erhalten.

---

[1]) leidend.

Auch die Nanny war nahe daran, einen Sang anzustimmen, einen frohen jubelnden; denn das Brot und die Kuchen waren so gut geraten, so prächtig!

Draußen im Scheunenhofe aber wieherten, stampfte und lärmte es wie auf einem Pferdemarkt. Und nach einer Weile kam der Köbel mit einem Roßjuden in die Wohnstube geschritten, nahm einen großen Haufen Silberstücke in Empfang, und begab sich hierauf in die Küche hinüber und rief: „Mutter — wo steckt Ihr denn? Gebt Wähen her für den Juden, zu dem Kirsch! Der Mann, der einem so viel Geld bringt, verdient's wohl besser, als Eure Klatsch- und Bettelweiber, mein' ich! . . . Da, Mädchen, zerschneid'!"

„Aber dies ist ja eine Speckwähe!" wagte die Nanny einzuwenden.

„So? Thut nichts, sag' ich, das Jüdlein frißt sie gleichwohl — was gilt's? Man muß ihm nur sagen, das Geschmier d'rauf sei Ankentrost[1]), hahaha!"

VI.

Auf den langen, gestrengen Winter folge, wie billig und recht, ein sonniger, wonniger Lenz. Bunte Blümlein ohne Zahl sproßten den windstillen Halden und Hecken entlang aus dem Boden hervor, Wies' und Wald begannen zu grünen, die Obstbäume und Büsche fingen

---

[1]) die beim Aussieden der Butter sich ergebenden Rückstände.

an zu blühen, die Vöglein sangen und zwitscherten vor eitel Freud und Lust. Die Dorfbewohner litt es nicht länger in den dumpfen Stuben, in hellen Scharen zogen sie aus mit Pflug und Wagen, Hacke und Spaten — war das ein munteres Regen und Schaffen auf Feldern und Matten, allerorten! Die Mücken tanzten im warmen Sonnenschein, die Bienlein, ihrer langen Winterhaft entlassen, flogen aus, um jung Haideblümchen zu küssen; in den Ställen wieherten und muhten die Fohlen und Rinder und ließen nicht nach mit Murren und Scharren, bis auch sie hinausgelassen wurden auf die sonnige, ergrünende Weide.

Und eines besonders sonnigen Nachmittags brachten die Müllerin und Nanny auch den Studenten Gottlieb heraus ins Freie; sie hatten nicht gar schwer zu tragen; sie trugen ihn so langsam und sorglich, um ihm ja nicht wehe zu thun. Vor dem windstillen Gartenhäuschen setzten sie ihn behutsam auf die mit Kissen und Decken ausstaffierte Ruhebank nieder. Welch ein Jammerbild der junge und einst so blühende und jugendkräftige Jüngling darbot! Ein Fuß war ihm abgenommen worden, der eine Arm stack immer noch in einem schützenden Schienenpanzer, das blasse Haupt saß schief und eingesunken zwischen den hohen Schultern, die ganze Gestalt war zu einem Skelett abgemagert, zu einem bemitleidenswürdigen Krüppel zusammengeschrumpft, der sich auf der Bank kaum aufrecht zu halten vermochte und bei jeder Körperbewegung vor Schmerz die Zähne zusammenbiß. Der Mutter Müllerin rannen bei dem Anblicke die hellen Thränen über die Wangen herunter, sie

hätte vor Weh und Mitleid laut aufschreien mögen; allein sie bezwang sich, um ja den armen Burschen nicht noch trauriger zu stimmen begann vielmehr munter zu schwatzen und sich des zärtlichsten nach dem Befinden und den Wünschen des Rekonvaleszenten zu erkunden. Sie befahl Nanny, ihm Bücher und Zeitung herbeizuholen, Wein und Thee oder was er sonst begehren möge.

„Zu Bett will ich", stöhnte der junge Mann, „vermags nicht länger auszuhalten!"

Man brachte ihn auf sein Zimmer zurück zu Bette, und des folgenden Tages wieder ins sonnige Freie hinaus und so fort, so oft es die Witterung gestattete; er vermochte es immer wie länger auszuhalten; auch der Appetit begann sich einzustellen, die Kräfte nahmen zusehends zu und die schmalen, zierlich geschnittenen Gesichtszüge gewannen allmählig wieder Farbe.

Und der Doktor meinte: „Danken Sie Gott, Frau Müllerin, daß er, Euer Sohn, so gräßlich er zugerüstet gewesen, überhaupt mit dem Leben davon gekommen. Das hat der junge Herr doch nur unserer fortgeschrittenen ärztlichen Kunst zu verdanken!"

Worauf der junge Mann traurig und bitter vor sich hin murmelte: Welch' eine prächtige Kunst das, einen so zum armseligen häßlichen Krüppel zu kurieren.

Hätte man mich doch lieber sterben lassen!"

Die Mutter rief erschrocken: „Ach, so darfst Du nicht reden, Gottlieb, solches ist die schwere Sünd'! Denk, es sei so Gottes Willen gewesen, und schick' Dich mit christlicher Ergebung drein. Mit der Zeit kann ja alles wieder gut werden", suchte sie zu trösten, „denn siehst Du nicht,

wie deine Besserung fortschreitet, gar wohl wahrzunehmen von Woche zu Woche!“

In dem Maße jedoch, wie das Befinden des jungen Mannes sich besserte, begann sich dasjenige seiner Mutter auf gegenteilige Weise zu verändern. Sie fiel mehr und mehr aus den Kleidern, ihre ehemals so frischen Wangen färbten sich bleicher und bleicher, und immer wie öfters wiederholten sich ihre Klagen über die große Müdigkeit in den Gliedern, über Schlaflosigkeit und zunehmende Vergeßlichkeit. Und kaum daß bei rauher Witterung die beschwerliche Herbstwäsche beendigt, als sie, die Müllerin, die Kräfte plötzlich verließen. Sie mußte zu Bette gebracht werden, die grausame hitzige Gliedsucht hatte sie befallen. Sie schrie vor Schmerzen, man wagte aus Furcht, jene zu vermehren, nicht mehr herzhaft auf-zutreten, noch die Zimmerthüren auf- und zuzuschließen. Die Nanny weinte Thränen des Mitleids, gönnte sich keine Ruhe mehr Tag nnd Nacht.

Und nun war es Gottlieb, welcher, mittelst der Krücken sich fortbewegend, der Kranken die Arzneien reichte, sich an ihr Bett setzte und ihr Mut und Trost zusprach, ja sogar, um sie die Schmerzen einigermaßen vergessen zu machen, muntere heitere Reden zu führen sich anschickte.

Und die Madlung? Ach, sie selbst litt ja so arg an der Bleichsucht, war des Sommers über, zu ihrer Heilung, von einer Pensionsfreundin zur andern auf Be-such gereist, hatte sich schließlich an das sonnige Gestade des Lemansee's in die Traubenkur begeben. Und als sie endlich, auf die dringende briefliche Mahnung ihres

Bruders Gottlieb hin, nach Hause zurückkehrte, da hatte sie beinahe über größere und mannigfaltigere Leiden zu klagen, denn ihre Mutter selbst. Dazu „die große Empfindsamkeit ihrer Nerven und ihres Gemütes“, welche „den Anblick eines schwerkranken Menschen gar nicht auszuhalten vermochte“ — nein, nein, von der Pflege ihrer kranken Mutter, wie Gottlieb es ihr zugemutet hatte, konnte vorderhand nicht die Rede sein! „Ich thät's ja gern, wenn ich's nur auszuhalten vermöchte!“ lautete ihre Entschuldiguug.

Man konnte es von der Krankenstube aus gut hören — zumal für des Gottliebs scharfes Ohr war es wohl vernehmbar — wie der Köbel sich polternden Schrittes in das Zimmer seiner Schwester hinaufbegab und letztere folgendermaßen apostrophierte: „Ist's nicht eine Schand' und ein Spott, wie Du faul und müßig im Haus' rumtänderln thust und das Grüter Lausmädchen so allein schalten und walten lässest in all' den Vorräten herum, solch' ein Bettellöchlein, das von Hausen und Sparen auch nicht die kleinste Gedankenidee hat, sondern nur das Geuden gewohnt und alles dem Armeleutenpack einzuhändigen! Zudem muß man ja schier den Eckel kriegen, wenn man so ein's kochen sieht und so viel tausend Verdruß ich schon deswegen gehabt — jetzt aber liegt die Mutter zu Bett und wäre daher der schönste Augenblick da, um das Grüter Mädchen kalt zu stellen; sofern Du nämlich dazu helfen, d. h. die Küche selbst besorgen wolltest . . . Aber o nein, dafür ist unsere Mamsell scheint's viel zu faul und zu fürnehm, will lieber die hoffärtige Fräule spielen und allerhand einfältig Häuggel-

werk treiben im Haus herum — man möcht vor Zorn auf der Sau fortreiten!“

„Nun so reit' doch meinetwegen!“ hörte man die bleichsüchtige Schöne gereizt erwidern. Dann fuhr sie hochmütig fort: „O nein, eine solche Närrin bin ich nicht, daß ich mich dazu bequemen thu', die schweren Kochhäfen und Pfannen umherzuschleppen, an dem Kochherd und an den Schweinezubern die Händ' zu beschmutzen und von morgens bis abends den häßlichen und ungesunden Küchendunst einzuatmen — ich, des Müllers Tochter zu Mattenried, welche die anständige feine Bildung genossen — o nein, pfui tausend! T.u' Dir eine richtige Hausmagd zu und jag' die schnüfflige Kleine fort, mir soll's schon recht sein. Nur keine solche Zumutung mehr, wie ich sie soeben hab' hören müssen — ich verbitt' mir das!

Da eiferte der Köbel: „Fortjagen, die Kleine fortjagen sagst Du? Ja, wenn die Mutter nicht wär', und sie nicht dermaßen den Narr gefressen hätt' an dem lausigen Strupf, dem Bettelkind! Wenn ich's aus dem Haus schaffen thät' wohl, da würd' ich schön in den Ast sägen, ich wär' in meiner Haut nicht mehr sicher! D'rum eben hab' ich gemeint, wir sollten das andere, ebenso sicherc Mittel anwenden, nämlich dem Mädchen so sehr zu leid' leben und es in die harte Dressur nehmen, bis es froh sein würd' von sich aus die Finken zu klopfen. Aber wenn Du nicht mithelfen willst — hol doch der Deixel die ganze leidige Ordnung!“ rief er, sich umwendend und die Zimmerthüre so heftig zuziehend, daß beinahe das ganze Haus erzitterte.

Und wie er polternd die Treppe hinunterstieg, brummte er zornig vor sich hin: „Die Mutter krank, die Madlung ein zückernes Püppchen, das für die Haushaltung nicht den Rappen wert ist und sich an den ersten besten Herrenschnäuggel hängen wird — wie wär's, wenn auch ich ans Heiraten denken und eine junge Frau in's Haus' nehmen würd'? Ja, das thu' ich!" rief er entschlossen, dann wird's schon eine andere Ordnung geben in der Mattenried'-Mühle — haha!" lachte er sehr vergnüglich und ganz überlaut.

Er fing auch gleich an darüber nachzusinnen: Welche soll ich mir nehmen? Denn daß er nur die Hand auszustrecken brauche, um an jedem Finger eine hübsche und reiche Braut zu kriegen und daher die Auswahl werde treffen können unter den vornehmsten Töchtern der ganzen weiten Landschaft, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Er stellte sich vor den Wandspiegel hin, zupfte sich den steifen Hemdkragen weit über die ansehnlichen Ohren hinaus, schob den Hut in den Nacken, strich sich das lange dunkle Haar hübsch über die Stirne herunter, zog das Doppelkinn ein, daß es sich verdreifachte, ordnete das schwere silberne Uhrgehänge, damit es recht wahrnehmlich an dem Schmeerbauche herumpampelte, stemmte die Arme stolz in die Hüfte — war er denn nicht ein doller[1]) junger Mann zu nennen, der döllsten einer? Und dazu der Reichtum; und dazu die große Diffigkeit[2])

---

[1]) doll = stattlich.

[2]) Gescheitheit.

— o ja! — Er blies vor lauter Selbstgefallen die Backen auf, er kam sich in dieser seiner Positur immer wie unwiderstehlicher vor.

Und jenes Abends schon gelangte er zu dem festen freudigen Entschlusse: von Zweien Eine! Entweder nehm' ich mir des Obermüllers Tochter zu Ennetbüren oder aber des Schilthöfers Mädchen im Großried, beides einzige Töchter, beide eminent reich und aus verdammt fürnehmen Häusern . . .

„Willst du zuerst in der Obermühle anpochen?" frug er sich. „Ja, das thu' ich! kann ja was zum Vorwand haben, einen Roßkauf oder sonst was spaßhaftes. Wie die die Augen aufthun werden, des Obermüllers! Und mir die große Ehr' erweisen werden, die Alten sowohl wie die Junge, hahaha!"

Die Nanny trat ein und sagte: „Die Mutter läßt Euch fragen, Meister, ob etwa Besuch da sei, daß Ihr so schrecklich laut lachet!"

„Nein, kein Besuch! Möglich aber, daß jemand zu Besuch kommen wird — vielleicht sehr bald — zähl' drauf Mädchen!" lautete der rätselhafte Bescheid. „Ein Jemand," fuhr der dicke Jungknabe mit grimmigem Lächeln fort, „so Dir, Mädchen, die Klammer an's Rotznäschen legen wird, verstanden?" Und nachdem die junge Botschafterin sich furchtsam zurückgezogen hatte, sprach er zu sich selbst, sprach's mit sehr vergnüglicher, selbstzufriedener Miene: „Der hab' ich fortgezündet, wird nicht so bald wieder die fürwitzige Frage thun kommen, hahaha!"

VII.

Als die Nanny eines Sonntagnachmittags sich wieder einmal auf das Stelzengrüt hinaufbegab, um den lieben Ihrigen einen längst beabsichtigten Besuch abzustatten, und sie Mütterchen zu erzählen begann von der traurigen Krankheit ihrer Gotte-Meisterin, von dem Siechtum des einen und dem groben Gebahren des andern Meistersohnes, sowie von dem Hochmute und der Launenhaftigkeit der Meisterstochter, da meinte jene, des jungen Mädchens Rede unterbrechend: „Ach, Nanny, laß Du mich klagen! Ja, lug' mich nur nicht so verwundert an, ich selbst hab' seit einiger Zeit ein Elend im eigenen Hauſ', kaum mehr auszuhalten. Nichts als Zank und Streit zwischen den ältern Kindern, von früh bis spät. Der Hansli ist so unverschämt geizig und auffätzig geworden, er sollte sich wahrhaftig schämen; mißgönnt allen das Essen, ich glaube sogar auch mir! Die Liesel dagegen so hinterhäg im Schaffen, ihr Zünglein aber so spitz und geläufig im Widersprechen, besonders dem Hansli gegenüber. Ein Wort gibt dann das andere, und eh' man sich dessen versieht, ist das Feuer im Dach und der laute zornmütige Streit ausgebrochen. Und so sehr ich abzuwehren und zu dräuen bemüht bin, was hilft's? Man achtet meiner kaum. Ja, denk' dir, Nanny, gestern sind die beiden sich sogar thätlich in die Haare geraten, der Bub' gab der Liesel gewaltige Ohrfeigen, während sie ihm mit den Fingernägeln wütend das Gesicht zerkratzte, und die Kleinen laut aufschrien vor Angst und

Schrecken, und ich selbst war bei dem Abwehren nahe daran, ebenfalls meine Schläg' zu kriegen! Ach, wie ich mich schämte vor den Nachbarsleuten hüben und drüben, welche ob dem Lärm vor die Häuser getreten waren! Und wie sehr ich es neuerdings hab' einsehen müssen, wie traurig und welch' ein Unglück es ist, wenn ein Vater hinwegstirbt von einer Schar unerzogener Kinder, wie traurig das Los einer solchen armen, schwachen Witwe! Hätt' doch ich statt seiner sterben können, er, mit seinem kräftigen Willen und seinem starken Arm wär weit besser im Stand' gewesen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten im Haus', unter den heranwachsenden Kindern Und heut' morgen in aller früh' ist die Liesel fortgegangen, um sich eine Stell' als Dienstmädchen zu suchen, möglichst weit, wie sie sagte, von Haus' und von dem „cholderigen" Hans weg! und sie ließ sich gar nicht mehr halten . . . Und er, der Bub', wie Du weißt, streicht schon seit Jahr und Tag des Uliwebers Mädchen, der spitznäsigen jungen Nähterin nach. Und wie das listige und falsche Weberpack ihn, den Hansi, anlockt und ihm schmeichelt, ebenso thut es ihn gegen uns aufweisen und ihm vorhalten, wie dumm und einfältig es von ihm sei, daß er für seine jüngeren Geschwister solchermaßen schaffe und spare, statt ein wenig für sich selbst zu sorgen. Und nun ist ihn plötzlich das Heiratsfieber angekommen — ach, Nanny, was soll ich thun? Ihm diese Heirat ausreden, wehren oder gar verbieten? Gründ' hiefür, der wohlmeinendsten, wären freilich genug vorhanden. Aber was steht dann zu befürchten? Daß sie, des Webers, ihn nur noch mehr aufreizen, und er selbst zornig auf-

bündelt und mir aus dem Hause geht mit samt seinem schönen Verdienst, mich allein läßt mit den vier unerzogenen Kindern und ich, was mir auch zustoßen mag, von niemand mehr eine Hilf' zu erwarten hab', als von Dir, Nanny! Ja, wenn ich Dich nicht hätt' und deine Unterstützung und deinen lieben guten Kindestrost, ich müßt' manchmal fast verzweifeln! . . . Und nun auf des Uliwebers Mädchen zurückzukommen: Laß' ich den Hansi das Mädchen heiraten und in unser Haus einführen, so werd' ich selbst gar bald ebenso wenig mehr zu befehlen haben, als jene Katze dort auf der Ofenbank — man kennt sie ja, diese ebenso hochmütigen und unverträglichen, als bettelhaften Uliwebersleut'! Ach, Nanny, dank' Du Gott, daß Du das alles nicht auch mitansehen mußt, und Du selbst den vortrefflichen Platz hast, die gute Kost, die währschafte warme Kleidung und bereits schon den schönen hohen Lohn! Wie Du aber auch wachsen thust, Mädchen, aber nein! Bist die kurze Zeit über so groß und hübsch geworden, thust ja frei glänzen vor Gesundheit — ei, Du brauchst Dich ja nicht dafür zu schämen, Du Närrchen, daß Du so groß und hübsch geworden bist! Und ist es denn auch wahr, daß die Müllerin ganz von sich aus Dir die Lohnaufbesserung gewährt hat? Schau, schau, wie das eine fürtrefflich gute Frau ist!"

„Und erst noch die Trinkgelder, Mutter!" fügte Nanny mit glücklichem Lächeln bei. Sie entnahm ihrem Geldbeutelchen ein glänzendes Fünffrankenstück und sagte: „Guck, Mütterchen, das hat meine Gotte-Meisterin mir ebenfalls geschenkt und zwar gestern Morgen, am Geburts-

tage ihres Gottlieb, weil ich ihn, ihren lieben Sohn, so sorgsam gepflegt hab', bemerkte sie. Nun schenk' ich es Dir, Mutter, damit Du Dir daraus dann und wann 'was stärkendes kaufen kannst."

„Ach nein, wo denkst Du hin, mein gutes Kind! Müßt' mir ja ein Gewissen d'raus machen, das Trinkgeld anzunehmen, das Du so sauer hast verdienen müssen!"

Allein das junge Mädchen ließ nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis es das Thalerstück an seine Mutter los geworden. Dann, mit einem Säcklein prächtiger, getrockneter Haselnüsse beladen — das Geschenk der Tagelöhnerswitwe an die Müllerin, sowie mit einem Büschel seltener Heilkräuter, wie solche nur auf den Bergen wachsen, eilte sie, die Nanny, wieder den Bühl hinunter, zu ihrer dienstlichen Pflicht zurück; und war nahe daran, im Altschloßwäldchen den unrechten Weg einzuschlagen, so sehr war sie in Gedanken versunken über all' das, was ihr von der Mutter erzählt und geklagt worden. Auch grübelte sie des Neuen wieder über den Sinn der Worte nach, die ihrer Meisterin Sohn Müllerköbel ihr damals höhnisch zugerufen, über die „Klammer", welche sie „an die Nase bekommen" werde. Was wohl die seltsame Rede zu bedeuten haben mochte? frug sie sich beklommen; und der böse, feindselige Blick? Wenn er dich fortschicken, aus dem Dienst jagen thäte, weil du ihm halt zuwider bist, gingest du gern oder ungern fort? erforschte sie sich. Und die Antwort lautete: zum Teil, des Köbels und der Madlung wegen, gern; zum

Teil aber, der Gotte-Müllerin und ihres Gottliebs wegen, sehr ungern, gewiß!

Und wenige Stunden darauf — gewann es nicht den Anschein, als ob es wirklich zum Fortschicken kommen sollte? Das war zu ziemlich später Nachtzeit, die Nanny saß am Bette ihrer kranken Meisterin, und war nahe daran, bei dem Schlummer, dessen jene sich zu erfreuen hatte, ebenfalls einzunicken, als sie plötzlich und erschrocken auffuhr. Denn vom nahen Haushofe her ließ sich das Geräusch und Schellengeklingel eines einfahrenden Wagens, sowie eine tiefe, polternde Männerstimme vernehmen und auch sogleich erkennen — konnte es doch, Nannys Ueberzeugung nach, auf dem ganzen weiten Erdenrunde nur eine solche polternde Stimme geben, diejenige des Müllerköbels. Diesmal aber erscholl sie auch gar zu laut und scheltend, weil der Pferdeknecht bei des Meisters Ankunft nicht schon in der Regennacht draußen bereit gestanden, zum Ausspannen. Die dröhnende Stimme trat ins Haus ein, bewegte sich treppauf, polternd und scheltend, weil schon alle zur Ruhe gegangen und niemand dem Hausmeister mit dem Lichte entgegengekommen, stieß die Stubenthüre so gewaltsam auf, daß sie an der Wand schmetternd anprallte, schmiß die Wagenpeitsche auf den Tisch hin, daß es laut klatschte, und der Bäri, der ihn schweifwedelnd zu begrüßen kam, erhielt einen solch' zornigen Fußtritt, daß er sich laut aufheulend unter den Ofen verkroch. Den Kaffee, den die Nanny ihm, dem Meister Köbel vorsetzte, fand er erst zu heiß, dann aber plötzlich wieder zu kalt, den Zucker nicht süß und das frischgebackene Brod nicht frisch genug. „Meint man

denn," schnaubte er das erschrockene junge Mädchen an, „ich sei ein Hund oder aber ein Bettelsmann, daß man mir eine solch' schlechte Aufwartung servieren thut, he? Aber ich will in diesem Haus' schon eine andere Ordnung einführen, ja, das werd' ich, beim Donnerhagel!" schwur er und stolperte dann, immerfort zornig vor sich herbrummend, die Haustreppe hinauf in seine Schlafkammer.

Die Nanny zitterte vor Angst noch immer am ganzen Leibe. Und die Mutter Müllerin stöhnte: „Ach, wie ich erschrocken bin bei dem plötzlichen Aufwachen und dem wüsten Gepolter; ich fühl's jetzt noch schmerzhuft in allen Gliedern! Nein, so unwirsch im Gebahren hab' ich ihn, den Köbel, noch nie gesehen! Und wär' ich nicht die kranke Frau, ich würd' gewiß nicht gezögert haben, aufzustehen, um ihm nach Verdienst den Kopf zu waschen. Doch was kann ich Aermste in dem traurigen Zustand anders mehr thun, als leiden und schweigen? . . . Was ihm nur über den Weg gelaufen sein mag?" frug sie sich nach einer Weile, tief und sorgenvoll seufzend.

Sie wußte nicht, daß er, ihr Aeltestsohn, desselben Sonntagnachmittags zur Kilt gefahren[1]) nach Ennetbüren, zur jungen, reichen Müllerstochter. ebensowenig konnte sie Kenntnis davon bekommen haben, was sich dabei zugetragen.

Er, der heiratslustige Köbel, war seitens des Papa Müller freundlich bewillkommt und, nach Großbauern

---

[1]) freien gegangen.

Gebrauch, in den Pferde- und Viehställen herumgeführt worden; Roß' und Vieh standen höflich da und ließen sich von dem Besucher mit Kennerblicken mustern und geduldig rühmen. Auch die schwere Frau Müllerin empfing den Gast mit freundlicher Geberde, lud ihn zum Eintritt ins Haus, in die Besuchsstube ein, holte eine Flasche Wein, begann dies und das zu plaudern, sich nach dem Befinden seiner Mutter und seines Bruders höflich und teilnehmend zu erkundigen.

Die Tochter aber, die junge schöne Müllerstochter, wollte immer noch nicht zum Vorschein kommen; und als unser Köbel, unfähig, seine Ungeduld länger zu bemeistern, sich nach ihrem Verbleiben erkundigte, erhielt er von der Alten den Bescheid — sie war offenbar in nicht geringer Verlegenheit, welchen Bescheid sie dem Gaste geben sollte: „Sie ist, glaub' ich, ein wenig ausgegangen," sagte sie endlich, ohne dabei die Augen aufzuschlagen.

Der Köbel aber dachte: Ausgegangen? Nun, ich kann ja warten. Wenn es, das Mädchen, davon Wind bekommt, wer zu Haus' seiner wartet — ich wünschte nur zu sehen, mit welcher Eil' es nach Haus' geflogen kommt! Er lächelte stolz vergnüglich und spreizte die dicken kurzen Beine weit auseinander.

Er wartete und wartete. Er erhob sich und wandelte, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und die Silberthaler hell erklingen lassend, gravitätisch die Stube auf und ab, um sich dann wieder zu Tische zu setzen und dem Müller und der Müllerin von seinem schwunghaft betriebenen Roß- und Getreidehandel zu erzählen und

dabei so laut zu lachen, daß die Dicke jedesmal erschrocken zusammenfuhr.

Hätte er in das anstoßende kleine Gemach blicken und ersehen können, wie die „ausgegangene“ schöne Tochter des Hauses bei einem andern, nämlich dem jungen Advokaten Gäugaelbein, auf dem Sopha saß; wie die beiden sich dann und wann erhoben und abwechslungsweise durch den Thürspalt spähten und aufmerksam horchten; und wie sie bei seinem ruhmredigen und dummstolzen Gebahren leise kicherten und bisweilen eines lauten, belustigten Auflachens sich kaum zu erwehren vermochten — nein, besser für seine Gemütsruhe, daß er das lose Spiel der beiden nicht sehen und hören konnte.

Als er jedoch gegen Abend hin sich gelangweilt in den Scheunenhof begab und ein gewisses entlegenes Lokal betrat, da däuchte ihn, in dem nebenanliegenden Garten zwei in einer halblaut geführten zärtlichen Unterhaltung begriffene menschliche Stimmen zu vernehmen, ganz in der Nähe, da konnte er sich nicht enthalten, durch eine in der Bretterwand sich befindliche Spalte ebenfalls neugierig hinauszuspähen; was er dabei ersah, das war ein an der geißblattbeschatteten Gartenbank sitzendes Liebespärchen, das nämliche, welches wir schon im Stübchen drin bemerkt hatten. Und sie, die schöne Müllerstochter, spricht „Ob er, der dicke Pralli, immer noch da ist und meine Eltern langweilt?“

„O gewiß“ meinte das junge bebrillte Herrlein; „gewiß wird er nachts 10 Uhr noch da sein und Deinem Papa, wann dieser zu Bett gehen will, die Strümpfe ziehen. Ist halt einer von der Sorte, welcher man das

Unwillkommensein mit dem Nürnberger Trichter verständlich machen muß.“

„Hihihi!“ lachte die Schöne belustigt und fügte mit schalkhaftem Lächeln hinzu: „Bist Du etwa auf den Dicken eifersüchtig, Fritz?“

„Ich? Auf den da eifersüchtig? Was fällt Dir ein, mein Schatz! Nein, da trau' ich Dir doch einen bessern Geschmack zu. Hast Du auch gesehen, drinnen in der Stube, wie er, da Du immer noch nicht erscheinen wolltest, das Maul hängen ließ, gleich dem Esel vor der Mühle, dem niemand das erhoffte Fressen reichen will — man hätte ihm auf die hervorstehende Unterlippe bequem ein Paar Pantöffelchen stellen können! Und wie er dann wieder die Großohren sträubte, so oft er die Tritte einer Frauensperson zu vernehmen glaubte, um sie dann wieder enttäuscht und traurig lampen zu lassen — höre, Mädchen, ein bischen grausam ist's doch von Dir, den armen Tropf dermaßen schmachten zu lassen. Eigentlich ist er weniger ein Tropf, als vielmehr eine riesige Zapfenrübe zu nennen, nicht wahr? Oder auch jenen seltsamen Vögeln zu vergleichen, welche zur Sommernachtsstunde aus den Moortümpeln heraus ihren lieblichen Gesang ertönen lassen, hehehe!“ lachte er, begleitet von dem hellen belustigten „Hihihi!“ der schönen jungen Müllerstochter.

Unser Köbel aber, der alles mit anhören und sehen gekonnt, geriet völlig außer sich vor Zorn. Er schlug mit der geballten Faust dröhnend an die Bretterwand und spottete ganz unsinnig närrisch: „Hehehe! hihihi!“ und rief, so laut er rufen konnte, voller Wut: „Hol' Euch

der Henker, infamiges, verfluchtes Ausschänzelerpack, das Ihr seid!"

Er ging dem Hausknechte befehlen mit grober, zorniger Stimme: „Einspannen, augenblicklich!" Er zerrte seinen prächtigen Grauschimmel eigenhändig zum Stall heraus, führte das Roß hastig vor den glänzend lackierten Chaisewagen nnd trug dem Knechte auf, seinen Meistersleuten dafür Dank zu sagen, daß sie ihn wegen ihrem Mädchen so hübsch angelogen und zum Narren gehalten; das Stücklein Brot aber und das Glas Rachenputzer, so er genossen, werde er ihnen zurückerstatten — „möglich," fügte er boshaft hinzu, „daß sie oder doch gewiß ihre fürnehme Tochter mal noch froh darüber sein werden." Und man solle ihm — nein, der unhöfliche Gruß, den er den Leuten des fernern zurückließ, läßt sich anständigerweise nicht wohl wiedergeben . . . „Hü, Grau!" rief er, die Peitsche schwingend, und fuhr so eilfertig davon, daß auf dem Flurpflaster die Funken sprühten, fuhr in wildem Trabe bis ins Tobelbad zurück, wo er eine Flasche „Muskateller" nur so hinuntergoß und dann noch eine „Neuchateller" befahl, aus lauter Zorn und Aerger über die schändliche Behandlung, die ihm von jenem hochmütigen „Ennetbüren-Müllerpack" war zugefügt worden, und langte zu später Nachtstunde und zornig zu Hause an, wie wir oben bereits gesehen.

Sogar des folgenden Morgens schien sich der Sturm noch nicht gelegt zu haben; es bekamen die sämtlichen Dienstboten des Hauses von dem Unmute ihres Herrn zu kosten; ein jegliches hätte schon zum voraus seine Tagesobliegenheiten kennen und dieselben sogar schon voll-

zogen haben sollen; keines, das nicht seinen Rüffel angeschnauzt bekam, den mehr oder minder groben.

Die Müllerin klagte: „Das war für mich die schlechteste, schlafloseste Nacht, die ich seit Wochen durchgenossen. Kein Wunder auch, nach dem Schrecken, den mir des Köbels Polterei eingejagt. Ach, wann endlich wird er zu einem vernünftigen artigen Betragen kommen! . . . Was aber mein eigen Befinden betrifft, so weiß ich nun, daß an eine Besserung nicht mehr zu denken ist. Guck Dir an meinen Händen nur diese verhärteten Knoten an, Nanny, und die verkrümmten und beinah' leblosen Finger — das, die Gliedsucht, wird mich halt zeitlebens nimmer verlassen!"

Die Gliedsucht verging wirklich nimmer. Zwar die Schmerzen ließen nach und nach ordentlich ab, die Lähmung dagegen blieb, und das Bett und der weich gepolsterte Sorgenstuhl bildeten fortan die Endpunkte, zwischen welchen sich die arme reiche Müllerin abwechselnd hin- und herbewegte oder vielmehr durch die Nanny sich transportieren ließ. Sie fügte sich in ihr trauriges Schicksal mit frommer, christlicher Ergebenheit und fand den großen Trost in der Wahrnehmung, daß ihr vielgeliebter Sohn Gottlieb sich mehr und mehr erholte und seine Kräfte wiederkehrten. Mittelst des Krückstockes und des künstlichen Fußes vermochte er sich ziemlich leicht und flink in den Gemächern herumzubewegen, seine Wangen gewannen den frühern hübschen Teint, die Augen den ehemaligen lebhaften und geistvollen Glanz wieder.

Freilich blieb des Häßlichen und Traurigen noch genug, der schiefe steife Hals, der bucklige Rücken, die

lahme Hüfte, der Stelzfuß, und es vermochte auch die fortgeschrittenste ärztliche Kunst ihm die frühere elegante Gestalt und anmutige Beweglichkeit nicht wiederzugeben.

Gleichwohl wußte auch er sich in sein Schicksal mutig zu ergeben oder doch den Schein der Ergebung geschickt zu wahren. Er konnte seine Mutter so freundlich lächelnd angucken, ihr zärtlich die bleiche runzelige Wange streicheln und sich so fleißig und teilnahmsvoll nach ihrem Befinden, ihren Wünschen und Anliegen erkundigen.

Er nahm zu seinem eigenen Zeitvertreibe die Feder zur Hand und fing an zu schreiben, Geschäfts- und Frachtbriefe, Quittungen u. s. w., sowie die mannigfachen Eintragungen in die Haus- und Handelsbücher zu besorgen — lauter Arbeiten, welche eigentlich der Jungfer Madlung zugeteilt, jedoch von dieser, ihrer fortwährenden „Krankheit" wegen, nur sehr mangelhaft ausgeführt, d. h. der Nanny überlassen worden waren. Dadurch gewann er einen immer tiefern Blick in das ziemlich ausgedehnte Müllerei- und Handelsgeschäft selbst, welches ihm bislang so fremd geblieben, wie seinem Bruder Köbel das Latein. Deßgleichen griff er auch wieder zu seinen ehemaligen Lehrbüchern, Kollegienheften und Unterhaltungsschriften, um in erstern eifrig zu studieren und aus letztern während den langen Kiltabenden den spinnenden oder nähenden Weibsleuten volkstümliche Geschichten vorzulesen, welche vermöge ihres Inhaltes die empfindsamen Mädchen bald zum Lachen reizten, bald zu Thränen rührten.

Als die eifrigste seiner Zuhörerinnen aber war unstreitig jung Nanny zu nennen. Ihrer Aufmerksamkeit

entging von dem Vorgelesenen kein Wort, keine Silbe, und des folgenden Tages wußte sie der alten schwerhörigen Küchenmarianne all' die prächtigen Geschichten von den Riesen und Zwergen, Rittern und Burgfrauen u. s. w. zu erzählen und zwar beinahe mit denselben wörtlichen Ausdrücken, wie es in dem Buche gestanden.

Die Jungfer Madlung aber rümpfte über den Einfall ihres Bruders, den Dienstboten vorzulesen, gar spöttisch und geringschätzig das Näschen. „Wer sich mit solch' gemeinen und ungebildeten Leuten nur so abgeben mag! meinte sie; „wenigstens ich vermöcht' es nicht, o nein! Und erst diese einfältigen Geschichten selbst — da kommen denn in meinem Walter Scott, Alexander Dumas und in der Elise Polko ganz andere Sachen vor, so interessant und spannend und aufregend! Und erst die Gedichte der Fräulein Johanna von Orleans und der Maria Stuart, sowie die Deklamationen des Wilhelm Tell, welche er in der hohlen Gasse gehalten und die ich, nebst derjenigen von Schillers Glocke ganz auswendig kann und im Pensionat oftmals habe geben müssen! Aber freilich, dafür braucht's Bildung, und die muß man nicht in den Bauernküchen suchen; o non!" meinte sie, den Kopf hochmütig aufwerfend.

Darauf ließ ihr Bruder Gottlieb mit spöttischer Miene und in französischer Sprache eine scharfe Bemerkung fallen, welche in sehr gereiztem Tone erwidert wurde, bis die hochgebildete Schöne mit beleidigter Miene sich von dannen, auf ihr Zimmer hinaufbegab, wo sie zu der Guitarre gar schmelzend zu singen begann:

Einsam bin ich nicht alleine . . .

Sodann:

Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk' ich Dir zu guter Letzt,
Nimm sie hin zum Angedenken,
Küsse mich noch einmal jetzt!

wobei es sich traf, daß draußen in der stillen Nacht, vom Hausdache herunter, der Sang in ebenso sehnsuchtsvollen und ergreifenden Tönen erwidert wurde: „Mich auch!" (Mi-au!) —

Der Gottlieb las seinen Leuten aus den Büchern auch noch andere Dinge vor, so da in lehrreicher Weise von Himmel und Erde, von Sonne, Mond und Sternen, von fernen Weltteilen, fremden Menschen und Tieren, fremden Sitten und Gebräuchen, merkwürdigen Naturgebilden und -Erscheinungen handelten.

Zuerst nur scheu und zaghaft, nach und nach aber mit immer größerer Herzhaftigkeit begann jung Nanny an den gelehrten Vorleser über Dinge, die ihr unverständlich geblieben, neugierige Fragen zu richten; und jener erteilte allzeit bereitwillige Auskunft, so wie es der berufstreue Schulmeister thut einem lieben, wißbegierigen Kinde gegenüber. Und manchmal, wann die Mutter Müllerin längst eingeschlafen und die Mägde, wie sie es während der Kirchenpredigt zu thun gewohnt, ebenfalls eingenickt waren, und der Köbel so heftig schnarchte, daß unter seinem langausgestreckten Leibe die warme Ofenbank zu erbeben schien, wurde die Nanny, jung Nanny allein es nicht müde dem Erzähler zu horchen und an

ihn immer neue Fragen zu stellen. Ja, im Bette noch dachte sie über das Gehörte eifrig nach und seufzte dabei voller Staunen und Bewunderung: „Ach, wie gelehrt und gescheidt er ist, unser Gottlieb!“ und nahm sich vor, noch mehreres von ihm zu erfahren, was ihr wissenswert erschien.

Der „gelehrte“ Gottlieb verstand sich auch auf kurzweilige und neckische Karten- und Zauberspiele, zum großen Ergötzen und Erstaunen der sämtlichen Kiltabendgenossen. Und sein Flöten- und Geigenspiel — ach, wie er flöten und geigen konnte, so herrlich schön und ergreifend! Er mochte dabei sogar noch spaßhafte und selbstverspottende Reden führen wie: „Seht ihr, wie mein Körper nun zum Geigenspiel so trefflich paßt und dafür eigens so schief auf der linken Achsel sitzt!“ Und da niemand darüber lachen wollte, that er es selbst auf seine feine fröhliche Weise.

Und der Köbel? Auch er begann sich über das ihm zu teil gewordene Mißgeschick, nämlich über seine verunglückte Kiltfahrt nach der Ennetbühren Mühle, nach und nach zu trösten. Das Mädchen, sagte er sich, ist scheint's mit dem Schnäuzler, dem jungen Afflikaten, bereits verlobt. Die Dummheit von mir, daß ich das nicht früher gewußt hab'. Muß mich ein ander Mal besser erkundigen! nahm er sich vor.

Er forschte wirklich genau nach und erfuhr zu seiner lebhaften Befriedigung, daß des reichen Schilthöfers Tochter soeben sich von ihrem Freier, des „Fluhmättlers Bub im Schrägloch“, losgesagt habe. — Will das gern glauben! dachte der Köbel, denn wär' ich das Schildhof-

mädchen, ins abgelegene Schrägloch möcht' ich ebenfalls nicht hin. Und erst der Bursch selbst, so lang und dünn wie eine Hopfenstange, und weiß auch gar nichts Kurzweiliges zu berichten . . . Aber mich, mich wird man anlugen und wohl willkommen heißen, wenn ich mir's mal einfallen lassen werde, dem Schilthof die Ehr' anzu thun!

Und er that ihm wirklich die Ehr' an, stattete des Schilthöfers einen Besuch ab. Die „Junge" kehrte, als er angefahren kam, gerade von dem Kirchgange nach Hause zurück, konnte also ihre Anwesenheit nicht wohl verleugnen. Die Alten waren über den Besuch des reichen Müllerssohnes offenbar sehr erfreut. Weniger aber schien dies bei der „Jungen" der Fall zu sein. Die Alten unterhielten den Gast mit ausgesuchtester Freundlichkeit, die Junge dagegen that sehr zerstreut und gab sich nicht einmal die Mühe, ihren Aberwillen, sowie ein wiederholtes gelangweiltes Gähnen zu unterdrücken! Und so sehr unser Köbel sich auch anstrengte, nach seiner uns bereits bekannten feinen Art zu „spässeln" und den Liebenswürdigen zu spielen — das Mädchen hörte kaum darauf oder verzog den hübsch geformten Mund höchstens zu einem spöttischen und geringschätzigen Lächeln, sie griff sogar nach der auf dem Tische liegenden Zeitung und begann eifrig darin zu lesen, erst die schon einmal gelesenen Anzeigen, sowie die wenigen Tagesneuigkeiten, sodann den ellenlangen politischen Leitenden gab sie sich den Schein zu studieren; sie machte sich in der Stube dies und das zu schaffen und schaute immer und immer wieder nach der Wanduhr hin, deren Zeiger sich heute

gar nicht vom Flecke bewegen wollten . . . Und als der Freier endlich davon fuhr, sagte sie zu ihrer Mutter: „Wenn der wider Verhoffen nochmals kommen thut, werd' ich entweder sofort zur Hinterthür hinausgehen oder mir die Ohren mit Watte stopfen. Nein, in der Gegenwart dieses Protzen halt ich's ein zweites Mal nicht mehr aus, sondern werde den Jud Levy herbestellen, und ihm gern einen Schmus bezahlen, damit er dem schrecklichen Menschen an meiner statt Gesellschaft leistet; sie beide würden besser zusammenpassen, weiß doch dieser Müllerschnarchel in Mädchengesellschaft von nichts anderem zu schwatzen, als von seinen Rossen, sowie von den großartigen Schicken, die er im Roßhandel teils schon gemacht hat, teils noch zu machen willens sei. Und erst sein fürchterliches Lachen — es wird mir noch tagelang in den Ohren klingen! Doch ich weiß mir noch bessern Rat: ich laß es ihm durch die Eiergrit verdeuten — und zwar so deutsch, bis er's versteht — daß er sich meinetwegen nicht mehr nach dem Schilthof zu bemühen brauch' — die Grit, die alles sagen darf, wird sich die Meldung schon getrauen."

„Aber, Mädchen, bedenk, wie reich, wie vornehm — angesehen diese Müllersfamilie!"

„Und der dumme grobhölzige Kalli, Mutter, den man mit in den Kauf nehmen müßt'! Nein, red' mir nicht mehr von dem! Denn blieb' mir keine andere Wahl — lieber, als diesen dickköpfigen Müllerköbel, wollt' ich den Beutelischneider heiraten, mit weit mehr Lust als jenen — wenn's sein müßt'!"

Einige Tage darauf kam die „Eiergrit" benamsete

alte Hausierin denn auch in der Mattenried-Mühle wirklich angewatschelt und richtete den von der jungen Schilthöferin erhaltenen Auftrag getreulich aus.

Eine volle Woche lang bekam im ganzen Hause von dem Köbel niemand mehr ein rechtes Wort zu hören; sogar seine lieben Rosse hatten unter der bösen Stimmung des verschmähten Liebhabers zu leiden.

VII.

Ein jeder andere, an des Müllerköbels Stelle, würde nach dem Erhalt der beiden in deutlichster Form erteilten Körbe stutzig geworden und zugleich zu dem Entschlusse gekommen sein, seine Heiratspläne eine Weile zu vertagen. Bei unserm ältlichen Junggesellen aber bewirkten sie das gerade Gegenteil. Nach Art urwüchsiger kräftiger Naturen ging er nur um so energischer auf das einmal vorgesteckte Ziel los. Kaum ein Sonn- und Feiertag mehr, daß er nicht auf die Brautsuche ausfuhr, das eine Mal ins Oberland, das andere Mal ins Unterland, sodann ins Rütschthal hinauf, den vornehmen Müllers- und Großbauerntöchtern nach; ohne jedoch einen nennenswerten Erfolg zu erzielen. Ueberall denselben Verlauf: Der freudige Empfang seitens der Alten, das Naserümpfen oder noch Schlimmeres seitens der Mädchen selbst.

Der Köbel konnte sich das gar nicht erklären.

Bin ich denn nicht, sprach er zu sich selbst, ein Mann von Ansehen und Gestalt? Und wo ist einer zu finden, so gesprächig und witzig wie ich? Und das prächtige Heimwesen, mein Heimwesen, ja meines! Denn mein Bruder Liebel, das gefehlte Bürschlein, wird ja unter allen Umständen ledig bleiben, da ihn, den Struppierten, doch kein Mädchen nehmen wird, per se! . . . Also das prächtige Heimwesen, das große Mühl- und Bauerngeschäft, der dicke Gültrodel, der allein hinlangen wird, um das Mädchen (die Madlung) auszusteuern; der reiche Viehstand, die schönen Roß — wo sind die Roß, den meinigen zu vergleichen? Und meine große Anschicklichkeit in Handel und Wandel und Gewerb — wo ist der Müller und Bauersmann, der mir punkto Diffigkeit [1]) in Handel und Gewerb die Stiefel zu ziehen im Stand ist, wo? Ja, den möcht' ich sehen! . . . Und leibeshalber so frisch und gesund — während der Liebel an einem magern Hühnerbein herummänggelt und nagt, wollt' ich, gält es die Wette, einen ganzen dicken Schinken vertilgen mit wenig Müh'!

Nein, er konnte die erhaltenen Körbe, deren Zahl bereits so hoch angewachsen war, daß man damit das zierliche Gartenhäuschen hätte garnieren können, weder begreifen, noch verwinden. Könnte es vielleicht der Fall sein, frug er sich, daß ich diesen vornehmen Gäxnäschen zu wenig geschnäuggelt und gaukelhaft [1]) ausseh? Nun, so sollen sie sich nur ihre widrigen Schreiberlein und

[1]) Schlauheit.

[2]) geschniegelt und tändelnd.

Aflikätlein nehmen und mit ihnen recht in den Dreck 'neingeraten — ich mag's ihnen schon gönnen; ja ich werde, wann ich sie 'mal an der leeren Krippe seh', noch meine große Freud' dran haben und ihnen zurufen: Habt Ihr nun Eure Schnäuzler? „Hahaha!" lachte er so grimmig vor sich hin, daß der Bäri, sein Zuhörer, furchtsam den Schwanz einzog und sich eiligst in seine Hütte flüchtete.

Minder schöne und weniger reiche Bauerntöchter wären ohne Zweifel froh gewesen, als junge Hausfrau in die vornehme Mattenried-Mühle einzuziehen. Es war dies eine Aussicht, welche unserm Köbel ebenfalls einleuchtete. Aber oha, nein! sagte er sich trotzig, solch' eine Mindere mag ich auch nicht! Will sie wenigstens noch eine Weil' zappeln und auf mich plangen [2]) lassen! —

Eines Tages, als sie sich mit ihrem jüngern Sohne alleine befand, begann die Mutter Müllerin mit ebenso zaghafter als freundlicher Stimme: „Wie steht's nun mit deinem Geistlichwerden, Gottlieb? Könnte das nicht mehr möglich werden, was meinst Du?"

„Ach nein, Mutter, leider nein!" antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

„Guck mich an, wie krüpplig und mißgestaltet! Möglicherweise noch als Mönch. Allein, aufrichtig gestanden, das einförmige und abgeschlossene Leben innert der Klostermauern würde mir nicht zusagen, durchaus nicht! Seelsorger zu werden einer ganzen großen Christengemeinde, wirken zu können mit Wort und That und

---

[1]) nach etwas sich sehnen.

gutem Beispiel für das Wohlergehen der mir anvertrauten Heerde, ihr im wahren Sinne Seelenhirte, Berater, Wohlthäter und Tröster zu sein und dafür kein Opfer zu scheuen und keine Müh', das ist mein Traum gewesen, das mein Lebensziel, welches zu erreichen ich all' meinen jugendlichen Ehrgeiz eingesetzt. Nun ist's damit vorbei; denn diese Aufgabe verlangt einen gesundgliederigen, starken und aufrechten Mann!"

Er wandte sich um und schaute, mit der Hand sich über die Augen fahrend, zum Fenster hinaus.

Wohl meinte seine Mutter mitleidig: „Mußt's nicht so schwer nehmen, Gottlieb! Es kann ja," suchte sie zu trösten, „alles noch gut werden. Du bist noch jung, mein Sohn, und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir beschlossen hat, vielleicht noch die unverhofften sehr glücklichen Tage."

Er aber schüttelte traurig den hübschen Lockenkopf und murmelte halblaut:

„Laßt den Trost, er ist vergebens!
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht, sogar im Drange meines Strebens,
Ist der Schmerz verlor'nen Lebens . . ."

Hastig griff er nach dem Krückstock und humpelte, um seine Bewegung zu verbergen, eiligst zur Stube hinaus.

Gleichwohl, so ganz und gar zweck- und freudlos sollten die Tage des in seinen Studien unterbrochenen jungen Mannes dennoch nicht verbleiben.

Er hatte mit großer Unverdrossenheit einen jungen Hänfling abgerichtet; nun mußte man hören, wie lustig der muntere befiederte Bursche sang, die seltsamen Triller und Weisen!

In dem in der Wohnstube sich befindlichen altertümlichen Eckbuffet fanden sich in einem geheimen Schubfache eine Anzahl Pergamente und andere ältere Schriften vor: Kaufsfertigungen, Gerichtssprüche, Inventarien, Ehetage und andere Familiendokumente aus längstvergangenen Zeiten, einige noch aus der Landschreiberei stammend, mit großen verzierten und verkapselten Siegeln versehen. Aus diesen Schriften konnte Gottlieb ersehen, daß der Besitz der Mattenriedmühle zwei volle Jahrhunderte lang sich in ein und derselben Familie fortgeerbt hatte, um sodann plötzlich auf den Frauenstamm überzuspringen, welchem Geschlechte er verblieben bis zur Stunde; des fernern, daß jeweilen nur einer der Söhne des Hauses — und waren es deren ein Halbdutzend gewesen — sich verheiratet hatte, während die andern „Götti", das ist Hagestolz, blieben oder die Kutte, oder noch häufiger Handgeld nahmen in fremde Kriegsdienste. Einer dieser Soldaten hatte in Flandern, ein zweiter in der Lombardei in blutiger Feldschlacht den Tribut der Tapferkeit bezahlt, ein dritter zu Paris während der großen Revolution sein Leben für seinen schwächlichen obersten Kriegsherrn hingeopfert; ein vierter, seines Großvaters Bruder, der in Rom als Hundertschweizer diente und von welchem erzählt wurde, daß er ein ebenso riesengroßer als bildschöner Mann gewesen, war und blieb vollständig ver-

schollen; Jahrzehnte lang war sein kleines Erbe von dem Untervogte verwaltet worden.

Dies alles interessierte den Gottlieb gar sehr und weckte seinen Forschersinn in hohem Grade. Er erhielt vom Gemeinderate die Erlaubnis, das Gemeindearchiv zu durchstöbern und mit Hilfe des jungen Pfarrvikars ein Register desselben, sowie eine Art Dorfchronik, enthaltend die wichtigsten Begebenheiten, welche sich in der Pfarrgemeinde in alter und neuerer Zeit zugetragen, auszuarbeiten; eine Aufgabe, die viel Geduld, Sorgfalt und Verständniß erforderte, zugleich aber auch dem beschäftigungslosen jungen Manne ebensoviel Belehrung, Anregung und Zerstreuung gewährte.

So ging ihm der lange regnerische Sommer ziemlich rasch und ohne Beschwerde vorüber.

Mit Eintritt des rauhen Winters jedoch stellten sich wieder arge körperliche Schmerzen ein; es gab Tage, da er nur mit Mühe gehen und sich aufrecht zu halten vermochte. Er und seine gichtkranke Mutter hatten alle Muße, sich gegenseitig Gesellschaft zu leisten und auf eine bessere Zukunft zu vertrösten.

Wirklich traten für den jungen Mann wieder einige schmerzlose Wochen ein. Auch begannen die Aerzte von neuem an ihm herumzuexperimentieren mit Heilkuren aller Art. Was half's? Nicht sehr viel. Und schließlich sah man ein, daß verstümmelte und verkrüppelte menschliche Gliedmassen nicht mehr, gleich einem abgenagten oder zerlöcherten Rockärmel, zurecht zu flicken sind, sondern daß einem derart Heimgesuchten halt nichts anderes übrig

bleibt, als sich in sein Schicksal mit möglichster Geduld zu ergeben.

Geduld ist ein gar kostbares Heilkräutlein für mancherlei körperliche und Herzenswunden.

Des Müllers Student lernte das Kräutlein schätzen und fuhr sehr wohl dabei.

Nicht so seine Schwester Madlung, welche immer noch meinte, es müsse alles genau nach ihrem Köpfchen gehen, und wenn's nicht so ging, sehr aufgebracht und melancholisch wurde. Fatalerweise ging es nur sehr selten nach ihrem Wunsche; in ihren zärtlichen Herzensangelegenheiten schon gar nicht. Das welsche Herrchen, dessen Bekanntschaft sie anläßlich jener Einquartierung gemacht und der in der Folge so hübsche verliebte Brieflein geschrieben, erklärte sich leider als noch nicht in den Stand gesetzt, einen eigenen Hausstand zu gründen, weil eben Papa und Mama noch lebten und zuvor auch noch seine beiden Schwestern versorgt werden müßten. Also noch ein oder zwei Jährchen Geduld! bat und vertröstete er. Allein die Madlung mochte sich keine „Jährchen zwei" mehr gedulden; in einer Anwandlung von Aerger und Verdruß flocht sie dem Welschen ein Körbchen. Dann reute es sie wieder; eiligst schickte sie ein Brieflein nach, duftend nach allerhand Süßigkeiten. Zu spät. Der junge Weinhändler gab fortan kein Lebenszeichen mehr von sich, weder ein geschriebenes, noch ein gesprochenes. „Adieu, je t'ai vu!" seufzte die Madlung, das Köpfchen traurig hängen lassend.

Doch dachte sie gleich wieder in ihrem stolzen Sinn „Es gibt der Nasen zwo, will die eine nicht, ist die

andere froh.“ Gut, wenn man für alle Fäll noch einen Nebenschatz am Bändel hat. Dieser Freiämter Gastwirt — ist er auch nicht so hübsch und elegant, wie der Welsche, und stößt er zudem mit der Zunge ein wenig an, so bleibt er doch alleweil mit seinem schönen Vermögen und kurzweiligen Geschäft eine recht annehmbare Partie, pour sûr! Hat zudem weder Mutter noch Schwestern und kann ohne Scheu abfahren, wann's ihm beliebt.

Darum „fuhr“ auch sie „ab“, nämlich nach Rheinfelden in die Badekur, in die Nähe ihres nunmehrigen Hauptschatzes. Da konnten die Mutter und Bruder Gottlieb lange ihre lebhaften Einwendungen und Vorstellungen machen, daß die Soolbadekur für ihren Gesundheitszustand weder von nöten, noch zuträglich sei und der Köbel lange wettern und fluchen über die „maladeite Phantasterei“ und den „unnützen und sündhaften Geldverbrauch“ — die Madlung geberdete sich wie ein eigensinnig Kind, fing an zu heulen und zu jammern: man habe es darauf abgesehen, sie, die Kränkelnde, mit Fleiß noch kränker zu machen und ins frühe Grab hinabzuschicken; sie weinte, jammerte und schalt so lange, bis man schließlich froh war, sie ziehen zu lassen.

Und die Mutter Müllerin meinte: „Ach, wenn ich nun das junge Mädchen nicht hätt', die Nanny — was wollt' ich jetzt nur anfangen? Das fleißige, brave und treue Mädchen, das Tag und Nacht rennt und schafft und gleichwohl noch immer voller Aengsten und Zaghaftigkeit ist.“

„O ja!“ versetzte der Köbel ärgerlich und spöttisch,

„wenn wir das Grüter Mädchen nicht im Hauſ' hätten — wer thäte alsdann das vor der Küchenthür lagernde Bettelpack abfüttern und ihnen die Taſchen mit Biſſen Brot füllen? Wer für den Dienſtbotentiſch die ſchneeweißen Semmelknöpfle[1]) oder Pflutten oder Brei kochen und noch darüber die ſündhafte Menge goldgelber Grümmeli[2]) ſtreuen, über und über? Wer ihnen zum Kaffee die Erdäpfelbräuſe machen, frei glänzend von Anken oder Schmalz? O ja, wenn wir dieſes Grüter Mädchen nicht hätten!" ſchloß er höhniſch und voller Grimm.

Da ward aber die Mutter recht böſe und ſchalt: „Du biſt und bleibſt doch alleweil der gröbſte und unverſtändigſte Burſch, von der Welt, Köbel! Gönnſt den armen Dienſtleuten, welche doch ſo hart werken müſſen, nicht einmal das wohlverdiente Eſſen, die einfache währſchafte Bauernkoſt? Schäm Dich, Köbel! Der liebe Gott könnt' Dich ja dafür ſtrafen und es ſo leiten, daß auch Du 'mal erfahren müßteſt, wie fremdes Brod ſchmecken thut!"

Doch der Dicke war unverbeſſerlich. „Hab' wahrlich ſchon oftmals fremd' Brot' geſſen," meinte er, „Semmelbrötchen, Ankenwecklein und Faſtenring', da und dort an den Wirtstiſchen, und es hat mir noch beſſer geſchmeckt, als das zu Hauſ', hahaha!"

Zu der Nanny ſagte die Müllerin; „Mußt ſeine Red' nicht achten, Kind, noch ſein böſ' Dreinlugen oder

---

[1]) Klöße.

[2]) in Butter gebackene Brotkrumen.

Brummen. Mach Du nur ruhig Deine Sach', wie bis anhin, und laß' Dich alles andere nichts kümmern. Denn immer noch bin ich diejenige, welche in Haus' und Küche zu befehlen hat — wenn auch leider nur vom Sorgenstuhl aus . . . Lang wird das freilich kaum mehr dauern, ich fühl es wohl . . . Und nun auf unsern Köbel zurückzukommen — ob's ihm wirklich Ernst ist mit seinem Geizen und Verbausten[1]) oder ob's ihm blos um's boshafte Widersprechen und Gewohnheitspoleeten[2]) zu thun ist — ich weiß es nicht. Doch dünkt mich, es sollte kein Kind so weit aus der Art schlagen können; wenigstens sein Vater und auch sein Götti (Ohm) sind durchaus nicht von solcher Gesinnung gewesen, sondern haben, bei allem Schaffen und Hausen, sich und andern das wohlverdiente Essen und den Armen das Bischen Almosen gegönnt, ihr Lebenlang. Und so soll's auch bleiben mein Lebenlang, sag ich! Bin ich dann einmal nicht mehr da, dann — ach, Gott mag wissen, wie's dann in diesem Haus' unter des Köbels alleinigem Befehl zugehen wird," seufzte sie traurig.

Ein großes und mit einem Amtsstempel versehenes Schreiben langte mit der Post an; darin stand geschrieben von der Staatskanzlei aus, daß Herr Jakob Schöllbacher — unser Müllerköbel — zum stellvertretenden Mitgliede der kantonalen Hengsten- und Stutenschaukommission ernannt worden sei.

Und es traf sich, daß das wirkliche Kommissions-

---

[1]) Mißgönnen.

[2]) Laute zänkische Rede führen.

mitglied, Amtsrichter Dickimann, wegen Unpäßlichkeit sich entschuldigen ließ, und unser Köbel bei der ersten Schau schon als Preisrichter in Funktion zu treten hatte. In Funktion treten durfte, wäre der richtigere Ausdruck gewesen; denn diese Berufung bereitete dem Berufenen eine mächtige Freude. Er, der in politischen Dingen sich stets zu der oppositionellen Partei gezählt, mußte sich gestehen und gestand es auch ganz laut: „Nein, so dumm und fötzelhaft, wie ich sie mir gedacht, ist diese unsere neue Regierung denn doch nicht; wenigstens weiß sie, da wo es not thut, alleweil noch die rechten, tüchtigen Leut' herauszufinden!“

Zwei Wochen vor und drei Wochen nach der Pferdeschau wußte er bei Tische und bei der Arbeit von nichts anderm mehr zu schwatzen, als von den Gäulen: erstens wie sie beschaffen sein sollten; und zweitens wie sie „in natura“ bei der Schau und in der großen Mehrzahl wirklich beschaffen gewesen; auch versäumte er es nicht, sich des eingehendsten über die verschiedenen Rossehauptmängel, Rossekrankheiten und deren mögliche Vorbeugungs- und Beseitigungsmittel zu verbreiten, so daß die Dienstboten, welche solches anhören mußten, sich mißmutig beklagten, sie bekämen allbereits arg Kopfweh von dem ewigen „Rossegeplader“. Er berichtete ferner, wie er als „Expärter“ bei der Prämierung stets das große ausschlagende Wort geführt, und wie jedermann des aufmerksamsten zugehorcht, und man allgemein sich groß verwundert habe über seine großen Roßkenntnisse und „dito“ Beredsamkeit. „Ich wollte ihnen, diesen Leuten, damit nur zeigen,“ sagte er, „daß der Müllerköbel zu Matten-

ried keineswegs ein Duppel ist, sondern von der Roßwissenschaft jedenfalls mehr Kenntnis hat, als die gelehrten Herren Schnäuzler allzusammen, hahaha! Und dem jungen Aflikaten, welcher mich an der Mittagessentafel — das war in der „Krone", im Herrensaal drinnen, müßt Ihr wissen — also dem Aflikätlein, das mich ausschänzeln wollte, sagte ich, sagt es ganz laut: Na, frug ich, was mögen wohl die magern Brienzerkühlein oder die abgemolkenen Geißen gelten, Herr Gäuggelbein? Hat Euch Eure Mutter nichts darüber berichtet?" Ja, so sagt' ich und hab' dazu laut gelacht, und die andern lachten mit, einzig das Affokätlein nicht, sondern hatte einen Kopf bekommen, wie ein Güggel, und that mich anlugen, als wollt' er mich fressen. Ich aber dachte, ja komm' Du nur, mit solch' einem Spränzel nehm' ich's schon auf! Und ich dachte ferner voller Täube,[1]) nun geh' Du wieder in jenes Gartenhäuschen zu Ennetbüren, des Müllers Töchterlein schmatzen" — —

Er brach plötzlich und gewissermaßen erschrocken ab. Er fühlte, daß er sich und seine Eifersucht verraten hatte. Doch beruhigte er sich gleich wieder mit dem Gedanken: Bah, was können diese Leute hier von jenem verdrießlichen Vorgang wissen in der Ennetbüren Mühle? Rein nichts! „Das heißt," fuhr er vertuschend fort, „ich wollte das hochmütige Herrlein nur so necken, wegen einer gewissen Sach' . . . Aber er hütete sich wohl, auf mich loszugehen und Attisfaktion[2]) zu fordern. Auch haben

---

[1]) Zorn.

[2]) Satisfaktion (Genugthuung).

die andern ihm ein Zeichen gegeben und auf welsch abgemahnt. Ich aber dachte bei mir selbst, ja parliert Ihr nur, so lang Ihr wollt, ich bin gleichwohl derjenige, der ich bin! Und ich warf zwei Fünfliber auf den Tisch hin, daß es frei tätschte[1]) und rekommandierte: Drei Flaschen Buschierte auf den Laden! . . . Da hättet Ihr sehen sollen, potz Blitz, wie die Herren plötzlich Respekt bekamen und mir zu federlecklen[2]) anfingen, vermeinend, ich soll noch mehr wichsen, und das Kellnermädchen auf mich hetzten, damit es mir mit dem feinen Tälpchen das Kinn streichle . . . Endlich aber sagte ich: Nun aufgehört da mit dem Weinbringen, ich blech' nichts mehr! Ihr thätet wohl noch lang saufen, Ihr Galgenvögel! rief ich, hahaha! . . . Oder hatt' ich nicht recht, daß ich so sagte, he!"

VIII.

Ein halb Dutzend Jahre später.

Die Mattenried-Mühle steht immer noch auf demselben Flecken, im schönsten Gelände des schönen Bauerndorfes, ja sie klappert, dank den verbesserten Einrichtungen, eher noch rascher und lauter, als dies zu frühern Zeiten der Fall gewesen; der massiv gebaute große Wohnstock mit den hohen vergitterten Fenstern, die weitläufigen Scheunen und Schuppen, die kreischende Sägemühle, die

---

[1]) klatschte.

[2]) schmeicheln.

polternde Hanfreibe und Knochenstampfe, die Pappelallee vor dem Hause — alles hat noch dasselbe habliche vornehme und gewerbsthätige Aussehen gleich ehedem; das Mühlgebäude sehen wir sogar um ein neues, die Getreideschütten enthaltendes Stockwerk erhöht.

Im Wohnhause selbst dieselben Menschen.

Und doch nicht mehr ganz dieselben.

Die Mutter Müllerin in der Stube, in ihrem Lehnstuhl sitzend — wie geknickt ihre Haltung, wie gebleicht ihr Haar, wie runzelig und eingefallen ihr Gesicht geworden, seitdem wir sie nicht mehr gesehen. Durch die gekrümmten knöchernen Finger läßt sie langsam und zitternd die Kügelchen ihres Rosenkranzes gleiten, während die schmalen eingekniffenen Lippen sich in leisem, andächtigem Gebete bewegen.

Am Schreibpulte sitzt ein mißgestalteter junger Mann, des Müllers Gottlieb. Als blühender Student an die sechs Fuß Körperlänge messend, vermag er in seiner buckligen Gestalt kaum mehr über das mit einer Menge Büchern aller Art bedeckte Pult hinwegzusehen. Nichts hübsches mehr an ihm, als die feinen wohlgepflegten Hände, die von einem blonden Vollbarte umrahmten, fast mädchenhaft schönen Gesichtszüge, sowie das braune Augenpaar mit dem klugen und zugleich schwärmerischen Blick. Er sitzt mit der Feder in der Hand vor einem großen Folianten. Ihm zur Seite steht sein Bruder Köbel — immer noch derselbe Köbel, wie wir ihn verlassen hatten, blos daß sein Korpus noch an Umfang gewonnen, die Unterlippe noch hervorstehender und die Augenränder um ein merkliches röter geworden.

Also neben dem Schreibpulte steht der Köbel und diktiert mit seiner rauhen, lauten Stimme: „Zwanzig Säck' Weißmehl und ebensoviel rauhes dem Hübelebäcker — mehr als zwölf und fünfzehn Rappen dürfen wir ihm, dem guten Zahler, für die Nummern wohl nicht aufnotieren . . . Hast sie geschrieben, die zwölf und fünfzehn? Gut! Also weiter! Hier auf dem Täfelchen steht das Gewicht für den Roni Kuchen, den Kreuzstraßbäcker, aufgekreidet. Ich hab' ihm diesmal nicht vom ganz feinern verladen, denn er ist immer ordentlich zurück mit dem blechen — nicht wahr? Am nächsten Markttag werd' ich zu ihm gehen und ihn fragen ziemlich perforsch: Wie stets mit den Finanzen, Männchen? Sein Jung, das flügge Küchlein, ist halt nicht mehr der Alt', macht mir viel zu viel Aufwand mit dem Luxus, thut und red't mir viel zu fein und zu höflich — man kennt es ja, das Scharwänzeln, und was es am End' zu bedeuten hat. Mir ist baar Geld bedeutend lieber. Stell' hurtig die Fraktur[1]) aus, Liebel, damit der Hans mit der Ladung abfahren kann! Den Semmel für den Pastetenbäcker Schleck — hast den Semmel etwa schon eingeschrieben? Streich' ihn nur um einen Rappen höher an; ist auch so ein schläfriger Zahler, dieser Pastetler, dafür aber um so eifriger beim Jassen- und Steckenspiel[2]) . . , Wie, Du wagst ihn nicht zu schreiben, den Aufschlag? Ein alter Kund', sagst Du? babah. Geld muß sein, ohne Geld oder Sicherheit trau ich keinem Menschen mehr, so

---

[1]) Faktur (Verzeichnis).
[2]) Billardspiel.

alt die Kundschaft auch sein mag. — Und wegen der Rechnung für den erhaltenen Ungarweizen — ich hab' sie gefunden — hie! Aber lug mir einer diese Schrift an, das wunderliche Buchstabengehäckel; kann kaum ein Wort davon lesen und bin doch nicht der Dümmern einer, potz Hagel, nein! Also rechne es hurtig aus, Liebel, den P eis, die Fracht und den Zoll und zieh auch den Sponto [1]) ab für die Barzahlung, damit man weiß, wie teuer es einen im Notal [2]) zu stehen kommt; und schick' auch das Geld fort, heut' noch, wenn's geschehen kann! Was aber den Langgaßbäcker betrifft zu Wangen — ich hab' mich genau firmiert[3]), bin selbst bei ihm gewesen in Person; und er hat beim Küferklausi eine Flasche Buscheli[4]) gewichst und mir die beste Reverenz und Notiz gemacht: es ist nur so ein blinder Lärm gewesen, was die Leut' von seinem Haarlassen oder Abkommandieren gewaffelt, und ist scheint's alles von dem Schachenmüller ausgegangen, weil der Langgäßler nichts mehr von ihm hat beziehen wollen von seiner schlechten War'. Drum nur druff mit der Ladung! Oder was sagst Du dazu? Frau soll gutsprechen? Mir auch recht. Ich werd' selbst mit hinfahren mit dem Mehl und den Mann und sein Frauchen ad corus[5]) nehmen. Die Nanny soll frühzeitig das Mittagessen rüsten — wo steckt denn die Nanny?"

---

[1]) Skonto (Abzug).

[2]) Total (Ganzen).

[3]) informirt (erkundigt).

[4]) Beaujolais.

[5]) ad coram (hernehmen).

In der Küche auf dem Kochherde kocht's und sprudelt's, wie die Redensart lautet, in allen Löchern. In der Hinterstube aber, vor dem großen Toilettenspiegel, sitzt ein Jüngferchen — ach nein, man darf sie nun füglich Jungfrau nennen, eine ziemlich bejahrte, des Müllers Madlung.

Der armen Madlung war es die Jahre übel ergangen, wie es schon manche heiratslustige junge Dame erfahren. Diejenigen Freier, welche ihr ernsthaft den Hof gemacht, waren von ihr als zu gering befunden worden; die aber, welche ihr gefielen, wollten sich entweder gar nicht herbeilassen oder blieben wieder grausam zurück, einige urplötzlich, andere nach und nach.

Sie, die vornehme Müllerstochter, hatte im Laufe der Jahre Bekannt- und Liebschaft gepflogen mit Müllers- und Wirtssöhnen, mit Herren und Bauern, mit der Kavallerie und Infanterie, mit Deutschen und Welschen, die kürzere oder längere Zeit. Dreimal war sie verlobt, einmal sogar im Heiraten begriffen — ach, diese falschen, treulosen Männer! — um nun schließlich froh zu sein, dem verwitweten Notar Glatt — ein Mann schon ziemlich auf Jahren und an Schwerhörigkeit leidend, aber gleichwohl ein „wirklicher Herr", welcher in seiner Braut die gebildete Person (vielleicht mehr noch die reiche Mitgift) zu schätzen wußte — die Hand zu reichen. Heute Nachmittag gedenkt er sie abzuholen und nach der Stadt zu fahren, wo sie sich ihr Hochzeitskleid bestellen will.

Also sitzt die Madlung auf dem gepolsterten Schemel vor dem hohen Spiegel, und aus letzterem blickt uns ein Frauengesicht entgegen so schmal und farblos, Näschen

und Kinn so spitz, um die Augen die großen bläulichen Ringe, auf der Stirne die kaum mehr zu übertünchenden zahllosen Kummerfältlein eingezeichnet. Und zwei niedliche Patschhände waren eifrig damit beschäftigt, mit dem äußerst spärlichen Haare die kahlen Stellen auf dem Kopfe möglichst sorgfältig zu bedecken und zugleich den zierlich geflochtenen künstlichen Zopf daran zu befestigen. Dabei kamen zwei Arme zum Vorschein, so voll und weiß und appetitlich, völlig zum Anbeißen. Allein die hübschen Hände und die prächtigen Arme gehören leider nicht der Jungfer Madlung selbst, sondern dem großen schlanken Mädchen an, das hinter ihrem Rücken steht und zum Kammerfrauendienste herbefohlen worden ist. Der Spiegel ist groß genug, um auch das schöne Köpfchen des großen schlanken Mädchens wiederzugeben: das prächtige runde Gesichtchen, den rosigen Teint, die herrlichen großen dunklen Augen, die feingeschnittene Nase, den hübschgeformten Mund, das üppige pechschwarze Haar, dessen krause Löckchen die reine weiße Stirn gar anmutig beschatteten.

Ach, wenn dies volle schöne Gesichtchen neben ihrem eigenen, spitzigen und verblühten sich abspiegelt, wie sollte die Jungfer Madlung nicht eifersüchtig und wunderlich werden.

Die Madlung — aber auch nur die Madlung, von ihrem niedrigen Sitze aus — kann es im Spiegel ersehen, wie in der Zimmerthüre ein ferneres Gesicht auftaucht, das wahre dicke Vollmondgesicht, blos die Färbung um eine Nüance dunkler — der Mund ein bedeutendes

breiter — der Kopf Köbels, unter tausenden leicht herauszuerkennen.

Der Köbel, der alte Knabe, was hat er in dem Frauengemache zu suchen? Ganz sachte, nur so auf den Fußspitzen, schleicht er näher und näher — wer hätte dem schwerfälligen, bärenhaften Burschen die Kunst des leisen Anftretens je zugetraut? Uud wie er so listige, verliebte Aeuglein macht und mit dem breiten Mäulchen so schalkhaft verwegen lächelt — lächelt mit dem ganzen pausbackigen Gesichte! Und das tückische Heranschleichen, was soll das bezwecken?

Draußen in dem Hausflur läßt sich Bäris gewaltiges, schallendes Bellen vernehmen, sein gewöhnlicher Gruß an die Bettelleute. Das kommt dem Köbel und seinem rätselhaften Anschlage sehr zu statten; schon hat er, ohne von ihr gewahrt zu werden, sich dicht bis an die ihm den Rücken wendende ländliche Schöne heranzuschleichen vermocht, jetzt breitet er vorsichtig die Arme aus, flink wie der Wind schließt er ihr von rückwärts mit den Händen die beiden Augen zu, so daß die also Ueberraschte laut und erschrocken aufschreit. Der Sitte gemäß soll sie nun raten — wer hätte die mächtigen Bärentatzen nicht sogleich erkennen müssen!

Auch die Madlung, welche den Schluß des Vorganges in dem Spiegel erblickt, ruft unwillig: „Na, was soll's mit der Narretei, Köbel? Scher' Dich fort, wir haben keine Zeit für solch' dumme Sachen!"

Selbst das schöne junge Mädchen, dem eigentlich der neckische Spaß gelten soll, scheint durchaus keinen Gefallen daran zu finden, sondern wehrt mit ernsthafter

unmutiger Geberde: „Schon gut! Ei, so laßt mich doch!“ Allein der alte tolle Knabe lacht nur um so unbändiger, so daß es klingt wie Pferdegewieher, und will die Schöne gar nicht fahren lassen, packt sie, als sie sich mit jähem, kräftigen Rucke losgemacht, von neuem, thut wie närrisch so sehr auch jene sich ängstlich sträubt und schreit und die Madlung schilt, frei, wüst und grob — er lacht nur um so unbändiger . . .

Inzwischen war unter der Thüre ein viertes Gesicht erschienen, einem auf einen Stock sich stützenden und mißgestalteten jungen Manne angehörend. Und wie derselbe das seltsame Spiel gewahrte, da flammten seine Augen gar seltsam zornig auf, ja fast schien es, als gedächte der Stock in seiner feinen weißen Hand sich zum Schutze der bedrängten Schönen zu einer kräftigen Intervention anzuschicken — einen Augenblick nur, dann rief der junge bucklige Mann mit heller, spöttischer Stimme: „Ei, da scheint's ja außerordentlich gemütlich und fidel zuzugehen! Die Herrschaft, die Meisterschaft und die Dienerschaft in fröhlicher Tändelei begriffen — kein Wunder, daß drüben in der Küche die Erbsen ebenso fröhlich überkochen.“

Ueber des schönen schlanken Mädchens Gesicht ergoß es sich purpurrot. Mit einem letzten unsanften Rucke, welcher unsern Köbel beinahe zu Boden warf, machte es sich plötzlich los und verließ eiligen, stolzen Schrittes, an Gottlieb vorbei, das Zimmer.

„Nanny,“ rief die Madlung ungehalten, „so bleib doch! Nanny, erst die Zöpf' noch aufbinden und die Masche einflechten! Wirst mich doch nicht so sans façon im Stich lassen wollen?“

Allein die Nanny wollte weder hören, noch zurückkommen. Auch der Köbel machte sich, von seiner Schwester mit Vorwürfen überhäuft, so eilig als möglich davon, ebenfalls zornig in die Küche hinüber. Nein, durchaus nicht zornig; vielmehr lachte er so ausgelassen fröhlich, daß die Katze sich erschrocken in den offenstehenden Aschenbehälter hinabflüchtete. „Nanny," rief er, bist noch höhn?[1]) Welch' ein teufelmäßig starkes Mädchen Du bist, hahaha! Nun aber", fuhr er mit gedämpfter und beinahe zärtlicher Stimme fort, „mußt horchen, was ich Dich fragen will. Nun, so höre doch — wirst mich hoffentlich doch nicht fürchten, he?"

Die Nanny aber hatte just ein feurig Scheit zur Hand genommen -- Feuer leuchtete ihr auch aus den großen dunklen Augen heraus, und die schwarzen Löckchen auf ihrer weißen Stirne schienen sich gleich gereizten Schlangen zu ringeln und feindselig zu züngeln — sie sah so schön aus, so seltsam schön in ihrem Zorne. Ihre Worte jedoch, die mühsam hervorgebrachten, klangen so rauh und kategorisch: „Meister, bleibt mir weg, rat ich Euch! Ich bin Eurer Mutter Hausmagd — mehr will und kann ich nicht sein. Drum laßt mich in Ruh mit Eurer Narretei, oder —!"

„Aber wer sagt Dir denn, daß es eine Narretei sei? Hör', Nanny, und red' nur nicht so laut, da ja die andern nicht zu wissen brauchen, was ich Dir zu sagen hab'. Es ist mir nämlich ernst damit, meiner Seel' ganz

---

[1]) böse.

ernst damit, mit — Du merkst es gewiß Nanny, was ich damit sagen will.“ —

„Und mir,“ unterbrach das schöne Mädchen das seltsame Liebesbekenntnis, „mir ist's ebenfalls völlig ernst damit: wenn das nicht aufhört mit Eurem Mirnachgehen im ganzen Haus' herum, so werd' ich's meiner Gotte, Eurer Mutter sagen! Ja, das werd' ich thun, allsogleich!“ —

Der Köbel jedoch, weit entfernt, sich durch diese Drohung einschüchtern zu lassen, erwiderte sehr munter und fröhlich: „Schon recht, mir ganz recht! Die Mutter darf das schon wissen, ich selbst werd' es ihr sagen, gewiß! Erst aber sollst Du es wissen, Mädchen, was ich mit Dir vorhab'!“

Wieder hatte er sich ihr einen Schritt genähert, seine Aeuglein glänzten gar drollig verliebt und sein breiter Mund spitzte sich zu vertraulichem, zärtlichem Flüstern: „Was ich Dir sagen gewollt, Nanny, schon längst sagen gewollt — ich mag Dich gut leiden, Nanny, ich hab' sogar im Sinn, Dich —“

„Meister“, kam ein Viehknecht melden, „es ist ein Metzger da, möcht' die fetten Ochsen kaufen!“

Der Köbel folgte ihm mißmutig in die Scheune hinaus.

Drinnen in der Wohnstube sehen wir den Gottlieb an seinem Stocke sehr unruhig und den Kopf gedankenvoll gesenkt auf- und abhumpeln. Seine Mutter schwatzte dies und das, er aber schien ihre Worte gar nicht zu hören, bis sie schließlich die verwunderte Frage an ihn

richtete: „Was ist Dir, Gottlieb? Sollt' Dich jemand erzürnt haben?"

„Ja freilich — — das heißt — warum sollt' ich mich drob erzürnen? Hab' ich denn ein Recht dazu?" Er sprach die abgerissenen Worte mit bitterer Miene und mehr im Selbstgespräche. Dann fuhr er sich mit der feinen Hand über die hohe weiße Stirne, als versuchte er damit unliebsame ärgerliche Gedanken hinwegzuscheuchen. Er versuchte auch, wohl nur seiner teuren Mutter zuliebe, vergnügt zu lächeln und ein heiteres Gespräch anzuknüpfen. Beides gelang ihm gleich schlecht. Und als die Nanny eintrat, um in Haushaltungssachen von ihrer Herrin sich Weisung geben zu lassen, machte er sich eiligst davon, in den Hintergarten hinaus, wo er seinen Spaziergang ungewöhnlich eifrig fortsetzte.

VIII.

Des folgenden Sonntags nach der Mittagsstunde, als die Mägde unter Aufsicht und Mitbeteiligung der jungen Haushälterin damit beschäftigt waren, das Eß- und Kochgeschirr blank zu scheuern und aufzuräumen, wurde schüchtern an die Küchenthüre gepocht. Es war des Krattenchristens Witwe ab dem Grüt, Nanny's Mutter. Nanny's Mutter, seit damals, als wir sie das letzte Mal gesehen, so alt und schrumpf geworden, die bloße Scherbe von der ehemals so kräftigen hübschen Taglöhnersfrau; auch sah sie so sehr verkümmert aus.

„Stör' ich Dich, Nanny?“ begann sie freundlich. „Bin zur Kirche gewesen heut' Morgen. Ich hab' Dich wohl gesehen vorn in den Mädchenstühlen knieen, so hübsch und stattlich. Drauf bin ich nach dem Städtchen gegangen, um ein Schuldpöstlein zu zahlen. Aber ach, wie das ein scharfer Mann ist, dieser Prok'rater[1])! Denk Dir, nebst dem Zinslein hab ich noch siebzehn Batzen Revision[3]) — oder Avision oder wie sie dem Ding sagen, zahlen müssen, sozusagen mein letztes teures Bätzlein!“

„Und hast gewiß nichts genossen auf dem langen beschwerlichen Gang, nicht einmal den Tropfen Wein, gelt, Mutter? O ich seh' Dir's an! Ach, wärest doch zuvor hieher gekommen! Jetzt aber komm' in die Stube, Mutter, die Gotte würd's ja sonst zürnen. Im Ofenrohr drinnen steht noch ein Teller Gemüs' nebst einem Bissen schönen magern Speck drauf, gewiß noch hübsch warm. Auch eine Tasse Kaffee sollst bekommen, just hab' ich meiner Gotte davon eingeschenkt — ganz frischen — komm!“

Eine Stunde später treffen wir die beiden, Mutter und Tochter, draußen im Mühlefeld auf dem großen, üppig dastehenden Pflanzacker. Hier, im Freien, konnte sie kein unberufenes Ohr belauschen, hier war die beste, gesuchte Gelegenheit, sich gegenseitig das Herz auszuschütten.

Erst klagte die Mutter ihr Leid — fürwahr kein geringes.

---

[1]) Kleiner Banquier und zugl. Betreibungsbeamter.

[2]) Provision.

„Ach, Nanny“, begann sie, „daß ich damals so einfältig habe sein können, die junge Frau, dem Hansi seine, ins Haus einzulassen — schon tausend Mal hab' ich's bereut, tausend Mal werde ich's noch bereuen müssen, sofern nämlich der Tod mich nicht bald abholen thut! . . . Erst begann sie, die Klephe [1]), den Kindern zuleid zu leben, deinen jüngern Geschwistern — Du weißt es ja! Es hat mir manchmal schier das Herz abdrücken wollen, wenn ich hab' ansehen müssen, wie sie mit dem armen Kathrinle so grob umging. Jetzt, da die Kinder fort sind, aus Maßleidigkeit fortgegangen in Dienst, möchte sie gern mich unter die Schuh' nehmen. O, sie ist eine grobe und wüste, die Klephe, es würd's, wer sie als die hoffärtige junge Nähterin gekannt, niemand glauben! Auch kann sie mit fremden Leuten immer noch so freundlich thun und schwatzen, wie der lieb' Tag, bei uns aber im Haus', wenn's niemand hört, schnauzt und surrt sie, wie eine tolle Wespe, gibt keinem ein gut Wort, auch nicht dem Hansi, ihrem Mann. Und versteht so gar nichts von der Haushaltung, als eben das Bischen nähen — ach, Nanny, wenn Du sehen könntest, wie die kochen und waschen und glätten thut! Und alles so koslig [2])! Und wie ungeschickt sie alles in die Finger nimmt in Haus und Garten! Doch wo sollte sie's gelernt haben, wo? Hat als hoffärtiges und mannsüchtiges Nähterinchen nicht einmal eine Suppe machen sehen, geschweige denn was anders. Und will ich ihr

---

[1]) Kleopha.

[2]) unreinlich.

was zeigen, ganz in Lieb' und Freundlichkeit — o nein, der Stolz läßt ihr's nicht zu, vielmehr bekomm ich eine Antwort zu hören, daß ich lieber schweig' und geh'. Und so geschniegelt und geleckt sie bei ledigen Jahren daherkam, gleich einem Stadtdämchen — lug sie Dir jetzt an, wie nachlässig und schlampig gekleid't! Und wie ungeraten in allen Dingen, so daß selbst der Hansi, der's doch niemals sehr genau genommen, sie schon oftmals deswegen gescholten. Dann aber schweigt auch sie nicht, sondern gibt's gepfeffert zurück, hat Dir ein Maul wie eine Schlange. Ja, wenn ich deinem seligen Vater solch' grobe und unverschämte Worte gegeben, ich glaub — doch nein, solches hätt' ich mich niemals unterstanden! Allein auch der Hansi brennt zuweilen zornig auf und dann gibt's Karwatschis [1]), daß es einem frei grauset. Denn sie, die Klephe, kann nimmer schweigen, thut sich wehren wie eine Hex, ja es hat sich schon ereignet, daß sie selbst angefangen mit Beißen und Kratzen, und nicht nachgelassen hat, bis ihr der Buckel grün und blau. Und verhalt ich mich still bei diesem ihrem Streiten, so wirft sie, die Klephe, mir vor, ich hätt' meine Freud' daran, daß sie von ihrem unerchannten [2]) Mann so mißhandelt werde, will ich aber abwehren, so krieg' ich gleich die schnöde Antwort an den Kopf geworfen, das geh' mich nichts an, ich soll das Maul halten! . . . O das freud- und friedlose Leben! Und das Essen, so mager und schlecht und unsäuberlich bereitet — ein hoffärtiger

---

[1]) Schläge.

[1]) gewaltthätigen.

Hund thät's manchmal kaum berühren, nein, gewiß nicht! Und was folgt dann? Der Hansi, wann ihm der Tisch nicht beliebt, setzt einfach die Branntweinflasche an den Mund, er, der doch früher so überaus nüchtern sich aufgeführt, während seine Frau heimlicherweis' sich ein Pfannküchlein backt. Nur ich und ihre armen Kleinen müssen uns mit der grausam schlechten Kost begnügen, und weiß doch jedermann, wie elend schwach mein armer Magen beschaffen ist, immer wie elender bei der schlechten Kost. Und schneid' ich mir, zu dem dünnen himmelblauen Kaffee, ein Schnittchen von dem selbstgekauften Weißbrötchen ab, strecken gleich auch die Kleinen gierig alle Händ' darnach aus — und was kann ich anders thun, als mit den armen Würmchen zu teilen, das letzte Krümchen? Soll man sich da noch wundern, daß ich alle Kraft verlier' und das Magenweh mich plagt, oftmals nicht mehr auszuhalten? Ich hatte mir vorgenommen, Nanny, diese Sachen vor Dir geheim zu halten, um Dich damit nicht zu betrüben. Allein heut' konnt' ich nicht anders! Ach, Nanny, wenn ich deinen lieben Trost und deine treue Hilf' nicht hätt', ich müßt' oftmals fast verzweifeln — vergelt Dir's Gott, mein Kind, was Du schon alles an mir gethan! Die übrigen Kinder, deine Geschwister, ach! — freilich der Vikterli kann noch nichts entbehren, weil er selbst nichts übrig hat; reicht doch sein Wagnergesellenlöhnlein kaum hin, um sich die eigene anständige Kleidung anzuschaffen. Der Jörgle aber kriegt ja noch gar keinen Lohn; so auch das Miggeli als Kindermädchen, nichts als die gute nahrhafte Kost — o ich mag ihm die gute nahrhafte Kost

wohl gönnen, dem guten armen Kind! Allein die Liesel — schämen sollte sie sich, die große stolze Tochter, daß sie die vielen Jahr über, seitdem sie in der Fremde weilt und zwar stets in guten Plätzen, mir, ihrer armen alternden Mutter, auch noch nicht den Liar gespendet! Du weißt ja, Nanny, wie sie verwichenen Herbst zu uns auf Besuch gekommen ist, angethan wie die fürnehme Madam, den Schleier auf dem Modehütchen, das glitzernde Uehrchen im Busennestel, die glänzenden Handschuh an den Fingern, in der Hand das flatternde seidene Sonnenschirmchen. Für mich aber hatte sie kein Krämchen, als das angebissene Butterweckchen, das sie selbst nicht mehr gemocht, sowie ein abgetragenes Unterröckchen, welches ich nur deßhalb bekam, weil es ihr selbst zu schlecht geworden. Und wie sie damals rühmte, sie sei in ein ungeheuer nobles Kaffee, wo nur ganz noble Leut' einzukehren pflegen, als erste Kellnerin gekommen; und ein vornehmer Herr Bahninschenör mache ihr bereits eifrig den Hof und werde sie unfehlbar heiraten. Ach, und wie fürnehm sie selbst that und über das armmütige Elternhäuschen und ihre geringen und groblächtigen Anverwandten hochmütig und geringschätzig das Näschen rümpfte und nicht wußte, wollte sie von dem ihr vorgesetzten Essen was genießen oder nicht, trotzdem ich ihr ein Stück Fleisch gekocht und ein prächtig Süpplein dazu gemacht nebst einem Plättchen feiner gezückerter Zwetschgen — alles aus meinem Geldchen angeschafft oder vielmehr aus deinem, mir gespendeten, Nanny! — o hätt' ich ihr das gute Esselein doch lieber mitsamt den Schüsseln an den Kopf geworfen und sie selbst mit dem Besen gleich wieder fort-

gejagt, das ungeratene elende Mädchen! Denn denk' Dir, Nanny, gestern Abend ist sie, die Liesel, wieder nach Haus' gekommen, bei Nacht und Nebel, den Schleichwegen nach, durch Kot und Regen, sie fing an zu heulen und zu jammern: ihr Herr Inschenör sei auf und davon gegangen und hab' sie im Elend sitzen lassen! Ach, kann's auch eine unglücklichere Mutter geben, als ich eine bin! Wie sehr hab' ich das Mädchen, so oft es nach Haus gekommen, ermahnt und gebeten: Sei immer brav, mein Kind, hab' immer Gott vor Augen, hüt' Dich vor dem Umgang mit schlimmem Mannsvolk, bet' recht fleißig zu deinem lieben hl. Schutzengel! und ihm erst voriges Jahr die ernsthafte Vorstellung gemacht: Nur nicht Kellnerin werden, Liesel, lieber Küchen- oder Bauernmagd, in Ehren! Was hat's gefruchtet? Ausgelacht hat sie mich wegen meiner altväterischen Meinung und von sich gerühmt, sie selbst sei gescheidt genug. O ja, diese ihre große Gescheidtheit ist nun an den Tag gekommen, ihr und uns zur Schand, den Leuten zum Aergernis! Ach, was ich noch alles erleben muß, ich arme geschlagene Frau!" schluchzte sie.

Die Nanny jedoch wiederholte nur immer erstaunt und voller Bestürzung: „Ist's möglich, Mutter, ist's möglich!" und begann sodann ebenfalls zu weinen, mit ihrer bedauernswerten Mutter um die Wette. Nach einer Weile aber frug sie, sich die Thränen aus den Augen wischend: „Und nun — was will die Liesel nun anfangen, Mutter?"

„Anfangen? Ach, Nanny, wenn Du ihre einfältige Reden hören könntest, die thörichten Plän', so ihr im

Kopf herumgehen! Bald gedenkt sie dem Treulosen nachzueilen, und müßt' sie zu dem Zweck bis ans End' der Welt laufen. Doch werd' er gewiß in seiner Elsäßer Heimat zu treffen sein, wo sein Vater den großen Reichtum besitzen soll; bald will sie wieder den Verlauf der Dinge abwarten, denn sie hat ihrem Inschenör einen gar rührenden Brief nachgeschickt in seine Heimat und hofft noch immer, er werde sie doch noch heiraten; dann thut sie wieder wie verzweifelt und schreit wie unsinnig in einem fort, so daß einem dabei ganz bang wird und man befürchten muß, sie stell' noch was Ungeschicktes, Schreckliches an . . . Ach, Nanny, komm' Du lieber nicht so bald wieder zu uns auf Besuch, denn was Du da sehen und hören würdest, das ist doch nur Elend, Trübsal und Thränen! Und verhalt Du Dich in deiner guten wohligen Stell' hübsch still, und bleib' Du, was Du immer gewesen bist, mein gutes, frommes, braves Mädchen!"

„Und doch werd' ich von hier fortgehen, ganz in Bälde!" erklärte die Nanny, indem sie sich die Augen vollends trocknete und mit energischer Geberde. „Denn das Bleiben", meinte sie, „ist mir unmöglich geworden."

„Was Du da sagst!" versetzte die Mutter ebenso bestürzt als verwundert. „Fortgehen — man wird Dir doch nicht etwa gekündet haben?"

„Nein, das nicht. Vielmehr werd' ich es thun!"

„Du? Weshalb denn? Du machst mich unendlich staunen!"

Da begann das Mädchen zu berichten: „Du er-

innerst Dich wohl, Mutter — ich selbst hab' Dir's ja oftmals geklagt — wie dieser Köbel in frühern Jahren, bei meinem Eintritt in das Haus, mich haßte und verfolgte, so daß mich meine liebe Gotte alleweil vor ihm in Schutz nehmen gemußt. Ich hatte mich im Lauf der Zeit an das Verhältnis bereits ordentlich gewöhnt. Und heut' möcht' ich sogar lebhaft wünschen und hab's schon hundert Mal gewünscht, es wär' noch immer so. Denn wie ich größer geworden, begann das Blatt sich allmählig zu wenden; der Haß schlug ins Gegenteil um, seit einem Jahr ganz absonderlich, seitdem nämlich er, der Köbel, seine Kiltfahrten eingestellt, weil er eben eingesehen haben mag, daß ihn die vornehmen reichen Töchter doch nur zum Besten halten — gar wohl begreiflich! Und nun fängt er an, mir nachzustreichen — denk' Dir, Mutter, mir, der armen Hausmagd! Trappt mir auf Schritt fast die Zehen ab, so daß ich kaum mehr sicher bin vor seinen Liebestölpeleien!"

Sie zerpflückte ein Bohnenblatt, das sie in den Händen hielt, zornig in zahllose Fetzen.

Die Mutter jedoch vergaß vor lauter Staunen immer noch den Mund zu schließen.

„Was Du da sagst!" rief sie einmal über das andere. „Ich kann's fast nicht glauben, nicht fassen! ... Doch", fuhr sie nach einer Weile fort, „da Du es sagst, werd' ich's schon glauben müssen. Und in dem Fall — denk' ich — wirst Du nichts dagegen haben, gegen das Verliebtthun deines Meisters" ...

„Ei, freilich hab' ich dagegen! Ich werde, sofern's

nicht aufhört, meiner Gotte davon Meldung machen, und, wenn auch das nicht hilft, das Haus meiden, ganz sicherlich!“

„Wie, das Haus meiden, weil der reichste Junggesell des ganzen reichen Gau's Dir den Hof macht. Mädchen, bist Du auch noch bei Trost?“ erwiderte das arme, welke Frauchen beinahe ärgerlich.

Ihre Tochter entgegnete nicht minder eifrig: „Hat etwa der Herr Ingenieur, von dem Du soeben gesprochen, unserer Liesel nicht auch den Hof gemacht und die Heirat versprochen?“

„Ja, guck, Nanny, so dumm und einfältig, wie die Liesel, darfst und wirst Du eben nicht sein. Vielmehr wirst Du Dir von dem Köbel die Heirat sicher stellen lassen. Sobald dies geschehen, kannst Dir ja sein Verliebtthun schon gefallen lassen.“

„So? Das rätst Du mir, meine Mutter!“

Blitz! wie stolz das große schöne Mädchen auf seine Mutter herabblickte, so streng und vernichtend, so daß jene vor Furcht kaum mehr aufzublicken wagte und verlegen zu stottern begann: „Das heißt — Du hast mich wohl mißverstanden, Kind — ich meinte bloß, Du solltest Dich nicht weigern, wenn er, dein Meister Köbel, Dich liebhaben möcht' — versteht sich, in Zucht und Ehren, und Dich zu heiraten gesinnt ist — anders freilich nicht“. . .

„Ob er mich zu heiraten gedenkt“, versetzte die Nanny sehr kalten, entschiedenen Tones, „kann ich nicht wissen. Nur das weiß ich, daß ich ihn niemals heiraten thät' — nein, niemals!“

Wie Du, des armen Krattenchristens Mädchen, sollte sich weigern wollen, auf ehrbare Weis' die Frau Müllerin zu Mattenried zu werden? Nein, da könnte man bald glauben, es wär' in deinem Kopf —"

„Nun", fiel ihr die junge Schöne eifrig ins Wort, „glaubt meinetwegen von mir, was Ihr wollt, Mutter, nur nichts Schlechtes! Schlecht aber müßt' man's nennen, wenn ich einem Mann guten Bescheid gib, da ich ihn doch weder achten noch ehren, und noch weit weniger lieben könnt'!"

„Solltest Du etwa", frug die Mutter mit forschendem Blicke, „schon einen andern lieben? Gesteh' es nur, Du hast wohl schon einen Schatz, gelt?"

„Nein, Mutter, auf Ehr' nicht! So oft auch der Versuch gemacht worden von Knechten, Tagelöhnerburschen und jungen Handwerkern in Spaß und Ernst, ich hab' keinem Gehör geschenkt, sondern nur alleweil an Dich gedacht, Mutter, und wer dann für Dich sorgen wird, wenn ich heiraten thät — vorderhand gar niemand. Und nun werd' ich ja auch noch an unsere Liesel denken müssen, an das arme, verlassene, unglückliche Geschöpf, ohne Stelle und Verdienst."

„So?" erwiderte die Mutter gereizt, „an mich denkst Du und an die arme Liesel, zugleich aber sagst Du, da Du die reiche Frau Müllerin werden könntest, dein hochmütig Nein?"

„Und ich sag' nochmals Nein! Ich mag den Müllerköbel nicht, auch wenn er den Reichtum besäß' noch einmal so groß!"

Sie sprach's mit lauter, trotziger Stimme, um dann

nach einer Weile wehmütig und traurig fortzufahren: „Ach, Mutter, wie arm und unglücklich mußt Du geworden sein, daß Du mir, deiner Tochter, eine solche Zumutung, wie die mit dem Müllerköbel, machen kannst! Erinnerst Du Dich denn nicht mehr der trefflichen Zusprüche, welche Du mir damals, bei meinem Eintritt in dies Haus, gehalten hast: ich soll' ja nie und nimmer meiner Ehr' was vergeben, als das einzige und höchste Gut, das wir armen Leut' besitzen; und immer fromm und brav bleiben und meines Herzens Reinigkeit und Lauterkeit über alles schätzen . . . So lautete einer deiner Zusprüche. Ich hab' ihn nicht vergessen, wohl aber, wie mir scheint, Du — —!" Sie vermochte vor Wehmut und Traurigkeit nicht weiter zu sprechen.

Die Mutter aber stand da, wie ein armer blöder Tropf, seufzte und stöhnte einmal über das andere und sagte endlich ganz demütig und kleinlaut: „Ach, es ist ja, wegen dem Köbel, nur auch so meine einfältige Meinung gewesen . . . O wüßtest Du, Nanny, was es heißt, so maßlos arm und verachtet zu sein!" rief sie, in heftiges Schluchzen ausbrechend.

Worauf die Nanny teilnahmsvoll und mitleidig sagte: „Höre, Mutter, ich will ja gern Tag und Nacht arbeiten und auf jeden Putz und jegliches kostspielige Vergnügen verzichten, damit ich Dir noch mehr, als dies bisher der Fall gewesen, beispringen kann — ich thu's ja von Herzen gern! Nur das Unmögliche verlang' nicht von mir, nämlich daß ich nach diesem Müllerköbel trachten soll!"

Sie zog ihr Geldbeutelchen heraus und leerte den

ganzen Inhalt desselben lächelnd in Mütterchens hohle, zitternde Hand. —

Bei ihrer Rückkehr in's Haus fand sie ihre Dienstherrschaft in nicht geringer Aufregung. Onkel Ochsenwirt, des seligen Müllers Bruder, war vom Schlage gerührt worden, lag im Sterben — so lautete der Bericht. Und der Köbel war eigenhändig damit beschäftigt, ein Fuhrwerk aus der Remise herauszuziehen und den schnellfüßigen Schweißfuchs davor zu spannen. Es galt nämlich, für den Schwerkranken einen zweiten Arzt herbeizuholen.

IX.

Der Onkel Ochsenwirt war tot und die Müllersfamilie in tiefe Trauer versetzt.

Am meisten trauerte halt die Madlung, denn durch den nahen Leidfall war ihre Hochzeit wieder um einige Wochen hinausgestellt worden. Einige Wochen — wie vieles konnte sich während einiger Wochen ereignen, Schlimmes wie Gutes; wie leicht hätte ihr Verlobter der Sache reuig werden können, wie's Andere zuvor auch schon gethan — o sie war gewitzigt worden, die arme Madlung! Darum ihr großer Kummer, darum ihr Unmut über den toten Onkel, welcher mit dem Sterben wohl noch einige wenige Tage, bis nämlich ihre eheliche Verbindung zur Thatsache geworden, hätte zuwarten können, meinte sie.

Trauer in der Müllersfamilie — für unsern Köbel verwandelte sich das Leid in unverhoffte Freud'.

Es hatte nämlich der Ohm Ochsenwirt ein Erbstück hinterlassen, welches zwar in das amtliche Inventar über Soll und Haben nicht aufgenommen werden konnte, aber gleichwohl einen keineswegs zu unterschätzenden ideellen Wert darstellte; es war dies der große politische Anhang, den der Verstorbene besessen, verbunden mit den verschiedenen politischen Ehrenämtern, welche er bei Lebzeiten bekleidet hatte; darunter dasjenige eines Großrates[1]). Wer sollte nun dieses letztere wichtige Amt erben? so frug man sich im Dorfe, so begann man sich in dem Wahlkreise zu fragen. Und die Antwort lautete ziemlich einstimmig: Wer anders, als des Verstorbenen Sohn, der jung' Ochsenwirt Fritz — natürlich! So reich und redsam und gescheit!

Jener aber, der Jung-Ochsenwirt, schüttelte ablehnend den Kopf und erklärte: „Mag nicht! die Gastwirtschaft, das Bauerngewerb' und der kleine Weinhandel sind der Geschäfte und Sorgen genug für den einzelnen Mann. Auch sind ja politische Dinge nie sonderlich nach meinem Geschmack gewesen. Drum lugt Euch nach einem Andern um!" —

Und sein jung hübsch Weiblein, das ehemalige Bleicher-Lieschen, bat ebenfalls: „Ja, ja, laßt mir mein Männchen lieber zu Hauſ', ich bitt'!"

Lugt Euch nach einem Andern um — das war bald gesagt. Doch wo einen andern Geeigneten finden? Denn, daß das wohlhabende Dorf Mattenried wieder seinen Vertreter haben sollte, war ja selbstverständlich. Die Mattenrieder Größen aber waren zur Zeit bald gezählt.

---

[1]) **Mitglied der kantonalen gesetzgebenden Behörde.**

„Der Bleicher? Ein alter, übelzeitiger[1]) Mann!" hieß es. „Der Keubelhofer Gemeindestatthalter? Schwerhörig — müssen's ihm im Gemeinderat schon in die Ohren schreien. Der Krämer? Gehört der andern Partei an. Der Gemeindeschreiber? Hat blos seine drei, vier Kühlein im Stall — nein, einen solch' minder begüterten Mann und wär' er noch so gescheit und gelehrt, dürfen wir doch wohl nicht in den Großen Rat schicken!" räsonnierten die Bauern.

Die Not war groß in Mattenried.

Da kam es einem Spaßvogel, dem Schneidertönel, in Sinn: „Wie wär's, wenn wir den Müllerköbel auf den Sädel[2]) erhöben? Er ist zwar für das Gelüpft-werden[3]) ein bischen schwer von Leibesgewicht, allein — —" Und die in der „Kirchgaß"-Pinte versammelten Jung-burschen, unter welche der Schneider seinen Witz ge-worfen, lachten darüber gar belustigt und riefen voller Uebermut: „Halloh, der Müllerköbel — laßt uns den Müllerköbel in Vorschlag bringen! Herrgott, wie wird der sich meinen! Und wichsen! Ja, ja, wichsen soll er, daß die Schwarten krachen!" Zwar mahnten anwesende, ältere Männer lebhaft ab: „Laßt das gelten, Burschen! Bedenkt, wie ungelehrt und grobschlächtig er ist, der Köbel! Mattenried müßt' sich ja schämen . . ."

Allein die Jungburschen erwiderten keck; „Schämen — wofür sich schämen? Sitzen denn im Rat' nicht ebenso

---

[1]) schwerfällig.

[2]) Hühnerstange.

[3]) Erheben.

viel Ungelehrte als Gelehrte, so viel Dumme als Gescheite? Da wird's doch, wenn Erstere gezählt werden, auf einen mehr oder weniger wohl nicht ankommen, hihihi! Und auch des Landes Wohl deswegen keineswegs in die Brüche gehen . . . Aber wichsen soll er, ohne Wichsen kein Großratssessel, wenigstens für den Müllerköbel nicht!"

Als dem Köbel die Kandidatur angetragen wurde, da glotzte er gar verwundert drein. Es war ihm so plötzlich und unerwartet gekommen. Auch hatte ihm die Politik noch niemals Kopfschmerz verursacht. Im Gemeinderat, an der Gemeindeversammlung und in der Käsereikommission war er es gewohnt gewesen, allzeit und ohne irgend welch' eigenes Nachdenken mit seinem Ohm Ochsenwirt zu stimmen. Damit glaubte er auch seiner einfachen Bürgerpflicht vollkommen Genüge geleistet zu haben. Nun aber, da man ihm Amt und Würde antragen kam — halt, das war doch 'was anderes, das mußte wohl erwogen werden.

Es kam die erste Nacht seines Lebens, welche er schlaflos zubrachte.

Großrat werden — hm! dachte er, hat nicht mein Götte, der selige Ohm, mehr denn einmal geklagt, wie viele kostbare Zeit dieses Großratsein einem wegnehme? Dazu die vielen Quästionen und Unbequemlichkeiten, welche damit verbunden seien, besonders das Uebernachten an fremden Orten, die anstrengenden Ratssitzungen? Freilich ist er, der Ohm, ein alter, schrecklich dicker und kurzatmiger Mann gewesen, der zudem den Wein und andere Strapatzereien bei Tisch' nicht mehr gut vertragen

gekonnt. Ich aber, der Müllerköbel, bin jung und kerngesund und mag das gute Essen noch ebenso gut prästieren, als das viele Trinken — wohl, mit diesen Stadtherrlein wollt' ich's getrost aufnehmen in allen diesen Stucken, es aufnehmen auch mit allen Uebrigen! Und dann die Ehr', als „Herr Großrat" begrüßt zu werden — wie stolz und fürnehm das klingt, das „Herr Großrat", wie angesehen muß einen schon diese Titelatur bei Herren und Bauern machen! Desgleichen beim Weibsvolk, bei den reichen Bauerntöchtern, perseh! . . . Und eigentlich ist's ja wahr: Wo ist einer in der ganzen Gemeind', der besser für das Gestell passen thät', als just ich?

Und nochmals kam es ihm in Sinn: das Weibsvolk, die Töchter . . . Würden wohl die fürnehmen, stolzen Bauerntöchter immer noch so hochmüthig thun und die Näschen rümpfen, wenn der „Großrat" Müllerköbel nochmals an ihre Hausthüren pochen thät'? O kaum! Aber ob ich's dann noch wollen werde? Das ist wieder eine ganz andere Frage . . . Nein, beim Donner nein, dann werd' auch ich den Stolzen machen und ebenfalls die Lese halten unter den stolzen Bauerntöchtern, ja, das werd' ich!

Der Gedanke an die Mädchen gab den Ausschlag. Unser Köbel faßte den Entschluß, sich, wenn's doch so der allgemeine Wunsch der Wähler sei, die Großratswürde „aufzwingen" zu lassen, gleichzeitig aber auch den andern: Was jedoch die Wahlsäuferei anbetrifft, welche man vielleicht da oder dort erwarten möcht' — nichts da, keinen Rappen zahl' ich! Hei, wie würden diese Männchen von

Mattenried und ab dem Grüt sich die Gurgeln waschen, und erst jene hungrigen Leidiswyler nach den Käsebissen recken! Aber das Maul soll ihnen sauber bleiben, gelobte er sich.

Doch als ihm der ebenso boshafte als witzige Schneidertönel eines Abends berichten kam: „Köbel, paß' wohl auf, der Krämer will, wie ich soeben vernommen, sich ebenfalls portieren lassen, hofft scheint's ganz bestimmt, gewählt zu werden! Ja, es soll sogar verlautet haben, gegen Dich wolle er den Kampf getrost aufnehmen und zu dem Zweck sich einige Uerten[1]) nicht gereuen lassen.

Da fuhr der Köbel protzig auf, schlug mit der breitflachen Hand sich auf das mächtige Hosenbein, daß es laut klatschte und klirrte, und rief mit gewaltiger, zorniger Stimme: „Wie, der Krämer will mich fuchsen und rausfordern? Ei, so komm' Du nur, Zichorienmännchen, nun wollen wir lugen, wer mehr Fünfliber im Sack hab' ich oder Du, hahaha!"

Und ohne weiteres Bedenken fügte er unter die von dem Schneider ihm präsentierte „unbedingte" Vollmacht seinen kühnen und großartigen Namenszug.

Auch konnten Mutter und Bruder ihm lange abmahnen und Vorstellungen machen, sowohl mit guten als ernsthaften Worten, es half alles nichts mehr, denn Köbel's Gemüt hatte sich mit dem Gedanken an das zu bekommende „Ehrengestell" und den damit verbundenen weitern Vorteilen bereits allzu vertraut gemacht und sich

---

[1]) Wirtshauszechen.

darin allzusehr vernarrt, als daß er sich davon mehr hätte abbringen lassen.

Und wer sich des Umstandes heimlich sehr freute, das war unsere Nanny; unsere Nanny, weil sie nun doch für einige Zeit von des Köbels Liebeswerbung verschont blieb, indem die Gedanken des ältlichen Junggesellen im Wachen und Träumen sich nurmehr noch mit dem „Großratwerden", sowie mit den reichen „Partien" beschäftigten, welche ihm neuerdings in den Kopf gestiegen.

Und als gedächte er sich auf die Großratswürde vorzubereiten und Versäumtes nach Kräften nachzuholen, begann er mit seinen Knechten und Taglöhnern bei Tische und bei der Arbeit von nichts anderem mehr als über Politik zu sprechen, Politik von morgens bis abends spät, so daß die Zuhörer, wie sie sich ausdrückten, davon ganz „sturm wurden nnd taubetänzig". „O, das soll mir keinen Kummer machen, das Reden mit den gelehrten Herren, potz Donner, nein!" meinte er. „Denn wer besitzt ein kräftigeres Redhaus, als ich, wer? Ich hab' den Herrn Oberamtmann schon sprechen hören, den Gerichtspräsident mit seinen Amtsrichtern, ja sogar den Landammann, damals, in der großen Versammlung zu Spulwangen — sie alle waren auf wenige hundert Schritte kaum mehr recht zu verstehen. Ich aber, wenn's sein müßt', wollte von Thirater[1]) aus so laut proklamieren, daß man's droben im Grüt, die volle Viertelstund' weit, hören könnt', hahaha!"

Die Knechte aber glaubten ihm auf's Wort, hatten

---

[1]) Rednerbühne.

sie doch die Tragweite seines „Redhauses" bei seinen Befehlen und Rügen . . . schon oft genug erfahren können.

„Liberal sein," meinte er, „was liberal sein heißt, versteh' ich am End' gewiß ebenso gut, wie ein jeder andere." —

Hier wagte der Obermüller lächelnd einzuwenden: „Liberal dürft Ihr aber schon gar nicht sein, indem Euch ja die andern, die Konservativen, wählen werden, Meister!"

„Eben ja, konservativ — wer sagt denn was anders? Auch kommt es eigentlich auf das Wort gar nicht so spitz an. Die Hauptsach' bei dem Großratwesen wird doch alleweil, wie ich's versteh', die sein, daß man der andern Partei kein Aemtlein zukommen läßt — wenigstens unser Krämerlein soll mir keines kriegen, dafür will ich garant sein! Und daß man ferm zusammen hält, nämlich wir Bauer im Rat, nebst allen denen, so 'was besitzen. Oder sollen etwa andere, so nichts zu verlieren haben und auch nichts steuern, regieren und im Gestaat die Ordnung machen? Nichts sollen sie zu sagen haben! Das ist auch schon meinem Götti-Ohm seine Meinung gewesen, sowie dem Bleicher seine. Ich selbst werde mir von diesen Aristokraten-Fötzeln [1]) droben im Grüt jedenfalls nicht die Nase drehen lassen, das soll von mir niemand denken! Und im Groß' Rat werd' ich der erste sein, so dafür stimmt — afäng, man wird schon davon hören, wie ich auspacken werd', wann's mal zum Treffen

---

[1]) Fötzel = geringe, armütige Leute.

kommt. Und um just von dem Burgernutzen zu sprechen: Ist das etwa Gerechtigkeit, frag' ich, daß ein dünnes Taglöhnerchen, wie es seit einigen Jahrzehnten hier geschieht, ebenso viel Burgerholz beziehen darf, als der Großbauer, welcher doch eine Anzahl Säu' zu mästen und den Trupp Knecht' und Mägd' zu erhalten hat?"

Der Wahltag kam. Der reichlich gespendete Wein hatte seine Wirkung gethan; ein übriges that die Schalksnarretei der jüngern Wählerschaft: unser Müllerköbel stieg mangels eines Gegenkandidaten siegreich aus der Urne hervor ... Seine Freude darüber blähte ihm völlig auf.

Als jedoch die Wirtshausrechnungen einliefen aus den Dörfern und Weilern des Wahlbezirks, da geriet der neugebackene Herr Großrat beinahe außer sich vor Zorn und Schrecken, und der Schneidertönel that wohl daran, sich vor ihm eine Zeitlang nicht mehr blicken zu lassen. „Den Hals dreh' ich ihm um, dem Schneiderlump!" drohte der Köbel. „Und zahlen thu' ich diese unverschämten Kunten[1]) schon gar nicht!" schwur er.

Allein er zahlte dennoch, es blieb ihm keine andere Wahl.

Und welch' großen Verdruß die Mutter Müllerin und ihr Sohn Gottlieb die Zeit über empfanden, welche Scham über das dumme, großhansige Gebahren Köbels, sowie bei den einlaufenden Berichten, wie sehr die Leute sich über denselben belustigen!

---

[1]) Conti, Rechnungen.

X.

Die neue dunkle Tuchkleidung am Leibe, auf dem Kopfe den zweistöckigen glänzenden Cylinderhut, den Zipfel des geblümten seidenen Schnupftuches weit aus der Rocktasche herausgezerrt, das um ein neues schwersilbernes Petschaft vermehrte Uhrgehänge über den Bauch herabgehängt, so fuhr der neugewählte Großrat Müllerköbel auf dem frischlackierten offenen Chaisewagen nach der Residenzstadt hin.

Und von weitem schon grüßte er die ihm begegnenden Bekannten mit einem herablassenden; „Bungschur, bungschur[1]“ und studierte während der ziemlich langen Fahrt mühsam an der Rede herum, die er im Rate, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu halten gedachte, und welche sich verbreiten sollte: 1. Ueber die bürgerliche Holzgabe, daß nämlich bei Bezug derselben den Großbauern wieder das zu alten Zeiten üblich gewesene Vorrecht (Zumaß) eingeräumt werden sollte. 2. Ueber die Ansassen (Niedergelassenen-) Familien, daß man sie nämlich nicht mehr in der Gemeinde zu dulden habe, jedenfalls aber denselben keine Mitberechtigung an der Brennholzgabe einzuräumen brauche. 3. Ueber die Kanaster[2])-Vermessung, daß deren Kosten gänzlich vom Staate und von den Gemeinden zu tragen seien: desgleichen das Wucherstiergeld. 4. Ueber ein zu erlassendes Gesetz, welches verhindern sollte, daß die Dienstboten einem

[1]) bon jour (Guten Tag).

[2]) Kataster.

mitten im Jahre d'rauslaufen können, und 5. über ein ferneres Gesetz, welches die Einfuhr von fremdem Mehl verbieten sollte.

Um dem Studieren nachzuhelfen, hielt er trotz der frühen Morgenstunde mehrmals Einkehr und suchte mittels einiger Schöpplein Weißen und Roten sich den Geist anzuregen und das Gedächtnis zu stärken.

Mit der also bereits gehaltenen Rede aber erging es ihm herzlich schlecht. Denn am ersten Sitzungstage wurde wenig oder gar nicht „gerednert", sondern, der vorgerückten Stunde wegen, bloß die Bureauwahlen getroffen und die Traktandenliste festgestellt. Hierauf begaben sich die Landesväter zu dem wohlverdienten Mittagessen, welches bei der kurzen winterlichen Jahreszeit bis in den Abend hinein dauerte — eine ziemlich schwere Pflicht, so anhaltend dem Essen und Trinken obzuliegen, allein unser Großrat Müllerköbel arbeitete sozusagen für Zwei, legte seiner Gemeinde Ehre ein . . . Des folgenden Tages, sobald die Sitzung eröffnet worden, meldete er sich zum Worte und ließ nun seine Jungfernrede los. Doch gleich zu Anfang begann sich sein Gedächtnisfädelein gar bedenklich zu verwickeln, so daß alles, Rat und Tribüne, laut und ergötzlich zu lachen anfing und der Präsident sogar den seltsamen oratorischen Erguß unseres Abgeordneten von Mattenried mit der Bemerkung unterbrach, das gehöre ganz und gar nicht zur Sache . . .

Und die Gelegenheit, seine Rede fortzusetzen, wollte sich unserm Köbel gar nicht mehr bieten. Zudem ward ihm von dem langen Sitzen, vielen Trinken und Reden-

anhören ganz wirr im Kopfe, so daß er sich auf Inhalt und Form seiner eigenen immer noch in petto gehaltenen Rede schließlich gar nicht mehr zu entsinnen vermochte.

Auch die vielen Abstimmungen verursachten ihm nicht geringe Mühe. Manchmal, besonders bei der Beratung über die zu revidierende Civil-Prozeßordnung, folgten sich jene sozusagen Schlag auf Schlag. Nun, so lange sein Freund Kronenwirt zur Kreuzstraß ihm zur Seite saß, hatte es unser Köbel ziemlich leicht, er brauchte nur auf jenen zu schauen und zu thun, was jener that. Als aber der Kronenwirt eines Familienvorfalles wegen nach Hause gerufen wurde — was nun thun, bei diesen verzwickten Abmehrungen, daß es gut herauskömmt? so frug sich der Köbel, verlegen sich hinter den Ohren kratzend. Allein auch in diesem schwierigen Falle wußte sich der Schlaue zu helfen: er stimmte, so oft der Anlaß gegeben wurde, mit beiden Parteien . . . was, als es endlich zur Entdeckung gelangte, in der Versammlung abermals ein großes Gaudium verursachte. Der schalkhafte Amtsrichter Fingerle aber nahm unsern verdutzten Köbel freundlich beiseite nnd raunte ihm ins Ohr: „Bleib' Du von nun an nur ruhig sitzen, bis ich Dich von hinten stupfe — ich muß es dem Freund Kallenberger ja ebenso machen!"

Doch als der Müllerköbel nach beendigter Session nach Hause zurückkehrte, da mußte man hören, was er über seine Ratsherrenerlebnisse zu berichten wußte! „Im Gemeinderat hocken, in der Käs'kommission oder auch Mitglied der Hengstenschau sein — was will das sagen

im Vergleich zu den Pflichten eines Großrats? Potz Hagel, da solltet Ihr hören, wie da drauflos gehauen und gepülvert wird, Einer schärfer als der andere, sodaß man kaum mit einem Hämmerchen dazwischen könnt'. Und Gesetze werden da gemacht und Paragraphen gedrechselt, das geht so flink, wie das Häftlemachen, sodaß einem weniger gescheidten Burschen d'rob der Verstand stillstehen könnt' — ja, so Einer würd' schön anrennen mit der Pelzkappe — oha hüst! Mir aber hat's nichts gethan. Ich dachte alleweil: Ja, schwatzt Ihr nur, so diffig [1]) wie Ihr seid, bin ich gewiß auch! Und hab' darauf meine Meinung auch gesagt, zwar nur ganz kurz und eventuell, d. h. bauerndeutsch. Aber wie die mich alsdann anlugten, das hättet Ihr sehen sollen, wie die mich groß anlugten!"

Und die Knechte und Taglöhner lugten ihren Meister ebenfalls groß an und dachten verwundert: Könnt's auch möglich und wahr sein, was er da sagt? Ja, sie waren nahe daran, vor der bislang verborgen gehaltenen Weisheit ihres Dienstherrn eine Art Respekt zu fassen.

Dem Köbel aber, nachdem er sich von den achttägigen Strapazen geziemend ausgeruht hatte, kam es in den Sinn, es möchte nun an der Zeit sein, sein frisches Ratsherrenansehen so rasch als möglich auszunützen und an die Thüren der reichen Müllers- oder Bauerntöchter nochmals anzupochen.

---

[1]) schlau.

Allein auch dieser erneute Versuch schlug elend fehl. Es war rein zum Verzweifeln, zum Wildwerden!

Unser Köbel ward auch wirklich fuchswild. „Sie sollen mir dies und das!“ rief er zornig, „diese hochmütigen Schnudermeitschi können mir gestohlen werden!“ wetterte er verächtlich vor sich hin. „Jetzt nehm ich mir Eine, die nichts hat und doch tausendmal mehr wert ist, als sie alle — ja, das thu' ich, ihnen zu Trotz!“

Und er stieg — es war eines sonnigen Februartages — mit langen eifrigen Schritten die Haustreppe empor, begab sich in die Laube hinaus, wo er die Nanny mit dem Plätten der Hauswäsche beschäftigt wußte, und machte ihr in aller Kürze den förmlichen Heiratsantrag. „Mädchen“, sagte er, „halt Dich bereit, in drei Wochen soll unsere Hochzeit sein — ich nehm' Dich — verstanden?“ worauf die Nanny, ohne ein Wort zu erwidern, nach dem Bügeleisen griff und sich mit demselben treppab entfernte. Wohl um sich ein frisch gewärmtes zu holen! dachte der Freier und wartete; er wartete lange und umsonst, denn keine Nanny wollte auf die Laube zurückkehren. Er ging sie suchen im ganzen Hause, pochte auch an ihr Schlafkämmerlein, ans verschlossene, ohne jedoch auf sein Rufen eine Antwort zu bekommen.

Da fing er laut an zu brummen: „Wie, sollt' ich etwa auch dieser noch Ehr' anthun und die Händ' unter die Füß' legen müssen, ich, der Großrat Müllerköbel?

Die Mutter Müllerin, deren immer noch scharfes Gehör das Trappen und Rufen und Gemurre vernommen,

rief neugierig und verwundert: „Was ist los, Köbel? Wo fehlt's?" . . .

Nach einer Weile ließ sie die Nanny zu sich in die Nebenstube bescheiden und hieß sie die Thüre zumachen. In der anstoßenden Wohnstube aber saß der Gottlieb, anscheinend mit seinen Büchern beschäftigt, der Gottlieb mit seinem nicht minder scharfen Ohre . . .

„Nanny", begann die Müllerin mit bewegter Stimme, „ich weiß alles, der Köbel selbst hat mir Red' gestanden . . . Und nun höre, was ich Dir sag': So lang ich Dich kenne, die vielen Jahre über, die Du unter diesem Dache geweilt, hast Du mir stets den pünktlichsten, musterhaftesten Gehorsam geleistet und nichts als Freud gemacht, ja wahrhaftig! Drum auch bist mir so lieb geworden, als wärst Du meine leibliche Tochter — ja, verzeih' mir's Gott, lieber noch, als meine wirkliche, eigene Tochter! . . . Und nun gehorch mir auch diesmal, nur noch dies eine Mal: Werde wirklich meine Tochter, werde unsers Köbels Frau . . . O Du weißt nicht, welch' großen Gefallen, welche Lieb' Du mir dadurch erweisen würdest! Und wisse: Nicht dem Köbel allein ist das in Sinn gekommen, sondern auch mein Gedanke ist es gewesen seit Jahr und Tag, mein liebster, angelegentlichster Gedanke: Du, Nanny, solltest hier Hausfrau werden, Du! Es wär' dies ein Glück für's ganze Haus, absonderlich aber für den Köbel selbst. Du könntest ihn durch Lieb' und Güte regieren und seine rauhen Sitten mildern, niemand besser als Du. Und ich will Dich dabei nach Kräften unterstützen, so lang ich kann. Er selbst muß seine dumme Aemtersucht fahren lassen und sich nur noch dem

Mühl- und Bauerngeschäft widmen — er wird's schon thun, Dir zulieb, gewiß! Denn ist er auch groblächtig in seinem Thun und Reden, im Grund seines Herzens, so glaub ich, ist er doch nicht bös' beschaffen. Auch kennst Du ja sein Gebahren zur Genüge, und brauchst, einmal seine Frau, es nicht zu achten. Du wirst ihn auf bessere, sanftere Wege führen — o Du weißt nicht, Nanny, welch' einen mächtigen Einfluß ein hübsch und manierlich Frauchen auch auf den rauhhaarigsten Mann auszuüben im stand ist! . . . Und einer meiner Söhne sollte ja doch heiraten. Oder soll etwa das alte, angesehene Geschlecht aussterben, und das schöne reiche Besitztum in andere fremde Händ' übergehen? Ja, wenn der Gottlieb kräftiger wär' oder nicht struppiert! Mit seinem Geistlichwerden ist's ja ohnehin vorbei — ach Gott! . . . Aber warum fängst Du an zu greinen, Kind? Ich hab' Dir ja nicht weh' thun wollen, noch möcht' ich Dich zu dem Schritt zwingen, Gott bewahr'! Obwohl, wenn Du mir zu Gefallen sein könntest, ich Dir's danken würd' bis in den Tod . . . Nein, Nanny", wehrte sie, „ich will jetzt deinen Bescheid noch nicht, ich geb' Dir drei Tag' Zeit — besinn' Dich wohl! Uebermorgen ist unserer Madlung Hochzeitstag. Dienstags dann gibst Du mir Bericht — den guten Bericht, gelt, Nanny? Dem Köbel aber werd' ich's verdeuten, daß er Dich die Zeit über vollständig in Ruhe lassen soll . . . So, jetzt kannst Du gehen, Kind", schloß sie sehr freundlich, „ich will ein wenig beten."

Also drei Tage Bedenkfrist.

Die Nanny aber wartete den Ablauf derselben nicht ab.

Schon des folgenden Abends, als sie ihrer „Gotte“ das gewünschte Milchsüpplein in die Schlafstube brachte, — „willst Du Dich nicht ein wenig zu mir setzen?“ sagte die Müllerin sehr gütig und freundlich. „Bist gewiß arg müd geworden von dem vielen Kochen und Backen und Braten und Aufräumen und Vorbereiten auf diese Hochzeit hin — es war eigentlich sehr unrecht, Dir solches zuzumuten am heiligen Sonntag, der doch eigentlich ein Ruhetag sein sollt' für jeden rechtschaffenen Christen. Und morgen mußt wieder so früh aufstehen, um alles in Bereitschaft zu halten für die vielen Gäst' — ach, Nanny, was wollten wir anfangen, wenn wir Dich nicht hätten? Dich können wir ja gar nicht mehr fortlassen, gelt?“

Sie konnte immer noch so freundlich und zutraulich lächeln, die gute, alte gichtkranke Frau.

Die Nanny dagegen sah heute so auffallend blaß und traurig aus, und die geröteten Augen — rührten dieselben wohl von dem langen Stehen am Herdfeuer, vom Küchleinbacken her? Nein, von dem Weinen. Und als ihre Meisterin zu ihr so liebreich und freundlich von dem Dableiben im Hause sprach, da vermochte sie nicht länger an sich zu halten. „Ihr habt mir“, begann sie, „drei Tag' Bedenkzeit gegeben, Gotte! Doch ich hab' mich jetzt schon ausbesonnen, und ändern wird sich nichts mehr an dem Entschluß. Drum daß ich's gleich sag': Was Ihr mir da vorgeschlagen, wegen dem Köbel — es kann nicht sein! Ich bitte, werdet d'rob nicht bös', Gotte! Euch — der himmlische Vater, der in mein Herz sieht, soll mir's bezeugen, daß ich's Euch zulieb

gern gethan hätt'. Den Köbel selbst aber kann ich nun einmal gar nicht lieben und drum auch nicht heiraten. Denn ohne die Lieb' im Herzen wär's ja, wie einst der Herr Vikar gepredigt, die große schwere Sünd' ... Ich bin verwichene Nacht nochmals mit mir zu Rat' gegangen, habe gesinnet viele Stunden lang. Und als ich endlich vor großer Müdigkeit eingeschlafen, da glaubte ich im Traume eine Stimme zu vernehmen, diejenige meines lieben seligen Vaters, welche mich warnte: Thu's nicht, begeh' nicht den Frevel an Dir und dem ungeliebten Mann' ... Ach liebste Gotte, thut mir deshalb nicht zürnen, ich bitt'! Ich dank' Euch von Grund meines Herzens für all' die zahllosen Wohlthaten, die Ihr mir und den Meinigen die vielen Jahr' über erwiesen habt — Gott lohn' es Euch! Und ich selbst werd' sie nimmer vergessen ... Sagt dem Köbel, daß auch er mir nicht zürnen soll. Das Herz läßt sich ja nicht gebieten, noch sich ummodeln. Und wenn ich dessentwegen nun auch den Platz meiden muß, weil unter diesen Umständen meines Verbleibens nicht mehr sein kann — in Gottesnamen!"

„In Gottesnamen!" seufzte auch die Müllerin, den Kopf traurig in die Kissen zurücksinken lassend.

Wagen fuhren geräuschvoll in den Haushof ein, sie brachten das Brautpaar von einer größern Besuchs- und Spazierfahrt zurück, sie brachten entfernt wohnende Hochzeitsgäste, welche zur Nachtherberge eingeladen worden. Da gab es für unsere Nanny aufzuwarten und zu bedienen!

Und erst des folgenden Tages, am Hochzeitsmorgen

selbst! Zwar der bestandene Herr Bräutigam gab für seine Person wenig zu schaffen, kam schon ziemlich beizeiten zum Vorschein im vollendeten Wichs, geölt und gescheitelt, glänzend von Kopf bis zu Füßen. Die Braut jedoch, ach, die vielen Ansprüche, welche sie an Nanny unausgesetzt erhob, das sehr umständliche Frisieren, das Ankleiden, eine schwere verdrießliche Pflicht, erschwert und unterbrochen noch durch die Ankunft der vielen Hochzeitsgäste, welche empfangen und mit Thee, Kaffee, Fleisch und Backwerk bewirtet werden wollten. Unverständige Mütter hatten auch ihre Kleinen mitgebracht, naschhafte, zwängerige und koslige Butzen . . .

Dazu die Mutter Müllerin gichtkrank zu Bette, klagend über die letzte schlaflose und schmerzhafte Nacht und kaum fähig, all' die wort- und schallreichen Begrüßungen der an ihr Lager herantretenden zahlreichen Tagesgäste zu erwidern.

Und der Gottlieb — zu was war der arme Gottlieb zu rechnen, als etwa zum Bewillkommnen und Gesellschaftleisten? Der Köbel aber weilte beinahe den ganzen Morgen über draußen im Hofe und im Pferdestall, hatte genug zu thun mit dem Mustern und Kritisieren der Fremden und dem Preisen seiner eigenen lieben Rosse, mit dem lauten lachen und scherzen nach seiner feinen Art. Blieb also für die Bedienung bei Tische und das Besorgen der Kinder, für das Bescheidgeben in Küche und Keller, allerorten, einzig noch die Nanny, sie allein. Außerdem wurde sie immer wieder in das Ankleidezimmer der Braut hinaufgerufen, welche sie mit ihren ungeduldigen Fragen bestürmte:

„Nanny, ist das Haar doch auch schön verteilt und der Scheitel genau in der Mitte und ganz egal? Und die Zöpfe — hängen die Zöpfe nicht etwa zu tief? Geh' nun den Kranz holen, Nanny, und den Brautschleier!"

„Nanny!" rief's von unten herauf, mehrstimmig.

„Ja, ich komme!"

„Nein, so laß' ich Dich nicht gehen!" eiferte die Braut. „Erst mußt mir noch die Brosche einhäkeln, das Medaillon umhängen und mich genau visitieren, ob doch das Kleid recht sitzt. Gelt, es wirft am Rücken Falten, gesteh' es nur! Ach, wär' ich doch zu einer andern geschicktern Stadtschneiderin gegangen, diese Lempen hat mir alles verpfuscht, horribel verpfuscht, die Hex! Wenn ich mir Dein einfältig Wollkleid anlug', wie glatt und fein das sitzt im Vergleich zu meinem kostbaren Atlas — ich möcht' flennen vor Zorn! . . . Und die Schleppe, Nanny, wie kommt die Schleppe? Wohl viel zu kurz, gelt? Jetzt den Brautschleier anheften — trag' ja hübsch Sorg, daß Du ihn mir nicht etwa verdirbst mit Deinem rauhen Fingern. Denk Dir, das ist ein Geschenk von ihm, meinem Jules!"

„Nanny!" wiederholen sich die Rufe aus der Küche, von den Stuben herauf.

„Ja, ja, sofort!"

„Ach, nein doch, nur noch deu Augenblick, Nanny! Dort die goldenen Bracelets — reich' mir die Bracelets, Nanny — gelt, wie das funkelt? Und das Uehrchen! Und das Gebetbuch mit dem sammtenen, vergüld'ten Einband — dort in der Schublade! Und das Nastuch — schütt' zuvor in den Zipfel einige Tropfen Eau de Cologne!

Und die Handschuh' — nein, nicht diese, jene weißen dort — ach, wie dumm! . . . Und nun beschau' mich nochmals recht um und um — die Leut' drunten in den Stuben werden derweil nicht auffliegen! Aber ich merk' es wohl, es ist Dir an mir und meinem Aussehen nichts gelegen, ließest mich fortziehen gleich einem Wisch — ja, das könntest Du! Und ich seh' es gut in dem Spiegel: ich sah noch nie weniger schön aus, in Gesicht und Figur, als gerade heut', an meinem Hochzeitstag. Aber gelt, Dir ist das ganz egal — schäm' Dich, Nanny!"

„Nanny!" diesmal war es sogar der Gottlieb, von welchem der Ruf kam.

Und diesmal riß die Nanny, trotz allem Wehren und Zetern der Braut, auch wirklich aus.

Eine Weile darauf herrschte im Hause wieder auffallende Ruhe und Stille; denn die ganze große, glänzende Gesellschaft war nach der Kirche gezogen, war fortgefahren nach der Stadt, zum köstlichen Hochzeitsschmause! „Endlich!" dachte die Nanny.

„Endlich!" seufzte die Mutter Müllerin. „Ich hab'", klagte sie, „von dem Lärm und Gestürm im Haus' herum arg Kopfweh gekriegt, auch schweren, schmerzhaften Druck auf der Brust. Habe Dank, Nanny, daß Du auch an mich gedacht, dieser herrlich duftende Thee mit dem Schlückchen Rotwein drin wird mir gut thun, ich spür es schon! Und Du — gewiß hast Du selbst noch nichts genossen, Du armes, geplagtes Mädchen Du!"

„Endlich!" murmelte auch der Gottlieb aufatmend. Er hatte so viel lärmende Grüße austauschen, so viel schwatzen und sogar mitlachen müssen ganz wieder seine

ernsthafte und geräuschlose Art; er hatte so viel hin und her, treppauf und ab gehen müssen an seinem Krückstocke und sich so sehr ermüdet; jetzt war er so froh, sich auf das in der Stube sich befindliche Kanapee hinstrecken zu können. Wer ihn so unbeweglich und mit geschlossenen Augen daliegen sah, hätte vermuten können, er schliefe. Allein er schlief nicht, sondern war blos in tiefes Sinnen versunken. Und als die Nanny in die Stube trat, um den Tisch abzuräumen, fuhr er jählings auf. Das Mädchen aber sagte mit lebhafter Geberde und bekümmerter Miene: „Ach, jetzt erst kommt mir in Sinn, daß Ihr sozusagen noch nichts gefrühstückt habt — gelt? Ich bitt' sehr um Vergebung, ich hatte diesen Morgen so viel zu thun und zu denken!"

Und flink wie ein Reh lief sie in die Küche hinüber, um nach wenigen Minuten mit einem mit Thee und Fleischspeisen gefüllten Servierbrette zurückzukehren, dasselbe vor ihrem jungen Hausherrn auf das sogenannte Kanapeetischchen hinzustellen und sich gar freundlich und angelegentlich nach den ferneren Wünschen und Befehlen des „Herrn" Gottlieb zu erkundigen.

Die Erfrischung bekam dem „Herrn Gottlieb" sehr gut, wohl zu ersehen an der lebhaften muntern Färbung, welche sich auf seinen feinen blassen Wangen malte. Die Bäcklein Nannys hatten schon zuvor, infolge des vielen eilfertigen Gehens und Schaffens, die blühende, glühende Farbe erhalten — man konnte sie nicht genug anlugen, die prächtig hübsche junge Wirtschafterin! Solches oder Aehnliches schien sich auch der Gottlieb zu denken; denn unter den halbgeschlossenen Lidern hervor verfolgte sein

Blick mit offenbarem Wohlgefallen all' ihre anmutigen Bewegungen, ihr geschäftiges Treiben auf Schritt und Tritt.

Und als sie sich seinem Tischchen näherte, um mit der freundlichen Frage: „Hat's geschmeckt?" die Speisereste abzutragen, da erfaßte er sie zärtlich bei der Hand; er schaute zu ihr hinauf mit einem Blicke, der ihr bis ins Herzinnerste hineinleuchtete und sagte zu ihr mit einer Stimme, die ihr ebenfalls seltsam erschauernd bis ins Herz hineindrang: „Ist's denn wahr, Nanny, daß Du mich — daß Du uns verlassen willst?"

Die Wangen der Schönen färbten sich glühendrot, vor lauter Verwirrung vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Und als der junge Mann noch eindringlicher als zuvor fortfuhr: „Du solltest meine Mutter und mich, die Dir doch meines Wissens kein Leid zugefügt haben, so plötzlich verlassen können?" Da schossen ihr die hellen Thränen in die Augen.

„Was kann ich, so wie die Sachen stehen, anders nun?" stammelte sie.

„Und wenn ich Dich schön bitten thät', Nanny, Du möchtest hier bleiben?"

Ihre Hand zitterte in der seinigen; sie führte den Zipfel ihres weißen Schürzchens an die Augen und begann heftig zu schluchzen.

„Mußt nicht weinen Kind, es thut mich schmerzen... Höre lieber, was ich Dir sagen, was ich Dich fragen möcht': Du hast meinem Bruder Köbel den Korb gegeben — würde ich einen solchen auch gewärtigen müssen? Ich bin zwar nur ein elender Krüppel, und

alles, was ich zu verschenken habe, ist eher eine Last, denn eine Gabe zu nennen . . . Nichts als meine aufrichtige, treue Liebe!“

Er schaute mit seinen schönen, gescheiten Augen so treuherzig und bittend zu ihr auf, er zog ihr sanft das Schürzchen vom Gesichte, und ihre beiden Hände erfassend, wiederholte er: „Könntest Du mir das Opfer bringen, willst mein Weibchen werden? Nun, so sprich doch, Nanny, und red' ganz frei und ungezwungen! Könntest mich lieb haben?“

War das eine Frage, eine höchst überflüssige!

Denn wäre die Nanny die Jahre über befragt worden: Wen hältst Du für gescheiter und gelehrter als den Pfarrherr, ja als sämtliche Pfarrherren, Doktoren und Professoren der ganzen Welt zusammengenommen, so würde sie rasch und überzeugungsvoll geantwortet haben: Ach, wen anders, als unsern Herrn Gottlieb! der weiß und kennt ja alles am Himmel und auf Erden, Länder, Menschen, Tier, Pflanzen und Gestein, als hätt' er alles mit leiblichen Augen gesehen und mit eigenen Händen erschaffen. Und von wem anders, als von ihm, hab' ich selbst mein wenig Wissen über solche und andere Dinge empfangen?

Hätte man sie gefragt seit Jahren: Wer ist braver, frommer und gutherziger, ein Engel des Himmels oder aber des Müllers Gottlieb? so würde die Antwort gelautet haben: Gut und brav, über alle Begriffe erhaben, ist halt der liebe Gott im Himmel; ihm zunächst sodann unser Herr Gottlieb, gewiß!

Und: Wer ist der Mensch, welchem Du, außer Deinem

Mütterchen, vollständig vertrauen könntest Deines Herzens Freud und Leid? Wie hätte die Nanny in ihrer Aufrichtigkeit diese Frage anders beantworten können, als: Unser Herr Gottlieb — sofern ich nämlich zu der Mitteilung den Mut besäß'!

Und der Mann, den Du mit der ganzen Macht Deiner Seele lieben und ehren könntest? — Ach, der Herr Gottlieb, auch wenn er noch zehnmal krüppliger wär'! Allein davon kann ja die Red' nicht sein . . .

Doch ja, jetzt war just die Rede davon, war die Rede darauf gebracht worden, so urplötzlich, durch ihn, den Herrn Gottlieb selbst. Er trug ihr Herz und Hand an für Zeit und Ewigkeit — seine schöne, reiche, vornehme Hand!

Und die Nanny, in ihrer Demut, wußte keine andere Antwort zu geben, als: „Eine arme, einfältige Magd — ich bin's ja nicht würdig . . .“

Er aber erwiderte mit großer Innigkeit und Lebhaftigkeit: „Du bist so reich, Nanny, an Schönheit und Tugend, gar nicht zu schätzen! Und so vornehm — weit vornehmer als manch eine adelige Dame in Seide und Demantenschmuck! Sag' Du nur Ja, und ich werde der glücklichste der Menschen sein auf dem ganzen Erdenrund! Und ich will Dir das Opfer treu zu vergelten suchen mein Leben lang!“

Wie schaute die Mutter Müllerin so erstaunt auf, als die beiden Hand in Hand in ihre Stube, an ihr Lager getreten kamen, Nanny mit hochgeröteten Wangen und niedergeschlagenen Augen, der Gottlieb dagegen mit freudigem, glückstrahlendem Lächeln.

„Mutter," sagte der letztere, „die Nanny geht nun nicht mehr von uns fort. Sie will — denk' Dir, Mutter! — mein lieb' Weiblein werden!"

„Dein Weiblein, Gottlieb, Dein? Ach, wer hätt' auch so was gedacht! Und ist's doch auch wirklich wahr, was Du da sagst, oder treibt ihr Beide mit mir Euern Spaß? Red' doch Du, Nanny, ist's denn wahr?"

Statt aller Antwort kniete das schöne Mädchen vor dem Lager ihrer Dienstherrin nieder und barg ihr Köpfchen verschämt in die Flaumdecke. Und die Müllerin legte ihr gerührt und erfreut die Hand auf und sprach mit bewegter, zitternder Stimme: „Es segne Dich Gott dafür — er segne Euch Beide, meine lieben, lieben Kinder! O, jetzt ist alles gut geworden, weit besser noch, als ich mir's hätt' erträumen können!"

Spät abends entstand wiederum großer Lärm draußen im Hofe: Pferdegeklinge, Männer- und Frauenstimmen, lautfröhlich durcheinander — die von der Hochzeitsfeier zurückkehrenden Gäste.

Einige derselben blieben im Hause übernachten. Das Brautpaar selbst hatte bereits seine Hochzeitsreise angetreten — „dorthin, wo im dunkeln Hain die Goldorangen blüh'n", wie die Braut in ihren langen, sehnsuchtsvollen Mädchenjahren so oft zur Guitarre gesungen hatte . . . Aus all' den fröhlichen Stimmen aber war als die fröhlichste diejenige des Brautführers Köbel herauszuhören, welcher, die hübsche Brautführerin an der Hand, lärmend in die Stube getreten kam; sein Angesicht glänzte wie der dicke Vollmond, und er geberdete sich so ausgelassen fröhlich, gleich einem jungen, glücklichen Kirchweihburschen

— der alte, dicke Knabe. Und es drängte ihn, nochmals zu „tischinieren“,[1]) er stieß mit seiner Base Brautjungfer einmal über das andere freud- und weinselig an und fuhr sie schließlich nach Hause, nach dem fernen Zilligthal hin.

Und als er frühmorgens nach Hause zurückkehrte, schien er noch um ein Bedeutendes dicker geworden zu sein; auch deutete sein Summen vor sich her, nach dem Urteil seiner Leute, auf absonderlich gut Wetter. Er verfügte sich mit der Wagenpeitsche in der Hand spornstreichs und stolpernd in das Schlafgemach seiner Mutter und rief gar fröhlich: „Schlaft Ihr noch! O, das ist lustig gewesen, so maledeit lustig, hahaha! Und was ich sagen gewollt: Wenn Ihr, Mutter, der Nanny noch nichts berichtet haben solltet von der Sach' — Ihr wißt ja, wegen der Heiratssach' —, so laßt's lieber gelten! Ich hab' nämlich nun ganz was anders im Spiel — kein Taunermädchen[2]) mehr, sondern die reiche, hübsche Bauerntochter, potz Hagel!“

Was er seiner Mutter des fernern mitteilen wollte, hätte seiner Absicht nach ganz leise geschehen sollen, ward aber bis in die Wohnstube hinüber gar wohl vernehmbar: „Ich werd' nämlich die Base Brautjungfer heiraten — das heißt — der Anfang ist bereits gemacht, der gute Anfang! Denn er, der alt Rüttihöfer, hat mich fast ertränken wollen mit seinem trefflichen alten Kirsch, hahaha! Und hat mich überall herumgeführt in Haus und Scheuer,

---

[1]) essen.
[2]) Taglöhnermädchen.

und mir alles hübsch gezeigt, die Roß und das Vieh und die Wagen — ich merkte die Absicht wohl, hahaha!"

„Ach, Köbel," seufzte die Mutter, „laß Dich nur nicht wieder zum besten halten, mich dünkt, Du solltest an den alten Erfahrungen genug bekommen haben! . . . Nun, ich möcht' Dir's ja wohl gönnen", fuhr sie liebreich fort, „wenn Du Dir ein rechtschaffen Mädchen heimführen könntest, hab' ich doch zu dem Zweck schon oft und oft zum lieben Gott gebetet. Und auch Raum ist genug vorhanden in unserm Haus, Raum für Euch Brüder beide, für zwei Familien; sowohl zum Wohnen als zum Schaffen, Raum und Arbeit genug. Und besser hätte es sich ja gar nicht treffen können: Soeben sagtest Du, Du wollest auf unsere Nanny verzichten — das nämliche wird das Mädchen selbst auch bereits geahnt haben, denn soeben hat es sich entschlossen, unseren Gottlieb zu nehmen, denke Dir!"

„Wie? Unser Liebel will heiraten? Schwatzt doch nicht so närrisches Zeug, Mutter! Der Liebel, das lahme, struppierte Bürschchen, heiraten, hahaha!" lachte der Köbel aus vollem Halse. „Ich muß mir den Bauch halten vor Lachen!" wiederholte er aufs höchlichste belustigt. „Und die Nanny, sagt Ihr, woll' ihn nehmen? Nun, da kann man auch sagen, wie's im Sprüchwort heißt: Prost die Mahlzeit! Wie wird mein Mädchen, die hübsche Brautjungfer sich ergötzen, wenn ich's ihr berichten thu'!"

Und in der Schlafkammer noch, während des langsamen, unbehilflichen Auskleidens, fuhr er mit großer Heiterkeit fort: „Unser Liebel heiraten — wie dem ein-

fältigen frommen Burschen nur so ein Gedanke hat einfallen können? Nun, das Freudelein mag ich ihm wohl gönnen — eine verwunderliche Freude das, mit dem Hinkebein, hahaha! Aber dabei wird's nun wohl auch bleiben."

Gleich darauf fing es ihn doch einigermaßen an zu wurmen. „Ein verdammt hübsch und gefreut Mädchen ist's doch, diese unsere Nanny, wie nicht bald Eine!" meinte er in lautem Selbstgespräche, „und vielleicht bin ich doch ein Narr gewesen, daß ich sie mir nicht selbst genommen . . . Nun, die junge Rüttihöferin ist auch nicht häßlich, nein, durchaus nicht. Dazu wird sie die Last Schiefer [1]) kriegen, eine Eigenschaft, wohl geeignet, ein schönes Lärvchen aufzuwägen . . . Wenn sie, die Nanny", dachte er weiter, „mir jetzt nur nicht ein allzu bös' Gesicht macht, weil ich, ohne ihr was davon zu sagen, so plötzlich von ihr abgeschwenkt bin. Ich wär' — das wird sie wohl selbst auch begreifen — halt doch ein weit größerer Schick gewesen, als mein lahmer Bruder!"

Und er gelangte, kurz vor dem Einschnarchen, zu dem tiefsinnigen Schlusse: „Das, daß sie nun den Liebel nimmt, hat sie nur aus Maßleidigkeit gethan, ganz sicherlich!"

---

[1]) Thalerstücke.

XI.

Welch' ein Aufsehen und Gerede im ganzen Dorfe, bis hinauf ins Grüt: „Des Müllers Student und die Nanny Brautleut'!"

Das Staunen war groß überall, und sehr verschieden lauteten auch die Urteile, welche sich an das aufsehenerregende Ereignis knüpften.

Wer jedoch von dem Erben des großen, reichen Hauses eine geräuschvolle und glänzende Hochzeitsfeierlichkeit erwartete, fand sich darin arg getäuscht. In aller Stille und Bescheidenheit zog das einfach geschmückte Brautpaar in Begleit des Köbels und der Mutter der Braut — der Bräutigam hatte darauf bestanden, daß auch sie, die arme Taglöhnerswitwe ab dem Grüt, ebenfalls dabei sein sollte und sie mit glänzender Karosse abholen lassen — nach der schmucklosen Kirche hin. Das war eines prächtigen Maimorgens, die Vögel sangen vor Lenzesluft wie närrisch, Baum und Gesträuche prangten in junger Blätter- und Blütenpracht, vom blauen Himmel herunter leuchtete die Sonne so strahlend, fromm und mild. Und in den Herzen der beiden Brautleute waltete ebenfalls glänzender Sonnenschein und Wonneglück, kaum zu beschreiben!

Der Köbel jedoch dachte sich: Babah! An meinem Hochzeitstag soll's anders hoch und laut hergehen! So still und armselig wie diese da laß' ich's allweg nicht ablaufen!

So dachte der Köbel. Allein zur Ausführung vermochte der Gedanke keineswegs zu gelangen, zu der eigenen

Hochzeit brachte der Heiratslustige es auch diesmal nicht. Denn seine Herzensliebste — die einundzwanzigste — räsonnierte also und sagte es ganz laut, daß es jedermann hören konnte: „Auch mit dem ganzen Vermögen, das in der Mattenried-Mühle steckt, hätt' ich diesen meinen Vetter Köbel nicht gern heiraten gemocht; nun aber, da er mit seinem Bruder Teilung halten müßt' — nein, ich bedanke mich allerhöflichst!"

Der arme Köbel — er schickte sich endlich drein, erst voller Groll und sehr über Laune, nach und nach aber mit mehr Ruhe und Gleichmut. „So sind sie alle, diese Mädchen", polterte er, „falsch, wie die Katzen — ein Narr, wer sie nur mit dem Aug' anlugen thut. Will lieber meine Freud' beim Schoppen suchen, im Roß- und Viehhandel. Denn ein Roß, das man streichelt, oder ein Ochs, dem man zu lecken gibt, sind einem treu und zutälpisch [1]) ihr Lebenlang. Dieses Weibsvolk aber — o unser Liebel, der arme Teufel, wird's schon noch erfahren!"

Was der „Liebel" jedoch erfuhr, nach Jahr und Tag des süßesten Eheglückes, das war ein wunderfröhliches Tauffest — ein Büblein fein und zart und doch schon so kräftig schreiend und zappelnd! Die Großmutter Müllerin konnte sich das Kind nicht genug anlugen und meinte in ihrer großen Freude: „Ganz der Gottlieb, als er noch klein gewesen — behüt's Gott, das herzige Bübchen!"

---

[1]) anhänglich.

Der Pate Köbel aber sagte! „Hör', Liebel! Dieser Bub da, wenn er 'mal größer geworden — der soll mir nicht etwa in die Stadt gethan werden, um das dumme Klettern zu erlernen oder gar eines Tages, eines Fötzelweibleins willen, sich die Knochen zu zerbrechen. Nein, nein, das laß ich nicht zu, vielmehr werd' ich ihn zu mir in die Mühle und in den Roßstall nehmen, er soll meiner sein — gelt, Nanny? Ein anderer dann dem Liebel seiner, hahaha!"

Von da an begann die Mutter Müllerin immer wie leidender und kraftloser zu werden. „Kinder", sagte sie zu Gottlieb und Nanny, „mit mir geht's rasch dem Tod entgegen. Allein ich sterbe gern und voller Trost, nun da ich Euch glücklich weiß, so glücklich, wie's hier auf Erden nur möglich ist, und auch der Köbel weit, weit vernünftiger geworden; und alles so recht ist in der ganzen lieben Familie — ich kann Gott dafür nicht genug danken!"

Die Arzneien blieben völlig wirkungslos.

Man ließ der Madlung melden, sie möge sich, wenn sie ihre Mutter noch bei Leben zu sehen wünsche, ordentlich beeilen. Die Antwort lautete: „Ich komme; ich werde übermorgen schon kommen, sobald der Gesellschaftsball vorüber ist. Mein Mann hat halt subskribirt!" . . .

Das war zur Mittagszeit, gleich nach dem Essen. Just hatte der Köbel ein Jungpferd in den Scheunenhof herausführen lassen, als die junge Frau Nanny von der Laube herunter ängstlich rief: „Götti [1]), frei hurtig, die Mutter!"

[1]) Pate.

„Ja, ja, ich komm'!" antwortete der alte Knabe; „nur noch erst dies Hufeisen fertig aufschlagen!" Wie er aber ins Haus trat, hörte er die Nanny gar kläglich schreien. Und als er die Krankenstube betrat, sah er, wie die Nanny und der Gottlieb die Mutter in den Armen hielten, die Mutter bleich und mit gebrochenen Augen, tot, vom Schlage gerührt. „Ach", jammerte die junge Frau, „daß Ihr, Götti, so lang habt zaudern können und Eure Mutter, die beste, so je die Erde getragen, nicht einmal habt sterben sehen!"

Das that dem Köbel doch ordentlich weh. „Hm!" meinte er, sich eine dicke Thräne von der feisten Wange trocknend und dann noch eine, eine dritte, vierte, „hm", sagte er, gleichsam zu seiner Entschuldigung, wie konnt' ich wissen, daß es so so schnell gehen wird? Ist doch sonst der Brauch, daß, wenn eine Person sterben will, sie zuvor, etwa ein Täglein, zwei, die besondern Zeichen thut mit Gruchsen und Bärzen [1]), Ohnmachten u. s. w. — ja, so ist's alleweil der Brauch gewesen, so lang ich weiß!"

Von der alten Kirchhoflinde fielen die Blätter welk und rot, der kühle Morgenwind wehte sie in das frischgeschaufelte Grab hinab. Darauf, auf das weiche bunte Blätterkissen, wurde der reich geschmückte Sarg, welcher die entseelte Hülle der Mutter Müllerin enthielt, hinabgesenkt zur letzten sanften Ruhe.

---

[1]) Aechzen und Stöhnen.

Und als sie zusammen den Kirchhof verließzen, sagte der Gottlieb zu seiner tieftrauernden Frau Nanny: „Nun bist Du ihre Stellvertreterin. Laß' Dir's nicht bange werden, denn der seligen Mutter Segen ruht auf Dir, der Segen zweier Mütter!“



Die Ausstellungsreise.



Die Ausstellungsreise.

Wohl mag es unter unserer Bauersame stets noch eine ordentliche Anzahl Hansjoggi geben; einen solchen aber, der sich der beleckenden Zunge der modernen Kultur ebenso beharrlich als erfolgreich zu entziehen gewußt und so sehr Hansjoggi, d. i. sich selbst geblieben war, wie derjenige, den wir meinen und von welchem wir hier kurz erzählen werden — nein, ein zweiter solcher dürfte schwerlich zu finden sein. Er schreibt sich, mit beinahe fingerhohen und dennoch schier unleserlichen Buchstaben, Hansjoggi Pfung, Hansjoggi seligen, und sein Erbgut, weit hinten im Helmschachen gelegen, heißt Lochhausen. Und käme zu dem Bauer ein großmächtiger Fürst und spräche: „Na, Mann, wollen wir etwa den Tausch eingehen um Besitz und Macht? so würde unser Hansjoggi, zehn gegen eines zu wetten, stolz und höhnisch antworten: „Meinsch, i syg so dumm?"

Von all' den Hansjoggi dieser schönsten aller Erden ist wohl keiner der alten Vätersitte so treu geblieben, wie der unsrige, nämlich derjenige von und zu Lochhausen. Gleichwie seine Ahnen jeweilen ein mühe- und arbeitsvolles Leben daran gesetzt, um ihren irdischen Besitzstand

zu erhalten und zu mehren und beinebens auch die Anwartschaft auf ein himmlisches Reich zu gewinnen und hiebei auf jedweden großen oder kleinen Vorteil bedacht waren, so auch er. Höchst schlicht und einfach, wie jene sich gekleidet hatten, so kleidet auch er sich heute noch; auch heute noch ist ihm bei Tische nichts angenehmer als eine tüchtige Tracht dicker Haferbrei, handhoher Speck oder faustdicke Mehlklöße, und nichts verhaßter, als die verschiedenen Sorten „Modegeschlüder“, unter welchen speziell der Kaffee, weil dessen Beschaffung mit Baarauslagen verbunden, ihm als die verabscheuungswürdigste erscheint. Die Baarauslagen sind ihm überhaupt gründlich verhaßt. Aus diesem Grunde verläßt er denn, die notwendigen Geschäftsgänge ausgenommen, seine Hufe auch nicht den Schritt. Während die übrigen „Bergler und Höfer“, nämlich die auf den Bergen oder entlegenen Bauerngütern wohnenden Pfarrgenossen, bei ihren sonn- oder festtäglichen Kirchgängen sich für die Mühen des weiten Weges dadurch zu entschädigen suchen, indem sie nach dem beigewohnten oder auch nicht beigewohnten Gottesdienst sich ins Wirtshaus zu Bier und Wein begaben — unser Hansjoggi, obwohl der begütertste von allen, läßt sich von dem Beispiele dieser „Lüderlichen“ nicht anfechten, er allein schreitet mutig fürbas, zerrt allenfalls sein Stück Schwarzbrot aus der Tasche, um es beim „Feldbrünnele“ draußen mit frischem Quellwasser zu befeuchten und, es vor sich her verzehrend, sich geraden Weges nach Hause zu begeben, wenn er es nicht vorzieht, zuvor noch einen besichtigenden Rundgang um seine Äcker, Wiesen und Waldgründe zu machen.

Und mögen andere Leute über diese seine Eigenartigkeiten noch so sehr lachen und spotten — es gibt doch kein Hansjoggi landauf und ab, der von Jugend auf von der eigenen geistigen Ueberlegenheit über die Bauern alle so sehr überzeugt war und es noch ist, wie dieser unser Lochhauser. Selbst mit dem Herrn Oberamtmann, von dessen unmenschlicher Gelehrsamkeit die Leute doch so großes Aufhebens machten, hätte er, was die „Diffigkeit“ [1]) in Handel und Wandel anbetrifft, es aufzunehmen sich getraut, vom Herrn Vikar schon gar nicht zu reden.

Daß ein solch' reichbegüterter, häuslich gesinnter und grunddiffiger junger Bauersmann, wie unser Hansjoggi es war, bei der Wahl einer Lebensgefährtin auf dieselben hervorragenden persönlichen Eigenschaften Bedacht genommen, braucht kaum erwähnt zu werden. Lange bevor er als Liebeswerber an die Pforte des Längmattbauern pochte, hatte er durch alle mögliche Kundschaft die Ueberzeugung gewonnen, daß die Lene des vollkommensten zu ihm paßte und geneigt war, seine Lebensprinzipien ebenfalls zu den ihrigen zu machen.

Reichbegütert, „diffig und gut beweibt — unserm Hansjoggi fehlte also zu seinem vollendeten Lebensglücke nichts mehr als eine hoffnungsvolle leibliche Nachkommenschaft. Leider war es bloß ein Mädchen, das ihnen der Himmel bescheerte. Bloß ein Mädchen, aber welch' ein gescheidtes! denn des ersten Lebensmorgens schon gab das Kind Laute von sich, aus denen der glückliche Vater ganz

---

[1]) Diffigkeit = Schlauheit.

deutlich den Ruf „Täddi!“ [1]) herauszuhören vermeinte und daher auch nicht säumte, das wunderbare Ereignis seiner nahen Verwandschaft stolz mitzuteilen. Freilich gefiel es dem Kinde, von da an in seinen „Diffigkeits“-Ausdrücken eine längere Pause eintreten zu lassen; zwei volle Jahre vergingen, ehe es deutlich sprechen lernte; dafür klang freilich das, was es sprach, um so diffiger und bedeutungsvoller; und waren Vater Hansjoggis Knochen von des Tages Mühe und Arbeit noch so müde geworden, so verging gleichwohl kein Abend, ohne daß er sich von Mutter Lene die neuesten witzigen Einfälle klein Lenchens erzählen ließ.

Das „diffige“ junge Mädchen — als es die Dorfschule besuchen sollte, sträubte es sich gleichwohl gegen das Ansinnen mit Händen und Füßen; und hätte es in der Macht Vater Hansjoggis gelegen — ihm wäre es schon recht gewesen, das Kind zu Hause zu behalten. Denn das Lernen von allerhand Wissenschaft, das konnte, seiner Meinung nach, allenfalls gut sein für die Kinder minderer Leute, die ihren Unterhalt auswärts suchen gehen müssen; reiche Bauernsöhne und Töchter dagegen könnten den Firlefanz füglich entbehren. Leider war diese seine Anschauung nicht auch diejenige der Erziehungsbehörde, die nun einmal darauf versessen zu sein schien, jung Lenchen in die Schule zu bekommen, wohl einfach aus dem Grunde, weil es eben ein solch' unerhört diffiges war.

Und das Mädchen söhnte sich mit der neuen Lebens-

---

[1]) Papa.

weise weit eher aus, als man hätte vermuten können. Das kam wohl hauptsächlich daher, daß man ihm den Schulbesuch so bequem als möglich machte, indem es, der ziemlich großen Entfernung wegen, die zwischen Lochhausen und dem Dorfe lag, sein Mittagsmahl bei des nahe beim Schulhause wohnenden „Vetter-Göttis" einnehmen und bei schlechter Witterung auch daselbst schlafen durfte. Des „Vetter-Göttis" waren aber keine geringern, als, die Hausfrau betreffend, Lenchens leibliche Tante, nämder Lochhäuser Bäuerin Schwester, und ihr Mann, Statthalter-Hansi genannt, des Mädchens Taufpate. Des Fernern fand Lenchen in Vetter-Göttis Haus ein gleichalteriges, sehr munteres Bäschen, Namens Gretchen, mit welchem es sogleich die unzertrennliche Freundschaft schloß und darob und im Umgang mit der übrigen Schuljugend die Sehnsucht nach Lochhausens Einsamkeit binnen Kurzem ganz und gar überwand, ja am liebsten für immerdar im Dorfe geblieben wäre.

Auf solche Weise verstrichen Sommer und Winter, Jahr um Jahr, und es kam die Zeit, welche das Lochhausen'sche Ehepaar schon längst herbeigesehnt hatte, die Zeit nämlich, da Lenchen die Schule absolviert haben und wieder voll und ganz ihnen angehören würde. Aus dem schwächlichen Kinde war ein gesunder und munterer Backfisch geworden und wohl geeignet, fortan der Mutter im Hauswesen kräftige Aushilfe zu leisten. Ja, Papa Hansjoggj hatte sich bereits darauf gefreut, daß durch den Wiedereintritt Lenchens in den häuslichen Kreis das Dienstmädchen entbehrlich werden würde und der be-

treffende Liedlohn fortan zu den übrigen Ersparnissen gelegt werden könne. Es sollte anders kommen, als er gehofft hatte. Es kamen nämlich am weißen Sonntag des Vetter-Göttis zu Lochhausen auf Besuch. Und nachdem der freundliche Willkomm geschehen und man sich bei Tische ordentlich geletzt, eröffnete der Vater Götti, daß er sich mit der festen Absicht trage, sein Töchterlein Gretchen behufs einer weitern, zeit- und standesgemäßen Ausbildung ein Jährchen „Welschland" genießen zu lassen. Gretchen aber wünsche des dringendsten, daß Bäschen Lenchen sie ebenfalls dorthin begleiten möge.

Was half es Hansjoggi, der Lochhauser genannt, daß er bei Erwähnung des Wortes „Welschland", das sein Schwager mit Lenchen in Verbindung brachte, entrüstet auffuhr und den Gedanken, weil widersinnig und mit seinen eigenen vorgefaßten Plänen völlig unvereinbar, mit aller Beredsamkeit von sich zu weisen sich bestrebte? Was half es, daß er über das „Gvätterlizeug" [1]), womit er die moderne Jugendbildung zu bezeichnen pflegte, das wegwerfendste Urteil fällte und daß er hoch und heilig schwur, für eine solche Narretei, wie das Welschlernen, auch nicht den roten Heller opfern zu wollen? Sein Schwager setzte nochmals auseinander, daß es sich bei dem „Inswelschlandschicken" nicht ausschließlich darum handeln könne, den Kindern die Kenntnis einer fremden Sprache zu verschaffen, als vielmehr darum, ihre allgemeine Bildung zu erweitern und sie selbst dadurch für ihre zukünftige Lebensstellung tüchtiger

---

[1]) Spielzeug, Tand.

zu machen. Man könne heutzutage nie wissen, wo ein Mädchen sich einheiraten werde; sollte es ein Geschäftsmann, wie z. B. ein Wirt oder Krämer sein — wohl, da würde eine Frau, die nicht 'mal ein Wort französisch verstände, bei der vielseitigen Kundschaft schön d'ran kommen. Ein junger Mann, der auf sich und seinem Geschäfte etwas hält, würde sich aber überhaupt wohl besinnen, bevor er einen ungebildeten Bauerndotsch, wenn auch noch so reich, in sein Haus nähme, und zwar von dem ganz richtigen Grundsatze ausgehend, daß eine minder Reiche, dafür aber Geschickte und Gescheidte ihm weit mehr eintragen und dazu noch große Freude bereiten werde.

Sobald ihr Schwager von der Zukunft ihres Kindes zu sprechen angefangen, war Mutter Lene auf einmal ganz Ohr geworden, und als er seine Rede geendigt hatte, konnte sie nicht umhin, all' seinen Thesen des vollständigsten beizustimmen; denn der Schwager Hansi war ein gar gescheidter Mann und dazu noch Gemeindestatthalter, der ja zum voraus weit mehr wissen und verstehen mußte, als solche, in entlegenen Gründen wohnende, einfältige Leute, als welche sie und Hansjoggi, trotz ihren häuslichen Kenntnissen, wohl anzusehen waren. Und wenn es ihrem Kinde dereinst wirklich schaden, d. h. beim Heiraten hinderlich sein sollte, daß es kein Welschland genossen — mein Gott, da müßte man sich ja ein schweres Gewissen machen, hätte man solches gehindert! So dachte Mutter Lene nnd schickte sich gleich an, für den Vetter-Götti'schen Antrag des lebhaftesten Partei zu nehmen. Es erschien auch Lenchen

selbst und hing sich schmeichlerisch an ihres Aetti's Arm und fuhr ihm mit dem weichen Patschhändchen kosend über die mit centimeterlangen Bartstoppeln besetzten runzeligen Wangen, daß es ihn gar sonnerbar wohlig kitzelte; und schnitt schließlich ein gar saures schmollendes Gesichtchen, brach in wehmütiges Schluchzen aus. Auch Bäschen Gretchen bat so schön, man möge ihm doch Lenchen zur Gespielin mitgeben, ohne welche es gar nicht ins Welschland gehen möge. Einem solch' allseitigen Sturmlauf vermochte selbst das rauhe Herz eines Lochhausen-Hansjoggi's auf die Dauer nicht zu widerstehen, es gab brummend nach; doch war desselben Tages kein gutes Wort mehr von ihm zu bekommen.

Jung Lenchen im Welschland — damit wären wir bei dem Zeitpunkt angelangt, da unsere ebenso wahrhaftige als rührende Geschichte eigentlich anhebt und zu welcher das oben Erzählte als notdürftige Einleitung zu dienen hatte.

Es war am zweiten Septembersonntag dieses unseres Heilsjahres 1886, als das Vetter-Götti'sche Elternpaar auf Gut Lochhausen wiederum auf Besuch kam, und Frau Lene ermangelte denn auch nicht, zu Ehren der liebwerten Anverwandten gleich die Küchlipfanne über das Feuer zu setzen und an Aufwartung zu leisten, soviel in ihren Kräften lag.

Und nachdem der Stand der landwirtschaftlichen Arbeiten genugsam besprochen und des reichen Herbstsegens gebührend Erwähnung gethan worden, ergriff Schwager Hansi das Wort, um die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft auf ein vaterländisches Ereignis, das ihn selbst sehr

zu interessieren schien, zu lenken, nämlich auf die große landwirtschaftliche Ausstellung, die soeben zur Eröffnung gelangen werde.

Landwirtschaftliche Ausstellung? Davon war Hansjoggi noch nichts zu Ohren gekommen, ja ihm fehlte selbst der Begriff, was es überhaupt bedeuten sollte. Woruf der Schwager Hansi es sich angelegen sein ließ, ihn damit bekannt zu machen, daß bei einem solche Feste nicht nur die auserlesensten Pferde, Esel, Rind- und Schmalviehstücke, sondern auch die sämtlichen Landesprodukte, wie Obst, Trauben, Wein, Garten- und Feldfrüchte, sowie die landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt werden mehrere Tage lang.

Hansjoggi schüttelte erst ungläubig, dann geringschätzig das Haupt und meinte, indem er ein paar Aepfelküchli auf einmal seinem nicht eben sehr kleinen Mund zuführte: Abermols eine vo dene neumödische Narreteie — thät, für sie z'seh, nit zum Bammerthüsli abe laufe. Landwirtschaftligi Astellig —

Uusstellig! verbesserte der Schwager.

Mira Uusstellig — was soll das eus Buure nütze? Werden öppe eusi Roß schöner drdur oder 's Veh feiß drvo? Und gar do eui Maschine — d'Lochhuuser Buure si rych worden und rych blieben ohni andere Maschine z' können, als ihri werkhafte Händ, ihri olte Pflüeg, ihri Hauen und Dröschpflegel, wie me sie eisder[1]) gha het.

---

[1]) immer.

Flüß und Huuslichkeit und Diffigkeit, das si di rechte Maschine, wo mir Buure bruuche selle, schloß er selbstgefällig.

Und als nun der Schwager gar noch das Ansinnen stellte, das Lochhausen'sche Ehepaar sollte ihn und seine Frau nach der Ausstellung hinbegleiten, da ließ ihn Hansjoggi schon gar nicht ausreden, sondern lehnte die Einladung barsch und rundweg ab. Seine Zeit und sein liebes Geld an solche Narretei zu verschwenden, solches würde ihn zeitlebens arg reuen.

Aber, suchte seine Frau einzuwenden, bi der G'legeheit chönnte mr doch, wie dr Hansi ganz richtig seit, au eusers Lenele b'sueche. Sit Ostere scho isch das Chind furt — gluschtet's di denn au gar nüt, Hansjoggi, das Chind wieder emol z'gseh?

Wol wol, deheim möcht ig's gseh, bi dr Arbet, gab er brummend zur Antwort. Doch sah man es ihm an, daß Sehnsucht nach dem Kinde nun auch bei ihm rege geworden. Diesen Umstand benützend, fingen denn auch Schwager und Schwägerin, Frau und Dienstmädchen eifrig auf ihn einzusprechen und ihm begreiflich zu machen: erstens, den vorgerückten Stand der Herbstarbeiten, die es wohl erlaubten, einen kurzen Ferienbummel zu machen, zumal sie, nämlich die Lochhausen'schen Eheleute, zeit ihrer langjährigen Ehe sich außer dem Hause noch kein Freudelein gegönnt, auch nicht das geringste; zweitens die Pracht der Ausstellung, von welcher die Leute nicht genug Rühmens machen konnten, abgesehen von den schönen fremden Landschaften, die man da zu sehen bekommen werde; drittens und das hauptsächlichste

die überaus große Freude, die man dadurch den beiden lieben Mädchen bereiten könne, und die sie durch den Fleiß und ihr Wohlverhalten vollauf verdient hätten.

— Denk Dir die Freud', die Chinder so überrasche z'chönne.

„Hm! hm!" versetzte Hansjoggi nachdenklich.

Und der Schwager Hansi vergaß nicht zu bemerken: „Giengen abr ig und mi Frau ellei — und zum Goh si mer emol fest etschlosse — wie wurd das Dym Lenele weh thue, wenn's vernäh müeßt, aß's nume der Gyz isch, wo die vo dem Reisli abgholte het, wie wurd,s flenne!"

Das schlug ein. Und als die Hansjoggin, um die übrigen Bedenken ihres Gatten zu beschwichtigen, noch hinzufügte, daß er sich um die Unkosten nicht allzusehr zu kümmern brauche, indem sie selbst — sie zögerte ein wenig mit dem Geständnis — sich ein kleines Sparhäfelein angelegt — Eiergeld, Joggi, lauter Eiergeld! schalt sie ein, — das sie zu dem Zwecke, ihr Lenchen zu sehen, gern opfern werde.

Damit war der Widerstand Hansjoggi's vollständig gebrochen, seine Einrede lahm gelegt; er erteilte die Zusage, auf nächsten, nämlich den eidg. Bettag-Sonntagmorgen sich zur Mitreise bereit zu halteu.

Doch kaum waren „des Vetters" völlig außer Sicht, als ihn schon die Reue über das voreilig gegebene Wort anwandelte. „Zwee Tag vertänderle, für nüt und wieder nüt!" brummte er.

„Ei Tag, Hansjoggi, numen eine“, bemerkte die Bäuerin; „denn dr Sunntig wirdsch doch nit rechne welle!“

„Also ei Tag Huus und Hei, Chuchi und Cheller, Veh und Säu de Dienſten avertraue!“

„Und wenn chrank wurdisch, Hansjoggi?“

„Denn chönnt i nüt drfür. So aber — was werde d'Lüüt säge, wenn si dr Lochhuuser däweg lumpe g'seih?“

„So? Was hesch ne denn nohg'frogt, de Lüüte, wo's dr, sit zwänzg Johre, 's Raggerwese und 's Rappechlömme vorg'holte hei?“

„Dr Tüfel frog ig ne noh!“ entfuhr es Hansjoggi unwillig.

„Guet, das han i eben au welle meine!“ entgegnete Frau Lene schlau. „D'rum wei mr über die Reis' au kei Wort meh verlüre, es blybt bi dr Abred; müeßten is jo vor 's Vetters ordli schäme.“

Der Sonntagsmorgen brach an und zwar, wie seit Langem gewohnt, in vielversprechendem Glanze.

Und die Dorfbewohner, nämlich diejenigen, die zu frühen Stunde schon wach geworden, wunderten sich nicht wenig, Mann und Frau von und zu Lochhausen auf ihrem altväterischen Vehikel und in Begleit des Fuhrknechtes daher- und in der Richtung des Bahnhofes, wohin des „Vetters“ sich bereits zu Fuße voraus begeben hatten, fortfahren zu sehen. Was sich wohl ereignet haben mochte, etwa der Todfall eines Erbvetters? Denn

daß es ein anderer denn ein einträglicher Grund sein konnte, der den Lochhauser ab Grund und Boden zu bringen vermocht hatte, war nicht wohl denkbar.

Wie wird 'n 's Geld reue für nes Glas Wy, dr Batze für e Stallchnecht!

Bah, Stallchnecht — dä macht dr Hansjoggi selber. Syr Alte git 'r öppe füfzeh Rappen, aß sie cha go nes Süppli ha i's Wirtshuus, wenn's nit anderisch sy cha.

Hesch g'seh, wie nes pfiffigs stolzes Gsicht er g'macht het uf sym Lotterchasten obe?

Da'sch halt wege'm grüene Chittel gsi, mit de möschige Chnöpfe dra, dscho em Großätti sy Hochzitschittel — hihihi! Uf welem Mist er aber dä Wullhuet gfunde ha ma, dä langhöörig, abschynig? Nimmt mi Wunder!

Denk, im Chemifeger[1]) syne, hahaha!

Und dr Baremeter het 'r au byn 'm, nämlig dr rot Parisol, mit eme Chalberhälsig[2]) a Rügge 'bunde — —

So und ähnlich klangen die Bemerkungen, welche das Dorf entlang, von hüben und drüben, ausgetauscht wurden. Während derjenige, dem sie galten, stetsfort damit beschäftigt war, seinem kutschierenden Fahrknechte all' die Verhaltungsmaßregeln, an welche sein Gesinde während der Dauer seiner Abwesenheit sich zu halten hatte, nochmals und zum dritten Male einzuschärfen, sowie es ihm zum vierten und fünften Male auf das Gewissen zu binden, er solle doch ja gute Obacht auf

---

[1]) Kaminfeger.

[2]) Hänfener Strick, um die Kälber daran zu binden.

alles Vieh und Fahrende halten, daß alles in Ordnung bleibe und nichts „dännen“ komme, desgleichen auf die übrigen Dienstboten, daß sie nicht faullenzten oder etwas zu Schanden gehen ließen. Ach, am liebsten wäre er, am Bahnhof angekommen, mit Ruedi gleich wieder nach Hause zurückgefahren. Doch schon hörte man den Bahnzug daherbrausen, Hansjoggi fühlte sich, just in dem Momente, als er seinem Knecht ganz insbesonders das dem Ferkeln nahe Mutterschwein ans Herz legen wollte, an beiden Rockärmeln erfaßt. Es waren Frau und Schwager, welche ihn fast gewaltsam mit sich fortzerrten die Waggontreppe hinauf und in den Waggon selbst hineinschoben. Die Thüre schloß sich, der Bahnzug brauste weiter — es war geschehen, an eine Rückkehr war vorderhand nicht mehr zu denken.

Es war keineswegs das erste Mal, daß unser Hansjoggi des Dampfrosses ansichtig geworden; auch in die Bahnwagen hatte er, beim Einladen des Viehes, schon geguckt. Zum Einsteigen selbst war er noch nie gekommen, dafür hätte ihn das liebe Geld allzusehr gereut. Lieber legte er an Markt- oder andern Geschäftstagen den weiten und beschwerlichen Weg nach der Stadt zu Fuß zurück, wie es seine Väter auch gethan, gleich wie er auch, statt das Wirtshaus zu besuchen, seinen Mundvorrat stets bei sich trug — ebenfalls nach seiner Väter Weise.

Ja, heute war es das erste Mal, daß er für seine Person die Eisenbahn benützte. Er klammerte sich mit beiden Händen fest an die Bank an, denn das durch die Fahrt verursachte Rütteln kam ihm anfänglich so seltsam

und beängstigend vor, ebenso das Brausen und Sausen, das Pfauchen der Lokomotive. War überhaupt dem Ding zu trauen? Konnte der dahinrasende Zug nicht aus dem Geleise oder der Eisenbahnfuhrmann auf den Einfall geraten, über den Damm hinauszufahren, aus lauter Uebermut und Teufelssucht, in diesen oder jenen tötlichen Abgrund hinein? Wer kann heutzutage den Menschen noch trauen?

Schwager und Schwägerin frugen freundlich: „Wie dunkt's di, Hansjoggi, das Fahre mit dr Bahn?"

„So, so!" lautete die Antwort. „Und wenn i's säge sell, so wär' i halt doch lieber z'Fuß — grad wieder uf heizue!"

„Wie eifältig Du do schwätze channsch, Hansjoggi! Jetz goht's nit heizue, jetz goht's lustig in die schöni wyti Welt use. Do lueg zum Fensterle us — g'sesch, wie d'Sunne so prächtig uffstoht und der herrligisch Tag achünd't, dr eidgenössisch Bettag! Und wie schön grüen d'Matte und d'Bäum und d'Hüüser und d'Heeg[1]) und und d'Telegraphestange so hurti vorbyschnurre, frei zum Lache! Und d'Bergen und d'Hübel langsam z'ruggwyche und anderi zum Vorschyn chöme, au ganz notisnoh — rätsch! Hesch's g'chört, Hansjoggi, jetz si mer über nes Brüggli oder Dohlyse gfahre — jetz no über eis — gel, das goht gleitiger[2]) as mit 'm Holz- oder Güllewage! Und wie lustig, so i jung Tag ine z'fahre, ohni Chummer und ohni Sorge, im häle Suus, gel? Und öb drei

---

[1]) Hecken.

[2]) schneller.

Stund vrby, werde mr im Welschland, bi euse Meitlene sy — was für ne Freud!

III.

Ja richtig, die Mädchen! Hansjoggi hatte ob all' Abreisesorgen sein Mädchen beinahe vergessen; nun wurde auch sein Herz mit väterlicher Sehnsucht erfüllt, und er frug sich voll geheimer Neugierde, ob Lenchen wohl auch gewachsen und wie sein Aussehen sich gestaltet haben mochte, seit er es nicht mehr gesehen. Er schaute in das Antlitz seiner Lene, das vor innerlicher Freude und zärtlicher Erregtheit frei erglänzte. Und die Lene wiederum langte in ihren ziemlich umfangreichen Reisekorb hinein und brachte eine Flasche echten alten Kirschengeist zum Vorschein, reichte sie den Männern.

„Trink, Schwager!“ rief der „Vetter“ wohlgelaunt. „So nes Schlückli sterkt Lyb und Seel und erfrüscht 's Gmüet, wie nit bald öppis. Trink, Hansjoggi!“ Und Hansjoggi trank. Und weg waren beim dritten, vierten Schlucke schon und wie weggewischt all' die selbstquälerischen und reuigen Gedanken, die das Reiseunternehmen, nämlich die leichtfertige Beteiligung an demselben betraf und mit denen er sich soeben noch des grimmigsten beschäftigt hatte, weg waren sie und hatten plötzlich einer fröhlichen, ja beinahe sorglosen und übermütigen Stimmung Platz gemacht, wie man sie an ihm noch nie zu bemerken die Gelegenheit gehabt. Noch ein Schlückchen

und der wahre Schalk, das Gefühl der eigenen großen „Diffigkeit“ trat hervor und setzte die nähere Reisebegleitschaft in nicht geringes Erstaunen. Hätte man in Hansjoggi's Herz schauen können, so würde man gesehen haben, wie sehr er sich insgeheim freute, seinem Schwager Hansi zu zeigen, daß auch er, der als Filz verschrieene Lochhauser Bauer, sich in der Welt gut auszukennen und klug zu benehmen wissen werde, wenigstens so klug wie einer, der die Weisheit mit dem Löffel gegessen zu haben vermeint. Ja ja, punkto betreffs Diffigkeit steht der Hansjoggi allweg keinem, ob Deutscher oder Welscher, aus dem Weg, dachte er schmunzelnd.

Der Bahnzug hatte inzwischen mehrere Male Halt gemacht, Leute waren aus-, dafür eine weit größere Anzahl eingestiegen, der Wagen füllte sich bis auf das letzte Plätzchen. Und bei einem abermaligen Halt rief der blau uniformierte Mann, die Thüre aufreißend: Neu—

„Neu-Solothurn!“ erklärte der Vetter dem in seine Gedanken versunkenen Schwager. „Nume rüeihig blybe hocke, Hansjoggi!“

Bei der Fahrt über den Fluß schloß dieser die Augen, um das Gruseln, das ihn anzuwandeln drohte, zu überwinden. Dann rief der Schaffner: „Alt-Solothurn!“ Hansjoggi konnte die laute Bemerkung nicht unterdrücken: „Wie me numen uf dä Gedanke het chönne cho, die beede Stedt so noch ananderz'baue, wie das Olt- und Neusolothurn! Und das Oltsolothurn schynt mir no schier größer z'sy, as 's ander; sogar uf e höch' Berg ufe — g sehsch, Vetter? — hei sie Hüüser bouet

wil sie hie unte kei Platz meh gha hend. Und wie das lüütet z'säntume us alle Chile — es müeße gar fromm Lüt do wohne — meinsch nit au, Hansi?"

Was der Hansi darauf erwiderte — das Brausen des davoneilenden Zuges machte es unverständlich. Hansjoggi aber fuhr in seinen aufmerksamen Reisebetrachtungen fort: „das Werch[1]) do, i denen Acheren uße — 's müeßen au g'lungni Buure sy, wo 's Werch so lang duße stoh löih."

Der Vetter belehrte ihn, daß dies kein Hanfacker, sondern eine Weidenkultur sei. Hansjoggi hatte schon wieder eine abschätzige Bemerkung bereit, als der Zug nochmals hielt und bald darauf schon wieder. „Grenchen!" meldete der Schaffner. „Gräniche?' frug Hansjoggi. „Gräniche — just vo do isch das Mannli, der Halbblind, wo mi am Aarauer Märt so heillos b'schisse het mit dem übergände Chueli — gel Lene? do mueß i use und dä Kerli z'Red stelle!

„Du bisch allweg lätz dra!" wehrte der Vetter; dä Ma wohnt nit do, sundern im Aeärgäu unte. Die Lüt do sy gar stilly, manierligi, und i glaube chuum, aß sie viel um Chüeh handle, desto meh aber mit Sackuhren und dere G'schmueß. Do", fuhr er in seiner Ortsbeschreibung fort, „do wachst au dä berüehmt Wy — —"

Hansjoggi war kein großer Weinkenner, er kam ja so höchst selten zum Kosten desselben, weil ihm niemand ein Glas umsonst anbieten mochte. Der Kirschengeist dagegen,

---

[1]) Hanf.

von welchem er diesen Morgen genossen, schien ihm ordentlich gemundet zu haben; weshalb er, zu seiner Gattin gewendet, sprach: „d'Butälli, Lene, hesch sie scho wieder ypackt?"

Desgleichen gelüstete es ihn nach den Mundvorräten, den gekochten Schinken und die gebackenen Küchli, welche er seine Frau des Frühmorgens hatte einpacken sehen. Der Vetter jedoch mahnte: „Wein is no ne weni gedulde bis go Biel, dört git's ohnedas ne ziemlige Halt."

„Biel", sprach Hansjoggi nachdenklich, „isch nit dä Metzger vo Biel gsi, Lene, wo mr das Paar feiß Stieren abg'chauft het? Frili isch 'r! Und isch mr no nes Trinkgeld schuldig, wenn sie guet uusfalle werde — und wie wette[1]) sie nit? Das Trinkgeld", rief er entschlossen, „gohn i go reiche, ja bigoscht!"

„Wie heißt er denn, dy Metzger, forschte der Schwager.

„Wien 'r heißt? das wird sie denk nit wohl bruuche, wenn i weiß, aß 'r do isch!"

„Biel! Wagenwechsel!" rief man zur aufgeschlagenen Wagenthüre herein. Erst jetzt, da sich der Zug entleerte, konnte man ersehen, welche große Menge Reisender, zumeist Ausstellungsbesucher, demselben innegewohnt hatte und auf Weiterbeförderung harrte.

Eine gute Stunde Aufenthalt, lautete der Bescheid.

Bei dem großen auf- und abwogenden Menschengedränge hatte Frau Lene große Mühe, mit den nach der einen Pforte des Bahnhofgebäudes hinsteuernden

---

[1]) wollten.

Vetter-Götti'schen Eheleute in wünschbarer Fühlung zu bleiben und zugleich ihren nach allen Seiten hingaffenden Gemahl, den sie am Rockärmel erfaßt, nachzuschleppen.

Hansjoggi sprach: „Isch's hie ächt au Sunntig und Bettag, Lene? Lueg mr au das viele Volch a und alls so herrschäftlig agleit, wie bi eus an ere Chilbi nit so schön. Bi uf Vehmärte gsi, scho a mängem, aber so viel Lüt binand, wie do — nei, bigoscht nit! Aber kurioses Wybervolch hei sie do, ne ganz apartige Schlag, so ganz hintenuse g'wachse, zum Vrstuune — —"

Im Wartesaal — welch' große Menge Harrender. Aus dem anstoßenden Restaurant drangen gar appetiterregende Wohlgerüche heraus. Vetter meinte: Wei mr nit au e chly dört ine goh?"

„Babah!" erklärte Hansjoggi, „für was go Geld usgäh, wenn me so viel Sache bi eim het? D'Wyber selle numen uspacke!"

Die Frauen jedoch gelüstete es nach einer Tasse warmen Kaffee's, den Vetter nach der duftenden Mehlsuppe; und Hansjoggi mußte wohl oder übel folgen. Das „Gschlüder" verschmähte er, dagegen aß er mit großem Fleiße einen Butterwecken — nur schade, daß das Gebäck so klein war! — und auch das Glas Roten, so der Vetter ihm vorsetzen ließ und gleich bezahlte, trank er nicht ohne Behagen.

Bei diesem Anlasse machten ihn die Frauen darauf aufmerksam, wie unschön es sich ausnehme, daß er den roten Regenschirm am Rücken trage; zumal der hänfene Strick, woran derselbe befestigt, erinnere auch gar zu auf-

fallend an den Werkeltag oder gar an den Viehmarkt. Hansjoggi gehorchte dem ästhetischen Wink nur mit Widerstreben; er band das Dach los und stellte es neben sich in die Fensternische.

Hätte er ahnen können, wie verhängnisvoll ihm dieser Gehorsam werden sollte!

Nachdem die Gesellschaft sich auf diese Weise den Magen gestärkt, verlangte Hansjoggi die übrige Wartezeit dazu benützen zu dürfen, um seinen Bieler Schlächter aufzusuchen. „So ne Zwöifränkler", meinte er, „wachsen eusereim nit uf dr Tellerchappe!"

Man mußte ihm willfahren.

Dem Bahnhof gegenüber zeigte sich ein hohes, weites Gebäude. „Bielerhof", las die „Gotte-Base;" worauf Hansjoggi geringschätzig bemerkte: „'s wird so ne Herrebuur sy, wo dä Hof synen isch. Oeb aber syni Roß und Chüeih hübscher sygen as eusereim syni, isch denk no d'Frog."

Man schritt weiter, der Häuserfront entlang, in der Richtung nach der eigentlichen Stadt hin. Ein Polizeidiener, der des Weges kam, wurde gleich von Hansjoggi interpelliert: „dr Metzger, Mano — i welem Huus isch ächt der Metzger deheim?"

„Wele Metzger?"

„Nu, dr Bieler Metzger, dä wo feißi Stiere chaufi."

Der Mann entgegnete lächelnd: „Solcher het's halt mänge hie, und wenn dr nööcher kei Name wüsset, so isch Euch halt nit guet z'diene. Bongschur!" — Sprach's und ging.

„Lueg men au dä stolz grob Burscht a“, polterte Hansjoggi. „Und hänkt eim no ne Schlötterlig a: Bungschur! wie wenn i ne Bueb oder so öppis wär!“ — — Aber i wüll'n eineweg finde, mi Metzger, i könnten [1]) unter Tusige: ne länge, magere, mit eme halbrote Schnäuzli und ne Wärze nebe dr Nase; und het nes längs blaus Ueberhemli a, uf 'm Chopf nes g'sprig-let's [2]) Strouhüetli.“

Er spähte nach rechts und links in die Hausgänge und Schaufenster hinein, betrachtete aufmerksam all' die Begegnenden; allein der Mann, den er „im Kopfe“ hatte, wollte schlechterdings nicht zum Vorschein kommen, that sich wohl absichtlich verbergen, um den „Zweifränkler“ nicht aushingeben zu müssen. Doch ja, dort eilt er in ein Nebengäßchen hinein, Hansjoggi, seine Gesellschaft verlassend, im Laufschritt auf und nach. Jetzt erfaßte er ihn beim Blousenärmel, der Mann schaut sich betroffen um. Und Hansjoggi kehrt mit dem verdrossenen Bescheid zu den Seinigen zurück: „'s isch nume so ne luusige Jud!“

---

[1]) würde ihn kennen.

[2]) gesprenkeltes

IV.

Weiter jedoch, wollte man die Zeit der Abfahrt nicht darob versäumen, durfte die Entdeckungsreise nicht ausgedehnt werden. Nur mit Widerstreben ließ sich Hansjoggi zur Umkehr bewegen; brummend folgte er der Führerschaft durch das dichte Gedränge von Menschen und Wagen nach dem bereitstehenden Bahnzuge hin, dem bereits bis auf das letzte Plätzchen angefüllten. Einmal aber auf der Sitzbank und gewahrend, wie seine Frau Lene aus ihrem Reisekorb duftende Küchli, die Schwägerin ein mächtig Stück gezückerten Backwerkes kramte, fing die gute Laune an auch bei ihm sich wieder einzustellen; ja beim Anblick des gekochten riesigen Schinkens begann ihm förmlich der Mund zu wässern, er schnalzte ganz vernehmlich mit der Zunge. Wie doch die Lene mit dem Tranchieren so ungeschickt verfuhr! Hansjoggi war im Begriffe, nach seinem großen schneidigen Taschenmesser zu suchen, bei welcher Armbewegung der Knotenstock zu seiner Rechten zu Boden fiel. Hansjoggi hielt plötzlich sinnend inne; dann fuhr er eiligst empor: „My Parisol!"

„Wo hesch'n g'loh?"

„Denk dört i dr Ysebahnwirtsstube — — dä lohn i nit dehinte, potz Blitzg!"

Und ohne ein ferneres Wort zu verlieren, stürzte er sich zur Waggonthüre hinaus — Frau Lene und Vetters konnten es durch das Wagenfenster sehen, wie er sich durch die immer noch zu- und abwogende Menschenmenge

energisch Bahn brach und auf das Bahnhofgebäude eindrang.

„Sell em ächt au nohgoh?“ sprach der Vetter.

„Schad't allweg nüt“, meinte Frau Lene besorgt.

Allein wie der Vetter im Begriffe stand, sich zu erheben, verfing sich einer seiner Rockknöpfe in der Masche des gehäkelten Ueberwurfes seiner Frau und zugleich entfiel der Frau Lene bei der heftigen Bewegung der geöffnete Reisekorb, so daß der Inhalt desselben: 7 Küchli, Sebastiansbirnen, Baumnüsse und Kirschwasserflasche — letztere glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, auf den Boden sich entleerten. Dies alles mußte wieder eingesammelt werden, und der „Vetter“ Hansi, als der schuldige Teil, nahm keinen Anstand, trotz seiner Korpulenz hiebei möglichste Aushilfe zu leisten. Dabei und über den gegenseitigen Entschuldigungen ging ein ordentlich Stück verloren.

Inzwischen war Hansjoggi auf der Suche nach seinem vermißten Regenschirm in unüberlegter Hast in ein unrichtiges Lokal, nämlich in den Gepäckräum geraten. Den Irrtum gewahrend, stürzte er sich zur Thüre hinaus und wieder durch eine andere hinein, in's Bureau der Güterexpedition. „Was b'liebt?“ herrschte man ihn hier an. Von Hansjoggi's Parisol wollten die bebrillten Herren leider nichts gesehen haben.

Endlich fand er den ihm flüchtig bekannten Wartsaal wieder auf und damit auch den Weg in die Eisenbahnwirtsstube. Mit Geiersblicken schaute er sich um und um, schaute nach der Fensternische, nach dem Tische hin, an welchem er und Frau Lene und Vetters vor Kurzem

noch gesessen und der inzwischen von einer Schar junger Burschen und Mädchen, letztere in der weißbusigen Landestracht gekleidet, besetzt worden war. Und einer der Burschen war eben daran, den mächtigen, aufgespannten roten Regenschirm über die Gesellschaft erhebend, mit lauter fröhlicher Stimme zu rufen: „Luegit da, myne Herrschafte: nes Raritätestuck us uralte biblische Zyte. Dä Parisol het dr Vater Noah brucht für ihn und sy zahlrychi Familie, wo d'Sündflut abrochen und d'Arch no nit fertig bouet gsü isch. 's nimmt mi nu Wunder, wie dä doh„ cho isch, em Altvater sy Schirm!" Worauf von allen Seiten ein lustiges schallendes Gelächter erfolgte, dem jedoch unser Hansjoggi ein rasches Ende machte, indem er sich auf den Jungknaben wütend losstürzte, ihm den teuern Gegenstand unsanft und mit den Worten entriß: „Was göih Di ander Lüten Sachen a, he, Du Löhi? Und wenn mi öppe nit könnsch, so wüll dr's grad säge, wer i bi: der Lochhuus-Hansjoggi! Gel, jetz schwygsch!" Worauf das Gelächter von neuem losbrach. Da aber zugleich der Ruf des Bahnhofportiers erscholl, brach die Gesellschaft eiligst auf. Hansjoggi brummte: „Jo, göiht dir nume, dir Uusschänzelerblitzge! — — Mir aber mueß me nit däweg cho, i loh my Sach nit im Stich, bigoscht nit!"

Und zur Bekräftigung dessen ließ er sich auf die Bank nieder, holte den Hanfstrick wieder aus der Kitteltasche hervor, befestigte denselben an den beiden Extremitäten seines Regenschirmes und diesen selbst an seinen Rücken. „So", sagte er befriedigt und drohend zugleich, „jetz sell mr 'n wieder einen anrüehre!"

„Hansjoggi, i's Deuhänggers Name, was lyrisch au? dr Zug isch jo z'wäg zum Abfahre!"

Es war der Vetter Hansi, der solches rief und dabei ungeduldig gestikulierte dort unter der Eingangspforte.

„I chume jo, i chume!" versicherte der also Angerufene. Im Begriffe jedoch, dem Vetter nachzueilen, kam ihm sein Knotenstock in Sinn, den er über dem Interesse, das er dem Regenschirm gewidmet, in der Tischecke hatte stehen gelassen — den Stock wollte er nicht zurücklassen. Nun hurtig auf und nach, in den Bahnhof hinaus. Hier stand ja der Zug noch ganz ruhig, wenn auch auf ein der Einsteigehalle näheres Geleise gerückt, zudem hatte die Lokomotive an das andere Ende der Wagenreihe sich gespannt. Die Ysebahnlüt hei halt au mängisch ihri bsunderbaren Yfall, dachte Hansjoggi leichthin. Eine größere Sorge verursachte ihm freilich das Bemühen, den Wagen ausfindig zu machen, in welchem seine Leute sich befanden. Die Wagen sahen sich, etwelches gemaltes oder geschriebes Kremenzel ausgenommen, allesamt so täuschend ähnlich aus. Freilich, wenn der Vetter etwelchen Verstand hätte, würden er oder auch die Lene vom Fensterlein aus rufen oder irgend ein Zeichen geben. Allein nichts geschah von alledem; die Gesichter die herausschauten, erschienen ihm so wildfremd und die Grüße und Winke nach da- und dorthin — immer waren es andere, denen sie galten. Dieser Umstand begann Hansjoggi mehr und mehr zu beunruhigen. Entschlossen kletterte er die Treppe des ersten besten Wagens hinauf — weder seine Lene, noch des Vetters befanden

sich darin; auch nicht im zweiten und dritten. Wie Hansjoggi jedoch den vierten Wagen bestieg, flog die Thüre hinter ihm zu, vom Bahnhofgebäude her einige rasche Glockenschläge, ein Pfiff, ein zweiter antwortender von der Lokomotive her, ein knarrender Ruck, der Zug setzte sich in Bewegung und fuhr in steigender Eile von dannen.

„Wirde sie scho no atreffe, myni Lüt", tröstete sich Hansjoggi. Und als der Schaffner eintrat und die Fahrbillets kontrollierte, entschuldigte sich Jener: „dr Vetter het mys Chärtli — — Heit 'r dr Vetter nüt gseh i dem Chären inn, der Vetter Hansi mit dene beede Wybere!"

Der Mann wollte, so sehr auch Hansjoggi sich in der nähern Beschreibung der Personalien erging, von der Anwesenheit desselben im Zuge keine Kenntnis genommen haben und frug, kurz angebunden: „Wo reiset dr hi?"

„A d'Usstellig", lautete der Bescheid, 's isch ebe der Vetter Hansi, wo's het welle erzwängen und sie au um alli Sachen ahnoh het."

„Dä Zug", eröffnete nun der Bahnbeamte, goht aber gar nit go Neueburg, dä fahrt 's konträri, go Basel oder wenn dr weit, go Pruntrut."

„Was Du nit seisch!" entfuhr es unserm auf's Höchste betroffenen Hansjoggi. Er lehnte sich zum Waggonfenster hinaus und schrie, nach der Lokomotive gewandt, aus Leibeskräften: „Oehä hö! Heit still! y wüb use! Köret dr denn nüt! Ohä!"

Er fühlte sich von den Armen des Kondukteurs ergriffen und zurückgezogen. — „Syt vrnünftig", ermahnte dieser, „das Hoope[1]) nützt nüt, wegen Euch haltet der Zug nit still!"

„So? Wege mir nit?" versetzte unser Bauer zornig. „'s nimmt mi denn bim Donner Wunder, öb i nit dr Hansjoggi bi us 'm Lochhuus oder öppe nume so ne Landstrycher und Fötzelhund? Heit still, sägen i, befiehl=es! I wüll use, wüll myner Frau noh, is Vetters!"

Was trug es dem Aermsten ein, das Schreien und Toben? Ein schadenfrohes Gelächter den ganzen Wagen entlang, sowie die rauhe Mahnung des nun die rein dienstliche Seite herauskehrenden Schaffners: „Syt jetz ruehig, Mano, oder es setzt ne Strof ab! Die nöchste Station heißt Sonceboz, dört chönnet Ihr usstygen und Retour näh go Biel z'rugg oder au grad 's Billet löse go Neuenburg, wenn dr doch dört use weit. Do heit dr nes eifachs ga Sonceboz — kost' sechzg Centimes. Und löiht Ech's jo nümm yfalle, dr Chopf use z'ha, denn jetz chunnt d Tunnel!"

Wirklich fuhr man, wie es Hansjoggi däuchte, in den Erdboden hinein — ein unheimliches, durch Laternenschein nur schwache rhelltes Dunkel, dann wieder auf kurze Zeit Sonnenlicht. Solches wiederholte sich noch ein= oder zwei Mal, dann hielt der Zug an und der Kondukteur bedeutete: „Jetz usstyge, gschwind!"

Der Zug fuhr wieder rauchend und pfauchend von

---

[1]) schreien.

dannen. Hansjoggi schaute ihm träumend nach; hierauf wandte er sich, sehr mißtrauisch geworden, an einem ebenfalls dem Bahnzuge entstiegenen jungen Mann mit der Frage: „Säget dir, Mano, wie heißt das Dorf, die Station?"

„Je ne comprends pas!" lautete die entschuldigende Antwort, worauf Hansjoggi enttäuscht und erbittert entgegnete: „Wie? Gomprampa heißt das Dorf? Und dä blau Burscht het mr agäh, es sig Sungsebung — o du faltsche meineidige Kerli, ein däwäg vrnare z'ha, eim däweg 's Geld zum Sack usss'z'stähle!"

Er rief es ganz laut und mit drohender Geberde, was zur Folge hatte, daß das junge Herrlein eilends davon lief, dagegen ein Bahnbediensteter sich herbei machte mit der Frage — die Frage klang freilich in Hansjoggis bloß an deutsche Sprachlaute gewöhntes Ohr ebenso unverständlich, wie das Gezwitscher der Sperlinge in der Wildreblaube nebenan. Doch der Mann in der Dienstblouse verstand auch ein ehrlich Deutsch und beruhigte unsern Reisenden insoweit, daß die Station wirklich den ihr vom Schaffner beigelegten Namen trage. Desto nnangenehmer klang die offizielle Mitteilung, daß der nächste Bahnzug nach Biel erst nach zwei Stunden abgehen werde und unser Reisender, um denselben benützen zu dürfen, sich erst ein Billet, à sechzig Centimes, verschaffen müsse.

„So laufen i!" rief Hansjoggi erbost. Doch als er sich den hohen und ihm völlig unbekannten Berg anschaute, ließ er den Entschluß wieder kleinlaut fallen und klaubte abermals und brummend die sechzig Rappen heraus, wie das „Frachtkärtli".

Zwei volle Stunden Aufenthalts — wie sollte Hansjoggi die lange Frist in der ihm wildfremden Gegend zubringen. Er setzte sich auf die grün angestrichene Flurbank des Stationsgebäudes, die Hände auf den Knotenstock gestützt, das Haupt tief gesenkt. Trotz dem herrschenden glänzenden Sonnenschein war ihm alle Reise- und andere Lust völlig aus dem Gemüte entschwunden. Zum ersten Male in seinem Leben war es, daß er im Glauben an die eigene Diffigkeit schwankend geworden. Doch was konnte alle Diffigkeit ausrichten — so entschuldigte er sich — einer solch verdorbenen, schändlichen und ruchlosen Welt gegenüber, wie er sie heute an sich erfahren. Selbst der eigene Schwager — o es war zu offenbar, daß sein eigener Schwager ihn nur deshalb aus der Bieler Eisenbahnwirtsstube hinausgerufen, um ihn zu narren, mit ihm Versteckens zu spielen und mitsamt den Weibern hinterlistig auf und davon zu fahren. Aber er wollte es ihm beim Einholen nach Verdienst vorhalten, er sollte hübsche Sachen zu hören bekommen, der Falsche, Nichtswürdige, desgleichen auch die Frauen, die wohl unter demselben Hütlein gespielt . . . Doch ihm, dem Hansjoggi, geschah schon Recht. Warum hatte er sich überhaupt zu der Reise überreden lassen, zu der Reise, die unter jedem Gesichtspunkte als eine ebenso unnütze und leichtfertige, als verschwenderische angesehen werden mußte! Allein es sollte nicht ein zweites Mal geschehen, nein, nie und nimmermehr!

V.

Hausjoggi's weltschmerzliche Gedanken wurden noch unterstützt und genährt durch die „Oedigkeit" seines Magens, wie solche sich mehr und mehr fühlbar zu machen begann. Seit allerfrühest morgens hatte er nichts genossen als zu Hause, der Eile wegen, eine dünne Milchsuppe, zu Biel dann ein winziges Wecklein. Und im Handkorb seiner Frau Lene befand sich der mächtige Schinken, befanden sich das geräucherte Schweinszünglein, die leckern Butterküchlein ungezählt, die Kirschflasche. Mit all' diesen Schätzen waren sie, Lene und Vetters, auf und davon gefahren und thaten sich nun gütlich daran und spotteten wohl gar noch dessen, der da saß mit knurrendem Magen und lechzender Zunge — war das nicht grausam, zum Wildwerden, zum Davonlaufen — wenn nur die Berge ringsum nicht so hoch und unwirtlich, die ganze verfluchte welsche Gegend eine bekanntere gewesen wäre!

Der Hunger, der Durst! Hansjoggi konnte sich freilich in die nahe Ortschaft begeben und sich nach einem Schenkhause umschauen, wo sicherlich etwas Genießbares zu bekommen war um Geld und gutes Wort. Um Geld! War es denn gestattet des Geldes noch mehr zu verthun nach all' den Ausgaben, den bereits geschehenen, rein unnützen? Nein, lieber hungern und dürsten, des Vetters zum Trotz, zum Trotze seiner Frau Lene, selbst wenn er davon krank werden sollte und übelmögig" — — Seine Frau Lene — wie hatte sie ihm das nur anthun können, das böswillige Verlassen. Da traue einer noch dem

Weibsvolk, auch dem frömmsten — ein Narr, der solches thut!" polterte er völlig überlaut. „Allein sie soll's mir büßen, die Hühner müssen mir beim letzten Schwanz zur Küche hinaus, an's Messer, den Anken werd' ich ihr abwägen, den Vierling [1]) auf die Woche, ihr die Kaffeebohnen nachzählen, wenn ich ihr überhaupt noch den Kaffee gestatten werde; und auf alles hübsch Obacht geben, weit gestrenger noch, als dies bislang geschehen. Und kein gutes Wort soll sie von mir mehr hören, nun ist's vorbei mit solchen Narreteien. Ja, ja, sie soll mir's büßen, bigoscht!"

Er gedachte seines „Volkes" zu Hause, das sich nun sicherlich gütlich thun werde an Sauerkraut, Speck und lindem Brot bis zur Genüge, da ja niemand zurückgeblieben, der ihnen die Sachen abmaß. Und die Buttermilch, die frische süße, statt sie den Mastschweinen einzuschütten, werden sie sie selbst genießen und auch die Kartoffel nicht sparen, noch das Salz — o ja, gewiß thaten sie das und obendrein sich noch darüber lustig machen, daß die Meisterschaft so dumm und leichtsinnig gewesen, Haus und Hof auf zwei volle Tage lang mutwillig zu verlassen!

Die Frau Lene — er kam unwillkürlich wieder auf seine Frau Lene zu denken. Wenn sie an dem Vorfalle dennoch schuldlos und blos zufällig und unfreiwillig sich von ihm getrennt hätte — war's auch möglich? Konnte es auch der Fall gewesen sein, daß diese unverschämten und übermütigen Eisenbahnfuhrleute mit dem reisenden

---

[1]) das Viertelpfund.

Volke zuweilen frechen Spaß zu treiben sich erlaubten und es diesen Morgen namentlich auf ihn, den Lochhauser Bauer, abgesehen gehabt hätten, um ihu grausam dafür zu strafen, daß er ihnen bis auf den heutigen Tag noch kein Kreuzerle zu verdienen gegeben? O bei dieser Sorte Burschen ist alles möglich; man denke nur an das viele Geld, das sie für die Fahrkärtlein den Leuten abzwacken und in den Sack stecken.

Seine Frau Lene — nein, es war nicht möglich, daß sie ihm das mit Fleiß angethan; da hätte sie, die allzeit brave und getreue, sich ja auf einmal gar merkwürdig und gottsträflich geändert haben müssen, bei ihren fünfzig Jahren kaum zu denken. Gewiß that sie die Trennung, ebenso sehr beklagen, wie er selbst, und sich deswegen arg grämen; es wäre ja grundschlecht, wenn sie's nicht thäte, dachte Hansjoggi. Und hatte er erst noch den Plan gefaßt, mit der ersten besten Gelegenheit stracks nach Hause zurückzufahren, und zwar in der Absicht, dadurch seine ungetreuen Anverwandten zu strafen, so begannen nun wieder sanftere Gefühle in seinem Herzen platzzugreifen. Er wollte nun doch seine Frau einzuholen trachten, wollte sein Kind wiedersehen, sein Lenchen. Eine Zeit ist nicht allzeit, tröstete er sich; und komm ich wieder nach Hause, dann versteht es sich von selbst, daß ich das Sparen neuerdings und mit verdoppeltem Eifer betreiben werde.

Er schaute auf seine rübengroße Taschenuhr: erst dreiviertel auf Elf. Also noch fast die volle Stunde war bis zur Rückkunft der Eisenbahn" abzuwarten, die Stunde tötlicher Langeweile. Dazu der sich immer fühl-

barer machende Hunger. Ja, hätte Hansjoggi nach Hause langen und sich einen tüchtigen Bissen Schwarzbrod und Speck holen können! Da dies aber nicht möglich war, so faßte er den heroischen Entschluß, nun dennoch einiges d'raufgehen zu lassen; einige Batzen mehr oder weniger ausgelegt — was konnte das, da nun die Hudelei doch ja begonnen und man bereits so viel Geld in den Wind hinausgestreut hatte, noch zu bedeuten haben?

Er erhob sich, sah sich um.

An der Front des hinter dem Stationsgebäude befindlichen Hauses befand sich eine lange schwarze, mit goldenen Buchstaben beschriebene Tafel; Leute gingen daselbst aus und ein, es mußte daher ein Wirtshaus sein. So war es in der That. Und als unser Hansjoggi die Gaststube betrat, fand er mehrere junge und alte Gesellen an den Tischchen sitzen, die allesamt große, mit einer gelbtrüben Flüssigkeit versehene Kelchgläser vor sich stehen hatten, aus denen sie nippten und dazu rauchten und schnatterten.

Das Aufwartmädchen sprach den neu Angekommenen freundlich lächelnd an. „Cha nit wälsch", entgegnete Hansjoggi; da er aber in den Kelchgläsern neuen Wein vermutete, bedeutete er, daß auch ihm damit gedient wäre. Zugleich wies er mit dem Finger nach den auf dem Buffet ausgestellten Würstchen hin — im Nu hatte er auch sein Paar Würstchen vor sich nebst einem Semmelbrötchen; erstere aß er mit Haut und Haar — wollte sagen Bindschnürchen —, letzteres bis auf den Brosamen auf und fand alles trefflich gut. Allein der „Neue" — wie seltsam stark und feurig mutete ihn dieser „Neue"

an, so daß er sich nicht enthalten konnte, beim ersten kräftigen Schluck eine ergötzliche Grimasse zu schneiden, worüber einige der übrigen Gäste in ein heiteres Lachen ausbrachen und ihm zugleich durch Zuschieben der Wasserflasche bedeuteten, daß er sich das Getränke, gleich ihnen nach Belieben verdünnen könne. Er zögerte dann auch nicht, den Rat zu befolgen und fand nun den „Welschen“ sehr angenehm. Und er dachte: Schau, schau, wie unsere Wirte zu Hause arge Schelme sind! Lassen sich den starken Wein aus dem Welschland kommen, können mehr denn die Hälfte Wasser d'rein schütten und dennoch denselben um ein Heidengeld verkaufen — ja ja, die haben auf diese Weise gut reich werden. Allein ein Narr, der ihnen das gefälschte Zeug wegsäuft! — Er bestellte sich ein zweites Glas; es ward ihm dabei so wohlig und entschlossen zu Mute. Zugleich aber hörte man aus der Ferne einen lauten schrillen Pfiff erschallen; Hansjoggi war nun als Reisender schon kein Neuling mehr; er wußte, daß das, was er vernahm, die Ankunft der „Eisenbahn“ zu bedeuten hatte; daher die hohe Zeit, aufzubrechen. Zwar hatte er große Lust, zuvor noch mit dem Schenkmädchen, das ihm bei Abnahme des Fünflivres blos vier Fränklein auf den Tisch herauszählte, also als Zeche für die beiden winzigen Würstlein 2c. einen vollen Franken zurückbehalten, einen wohlberechtigten Streit anzufangen. Dieweil aber die Bleiche ebensowenig deutsch als er welsch verstand, mußte das Vorhaben nach einem ersten fruchtlosen Versuche aufgegeben werden. Zudem war der Bahnzug bereits vorgefahren — Hansjoggi, spute Dich, lauf, lauf! Und kaum war er eingestiegen,

als der Zug sich auch wirklich schon wieder in Bewegung setzte, paff, raff!

Das war aber auch ein Wagen, den unser Hansjoggi bestiegen, so ganz verschieden von denjenigen, in welchen er heute Morgen gesessen: Stühle mit hohen Rücklehnen, die zudem noch mit grauem Guttuch ausgeschlagen waren. Und als er sich in einen solchen niederließ, da hätte er bald einen lauten Schreckensruf ausgestoßen, so tief versank er in das Polster, daß ihn däuchte, er müsse „unten ausfallen". Schließlich aber — wie wohl saß sich's drin, wie weich, so ganz anders als zu Hause auf der harten, eichenen Tischbank. Und schon freute er sich, so diffig gewesen zu sein, sich diesen Wagen auszuwählen, als der „Eisenbahnknecht" eintrat und ihn auf welsch anredete. Hansjoggi, mit dem Bahnwesen schon ziemlich vertraut, zog flink sein „Kärtchen" aus der Westentasche hervor und sprach mit überlegenem Lächeln: „Das wird denk wohl länge, he?" Allein es „langte" nicht, vielmehr sollte der Inhaber desselben, weil zweite Klasse fahrend, ein Nachgeld zahlen, volle zwanzig Rappen. Er begriff sehr schwer. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als auch dieses Sündengeld herauszuzählen, befand er sich doch nun einmal in der Gewalt dieser Eisenbahntyrannen, hoffentlich das letzte mal. Nun aber, da er den Platz sich so teuer erkauft hatte, gedachte er ihn auch ordentlich auszunützen, nämlich es sich darauf so bequem als möglich zu machen. Erst streckte er die langen Beine, an deren Extremitäten schwere, benagelte und stark gefettete Pechschuhe hafteten, lang aus und zwar in das Kleid des gegenüber sitzenden

„Fräule's" hinein, so daß dieses erschrocken auffuhr und auf den Attentäter einen furchtbaren Zornesblick schleudernd, sich in eine andere Bank flüchtete; sodann lehnte Hansjoggi, die Déroute der Dame nicht beachtend, sich nun auch noch so tief als möglich in die weiche Lehne zurück, so daß die Spitze des auf seinen Rücken geschnallten roten Regenschirms, seinen Kopf um Halbeellenlänge überragend, direkt gegen den Zenith, d. i. die an der Decke befestigte Wagenlaterne, zeigte. Hierauf erinnerte sich Hansjoggi der Tabakspfeife, die er bei seiner Abreise von Hause vorsorglich zu sich gesteckt; er zog sie herfür und stopfte sie; und steckte sie in Brand und zwar mittelst eines Zündhölzchens, dessen brennenden Rest er achtlos weit von sich und auf die Schleppe einer Dame warf, so daß auch diese empört aufjuckte und dem Frevler einen Zornesblick zuschleuderte, der imstande gewesen wäre, „ein Roß zu töten", an unserm Hansjoggi jedoch wirkungslos abblitzte. Ihm war ja, auf dieser Reise zum erstenmale, so recht wohlig zu Mute; er sog so eifrig und wohllüstig an seiner Tabakspfeife, daß der Qualm derselben, verbunden mit einem höchst seltsamen Aroma, in wenigen Minuten nicht nur den Schmaucher selbst umhüllte, sondern sich auch über das ganze Wageninnere verbreitete. Ein beinahe gleichzeitiges Niederschletzen der Fenster erfolgte, ein Hüsteln und Husten, ein allseitiges zürnendes Gemurmel und Gezeter aus schönem und unschönem Munde. Während Hansjoggi mit über die Bauchgegend gefalteten Händen und halbgeschlossenen Augen dasaß und behaglich fortschmauchte, nicht ahnend des Sturmes, den er in den Gemütern

seiner Mitreisenden anrichtete; bis die Stimme eines Herrn, der sich dicht vor ihn hingepflanzt, ihn mit zürnender Stimme anrief: „Comment, Monsieur, vous ne savez, pas, qu'il est défendu de fumer dans cet intérieur?"

„Nei, Herrli", antwortete der also Angeredete gelassen, „i bi kei Inschenör, bi nume ne Buurema, das setted 'r öppe gseh!"

„Cessez de fumer!" gebot nun der Herr, auf Hansjoggi's qualmende Tabakspfeife deutend.

„Jo, d'r heit Recht, 's raukt äxelänt d'rus, 's isch scho mym Aetti sälig sy Pfyfe gsi. Und d'r Tubak isch ächte Störzli, 's Pfund für drei Batze. Chönnt wol au nes paar Züg d'rus thue, wenn's Ech gar so g'luschtet" fügte er gutmütig und die Pfeifenspitze mit dem Handinnern abtrocknend, hinzu.

„Imbécile!" knirschte der Herr und rief mit gebieterischer Handbewegung: „Nix rauk', sag ick, arrêtez!"

„Aha, d'r weit also nume suscht schmöcke? Au das chönnet d'r jo, hocket nume da nebehy, ich will Ech die Freud' scho mache!" — Und nun begannen neue furchtbare Rauchwolken seinem Munde zu entqualmen, so daß der Herr entsetzt zurückprallte, ein anderer das Zugspersonal alarmierte, indessen der übrige Teil der Gesellschaft einer Dame zu Hülfe eilte, die ohnmächtig, erstickend zusammengesunken. In diesem kritischen Momente ließ sich jedoch die Dampfpfeife vernehmen, die Bremse knarrte und durch die aufgerissene Waggonthüre wurde das Einlaufen des Zuges in die Station Biel verkündet: So blieb denn den Herrschaften keine Zeit mehr, sich

beim Kondukteur, der übrigens nicht zum Stehen zu bringen war, ihre gerechten Klagen anzubringen, sondern mußten sich damit begnügen, beim Verlassen des Wagens dem „Rustique“ ihre konzentrischen, zornvollen Blicke zuzuwerfen, die Hansjoggi mit einem gutmütigen „Adies wohl!“ beantwortete.

Nach wenigen Minuten befand er sich alleine in dem Wagen, doch hatte er eingedenk seines heute erfahrenen Mißgeschickes steif und fest beschlossen, den richtigen Bahnzug um keinen Preis mehr zu verlassen, bis daß derselbe ihn an seinen Bestimmungsort· nämlich die Ausstellungsstadt, allwo er seine Anverwandten wieder zu treffen hoffte, geführt haben werde. Fortan wollte er bei seinem Reiseunternehmen „diffig“ vorgehen und sich von den vielen „Eisenbahnern“, die es offenbar auf ihn abgesehen hatten, nicht mehr täuschen lassen. Er sann auch bereits darüber nach, auf welche Weise er, dem fürwitzigen Schwager gegenüber, sein heutiges Versehen bemänteln und welcher Ausrede er zu seiner Entschuldigung sich bedienen wollte. Ich hab's, dachte er. Ich werde vorgeben, den Abstecher nur so als Jux unternommen zu haben, einesteils, um ihnen, den Anverwandten, einen gelinden Schrecken einzujagen, andernteils aber, um ihnen zu beweisen, daß ich mich in der weiten Welt ebensogut zurechtzufinden uud kühn zu bewegen verstehe, wie manch' einer, der eine große Gescheitheit voraus zu haben vermeint — der Herr Statthalter Hansi wird sich den Trumpf schon merken!

Dabei lachte Hansjoggi so diffig nnd pfiffig in sich hinein und stopfte seine Maserpfeife von neuem.

VI.

Wäre Hansjoggi weniger in seine selbstgefälligen Betrachtungen vertieft und geneigt gewesen, auch nur einen flüchtigen Blick durch das Waggonfenster zu werfen, so hätte er sehen können, wie eine ältliche hagere und bäuerisch gekleidete Frau vom Perron des Bahnhofes aus all' die Aus- und Einsteigenden sehr aufmerksam musterte und sodann ängstlich forschenden Blickes die Räume des Bahnhofsgebäudes durchirrte, da und dort fragend, ob man nicht den Mann mit dem roten Regenschirm gesehen, überall laut und mit Thränen in den Augen nach ihrem Hansjoggi fragend . . .

Hansjoggi, träge in seiner Waggonecke verharrend, hatte indessen wieder Reisegesellschaft gefunden, Herren und Damen, die den Bauer verwundert anschauten. Einer der Herren, ein bebrillter und beschnauzter, bedeutete ihm auch sogleich: „Hie wird nit g'rauckt, daß dr's wüsset!"

„So?" versetzte Hansjoggi treuherzig, „heit 'r öppe füürg'fährligi Sache bin-Ech?"

„Selb nit grad. Aber all' Lüt, bsunders die Fraue, chönne dä Gstank nit lyde. Zuedem isch's jo verbote, — dort chönnt dr's lesen am Täfeli!"

Lesen am Täfelchen — ja, wer das konnte! Doch fand die mündliche Warnung des Herrn gleich auch ihre mündliche Bestätigung durch den eintretenden Kondukteur, welcher noch hinzufügte: „Wenn dr absolut rauke wend, so göhnd i dä Wage vordra, dritti Klasse, wo dr wahrschynli au hig'höret. Chömet mit!"

„Jo jo, i goh gern zue andere Nase!“ erwiderte Hansjoggi erzürnt und der Einladung Folge leistend. Der Wagen, welchen er mit dem soeben verlassenen vertauschte, war mit Bauernvolk angefüllt, das sich laut und sehr fröhlich unterhielt und der Lust zum Tabakrauchen durchaus keinen Zwang auferlegte. Hansjoggi war der Veränderung gleich ordentlich froh, sowie auch darüber, daß sich der Zug endlich in Bewegung setzte. Denn er begann sich mehr und mehr nach seiner Frau und Verwandtschaft zu sehnen, die sich auch ihrerseits über sein Ausbleiben nicht wenig beunruhigt haben werden und seiner Ankunft gewiß höchst ungeduldig entgegen sehen. Wird das ein Wiedersehen geben, ein lustiges, lächerliches hahaha! Er lachte überlaut, so daß ihn seine Nachbaren verwundert anschauten.

„Alle Billets vorweisen!“ erscholl es wiederum. Doch als die Reihe des Vorweisens an unsern Hansjoggi kam, erklärte er: „Ha 's ja scho abgäh müeße, wo mr vo Sungsebung hergfahre sy — dr möget Ech doch gwüß no bsinne? Oder syt dr öppe nit dr glych?“ [1])

Es war leider ein anderer, schwarzbärtiger. Und wäre es auch der nämliche Kondukteur gewesen, es würde unserm Reisenden wenig gefrommt haben, denn der Mann der Eisenbahnen erklärte kurz und trocken, daß ein in Sonceboz gelöstes Billet à 60 Rappen blos für die Strecke nach Biel Geltung gehabt haben könnte und daß zur Weiterreise unbedingt ein neues beschafft werden müsse. —

---

[1]) der nämliche.

„Wo weii dr denn eigetlig hireise?“ frug er.

„Die dummi Frag — a d' Ausstellig wott i!“ lautete die in verdrossenem und ziemlich gereiztem Tone erteilte Antwort.

„A d' Usstellig z' Neueburg? Da fahret 'r halt dr lätz Weg, guete Fründ; dä Zug fahrt go Bern — —“

„Wa—s? Go Bern? Hansjoggi sperrte Mund und Augen und Nase weit auf.

Gen Bern — nein, das war zu viel. Unser Bauer von und ab Lochhausen geriet ob der Botschaft in eine tiefe Konsternation, die sich jedoch in kürzester Frist in eine wahre Wut verwandelte. Denn nun ward ihm, dem ohnehin sehr Mißtrauischen, auf einmal völlig klar, daß die gesamte Sippschaft der Eisenbahnfuhrleute und -Knechte es darauf abgesehen hatten, ihn zu äffen und seinen Reiseplan auf freche, übermütige Weise zu durchkreuzen; stand es doch außer allem Zweifel, daß der Bahnzug, nach aufwärts, ins Welschland hinein bestimmt und nachdem man sich überzeugt hatte, daß er, der Lochhauser Bauer, darin Platz genommen, nun plötzlich die Richtung verändert, blos um ihn zu foppen und zu ärgern und sich dann weidlich darüber zu belustigen. Man brauchte ja nur zu sehen, wie just dieser Kerl in der blauen Kutte und mit dem „Zangli“ in der Hand sein boshaftes Lächeln so schlecht zu unterdrücken vermochte und so schadenfroh grinste.

„Luuswaar sit dr, donners verfluecht Plogihünd und B'schißkerlisse!“ schrie Hansjoggi und geberdete sich wie außer sich.

„Mano, nehmt Ech in Acht, was dr do redet!“ klang es warnend.

„Ig mi in Acht näh? Nei, nehmet dir Ech in Acht, aß Ech nit vrchlage bim G'richt und 'r nit gstroft werdet uf's Bluet, dir Tagdiebepack, dir Spitzbuebe!“

Es wäre für die Zuschauer schwer zu bestimmen gewesen, welcher der beiden Männer den andern zuerst beim Kragen gepackt, und die Annahme blieb nicht ausgeschlossen, daß die Offensive von beiden streitenden Parteien gleichzeitig ergriffen worden. Desto leichter dagegen war die Thatsache zu konstatieren, daß die handgemein gewordenen Mächte, nämlich der Hansjoggi und der Schaffner, sich auf die gewaltthätigste Weise stießen und zerrten und gegenseitig mit Faustschlägen auf das freigebigste traktierten, so zwar, daß der zartere Theil der Reisegesellschaft es für geraten fand, sich in den dem Kriegsschauplatze möglichst fern gelegenen Raum des Waggons zurückzuziehen und laut zu kreischen, während die Männerwelt, an der Keilerei offenbar Gefallen findend, laute ermunternde Hetzrufe ausstieß und einige davon sich kaum enthalten konnten, sich daran aus lauter Kampfslust ebenfalls thätlich zu betheiligen, für und wider. Gut, daß in diesem Momente der Bahnzug just Halt machte — bei welcher Station? Blos die Eingeweihten konnten es wissen, denn jeglicher Aufruf war unterblieben. Desto wütender schrie der in den Krallen unseres wütend gewordenen Hansjoggi sich befindliche Kondukteur nach dem Landjäger: „Isch denn kei Landjeger do?“

„Jo jo, der Landjeger, für dä Spitzbueb, dä Schelm

do z' packen! schrie seinerseits der Bauer von Lochhausen, ebenfalls aus Mund und Nase blutend.

Und der Diener der hl. Hermandad trat wirklich ein und machte ihn zum Arrestanten, nämlich unsern Hansjoggi, den schon der Umstand als strafwürdig erscheinen lassen mußte, daß er in der Hitze des Kampfes mit der Spitze seines auf den Rücken geschnallten riesigen Regenschirms zwei Waggonfensterscheiben grausam zu Schanden gebohrt hatte.

* * *

Eine Eisenbahnfahrt längs des Bieler Sees, zumal zur frohen sonnigen Herbstzeit, ist wohl mehr denn irgend eine andere geeignet, das Auge des aufmerksamen Reisenden des andauerndsten zu fesseln und zu entzücken. Mit Lust hängt der Blick an dem durch die Bahnlinie durchschnittenen und in den See auslaufenden grünen Rebgelände, voller Verlangen an den aus dem Blätterwerk neckisch hervorguckenden gereiften oder der Reife entgegen gehenden schwellenden Weintrauben; oder er schweift auf den See hinaus, den glänzenden, in der Sonne sich spiegelnden, in schimmerndes Gazekleid gehüllten, schweift hinüber auf die jenseitige, in sanften Konturen sich erhebende, langgestreckte Hügelreihe, aus dessen Waldesgrün schmucke Dörfer und weiße Landhäuser malerisch herausschauen, schweift darüber hinweg zu dem Kranz der in den blauen Himmelsäther emporragenden Gletscherfirnen. Das Auge auf den See zurückgewendet, erblickt man das vielfach besungene herrliche Eiland, die St. Petersinsel genannt; sie hat ihre Reize mit einem

Kranze üppigen Waldesgrün kokett verhüllt und scheint zu schlummern. Vom Südwestende des Sees her winkt der graue Erlacher Schloßturm, der unvergleichliche Jolimont . . .

Einer war es, der diese Gegend mit dem Frühzuge bereisend, für all' die sich darbietenden Naturschönheiten kein Auge hatte. Er saß in einer Wagenecke gekauert, unbeweglich und starr, mit geschlossenen Augen und hängender Unterlippe; auch seine ganze übrige Miene zeigte einen Ausdruck, aus welchem man hätte schließen können, der Inhaber derselben habe soeben einen vollen Becher Wermut bis auf die Hefe ausgekostet. Rings um ihn her wurde munter geschwatzt, gescherzt und gelacht — er allein so trostlos und verschlossen. Der Schaffner meldete nach einander die Stationen Ligerz und Twann — er hätte ebenso gut Jaffa und Jerusalem ausrufen können, der Mann in der Wagenecke würde kaum aufgeblickt haben. Und doch ließ die an seiner Seite sitzende ältliche Bauernfrau es nicht an eindringenden Worten fehlen, um sein Gemüt in eine freundlichere Stimmung zu versetzen..

„Lueg, Hansjoggi", sprach sie, „Du muesch das nit so hert uffasse. Was Dir passiert isch, isch viellicht scho mängem passiert, sogar e Lüte, wo meine, sie syge no viel gschyder as Du und ig. Deheim brucht's jo niemed z' vernäh und wird's au niemed vernäh, wüßt nit uf weli Art und Wys das sett chönnen uscho. Und wege'm Geld — los, Hansjoggi, mänge Ma, nit halb so rych as Du, goht go spiele oder cheigle, a d' singet und a d' schießet und verspielt und verthuet drümol meh Johr uus

und y — jo was säg i — zähmol me i eim Chlapf, as Dir vo dene Amtslüten abgnoh worden isch, für d' Bueß."

„Schelme sy's, Halungge sy's!" brauste der Mann, in welchem der geneigte Leser unschwer unsern Lochhauser Bauer erkannt haben wird, unwillig auf. „Jowolle, däwäg mit eim z' verfahre, wie mit eme Schelm oder Ybrecher!"

„Mahsch recht ha, Hansjoggi, völlig recht, i gib es zu", suchte Frau Lene zu begütigen. „Aber am End, was macht das us? Dr Vrdruß isch überstande —"

„Und die Nacht im Loch!" [1]) warf er grimmig ein.

„Au selb isch jo vrby und wei's vrgesse. Und thuei mr deheim nes feißes Chalb oder nes Päärli jungi Säuli vrchaufe, isch au der ganz Schade mehr as g'heilet, gspüre nüt meh drvo. Oder wenn's sy mueß, will jo ig ellei dr ganz Schaden ybringe, will husen und sparen, as d'Schwarte chrache, nes ganzes Halbjohr lang keis Gaffee meh mache — nume hör mr jetz uf, Hansjoggi, so kuuzig [2]) und usöd [3]) dry z'luege, aß me die vrdli möcht förchte."

Allein Hansjoggi war noch keineswegs völlig begütigt. — „Scho dr zwöit Tag vo Huus!" grunzte er, „reisen i dr Welt ume, wie liederligs Huderepack!"

„Und die Mannen und Wyber, wo wallfahrte gange, go Eisele und i's Elsiß abe, ganzi vier, feuf Tag lang? Lüt, wo's lang nit so guet vrmöge wie mir?"

---

[1]) Arrest.

[2]) eulenhaft.

[3]) unwirsch.

„Isch liederlig g'nue!"

„Möcht nes nit säge! — — Aber au g'setzt dr Fall, mr bliebe ne Tag länger vo Hnus, as mr g'rechnet hei, dä Tag, au die T ä g loht sie wieder guet ybringe, bruche nume ne Wuche lang e chli sterker z'werche — — d'rum loh das Stuunen und Muugge! Schäm di, Hansjoggi, so dr Chopf lo z'henke, wenn me ne Lustreis' macht!"

„Jo, ne schöni Lustreis' das, wenn ein d'Landjeger abfasse, vor e President schleipfen und ein gar no i's — —"

„Schwyg, Hansjoggi, ma nüt meh vo de Gschicht g'chöre. Und lueg's au Du z'vergesse, i bitte di! Denk a eusers Meitschi, won di so freudig erwartet. Thue's dym Chind z'lieb und bisch au fründli und ordli. Oder hesch öppe dys Chind nit gern? Und nit au Freud, für's wieder z'gseh?"

„Hm, hm! Fryli jo, g'säch ig's gern — deheim, deheim!" brummte er.

„Neuveville, Neuestadt!" meldete der Schaffner, die Wagenthüre aufschlagend. Und Hansjoggi meinte: „Guet, aß mr einisch am Ort sy!" Damit griff er nach seinem Knotenstock, erhob sich und schickte sich an, aus dem Wagen zu steigen.

„Nu, wo wotsch[1]) denn hy?" frug Frau Lene, ihn beim Rockschoß zurückhaltend.

„Won i hy well? A d'Austellig göih mr jo, a eui herrligi Ausstellig!" entgegnete er höhnisch.

---

[1]) willst.

„Die isch aber nit z' Neuestadt, die isch z' Neueburg, no ne Plätz wyter inn", belehrte ihn Frau Lene. —

VII.

Vor dem Bahnhofgebäude zu Landeron, im Vordergrund einer aus teils Reiselustigen, teils Gaffenden bestehenden Menschengruppe stand eine bäuerisch gekleidete, ältliche Frau, an ihrer Seite links und rechts befanden sich zwei Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, welche unverwandten Auges dem daher brausenden Bahnzuge entgegen blickten. — „Chöme sie ächt, oder chöme sie nit?" frugen sie sich.

Der Zug begann allgemach anzuhalten.

„Dört", rief das eine der Mädchen freudig erregt, dört luegt mi Muetter zum Fensterle us, gottlob! Und au dr Aetti isch drby, i gseh dr rot Parisol, könne dr Wullhuet! O i bi froh, so froh!"

Das Mädchen, das hurtig nach dem Wagen hineilte zum Willkomm seines Aetti's, es war Lenchen aus Lochhausen. Und als es jenen herzlich begrüßt hatte, sagte Mutter Lene freudig-stolzen Blickes: „Gel, Hansjoggi, wie das Meitschi g'wachsen und hübsch worden isch?"

„Hm, hm! Jo jo! G'wachse, viel g'wachse, 's isch wohr!" konnte er nicht umhin zu erwidern. Die Eiskruste, die sein Herz umschlossen gehalten, begann beim Anblicke seiner aufblühenden jungen Tochter zusehends aufzutauen, und als diese mit ihrem weichen Patsch-

händchen seine rauhe Rechte streichelte und mit den glanzvollen braunen Augen so freudig-zärtlich zu ihm aufschaute, da sagte er mit einem vergnügten Lächeln, das sich auf seinem runzeligen Gesichte gar seltsam ausnahm: „Bisch lieb, Meitschi, bisch lieb!“

Der Bahnzug war fort gedampft. Und die Gotte-Base seufzte: „J ha d' Hoffnig gha, au my Ma chömm z'rugg, werd usstyge.“

Sie sah so besorgt und betrübt aus, und Hansjoggi und Hansjoggin frugen zugleich; „Dr Hansi — wo isch denn dr Hansi?“

Und sie bekamen die Mitteilung, daß, als Frau Lene des Abends zuvor nach Biel zurückgereist sei, um ihren Mann aufzusuchen und nicht wieder eingetroffen, Hans, dadurch beunruhigt, diesen Morgen und zwar mit dem Frühzuge, ebenfalls auf die Entdeckungsreise ausgezogen, nach Biel zurück. Die beiden Bahnzüge mußten sich irgendwo gekreuzt haben.

Das war verdrießlich. Hansjoggi ließ wiederum die Unterlippe hängen. Frau Lene jedoch tröstete: „Wei doch für e Hans kei Chummer ha, dä wird d'Sach, wie's gangen isch, scho vrnäh und hurti umchehren und noche cho. Au chönnt 'm jo federaliere — oder wie heißt me das Dingeläri, wo men eim Bricht mache cha, em Dröhtli noh?“

„Telegraphiere! Aber wer und wohi?“

„Ebe jh, das chann i au nit säge, vrstoh mi nüt uf das Fingerle — — Aber wie gseit, für e Hansi, Eue Vater, wei mr doch kei Chummer ha, dä finnt si scho us,

zellet d'ruf! — — Mir aber wei jetz i's Stedtli goh, zue eusene Meitschene ihre Lüt. Lueg, Hansjoggi, die Rebe beedsytig a dr Stroß, Rebe nidsig und obsig, Rebe dr Berg uf, schier so wyt as g'sehsch! Und die Trübel dra, wo me drvo Wy macht, dä herrlig guet!"

„O jo, die herrlig guete Trübel!" lobten die Mädchen, „mr hei alltag zum Dessert."

Hansjoggi gelüstete es, sich einen Hut voll von den gepriesenen Früchten zu pflücken. Doch Lenchen wehrte: „Nit nit, Aetti, me wird büeßt!" Um ihm den Weg zu kürzen, begann es dem Aetti zu erklären: „Das do, die vrstreute Hüser, das isch 's Faubourg — Du weisch doch, was 's Faubourg isch? Me seit 'm uf Dütsch — nu wie seit mr 'm au, Marguerite? Nu, afäng, Faubourg isch Faubourg. Und dört isch d'Stadt, was me do **la** ville heißt — mr chöme gly drzue. Das do isch d'Stroß, wo uf Neuchâtel goht; das ist der Cerf. Do, i dem Magasin isch au nes dütsches Meitli, won i guet kenne. Do inn wohnt dr Landjeger, ne junge, g'schnauzige. Do chunnt jetz d'Chile — gel, wie groß und gstadlig? Jä do sy sie no recht fromm, die Lüt, cha dr's säge! D'ruebe nes Wirtshuus. Und de wieder nes Wirtshuus; und do 's Schuelhuus, wo me drunter dure göih; und wieder nes Wirtshuus — denn sie sü nume gar fromm, die Landerer, sie thüei au gern trinke, wie meh wie lieber. Jetz bi dem Thor foht d'Stadt a, und zueglych gseht men au änen use. d'Allee, demitts dure — gel, Aetti, da 'sch chummlig schön? Do isch 's Nemours, 's Hautwirtschaftshuus; und do — paß jetz uf, Aetti, do i dem Huus sy ig und 's Marguerite. Denk, i cha scho

ganz guet mit euse Lüte zelle[1]) — — Aber dr Huet muesch denn abzieh, Aetti, wenn mr ine chöme, da 'sch dr Bruuch bi de Weltsche; und darfsch i dr Stube nit a Bode speue[2]), für das hei sie eigene Druckli i den Eggen inne; und au nit i d'Finger schnüze, me lachet drob und seit nen Allemands und Têtes carrées. — — So, lüt a, Marguerite — ah, do chunnt jo d'Madame scho — bonjour, Madame, voici mon papa!"

Nun ging es an ein Bewillkommnen und Parlieren, Hansjoggi verstand von dem an ihn gerichteten Redeschwall kaum ein Wort. Desto besser jedoch wußte er, einmal in die Stube und zu Tische geführt, sich mit dem dargebotenen Rotwein, den Wurstschnittchen und Butterbrötchen zu verständigen. Diese Madame, dachte er, hat nicht nur einen guten und unermüdlichen welschen Schnabel, sondern auch der guten Eß- und Trinksachen die Menge, für sich und andere Leute. Kein Wunder daher, daß auch das Lenchen bereits ein glattes Schnäbelchen und fräulemäßiges Aussehen bekommen — wird ihm, einmal wieder zu Hause, an der heißen Sonne, an Hacke, Rechen und Heugabel, schon wieder vergehen.

Der Rotwein war ausnehmend gut und die Hauptsache, er kostete nichts. Freilich, wenn Hansjoggi an die Summe, die ungeheure Summe dachte, die er für seines Mädchens Unterhalt auszulegen hatte — da konnte diese welsche Madame bei einem einmaligen Besuche der Alten schon ein weniges draufgehen lassen. Und sie sollte ihr

---

[1]) sprechen.

[2]) spucken.

nicht geschenkt bleiben, die gute Aufwartung; und mochten sich die Weibsleute auch damit begnügen, nachdem sie bloß ein wenig die Sachen berochen, in der tiefen Fensternische, in welche sie sich zurückgezogen, drauf los zu plaudern, deutsch und welsch unter einander, daß man mit keinem Hämmerlein hätte dazwischen kommen können; er selbst, unser Papa Hansjoggi, blieb bei Tische tapfer sitzen und unterhielt sich nicht weniger gut mit Wein und Leckereien. Und als ihn, bei dem etwas hastigen Genusse eines unenthäuteten Wurstzipfelchens ein Kitzel im Halse anwandelte, ein kaum unterdrückbarer Husten, verbunden mit der sich aufdrängenden Notwendigkeit des Ausspuckens, und er sich vergeblich nach dem „Druckli" umgesehen, von welchem Lenchen gesprochen — doch ja, dort in der zweiten tiefen Fensternische stand ein winziges Ecktischchen — andere hätten es eine Nähmaschine genannt — aus welchem ein ebenso winziges „Zieh-Schublädlein" herausschaute — Nein, da es den eifrig plauschenden Weibsleuten unvermerkt blieb, welch' unreinlichen Mißbrauch der Mann mit dem Schublädlein trieb, so sollen auch unsere verehrlichen Leser mit der nähern Beschreibung desselben verschont bleiben — —

Indessen rückte der Zeiger der Wanduhr immer höher gen Mittag hinauf und die Marguerite, Vetter Götti's hoffnungsvolles Töchterlein, machte darauf aufmerksam, daß die Zeit nahe war, da der von Osten kommende Bahnzug anrücken werde, worauf auch ihre Mutter, die den ganzen Morgen über ohnehin große Unruhe verriet, zum Aufbruch mahnte zum Empfange ihres Gatten oder

doch wenigstens einer Nachricht über das Verweilen desselben.

Auf, nach dem Bahnhofe hin! Alle gingen, Hansjoggi allein that nicht den Wank. Der Schwager Hansi war ihm sonst schon recht; doch daß dieser ihn zu dem abenteuerlichen Welschlandzuge verleitet, so gänzlich hatte er es ihm noch nicht verzeihen können. Er schenkte sich ein frisches Glas Rotwein ein und trank es schier auf einen Zug aus. Worauf es ihm auf einmal recht spaßhaft vorkommen wollte, daß der Schwager zu seiner, des Hansjoggi's Suche in der Welt herumfahre, während er selbst wohlgeborgen weit drinnen im Welschland saß, an wohlbesetztem Tische. Hahaha!" lachte er überlaut, „mag em's scho gönne, het's a mir vrdient, 's Schönste wär no, wenn au er en Oben[1]) i's Loch chäm!" — Und er lachte abermals kurz auf, um dann, von der Stille des Gemaches überwältigt, in sanften, weinseligen Schlummer zu verfallen, aus dem er jedoch gar bald nnd zwar durch die Ankunft des Vetter-Götti, den man gleichsam im Triumphe hereinbrachte, aufgeweckt werden sollte.

Der Wein, der bereits genossene und des fernern zu genießende Wein — Hansjoggi kam aus dem Taumel schon nicht mehr heraus. Und als die Gesellschaft, bestehend aus den beiden anverwandten Ehepaaren nebst Kindern, nach dem Mittagstische aufbrach, um ihre durch liebsame und unliebsame Zwischenfälle unterbrochene Ausstellungsreise zu Ende zu führen und man im Bahnzuge bequem Platz genommen, da konnten Gressier, Corneau

---

[1]) Abend.

und St. Blaise an den Blicken der auf den Flügeln des Dampfrosses dahineilenden Vergnügungsreisenden vorüberziehen; für Hansjoggi ging die Aus- und Ansicht völlig verloren, denn in seiner Bankecke schnarchte er, als wäre er seit Wochen allen Schlummers verlustig gegangen und als ob es gälte, das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Und man ließ ihn ungestört schlafen. Doch als an den Felskämmen, Bäumen, Gebüschen und Häusern der Bahnlinie entlang Wimpeln und Flaggen und sonstige künstliche Zierrat die Nähe der Feststadt anzuzeigen begannen, konnte die Mutter Lene nicht umhin, ihren laut schnarchenden Gatten mit etlichen kräftigen Ellbogenstößen zu bearbeiten, bis er, die Augen verwundert aufschließend, traumhaft lallte: „Nu, was isch denn los? Wat weit[1]) dr mit mr?"

Höher und höher stieg der Bahnzug, um schließlich in den oberhalb der Stadt gelegenen Bahnhof einzulaufen. Endlich also war das Reiseziel erreicht, und galt es nur noch, die große landwirtschaftliche Ausstellung selbst, deretwillen man ja größtenteils hergekommen, aufzusuchen. Das war keine schwere Sache, man brauchte ja nur dem Strom der Wanderer, die ebenfalls der Bahn entstiegen waren zu folgen, Straß' ab, Straß' ein, nach dem Seegestade hin wie solches soeben vom freundlichen, deutschsprechenden Dienstmann angedeutet worden. Unterwegs gab es freilich so mancherlei zu sehen und anzustaunen, turmhohe Häuser, deren Fronten mit allerhand buntem Festschmuck versehen waren, Fest-

[1]) wollt.

bögen, reichbekränzte, mit Inschriften und Insignien versehene; Kaufläden links und rechts, in deren Schaufenstern die allerköstlichsten und zugleich allerseltensten Waren ausgestellt waren und von welchen das Auge des ländlichen Beschauers sich kaum zu trennen vermochte. Besonders unsere beiden jungen Mädchen, nämlich Lenchen und Gretchen, ließen ein bewunderndes und verlangendes „Aber nei,“ um das andere hören und riefen ihre Mütter herbei, damit auch sie die Dinge mit ansehen sollten. Bei einer Konfiserie waren die jungen Leckermäuler schon gar nicht mehr wegzubringen, die Mütter mußten wohl oder übel mit ihnen eintreten und ihre Börsen ziehen. Als sie jedoch, aus dem Laden tretend, sich nach ihren Vätern, resp. Gatten umsahen — wohl stand der Vetter-Götti immer noch festgebannt vor dem Magazin nebenan, in gebückter Stellung und mit großer Aufmerksamkeit die ausgestellten Messerschmiedwaren und Gartenwerkzeuge betrachtend. Hansjoggi aber — wohin war denn Vater Hansjoggi gekommen? Er war mit keinem Blicke mehr zu ersehen, man konnte sich sein plötzliches Verschwinden gar nicht erklären.

VIII.

Und doch hatte sich dies alles so einfach und natürlich zugetragen: den vielen genossenen Wein im Kopf und immer noch ein bischen schlafbefangen, war Hansjoggi, den seitens seiner Anverwandten gemachten Halt

nicht beachtend, gemütlich und nicht ohne etwelche körperliche Schwankungen aufenthaltlos vorwärts, d. i. straßab getrottelt, mitten in der Gesellschaft Unbekannter, denen er und seine Leute sich angeschlossen hatten. Und nicht eher wachte er von seiner Achtlosigkeit auf, bis er auf einem großen freien Platze, auf welchem die Straße ausmündete, angekommen und mit der Nase sozusagen auf einen quer vorüberfahrenden Möbelwagen stieß und ihn der abweisende Peitschenstock des Fuhrmanns ziemlich unsanft berührte. Nun that er, wie den Mund zu einem derben Scheltwort, so auch die Augen erstaunt weit auf: schien es nicht, als ob die halbe Menschheit es verabredet gehabt hätte, sich auf diesem Platze einzufinden mit Wagen, zu Roß und zu Fuß, so sehr rannte alles durcheinander in lautem, buntem Gewirr? Nur die einen gewahrte Hansjoggi nicht: den Schwager Hansi, die Weiber, die beiden Mädchen, die erst noch an seiner Seite, in seinem Gefolge sich befunden hatten. Er spähte nach diesen seinen teuren Anverwandten aus nach allen Seiten; dabei wurde er gestoßen und getreten und angeschrieen und gescholten, die Vermißten jedoch wollten nirgends zum Vorschein kommen. Was war da zu thun? Das Ratsamste jedenfalls, schnellstens den Rückweg anzutreten, auf diese Weise muß er notwendig auf die Seinigen stoßen. Fatalerweise aber schlug er die unrichtige Straße ein. Das Gefühl der abermaligen Verlassenheit wirkte ernüchternd, beängstigend auf sein Gemüt; er lief und lief und trof von Schweiß; er lief, bis er an ein rauschendes Flüßchen kam, wo die Häuser merklich dünner standen und damit das Ende der Stadt anzeigten. Hans-

joggi kehrte unverzüglich wieder um, bog bald in diese, bald in jene Gasse ein: unter all den ihm Begegnenden und verwundert Nachschauenden nicht ein einziges bekanntes Gesicht, seine Anverwandten weder zu erblicken noch zu entdecken. Wohl blieb er, vom Laufe ermattet, da und dort stehen und frug, den Schweiß sich mit dem Rockärmel von der Stirne trocknend, diesen oder jenen Begegnenden: „Heit dr ächt dr Schwager Hansi oder my Frau niene[1]) gseh? Dr Hansi het nen elbe Chittel a und ne brune Strouhuet uff, und my Frau het nes schwarzes Chörbli am Arm und hinkt e chly a eim Bei.“ — —

Allein die meisten der also Angeredeten entschuldigten sich mit einer welschen Redensart, andere, die des Deutschen mächtig waren, zuckten die Achseln und meinten lächelnd, solche Leute, wie die beschriebenen, möchten unter der unzählbaren Menge der Festbesucher wohl nicht leicht herauszufinden sein.

Hansjoggi lief und lief und kam auch hinab an den See. Da, wo eines hohen, öden und fast unabsehbaren Hauses entlang eine Reihe junger Alleebäume den zu einer Promenade hergerichteten Strand zierten, ließ sich Hansjoggi, müde wie ein abgehetzter Jagdhund, auf eine Ruhebank nieder und gab sich gar trübseligen, verzweifelten Gedanken hin.

War das, was ihm während den Tagen dieser Vergnügungsreise an Widerwärtigkeiten aller Art zugestoßen, Zufall zu nennen, oder hatte er sie menschlicher Boshaftig-

---

[1]) nirgends.

keit zu danken? Ach, unser Hansjoggi, ohnehin mißtrauischen Gemüts, war nur zu sehr geneigt, den letztern Fall anzunehmen. „Und diese Menschen“, knirschte er, „die mir nun zum wiederholten Male solches angethan, sind nicht etwa wildfremde, vielmehr nennen sie sich meine nächsten lieben Anverwandten. Ja, schöne Anverwandte das, die, während ich diese verfluchten Gassen auf- und abirre und die Kreuz und die Quer laufe, daß mir vor Müdigkeit alle Knochen im Leibe knacken, sich etwa in einem Freß- oder Saufwinkel versteckt halten und sich gütlich thun; und gar noch meiner spotten voll teuflischer Lust. O die Falschen, Grausamen und Niederträchtigen!“ rief er ganz überlaut und die Fäuste ballend aus. „Aber ich will es ihnen eintränken, ich!“

Nach einer Weile fuhr er, etwas ruhiger geworden, in seinem Gedankengange fort: Sollte es möglich sein, daß meine eigene Frau und mein eigen Kind so falsch und lieblos an mir handeln könnten? Nein, das Kind nicht, ganz gewiß nicht! Es müßte ja noch schlimmer natürt sein als eine Katze, die einem mit dem Sammtpfötchen schmeicheln kann, um des folgenden Augenblicks schon einen wund zu kratzen.

Nein, so falsch und boshaft konnte er sich sein Kind nicht denken.

Allein, wie kam es denn, daß auch es, das scharfblickende, feinhörige und leichtfüßige, ihn ebenfalls hatte verlassen oder im Stiche lassen können? Das Kind, das Kind war es, das ihm durch sein rätselhaftes Benehmen das größte Herzeleid bereitete. — —

Der See schickte seine Kinder, die in weißschimmerndes

Schaumkleid gehüllten, hüpfenden und tänzelnden Wellchen bis zum Strand hinauf, bis zu den Füßen unseres höchst melancholisch dasitzenden Lochhausbauers, von wo sie, übermütige Purzelbäume schlagend und neckisch plätschernd, wieder umkehrten und eines nach dem andern davonschwammen in den weiten grünen See hinaus. Hansjoggi hätte ihnen folgen und sich elendiglich ertränken mögen vor lauter Zorn und Herzweh; wenn nur das Wasser nicht so naß, der See nicht so unmenschlich tief und Jemand anwesend gewesen wäre, der es seinen treulosen Anverwandten hätte sagen können, was er ihnen nun zu Leide gethan. — —

Aus der Ferne, von der „Byswindgegend" her ließen sich helle, muntere Musikklänge und laute Paukenschläge vernehmen. Statt jedoch unsern Hansjoggi anzuziehen, widerten ihn diese Kundgebungen menschlicher Fröhlichkeit, die mit seiner eigenen trüben Gemütsstimmung so sehr kontrastierte, nur an und statt sich ihnen zu nähern und nach ihren Ursachen zu forschen, schlug er, nachdem er sich von seiner Ruhebank ächzend aufgerafft, wiederum den Weg durch den stillen Stadtteil ein, von welchem er vor Kurzem gekommen.

Er gab die Hoffnung, die Seinen hier wieder zu treffen, so ziemlich auf und sein einziges Bestreben lag nunmehr darin, so schnell als möglich auf die Eisenbahn zu kommen, um wiederum so schnell als möglich davon zu fahren, nach Hause zurück — werde dann aus den Seinigen was da wolle!

Aber schien es nicht, als ob die neidischen Götter ihm auch diese Genugtuung versagen und ihn immer

wieder von dem ersehnten Ziele abzubringen bestrebt waren?

Freilich hatte er von der geographischen Lage des Bahnhofes durch den stattgefundenen erstmaligen Besuch auch nicht den blassesten Begriff davon getragen und statt sich ihm zu nähern, däuchte ihn, so sehr er auch lief und lief, Gaß aus und ein, nur immer weiter davon abzukommen. Er wandte sich an einen gar ernsthaft aussehenden Herrn, der, ein „Fräule“ am Arm, langsam dahergewandelt kam, und frug: „Das Huus, wo d' Ysebahn deheim isch — wo isch 's ächt z'finde?“

„Pardon,“ erhielt er zu Bescheid, „ik kenn die Dame nicht!“

Wie, der Mann sollte die Eisenbahn nicht kennen, er, der doch, nach dem ihn begleitenden Hunde zu schließen, offenbar in dem Orte wohnhaft war? Hansjoggi kehrte ihm zornig den Rücken und brummte: „O i gseh's wol, die ganzi Welt het abg'redt, für mi z'narre!“

Im Weitergehen däuchte ihn, mitten in der die Gasse abwogenden Menschenmenge den elben Kittel seines Schwagers zu erkennen. Eiligst schlug er einen möglichst schnellen Trab an, der elbe Kittel war auch bald eingeholt, der Inhaber desselben aber, ziemlich unsanft beim Rockärmel erfaßt, zeigte ihm ein wildfremdes, bärtiges Gesicht und frug barsch: „Was b'liebt?“

„O i ha gmeint, es syg dr Hansi“, lautete die kleinlaute Antwort.

Zugleich gewahrte Hansjoggi, daß er sich wider Willen abermals dem Seestrande genähert hatte. Auch war der

Flitter an den Häusern ein weit reicherer, die Menschenmenge in den Straßen und auf den Plätzen eine viel größere, als in irgend einem Stadtteile, den er durchlaufen. Und das Ohr vernahm ein tausendstimmiges Gesumme, vernahm ganz aus der Nähe den Lärm der Marktschreier, ein Gewirr von Musikklängen aller Art, aus allen Ecken und Enden. Und richtig, kaum hatte Hansjoggi einige Schritte um die Straßenecke gethan — ward da, auf dem sich aufthuenden und sonnseits durch den See begrenzten, schier unabsehbaren freien Platze nicht Jahrmarkt abgehalten oder eine große Volkskilbe? Ja, das mußte es sein! Denn wozu sonst die Straßenbuden und lustig sich drehenden Rößlispiele[1]), der ganze große lärmende Tingeltangel, wie Hansjoggi solches zeitlebens noch nie geträumt, geschweige denn gesehen hatte. Dazu die unabsehbare Menge der Gaffer und Pflastertreter, wahre krabbelnde Ameisenhaufen!

Und sah man über dieses Treiben hinweg, so zeigte sich in nicht allzugroßer Ferne eine Stadt von langgestreckten Bretterbuden, überragt von zahllosen im Winde flatternden, buntfarbigen „Fahnen" und „Fähnlein"; auch hohe Triumphbogen, grün bekränzt und ebenfalls bunt „befähnelt", durch welche die Leute ebenso zahllos ein- und ausgingen, waren zu sehen.

War es möglich — nach Hansjoggis Begriffen — daß Christenmenschen so 'was Närrisches ersinnen und erstellen konnten? Welch' ein Haufen Geldes für diese Kilbe, ganz „zu unnutz", darauf verwendet worden sein

---

1) Karroussel.

mochte, den Wert wohl eines ganzen großen Bauerngutes. Da mußten eine ungemein leichtfertige Art Menschen zu Hause sein in diesem Neuenstadt oder Neuenburg — wie hieß das übermütige Nest nur auch? Und kein Wunder, daß die Zeiten immer wie schlechter würden hier auf Erden und allerhand Mißwachs und schädlicher Presten eintreten unter Pflanzen, Vieh und Leuten; ein Wunder, dagegen, daß der Herrgott solcher Fastnacht so lange geduldig zuschauen konnte und mit der Zuchtrute nicht gerade dreinfuhr in den Greuel. Ja, wäre er, der Hansjoggi, mit des Herrgotts Macht ausgerüstet, er thät's!

Er thäte noch mehr, nämlich dem nichtsnutzigen Herrenvolk und Geschlemp das überschüssige Geld „perforsch" wegnehmen und es unter das geplagte Bauernvolk austeilen — sich selbst allerdings den bessern Teil vorbehaltend, weil es da sicher am besten aufgehoben wäre.

Er war gerade im Begriff, der lüderlichen Kilbe verächtlich den Rücken zu kehren und sich neuerdings und energisch nach der Eisenbahn umzusehen. Doch halt, ganz in der Nähe erhob sich ein großes Halloh und Gejubel. Es war ein dichter Menschenknäuel, bestehend aus Leuten aller Stände, der sich dicht um eine offene Bude geschlossen hatte; offenbar mußte darin etwas ganz Sonderbares vorgehen. Von Hause aus nicht wenig neugierig, drängte auch Hansjoggi sich in den Knäuel hinein; und wenngleich er auch nicht verstehen konnte, was der „Hanswurst" und die „Hanswurstin" den Leuten zuriefen und anpriesen, so hatte sein

Scharfsinn doch gleich herausgefunden, daß es eine Art Glücksspiel war, das hier getrieben wurde, und welches ihn ordentlich zu interessieren begann, so daß er darob für einen Augenblick sein persönliches Mißgeschick, Weib und Kind und Vetter-Göttis vergaß. Denn er gewahrte des fernern, daß, um an dem Spiele teilnehmen zu können, es des Einsatzes von 20 Rappen bedurfte, auf eine Karte, weiß, rot, gelb, schwarz oder grün gelegt — der Zeiger des Rades machte seine Schwingungen, blieb stehen, und wer das Glück hatte, „führte die Braut heim" d. h. der gewann eine güldene Uhr- oder Halskette, güldene Fingerringe und Stecknadeln, silberne Messer, Löffel und Gabeln, ein glänzendes Taschenmesser oder einen andern der prächtigen Gegenstände, kaum zu nennen, mit denen die Lade bedeckt und die Kisten angefüllt waren.

Just hatte ein Bursche für seinen Zwanzigräppler eine gar prächtige buntbetroddelte Tabakspfeife herausgezogen — um diesen Preis könnte ich schon auch eine gebrauchen, ja gewiß! dachte Hansjoggi neidisch. Er konnte der Versuchung nicht länger wiederstehen. Allein in die Menge eingekeilt, wie er war, vermochte er nur mit Mühe in die Hosentasche zu greifen und die thalergefüllte Schweinsblase hervorzuziehen; dieser entnahm er ein Büschelchen Kleingeld und versorgte sie sodann in die weite Brusttasche seines Tuchkittels. Ein Zwanzigrappenstück — Hansjoggi opferte es, setzte es mit vor Aufregung zitternder Hand auf Rot, gierig folgte sein Auge den sich verlangsamenden Schwingungen des Glücksrades, es blieb stehen — auf Rot — die gewünschte Tabakspfeife war sein!

Dieser Erfolg machte ihn kühn und seine Habgier reizte ihn zu neuen Einsätzen. Und siehe da, das Glück blieb ihm treu, er gewann nacheinander ein Nadelbüchschen, eine funkelnde Nähterinscheere, einen Gummiball; endlich gar noch eine kleine Handharmonika. Er sah, wie die Blicke Aller im Umkreise sein Glück neidisch verfolgten. Jo, jo, lueget Dir nume, dachte Hansjoggi stolz, diffig mueß me sy! Er hatte ordentlich Mühe, alle die so wohlfeilen Kaufes erworbenen Gegenstände in den Taschen seiner Kleidungsstücke unterzubringen. Die „Handharfe" betrachtend, dachte er schmunzelnd an die Freude, die Lenchen bei Empfang des quickenden Dinges empfinden werde. Wie er aber das Musikinstrument in die Brusttasche seines Kittels, in der er die Schweinsblase geborgen hatte, zwängen wollte, da stieß er plötzlich einen lauten, unartikulierten Schrei aus, sein Gesicht wurde aschfarben, er schien gelähmt an allen Gliedern, drohte umzusinken — —

IX.

Abend war's. Ueber die Stadt und Landschaft Neuenburg, die der Tag so sonnig und wonnig beschienen hatte, begann eine neblige Dämmerung sich auszubreiten. Und zahlreiche Menschenscharen stiegen mit größerer oder geringerer Eile die Straßen hinan, die zum Bahnhof hinaufführten: lauter fröhliche Gesichter. Lautes, munteres Geplauder kürzte ihnen den Weg, scherzhafte Zurufe erschollen von hüben und drüben

helles Lachen und vergnügtes Kichern ließ sich vernehmen, freudestrahlende Augen und launige schalkhafte Blicke, wohin man auch schauen mochte. Der Bahnhofplatz und die Wartsäle, sowie die Restaurationslokale und Gärten füllten sich mit Menschen jeglichen Alters und Standes, welche bei fröhlicher Unterhaltung, bei schäumendem Bierglase oder perlendem Weine die Zeit bis zu Ankunft und Abgang der Bahnzüge sich kürzten, muntere Gesänge und Musikklänge erhöhten den festlichen Eindruck und jedermanns Mund pries die Genüsse und Freuden, deren man an der herrlichen Ausstellung, sowie in der gastlichen Feststadt teilhaftig geworden.

Um so befremdender war es zu sehen, wie inmitten dieses Lebens voller Bewegung, Freude und Lust ein Mann in Bauerntracht regungs- und teilnamslos auf einem niedrigen kalten Straßensteine sitzen konnte, mit gekrümmtem Rücken und gebeugtem Nacken, das wollhutbedeckte Haupt tief auf die Brust herabgesenkt, das gläserne Auge starr zu Boden gerichtet.

Niemand von all' den Ankommenden und Vorübergehenden schien sich um den sonderbaren einsamen Mann zu kümmern, bis eine Gruppe Menschen, bestehend aus einem ebenfalls bäuerisch gekleideten Manne, zwei ältlichen Frauen und zwei jungen Mädchen den Hang heraufgeschritten kam. Auch sie schienen wenig Festfreudigkeit zu verspüren, ja e ne der Frauen ächzte und stöhnte bei jeglichem Schritt und vermochte kaum den Tränen zu wehren, die sich immer wieder in ihre rotgeränderten Augen drängten, so sehr ihre Begleitschaft

auch offenbar bemüht war, ihr Mut und Trost einzusprechen.

Plötzlich rief eines der jungen Mädchen mit lebhafter, freudiger Stimme: „Muetter, i g'sehn 'n! Dört isch r', dört hocket 'r uf 'm Stei, i kennen 'n am rote Parisol a!" Und mit dem Zurufe: „Aetti, my lieben Aetti", stürzte es allen voraus auf den Mann los, die andern, so schnell sie zu folgen vermochten, ihm nach.

„Aber Hansjoggi!" jammerte die Mutter Lene, ihren Thränen nunmehr freien Lauf lassend, „wie hesch is das nu chönne z'leid thue und von is eweg goh! Ach, Du channsch dr's nit denke, was mr dynetwegen usgstande hei, mir alli feufi, dä Chummer, die Angst, das Laufen und Nohfroge, das Sueche zäntume, dr ganz, unendlig läng Halbtag us — nei, das channsch dr nit vorstelle! I glauben i werd chrank drvo, i cha schier uf keis Bei meh stoh und 's Herz chlopfet mr vor Angst, jetz no wie mit Hämmere."

Und als wollte sie damit ihre Müdigkeit und Niedergeschlagenheit dokumentieren, ließ auch sie sich an Seite ihres Mannes auf den Rand des Trottoirs nieder, so sehr auch Lenchen wehrte und mahnte: „Ach, thüet doch nit so eifältig zsämme, d'Lüt luegen is jo a, wie wen mr Hörner hätte, aß me si frei mueß scheniere. Chömet dir Muetter, chömet dir, Aetti —"

Allein der Aetti Hansjoggi, der bislang unbeweglich wie ein Klotz dagesessen, ließ sein Töchterlein nicht ausreden, sondern rief, wild aufspringend und die Augen rollend: „Die Lüt, seisch Du, luegen ein a? Ig sägen aber, sie luegen ein nit numen a, sie gryfen ein au

a, sie stehlen eim 's Geld eigetlig zum Sack us! Jo, lueg nume, Herr Schwager, das sy dyni liebe Wältsche, wo me d' Blotere[1]) mit sammt de Feuflibere gstohle hei zue dr Chittelstäschen us am heiterhäle Tag — lueg do!"

Er steckte die Hand in die Brusttasche seines blautüchenen Aettikittels, des ehrwürdigen, streckte die Hand wieder zu der klaffenden Oeffnung heraus, welche die Scheere des Taschendiebes zur Erleichterung der verbrecherischen Operation unvermerkt hineingeschnitten. „Gsesch? He?" schrie Hansjoggi, „alls furt, achtezwänzg Feufliber, alls g'stohle, alls em Schelm, em Tüfel zue!"

Er raufte sich die Haare und geberdete sich wie verzweifelt.

Der Vetter-Götti jedoch, nachdem er sich von dem niederschlagenden Eindruck, den die Mitteilung seines Schwagers auch auf ihn ausgeübt, einigermaßen erholt hatte, rief einen umstehenden Gendarm herbei, um den Vorfall zur Anzeige zu bringen. Zu Hansjoggi sprach er: „Fatal isch 's dr hüt fryli ergangen und au eus allne. Aber sellr mr-is drwegen hintersinnen und go z' Tod pütsche, wege dem Hämpfeli Geld? Das wär ne großi Dummheit. Denn die Feufliber — viellicht, aß sie jo wieder überchunnsch[1]), aß 's nämlig dr Polizei glingt, die Schelme yz'foh. Und sett au das nit dr Fall sy und settisch Du das Geld au nümmen übercho

[1]) Blase.

[2]) bekommst.

— was denn? Macht di das öppen arm? Hesch deheim nit nomeh dere Schifere [1]), ömel allweg no gnue für e Husbruuch, aß nit muesch Mangel lyde? Und wär dr deheim nes Chutschi [2]) krepiert oder ne feißi Sau kaput gange, du hätsch dr Schaden au müeße ha, ungfähr dr nämlig groß und ohni aß öpper chönntisch d'Schuld gäh. Oder wenn's dä Summer cho wär cho hagle, nume ne chleine Strich übers Chornfeld [3]) nit nume zwänzg, nei hundert Feufliber wäre druff gsi a Wert i paar churzi Minute. Und was hätt's i dem Fal g'nützt, das Chopfhenken und Ulydigtue? G'schehne Dinge mueß me z'Best rede. D'rum los jetz, Hansjoggi, was i säge; Mr wei vo all dem, won is hüt passiert isch, Dir und eus, kei Wort meh säge, wei au gar nümm dra denke mit keim Gedanke. Und anstatt do z'hocke und z'stoh, wie d'Oelgötze, und nand trüebselig az'luegen oder gar no d'Gsüchti oder dr Pfnüsel ufz'lesen i dem Herbstnebel usse, göih mr jetz ringer mitnand do i d'Ysebahnwirtschaft inne go Zimmis näh — mi ömel dunkt's, i möcht afen öppis, my Sex! — — Und drno wieder hübscheli 's Reinli ab, i d'Stadt abe. I weiß nes exellänts Wirtshuus — ha die Adresse do im Sack — dort loih mr is nes schöns warms Esseli ufstellen und zwo drei Butälli vo dem Wy, wo do i der Gegni wachst, wo so herrlig chrällelet und so nes prächtigs Sternli macht — gelet, dir Wyber und Meitlene, dere sette mr doch au einisch ha? Und de Morge denn —

[1]) Eigentlich Steinesplitter, hier Talerstücke.

[2]) Junges Rind.

[3]) verloren an Wert.

de Morge wei mr doch endlige go d' Uusstellig luege — sie chönne halt nit gnue säge, die Lüt, wie schön das z'luege syg, zum Vrstuune! Und aß mir enand nümme verlüre, dafür löiht das Mal my sorge, dofür weiß ig nes guets Mitteli —"

„Ig au, i weiß au eis!" fiel ihm Hansjoggi unwirsch in die Rede. „Und das Mitteli, 's isch 's Best wo's nume cha gäh: Heigoh! Hei wei mr", rief er ungeberdig, „hei, hüt no, grad uf dr Stell!"

„Und d'Uusstellig?" frugen der Schwager, die Frauen und Mädchen zugleich. „D'Uusstellig, wo mr jo drwegen äxpräß do ane g'reiset sy?"

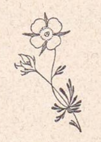
„Uusstellig hi, Uusstellig her! I ha jetz gnue Uusstellig gha, mehr as gnue, jetz gohn i hei!"

Es war unmöglich, ja nicht einmal die Thränen der beiden Mädchen reichten hin, den Halsstarrigen von seinem Entschlusse abzubringen.

Als der Bahnzug von Westen ankam, der Abendzug, schwang sich Hansjoggi mit der Behendigkeit eines Jungen die Waggontreppe hinauf. Und seine Anverwandten, wollten sie den Verzweifelten nicht alleine ziehen lassen — was konnten sie anders thun, als ebenfalls mit einsteigen? — Zu sehr später Abendstunde langte der Bahnzug in Olten an.

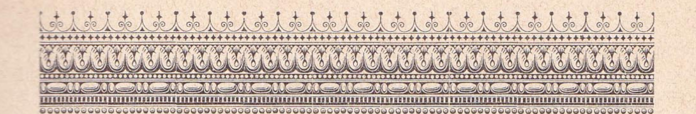
„Hei mr doch dr Hansjoggi no?" frug der Vetter-Götti nicht ohne Bitterkeit. Und als sein Sohn, der mit Roß und Wagen gekommen war, um die Gesellschaft vollends nach Hause zu führen nach dem entlegenen

Bauerndorfe hinauf, die neugierige Frage stellte: „Isch's denn würklig so schön gsi, Vater, a dr Ussstellig, wie d'Lüt sägen und wie's i dr Zytig stoht?" Da antwortete der Vetter-Götti, grimmig und höhnisch auflachend: „O jo, herrlig schön — gel, Hansjoggi?"



Der Hochzeiterhans.





Der Hochzeiterhans.

Ihr Einziger.

Als Hansli noch die ersten Höslein trug, da sagte seine Mutter gar oftmals, ihn mit zärtlichen Augen betrachtend: „Seht mir doch das Büblein, wie fein und wohlgestaltet, rein zum Fressen! Aus dem soll 'mal 'was Apartes, Feines werden, jedenfalls kein grobkächtiger, schmieriger Bauernbursch, ich könnt's nicht leiden . . .“

Der Junge hatte so feinrote Pausbacken — was hätte Mütterlein nicht drum gegeben, wenn die beiden Mäler, nämlich die braunen entstellenden Warzen links und rechts neben dem „Näschen“, nicht gewesen wären! Der Doktor jedoch, den sie hierüber zu Rate zog, begnügte sich, grausam die Achsel zu zucken und sich dahin zu äußern: „Gleich nach der Geburt hätte eine geschickte Helfmutter sie allenfalls entfernen können . . .“ Und der Vater des Kleinen, der Botenbenz, meinte gar, gleichmütig die Tabakspfeife ausklopfend: „Bah! An den beiden unbedeutenden Tupfen werden dereinst die Gäule wohl schwerlich großes Aergernis nehmen.“

Da begehrte die Botenfuhrmännin gewaltig auf: „Du wirst doch das Büblein nicht zur Fuhre halten wollen, Benz!“

„Das Büblein! Nein! Wohl aber den Buben, sobald er groß genug geworden. Oder meinst etwa, ich soll mir dereinst, wenn ich selbst ein alter, lahmer Gaul geworden, einen Fremden in Dienst nehmen oder die Fuhre, unsern Brotkorb, gar noch fahren lassen, bloß weil Du Dir in den einfältigen Kopf gesetzt, aus dem Jungen ein Schneiderlein werden zu lassen. Kreuzdonners Zeug das!“

Er konnte, bei all seiner Bravheit, mitunter so derb und unmanierlich werden, der Gatte Benz!

Die Benzin jedoch gab ihre Partie noch nicht verloren. „Wer sagt denn, daß es just die Schneiderei sein muß?“ entgegnete sie eifrig. „Etwas weit Höheres, Benz, ein Studierter, Pfarrer, Advokat oder so was, dacht ich!“

„Aha, also ein Tintenschlecker? Nun versteh' ich!“ knurrte der Mann verächtlich. „Da will ich schon kein Wort mehr vergeuden, der Narretei willen!“

Die Benzin nahm ihre Zuflucht zum Schulmeister, dieser sollte bei ihrem steckköpfigen Alten für das Büblein Fürsprache einlegen. Allein gerade der Schulmeister war so unhöflich, ihrer Meinung betreffs die Zukunft ihres Söhnchens ebenfalls entgegen zu treten. Der Hansli verrate so blutwenig Anlagen zu gelehrten Dingen, daß man füglich davon Umgang nehmen dürfe, es wäre denn, daß er diese Fähigkeiten absichtlich verberge oder zurückhielte, um sie dann eines Tages auf eine um so glän-

zendere und überraschendere Weise zum Durchbruche gelangen zu lassen, was ebenfalls noch abzuwarten sei. Bislang aber habe er, der Schulmeister, stets noch seine liebe große Mühe gehabt, dem Jungen das AC beizubringen und mit dem Einmaleins bekannt zu machen, so daß derselbe bloß in dem Falle als der Erste oder Zweiterste der Klasse angesehen werden könne, wenn man von unten herauf zu zählen beginne.

Die Botenbenzin war in Verzweiflung. „Ein solch feinhübsches Büblein“, seufzte sie, „und unser einziges! Und dazu, mag der Schulmeister faseln, was er will, ein solch' witziges, das alle Tiere nachahmen kann, ihrer Stimm nach, das Huhn und den Gockel, das Kalb und das Schwein, den Hund und die Katze, den Staar und die Meise, den Kuckuk im Wald, den Storch auf dem Dach! Und alles so gescheidt auszurichten weiß, wenn ich ihn mit den drei Batzen zum Krämerludi schick' nach einem Vierling Kaffee und dem Zichorienpäcklein, ganz zum Verstaunen. Ach, wie Schade, wie Schade!“

Aus dem feinen Büblein sollte also ein Fuhrmann werden.

Und hiezu schien es nicht einmal des großen Zwanges zu bedürfen. Denn nicht sobald war der Hansli, mittags uud abends, der engen Schulstube entronnen', als er auch jubelnd und in hohen Sprüngen nach der Scheune hinlief, die lange Fuhrmannspeitsche vom Wandnagel häkelte und damit mit beiden Händen zu knallen versuchte, oder dem hölzernen Sägebock das Pferdegeschirr umlegte, die Leine straff anzog und ein Hü! um das andere erschallen ließ, so ernsthaft und kräftig, als gälte

es wirklich ein paar Gäule zu lenken. Dies alles zum nicht geringen Verdrusse seiner Mutter, die ihr Söhnlein das Feine abstreifen sah; zum großen Vergnügen aber seines Vaters, der sich schmunzelnd dachte: „der geborene, richtige Fuhrmann, meiner Sex!“

Und als der Knabe zur Firmelung reisen konnte und er nebst andern geputzten Dorfkindern auf dem festlich bekränzten Wagen saß, er der vorderste von allen, da ließ er, sobald man die breite Landstraße erreicht, nicht nach mit Bitten, bis ihm sein Aetti (Vater) Leine und Peitsche überließ. Und Leine und Peitsche handhabte er so richtig wie ein Alter, wich den entgegenfahrenden Fuhrwerken geschickt nach rechts hin aus, griff, wo die Straße sich senkte, vorschriftsgemäß nach der Mechanik (Hemmvorrichtung) und meinte sich groß, und trat das Kutscheramt erst wieder ab, als dicht vor dem Stadttor das Gedränge und Getriebe sich mehrte, die Passage allzusehr erschwerend. Und abends, als er jubelnd nach Hause kam und die zärtliche Mutter ihn angelegentlichst fragte, wie ihm die prächtige Kathedrale gefallen und welch' ein Aussehen Gnaden Bischof habe, da entschuldigte sich Hansli, den mit einem riesigen Blumenstrauß geschmückten Hut auf den Tisch hinwerfend: „Darauf, Mutterle, hab' mich halt wenig geachtet. Allein das kann ich Dir sagen: Im Gaststall zum „Löwen“, da standen Dir Roße an die viel Dutzend! Darunter solch' prächtige, stolze, wogegen die unsrigen und dem Hackenbauer seine wahre Schindgäule sind, Besonders ein Grauschimmel war da — Mutter, wenn ich 'mal groß bin, ein solches Schimmelpaar will ich haben und sollt'

es mich den letzten messingblanken Wammsknopf kosten."

Ach, ach! seufzte die Mutter neuerdings. Schließlich jedoch, was konnte sie anders thun, als sich ins Unabänderliche schicken und auf ihre Pläne, die Zukunft ihres Sohnes betreffend, schweren Herzens Verzicht zu leisten.

Mit den Jahren und ehe man sich dessen versah, war aus dem feinen Hänschen ein hoch aufgeschossener und derbknochiger Hans geworden, der seinen untersetzten „Aetti" schier um Kopfeslänge überragte. Und dieser, der Botenbenz, begann mehr und mehr zu fühlen, wie sehr ihm nun bei dem sich mehr und fühlbar machenden Gliedschmerz, sein heranwachsendes Geschlecht zu Statten kam. Hob doch Hans die schweren Warenkisten und Ballen auf und von dem Wagen und schob sie hin und her, nur so im Rucke und scheinbar ohne jegliche Anstrengung, und kannte bereits all' die zahlreichen Kunden- und Logierhäuser Land auf und ab und hatte sich die Verkehrsregeln und die Fuhrmannssprache zu eigen gemacht, sowohl im Umgang mit den Leuten, als mit den Rossen. Und Leute und Rosse schienen ihm, dem allzeit muntern Burschen, vor dem wortkargen verdrießlichen Alten bald den Vorzug zu geben. Und benahm sich der „Aetti" am Wirtstische wählerisch in Bezug auf den Genuß von Speise und Trank und klagte üöer die schadhaften Zähne, die dem zähen Fleische nicht mehr recht beizukommen vermochten, er, der Junghans, biß alleweil kräftig hinein in Zartes, Zähes und Hartes, daß es vernehmlich knackte und man die Freude hatte zuzuschauen, wie tüchtig er sich sättigte und wie wohl er dabei gedieh.

Bald war ihm, dem Kraftmenschen, keiner seiner Alters- und Berufsgenossen mehr gewachsen, weder im Lastheben noch im Ringen und Häckeln, worin man sich, so nach Feierabend, in den Gastställen zu üben pflegte. Dabei lachte er so laut und derbgemütlich — auch das war eine Lust zu hören.

Eine fernere Vergleichung zwischen dem alten und jungen Botenfuhrmann: verstand sich jener weit besser auf das Kopfrechnen — die einzige Art der Zahlenlehre, die ihm bekannt und geläufig war — so konnte dafür dieser Geschriebenes lesen, Fakturen und Frachtbriefe und anderes, ohne sonderlich langes Buchstabieren. Im Uebrigen war es mit des „Jungen" Schulkenntnissen, wie sein Schulmeister richtig vorausgesagt hatte, nicht sehr weit her, doch für den Berufsverkehr erwiesen sie sich als so ziemlich hinreichend, und was ihm daran etwa noch mangelte — er müßte wirklich ein erzdummer Hans gewesen sein, wenn er sich die Lehre seines sehr geschäftskundigen Vaters nicht hätte zu Nutze machen können.

Eines freilich vermochte ihm der Aetti keineswegs beizubringen, den Usus nämlich, nebst den ordentlichen Frachttaxen auch noch ein Bätzlein oder zwei Zuschlagsspesen mit oder ohne Motivierung, deren der Alte stets die einte oder andere bei der Hand hatte, in Rechnung zu bringen. Zehn dieser Bätzlein Mehrgewinn machen einen Franken und der ist wohl zu schätzen, rechnete der schlaue Alte. Hans jedoch, in seiner derbehrlichen Gemütlichkeit, konnte sich, so viel an ihm lag, zu der „Schlauheit" nicht verstehen; was jenen manchmal nicht wenig ärgerte.

War es dieser Umstand, nämlich Junghansens absolute Redlichkeit und Beliebtheit, oder der von Jahr zu Jahr sich steigernde Güterverkehr oder Beides zusammen — der Botenbenz sah sich veranlaßt, zu seinen beiden Zugpferden ein drittes und gar bald sogar ein viertes anzuschaffen.

Vier Gäule vor dem neuen schweren Frachtwagen, nun knallte unser Hans erst recht laut mit seiner bohnensteckenlangen Peitsche und trug den Kopf hoch und spreizte die langen, bestiefelten Beine und machte ellenlange zuversichtliche Schritte durch Dick und Dünn, Staub und Koth; und blies förmliche Rauchwolken aus seiner silberbeschlagenen Tabakspfeife, schien überhaupt, zu seiner wohlgemessenen sechs Fuß Körperlänge, plötzlich noch um mehrere Zoll gewachsen zu sein. So daß sein zusammenschrumpfender, hüstelnder und zumeist den Wagenkorb hütender Aetti seitens des Verkehrspublikums mehr und mehr außer Betracht gelassen wurde.

Einmal, eines Märzfreitags aber, frugen sich die Geschäfts- und Fuhrleute und Kaufhausknechte Basels, was geschehen sein mochte, daß Benzens Ordinärefuhrwerk, das allzeit so pünktliche, heute ausgeblieben? Man war erstaunt, man riet auf dieses und jenes.

Und des darauffolgenden Freitags gab der Hans hinlänglichen Bescheid: Sein Aetti war plötzlich von einem Schüttelfrost, Seitenstechen nnd schmerzhaftem Atem befallen worden. Die Mutter und der Doktor kämpften gegen den Anfall nach Kräften an, jene mit Theebrühen mannigfalt und warmen Kissen, dieser mit ebenso mannigfalten Apothekergütterlein rot, grün und blaß. Alles

vergeblich. Denn am Morgen des fünften Krankentages that der arme Aetti einen letzten harten Schnauf und weiters kein lebendes Zeichen mehr, war mausetot . . .

Man hätte es ihm, dem Hans, übrigens schon bei der Ankunft ansehen können, daß sich etwas Wichtiges und Unerfreuliches zugetragen, das gewohnte Knallen und Qualmen und laute lachende Begrüßen hatte er diesmal gänzlich unterlassen, ebenso das Fluchen, das derbdrollige.

Er erzählte weiter, wie er auf der ganzen langen Herreise gar keinen rechten Appetit verspürt und kaum ein paar Gläser Wein getrunken. Nun aber fühle er erst recht, wie sehr ihn das alles, die Trauer und das Fasten, angegriffen.

Seine Freunde und Kollegen rieten: „Mußt Dir die Schöpplein nachholen, Hans, sonst wirst Du am End' selbst auch krank. Das lange Trauern thut überhaupt weder taugen noch 'was eintragen. Ewig konnt' Dein Alter doch nicht am Leben bleiben." Und der Hans pflichtete Beifall und ging willig mit und holte nach Kräften nach. Dabei aber kam ihm stets wieder sein guter toter Aetti in Sinn. „Hätte ihn", rief er beim fünften Schoppen Markgräfler, „doch immer noch nicht um ein Paar Freiberger Gäule gegeben, nein, gewiß nicht, hol' mich der Deixel!" Mit dem „ihn" meinte er selbstverständlich den theuren Verstorbenen.

Dann fuhr er wieder landeinwärts, nach Hause. Er traf seine Mutter immer noch weinend und trauernd, voll tiefem Leid um den Toten. Dem Sohne Hans jedoch ließ sie verdoppelte Zärtlichkeit und Aufwart angedeihen.

War er doch nun in That und Wahrheit ihr Einziger geworden.

Nun erst recht der Einzige.

Hansens, des Güterfuhrmanns Geburts-, Heimat- und Wohnort war Heulingen — es heißt eigentlich nicht just so, allein das thut wenig zur Sache — und zwar befand sich das Heim, das er mit seiner betagten Mutter und dem Handknechtlein bewohnte, am westlichen Ausläufer des Dorfes: ein weinrebenumranktes und sonnengebräuntes, hölzernes Wohnstöcklein, flankiert von einer nußbaumbeschatteten Pferdescheune, davor ein laufender Brunnen lustig plätscherte, daneben das Krautgärtlein, das buxstrauchbefriedete, lauschige — ein Heimwesen, gar wohl geeignet, um es sich recht lieb werden zu lassen.

In der That, so oft unser Hans mit seiner Fuhre zu Hause Einkehr hielt — dies pflegte regelmäßig jeden Mittwoch und Sonnabend zu geschehen — sagte er des folgenden Frühmorgens mit lauter überzeugender Stimme: „Du darfst es mir glauben, Mutter, nirgends ruht sich's so wohlig wie eben zu Haus', mögen's einem in den Wirtshäusern die Bettkissen noch so hoch aufbauschen. Zu Haus', einzig zu Haus' läßt sich's so recht die Beine recken und gemütlich schnarchen — hol mich der . . .“

Die Mutter aber wehrte: Schwör' doch nicht so, Hans, ich glaub' Dir ja ohnedies auf's Wort!“

Und die Eierkuchen, die ihm Mütterchen buck, und die gesottenen Kartoffeln — ihrer beiden Sorten ein halb Dutzend waren ihm nicht zu viel und däuchten ihn weit köstlicher, als das „Geschlirpe", das ihm die Wirte in allerhand farbigen „Brühlein" auftrugen und an denen sich gleichwohl, hätte man nicht die verschiedentlichen Zwischenschöpplein, kein ordentlicher Christenmensch satt essen konnte, und wofür sie doch ein Heidengeld forderten.

Diese zwei kurzen Abende die Woche abgerechnet, befand sich die Mutter Benzin mit ihrem Knechtlein allein zu Hause. Und vollends die Dorfleute bekamen unsern Hans nie zu Gesichte, außer etwa hie und da an Sonn- und hohen Festtagen in der Kirche, in welcher er jedoch, von des Pfarrers Predigt gerührt, gar bald in andächtigen Schlummer verfiel, was sich einer nähern und weitern Umgebung durch ein sanftes Gesäusel, mitunter sogar durch ein völliges Schnarchen verriet, der Jungwelt zum nicht geringen Gaudium, den alten zu nicht geringerem und ansteckendem Aergernis. Uebrigens konnte man ihm, dem Hans, solches schon nachsehen: das Frühwachsein, das tagelange Straßen- und Pflastertreten bei jeglicher Witterung, der allzeit späte Feierabend, die Strapatzen jeglicher Art, die das Fuhrmannsleben im Gefolge l atte.

Hansens Großfuhrmannsruf stand uunmehr fest gegründet. Auch hatte er seinen Lastwagen statt der minderwertigen Gäule, die sich sein seliger Aetti der Oekonomie halber gehalten, mit vier der schwersten Zugpferde bespannt, ja sein Deichselgespann durfte mit Fug und Recht

als das auserlesenste, das die Landstraße befuhr, angesehen werden, wahre Kolosse an Gestalt und Kraft; ungerechnet bei alledem das Reservepferd, das für alle Fälle bereit stand zu Hause im Stall, und abgesehen von den fremden Miet- oder Aushilfsgäulen, deren er sich auf ansteigenden Straßenecken gegen Vergütung täglich zu bedienen pflegte. Dafür befrachtete er aber auch seinen Wagen mit dem doppelten Gewicht an Gütern, als dies bei seines Aettis Lebzeiten der Fall war, und galt seine Fuhre als eine der angesehensten und bestakkreditiertesten weit und breit bei Großhandelsleuten, Krämern und Wirten.

Der Fuhrmannshans — von weitem schon war er erkennbar an seiner hünenhaften, eckigen Gestalt, dem langsamen, weiten Ausschreiten, dem kräftigen, kunstreichen Peitschenknallen, dem unnachahmlichen.

Seine beiden Wangenwarzen, ehedem Mütterchens großes Aergernis, hatten sich mit der Zeit ordentlich behaart, dichter schwarzer Bartwuchs bedeckte die untere Gesichtshälfte bis hinauf zu den ziemlich hervorstehenden Backenknochen, was seiner Physiognomie ein finsteres, stacheliges Aussehen verlieh, weit über die wirklichen Jahre hinaus, so daß man sich füglich vor ihm hätte fürchten können. Allein niemanden von all' der Verkehrswelt kam es in den Sinn, sich vor dem Fuhrmann sonderlich zu fürchten, nicht einmal den zarten Wirtstöchtern oder Schenkmädchen, denen sein Erscheinen sogar große Freude bereitete. Denn aus diesem bärtig finstern Gesicht guckten zwei Aeuglein so gutmütig treu und schalkhaft zugleich und klang seine Stimme auch rauh und dröhnend, wie

eine zerlöcherte Posaune, und waren seine Worte nicht immer sehr gewählt und für den Salon geeignet — es kommt hiebei doch vor allem auf den Sinn an und diesen konnte man ja bei Hans als den ehrlichsten von der Welt und als solchen, der niemanden absichtlich beleidigen wollte. Was sie, die Mädchen, an ihm allenfalls fürchteten, das war seine rauhe Hand, mit welcher er, beim Willkomm, ihre feinzarten Fingerchen zu pressen pflegte, und zwar aus lauter Sympathie und wohl nicht ahnend, wie weh' ihnen dabei geschah.

Der ehrliche, gutmütige Hans — wie gutmütig erklang erst sein Lachen!

Es brauchte schon keiner nähern Benachrichtigung, daß der Fuhrmannshans angekommen, die laute Rede und das noch lautere „Hahaha“ verkündeten dies Jedermann in und außer dem Hause, auf ziemliche Entfernung hin. Er konnte in ein lautes fröhliches Lachen ausbrechen bei jedem Scherzwort, das er gab und empfing, bei jedem Anlasse sogar, der für Andere wenig oder nichts „Lächerliches“ an sich hatte. Das, die laute Fröhlichkeit, war der Ausfluß eines harmlos kindlichen Gemütes, das ihm treu geblieben bis ins Mannesalter hinein, und ihm mit Leichtigkeit hinweghalf über all' die täglichen Mühen und Kümmernisse, den leichten und schweren; das war die Frucht eines treuehrlichen Gewissens, dem von keinem Vorwurf und keiner Bangigkeit beschwerten; das war die Folge eines mehr als hinreichenden Ein- und Auskommens, nämlich des Gefühls, aller ernsthaft ökonomischen Sorgen wenigstens auf geraume Zeit hin enthoben zu sein.

Hans war nach vollbrachtem Tagwerk ein eifriger Verehrer heiterer Gesellschaft; und gab es auch Fälle, da die lustige Unterhaltung auf Kosten seiner eigenen Person geführt wurde. Den Witz nnd die Neckereien, falls sie nicht ins allzu Gröbliche ausarteten, ließ er willig und gutmütig über sich ergehen oder gab sie in derselben Weise zurück und lachte dabei nur um so lauter und fröhlicher.

Die Mädchen gar, ihnen konnte er schon gar nicht gram sein.

Damit soll aber ja nicht gesagt sein, daß Hans nicht auch böse, recht böse werden konnte. Das war jedesmal der Fall, wenn seinen Pferden etwas Ungeziemendes, schlechte Wartung oder rohe Behandlung, widerfuhr; manch' ein trotziger Stallbursche hat dafür grobe Scheltung oder gar eine klatschende Ohrfeige erfahren müssen, die ihn — fuhrmännischbildlich gesprochen — die Sternlein am hellichten Tag hat erschauen lassen bis ins Elsaß 'nunter. Denn seine Rosse gingen Hans über Alles, waren, nebst dem Mütterlein, sein Liebstes auf Erden. Wehe daher auch demjenigen, der aus Spaß oder Ernst es sich einfallen ließ, den Wert jener zu bemängeln oder deren außerordentliche Leistungsfähigkeit bezweifeln zu wollen!

Allein man hütete sich wohl, den Scherz sich zu erlauben, kannte man doch Hansens schwache Seite zu gut, zu gut auch seine übermächtig starken Fäuste, vor welchen kaum einer bestehen konnte.

Auf solche Weise, in gleichförmig geregeltem Fuhrmannsleben, verstrichen Jahr um Jahr. Hans däuchte,

das müsse ewig so bleiben. Darin täuschte er sich sehr. Sein Mütterchen fing an zu kränkeln, und selbst ihm, dem nichts weniger als feinen Beobachter, mußte es auffallen, wie dasselbe mehr und mehr zusammen und aus den Kleidern fiel.

„Wein trinken, Mutter!“ meinte Hans. „Wein gibt Kraft und Mut und hält Leib und Seel' beisammen!“ Er brachte ihr denn auch eine ganze Flaschenkiste mit nach Hause, bei der ersten Baselreise schon, besten alten goldigen Rießlinger; und Kuchen dazu, beziehungsweise ein Paket Leckerli. Mütterchen lächelte und dankte, genoß Hans zu Liebe einige Löffel voll der köstlichen Flüssigkeit, ohne jedoch Besserung oder Kräftigung zu verspüren. Darum hielt Mütterchen sich lieber wieder an des Doktors Arzneifläschchen, legte sich zu Bette — und starb.

Mütterchen starb, nicht aber ohne mit großer Kümmernis des lieben Sohnes zu gedenken, des nun der völligen Verwaisung entgegen gehenden, und ihm, mit erbleichenden Lippen und bebender Stimme noch zuzuflüstern: „Du mußt Dir ein Weib nehmen, Hans, ein braves, hausliches . . .“

Hans jedoch hatte diese besorgte mütterliche Mahnung des gänzlichen überhört und alle und jede Fassung verloren.

Er konnte sich in den Fall gar nicht schicken, wollte nicht zugeben, daß sein arm Mütterchen wirklich tot sei, wartete und lauschte mit verhaltenem Atem auf dessen Erwachen, auf ein liebes Wort. Endlich mußte er wohl an das Schreckliche glauben. Er rieb sich die Stirn und

sann: des Aetti's Tod war ihm nahe gegangen; Mütterchen aber — es sollte nicht möglich sein, daß ein solch' lieb' gut' Mütterlein könnt' und müßte sterben! Hans weinte wie ein Kind und vergaß ob der Trauer eine volle Woche lang Fuhre und Rosse und Kunden und Logierhäuser. Und verschwor sich hoch und teuer: Der Aetti wär' mir nicht um ein Gespann Rosse feil gewesen. Mütterchen aber, könnt' ich's mit vier Gäulen lebend zurückkaufen — ich thät's; thät's heute noch, hol mich — nein, ich will nicht schwören, sie hat's nie gerne leiden mögen!

Hans fühlte mit Schmerz, daß er nun erst recht der Familie Einziger geworden.

Hansens Junggesellenleben.

„Wie? da soll ich wisseu, wie Du das Hauswesen führen sollst? Donner und Baselstab! Da wär' ich schön d'ran, ich, der von all' den Dingern nicht den Zwick versteh! Das ist Sach' der Weibsleute, drum hat anch mein Mütterchen geschaltet und gewaltet im Haus herum, in Küche und Keller nnd Garten, und ich konnte mich an den Tisch setzen und zulangen, und fand mein frisches Hemd bereit und die gefetteten Stiefel und Alles was ich brauchte zu meinem und der Rosse Gebrauch, ohne mich zuvor auch nur fakturgroß d'rum kümmern zu

müssen, nein, gewiß nicht, hol' mich der Lällenkönig! Gerade so will ich's künftig haben, Mädchen! Also hier ist der Schlüssel zum Schublädchen, drinn' liegt das Geld, Silber und Kleinmünze, allweg genug für eine Woche. Nun aber laß mich ungeschoren!"

So sprach Hans zu der jungen Hausmagd, welche die Krämerliese selbigen Tages, da man die Mutter begraben, ihm ins Haus geschickt.

Und diese, die junge Hausmagd, war der erhaltenen Weisung schon zufrieden.

Nicht so das Handknechtlein, das sich schon bei des Dienstherrn erster Nachhausekunft über die neue Hausordnung bitter beklagte.

Hans that sehr erstaunt und aufgebracht. „Wie?" rief er, „Du solltest Dein Essen schlecht kriegen? Das soll mich doch Wunder nehmen, wie das Mädchen nur so sparsam thun kann?"

Er ging über das Schublädlein und bemerkte mit Erstaunen, daß die Woche über mehr als das Doppelte ausgelegt worden, als dies bei der Mutter Lebzeiten geschehen war.

Das Knechtlein meinte: „Das will ich gern glauben. Kaum waret Ihr recht von Haus weggefahren, daß man das Rasseln und Schellengeklingel nicht mehr hören konnte, stellten sich schon Leute ein, von des Mädchens. Und da wurde Fleisch gesotten und Küchlein gebacken nur so drauflos — o ich roch es gut, bin nicht so dumm, wie man meinen möcht'! Ich selbst bekam erst um zwei Uhr mein Mittagessen, was Aufgewärmtes, G'schluderiges, wie es die selige Meisterin niemals gethan hätt'; des Abends

eine himmelblaue Milchbrüh', wovon das Mädchen nicht den Löffel voll mitgenoß, klagend über Zahnweh. Dafür aß und trank es mit dem fremden Burschen weiß Gott wie tief in die Nacht hinein, denn als ich längst im Bett lag, hört' ich noch das Anstoßen mit den Weingläsern, das heimliche Plauschen und Kichern drunten in der verschlossenen Wohnstube."

„Auch das noch?" Das war unserm Hans doch zu viel. Er verfügte sich zu Zilli, der Hausmagd, und sprach: „Nach Verlauf von zweiundfünfzig Wochen, wenn die Wirtschaft so fortdauerte, wär' ich ein Lump; und Du ein Luder, wenn nicht schon eines bist. Das will ich verhüten. Drum pack' Deinen Plunder zusammen und spute Dich, denn nach Verfluß einer Viertelstund' will ich Dich nicht mehr im Hause sehen!"

Erst als sie längst fort war, gewahrte er, daß in der Haushaltungskasse drei fernere Fünffrankenthaler ausgeflogen waren. Er hatte es vergessen, den Schlüssel rechtzeitig einzustecken. Also hat sie die Löhnung für zwei Monate vorweggenommen! lachte er grimmig. Nun, geschieht mir schon recht, mir Esel!

Dermaßen gewitzigt, sah sich Hans in aller Eile nach einem neuen Hausmädchen um, diesmal nach einem ältlichen, bestandenen, das keine nahen, hungrigen Verwandten besaß und über das Verliebtsein hinaus war. Und er war so glücklich, gleich im Dorfe selbst und zwar in der Schneidergrete eine Person zu finden, die, an die sechzig Jahre zählend, keine der leichtfertigen Gewohnheiten der Verabschiedeten mehr an sich hatte. Dafür freilich einige andere, die in den Augen einer gestrengen Dienstherrschaft

ebenfalls nicht zu den wünschenswerten hätten gezählt werden dürfen. Und um nur eine dieser Eigenschaften zu erwähnen: Grete war eine leidenschaftliche Schnupfnase. Und begab es sich da bisweilen, daß auf der aufgetragenen Suppe kleine, dunkle Pünktlein schwammen, und das Knechtlein betrachtete sie argwöhnischen Blickes, dann pflegte der Meister, wenn anwesend, in ein schallendes Gelächter auszubrechen und die Suppe hurtig umrührend, zu bemerken: „Das erspart uns den Pfeffer, nur herzhaft zugegriffen, Veit! Hahaha!"

Die Grete litt au rheumatischen Schmerzen, die ihr zeitweilig das Gehen und Arbeiten außerordentlich erschwerten, ja auf Tage lang geradezu verunmöglichten. Das erstemal geschah dies eines Wintersonnabends, da Hans just mit seiner Fuhre Einkehr genommen und hungrig und durchnäßt, wie er war, sich gerne eines guten, warmen Bissens erfreut hätte. Die Hausmagd aber lag ächzend und stöhnend zu Bette. „Kannst Du kochen, Veit?" frug der Hausherr, zu seinem Knechtlein gewendet.

Veit schüttelte verneinend den Kopf.

Hans kratzte sich verzweifelt den dichtbehaarten Schädel. „Versuchen wir's zusammen," meinte er, „probieren geht über's studieren!" Es hätte eine Mehlsuppe darstellen sollen, was sie zusammen brauten, dann buttergeschmälzte Semmelklöße nebst Sauerkraut. Die beiden Kochkünstler aßen davon mit heroischer Tapferkeit. Nero, der Haushund jedoch, dem man die reichlichen Tafelüberreste zum Genusse darreichte, begnügte sich, blos so von weitem daran zu riechen, dann schlich er sich mit eingezogenem

Schwanze wieder von dannen, auf sein Lager unter der Ofenbank zurück.

„Hahaha!" lachte der Hans, „am Ende wird sich gar noch das Schweinlein bedanken wollen! Hol' hurtig Most vom Keller herauf, Veit; denn mir selbst ist so was im Halslöchlein stecken geblieben, das unbedingt 'nuntergespült werden muß.' . . .

Nicht viel besser fiel der darauffolgende zweite Kochkunstversuch aus, welcher der Zubereitung eines Hirsebreis mit süßen Aepfelschnitzen gegolten; an letztern war das Salz durchaus nicht gespart, bei ersterm jedoch rein vergessen und demzufolge der Genuß beider Gerichte sozusagen verunmöglicht worden. Hans sprach zu seiner Hausmagd, die sich mühselig von ihrem Leidenslager erhoben: „Mir ist's dermaßen verleidet! Möchte bald lieber ein Roß sein an voller Haferkrippe, als Meister am Stubentische, drum sucht Euch in Gottesnamen eine andere Stelle, Grete, die Löhnung sollt Ihr gleichwohl kriegen bis Ende des Halbjahres."

Er selbst machte sich ebenfalls auf die Suche nach einer neuen, geeigneteren Hausmagd. Soviel hatte er sich nun allerdings gemerkt; es durfte keine junge, keine Schnupfnase und keine sein, die gleich den abgehenden Rossen „sich schlecht auf den Beinen befand". Demgemäß wählte er sich eine „zwischen den Jahren", eine ehrsame kinderlose Witwe, die Hinterlassene des seligen Maurerxaver. Und erzeigte sich Lene auch nicht als perfekte Hausköchin, wie es die Grete gewesen, so durfte dagegen Hans seinen diesbezüglichen schlechten Launen oder auch seinem verdrossenen Humor ungescheut Luft machen,

ohne befürchten zu müssen, jene zu beleidigen, denn sie war ordentlich schwerhörig. Lag es jedoch in seiner Absicht, sich ihr verständlich zu machen, ihm war's ein Leichtes denn wessen „Redhaus" konnte sich mit dem seinigen messen, mächtig genug, um gegebenenfalles ein paar Kavallerieregimenter zu kommandieren, wohlverständlich und auf weite Entfernung hin. Hiebei, nämlich bei solchen wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, brauchten freilich die Nachbarn sich nicht erst behutsam auf die Lausche zu legen, Hansens Worte konnten sie vernehmen bei geschlossenen Fenstern und konträrstem Wind.

In dieselbe Zeit fiel es, daß dem Hans, infolge der schlimmen Rotzkrankheit, zwei seiner besten Pferde umstanden. Das brachte ihm schwere Einbuße. Nach Frist von kaum ein paar Monaten jedoch sagte er zu Veit, dem Knechtlein, in bester Laune: „Nun sind die Roß' wieder rausgeschlagen und noch ein schön Stück Geld darüber hinaus! Und besäß' ich der Fuhren drei, viere, ich glaub', der Fracht bekäm' ich genug für alle. Das ist 'ne goldene Zeit, Veit, die sollt' man anbinden können, hahaha!"

Und wirklich beschaffte sich Hans eine zweite Fuhre und ließ die beiden zwischen Bern-Burgdorf und Basel kreuzen. Hans befand sich in Floribus, verdiente Geld wie Heu.

Breitspurig schritt er einher und sah mit Stolz und Mitleid zugleich auf die Bäuerlein herab, die mit ihren mageren Rößlein die magern Aeckerlein pflügten, und begegnete ein solches mit einer Fuhre Heu, Getreide, Holz oder Dünger auf breiter Landstraße seinem stolzen

klingenden Sechsgespann, so konnte es sehen, wie es guter Dinge vorbeikam, denn kaum daß Hans um eine halbe Spurweite auf die Seite wich.

Ja, die Vierziger Jahre, das waren für die Fuhrleute wirklich goldene Zeiten. Schlechterdings aber ließen sie sich nicht „anbinden". Bereits begann man von einer Eisenbahn zu munkeln, die die Grenz- und Handelsstadt Basel mit der Innerschweiz in Verbindung bringen sollte. Hans lachte: „Wohl, das Ding möcht' ich sehen, Oklamativ oder wie man's nennt, das von sich selbst den Waldenburger Stutz oder gar den untern Hauenstein 'nauffühe! Larifari, sag' ich!"

Man wollte ihn belehren, daß diese Bergfahrten schon gar nicht gemacht, sondern hübsch umgangen werden würden. Hans lachte nur noch lauter: „Da wird man gewiß ein Loch graben durch die Berge, wie ich hier mit dem Finger durch die Butter fahre — ach, bleibt mir doch vom Leib' mit dem Unsinn! Und Du, Mädchen, hol' mir noch einen Schoppen, die Lug', die faustdicke, nu'nter zu spülen — hahaha!"

Eines Tages jedoch, als er im Gasthaus zum „Engel" in Liestal seine gewohnte Mittagsrast hielt, traf er im Speisesaal mehrere Herren, die bebrillten Auges über steifen, serviettengroßen Papieren brüteten, eifrig zirkelnd und zeichnend, und dann und wann flüsternde, beratende und ihm unverständliche Bemerkungen austauschend.

„Das sind die fremden Eisenbahnherren, nämlich die eine solche aushecken und planieren sollen", raunte der Engelwirt Hans ins Ohr und frug, ob er denn von der Stadt (Basel) her die Stangen und bunten Fähnlein

nicht gesehen habe in Feld und Wald und Wiesen und Rebbergen?

Ja wohl hatte sie Hans bemerkt, dieselben aber wenig beachtet, sondern als Spielzeug müßiger Stadtbuben und Studenten gehalten.

Der Engelwirt jedoch belehrte ihn: „Nichts Spielzeug, dort soll die Linie durchgehen, die Eisenbahnstraße.“ —

Durch Wald und Rebberge? Ueber haushohe Schluchten und tiefe Wassergräben? O über die Bären, die man einem aufbinden möcht'!

Ein nächstes Mal, als Hans die Hauensteinstraße hinabfuhr, ersah er der Fähnlein bereits auch in Läufelfingen, da und dort, die bunte Menge; und bärtige, bestiefelte Herrlein, die unter Schirmzelten hockten und durch lange Ferngläser lugten und gar ernste Gesichter machten und ihre Gesellen ausschickten und immer neue Pfähle einrammen ließen. O über die Narretei! lachte Hans und knallte mit seiner langen Peitsche so ausgelassen laut, daß es weithin widerhallte das enge Homburger Thal entlang.

Und bei seiner Rückkehr fand er auch auf der Südseite des Berges ähnliche Wahrzeichen, ähnliche Herrlein auf ähnliche Weise beschäftigt. Nun mußte doch etwas d'ran sein an dem Lärm wegen der Eisenbahn. Daß sie aber, wie der am Straßenrand arbeitende Steinklopfer sagte, quer durch den Berg geführt werden sollte — welche Eselei, rief Hans, nur so was zu denken!

Er mußte schon noch an diese oder ähnliche Möglich-

keiten glauben lernen, unser Hans, wenn auch erst mit der Zeit, nach langen, wechselvolleu Bahnbaujahren.

Und die Inhaber der großen und starkfrequentierten Gast- und Logierhäuser, die Schmiede-, Wagner- und Sattlermeister zu Stadt und Land schnitten immer bedenklichere Gesichter und meinten: diese verfluchte Eisenbahn wird uns alle kalt stellen und ruinieren, wie sie's im Elsaß und im Badischen drunten bereits gethan!

Hans, im nämlichen Vorurteil wie die meisten seiner Kollegen befangen, tröstete: „Babah! Sollte das Dingsda wirklich fertig gebaut werden, was ich immer noch sehr bezweifle, denn zuvor wird sie, die Leut, der Hauensteinteufel vollends auffressen, das letzte Beiu — sollt', sag' ich, die Bahn wirklich zu Stand' gebracht werden, was dann? Ein närrisch Spazierenfahren für vorwitzige Stadtleut' und Komödiantenvolk, bis sie sich irgendwo den Hals brechen, was solchen, denen an Leib und Leben so wenig gelegen, wohl zu gönnen ist. Ein vernünftiger Christenmensch aber wird sich hüten, seine ehrlichen Knochen einer derartigen Höllenfahrt anzuvertrauen. Und um von den Fracht- und Stückgütern zu reden, die werden auf der Achse und unser bleiben, nach wie vor."

In dieser seiner Zuversichtlichkeit ließ er sich noch einen Extraschoppen reichen.

Und als er diesen und noch einen ferneren getrunken, rief er gleichwohl, mit der Faust zornig auf den Eichentisch schlagend: „Es sollte sie eineweg der Teufel holen!" Und Jedermann wußte, wen er damit meinte, und keiner seiner Tischgenossen und Aufwärter, der nicht herzlich mit ihm einverstanden gewesen wäre.

Ja, hätte er in das eherne Rad des Zeitgeistes greifen, dessen Lauf hemmen können! Doch hiezu reichte selbst sein riesig starker Arm nicht aus . . .

Als seine Fuhre in der Nähe des Hardtwaldes das erste Mal mit dem daherbrausenden, reichgeschmückten Bahnzuge sich kreuzte, da blieb Hans ein Weilchen wie angewurzelt stehen, Mund und Augen weit geöffnet. Darauf knallte er ihm mit der Peitsche höhnisch und herausfordernd entgegen, höhnischer noch antwortete die bekränzte Lokomotive und zwar mit solch plötzlichem, grellem Pfiffe, daß Hansens Rosse furchtsam die Ohren spitzten und sich hoch aufbäumten. Hans selbst ballte zornig die Faust und schrie dem auf den Flügeln des Dampfes Enteilenden grimme Schelt- und Fluchworte nach; was half's?

Nach Verfluß von zwei Wochen sah sich Hans Mangels an Frachtgut gezwungen, eine seiner Doppelfuhren einzuellen. Nach weiteren paar Wochen konnte sodann auch die zweite ruhen.

Eine einfache, zweipferdige Botenfuhre, den Eier-, Geflügel- und Kälberhändlern zu Diensten, gleich wie sie vor zwanzig Jahren sein seliger Aetti betrieben, war alles, was ihm von all' dem großen und geräuschvollen Verkehr noch geblieben. Schließlich sah er sich veranlaßt, auch dieses Geschäft, weil zu wenig lohnend, aufzugeben.

Seine letzte Baselfuhre gestaltete sich zu einer überaus verhängnisvollen, schweren. Unzählige Schöpplein und Flaschen Weiß- und Rotweins waren es, die ihm die unbeschäftigten Gasthaus- und Schenkwirte, die Kollegen, Krämer, Stall- und Kaufhausknechte zum Abschiede zu-

tranken, um das gemeinsame Leid darin zu versenken. Gut, daß Hansens Pferde des Heimwegs so genau kundig waren!

Veit aber, das Handknechtlein, sah sich genötigt, zu tiefer Nachtstunde die Nachbarn aus dem Schlaf zu wecken, damit sie ihm den bewußtlos betrunkenen Meister, das kilozentrige Frachtstück, vom Wagen heben und in die Wohnung schaffen halfen. Lene, die taube Hausmagd, schlug vor Schreck und Staunen die Hände über dem Kopf zusammen.

Auf Freiersfüßen.

Als Hans alles Entbehrliche veräußert hatte, Rosse, Wagen und Geschirre, da ward ihm daraus ein gar schönes Stück Geld, das er zu dem übrigen legte in die zinstragende Sparkasse.

Die Pferde verkauft — nein, nicht alle! Vom Schweißfuchs, seinem allerstattlichsten, lenksamen Sattelgaul, hatte er sich nicht trennen können. Zum Bierbrauer Zapf, der eigens aus der Stadt gekommen, dieses Pferdes wegen, sagte er: „Hat's mir schon ordentlich das Grimmen gemacht, wie ich die andern Rosse fortführen sah, eines dahin, das andere dorthin in fremde Händ' — diesen da, meinen treuen Fuchs, kann ich nicht lassen, auch nicht um vierzig Dublonen, um keinen Preis, daß es nur weißt! Vermag ihn zu behalten."

Auch um das Handknechtlein Veit that es ihm ordentlich leid. Doch wozu sich einen Dienstboten halten, so ganz ohne Beschäftigung, bei den entsetzlich leeren Ställen und Schuppen? „Geh' nach Basel, Veit, in's Schiff", sprach Hans, „und meld' Dich dem Stallschaggob als das Bürschlein, von dem ich ihm gesprochen. Und hier meine kleinere Sackuhr, sie sei Dein, auf daß auch dann und wann an Deinen alten Meister zurückdenkst. Und dieser Brabänter — 's ist Dein Extratrinkgeld für die Reis'. Nun troll Dich!" rief er rauh und begab sich dröhnenden Schrittes nach der Nebenstube, um sich mit der rauhen Handfläche die dumme Thräne aus den Augen zu wischen. Hernach pfiff er die Melodie — o diese Melodie, Hansens ureigene Pfeifmelodie, die war gar nicht zu beschreiben, und selbst der geschickteste Musikkomponist hätte die seltsamen sprung- und trillerhaften Weisen kaum in Noten zu setzen vermocht.

Hans besaß noch die alte Lene, die ihm den Haushalt versah. Er besaß ferner, an Lebendigem, den Spitzerhund und die Hauskatze, dazu sein Lieblingsroß Fuchs! Wozu denn dieses? Je nun, zum Aus- und Spazierenfahren. Er fuhr aus, mit Fuchs und dem Bernerwägelein, heute hierin, morgen dorthin, wie es ihm eben in Sinn kam, ziel- und zwecklos in den Tag hinein, den „Schöpplein" nach, die ihm schon gar nicht mehr so gut munden wollten in den öden verkehrslosen Wirtshäusern. Bis ihm das Spazierenfahren plötzlich erleidete und er Roß und Wagen für einstweilen ruhen ließ.

Hans besaß alleweil noch seine silberbeschlagene Tabakspfeife. Aus dieser qualmte er nun, auf der warmen

Ofenbank sitzend oder auf das Seegras-Ruhebett lang ausgestreckt, fast unausgesetzt, bis ihm die Glieder steif und der Mund brannte, und er Lust und Notwendigkeit empfand, sich aus dem Keller einen kühlen Aepfelmost zu holen.

O diese Langeweile drohte ihn fast umzubringen. Er besah sich die Fuhrmannsblouse, sowie den Schlapphut an der Wand, die lange Peitsche; und Wehmut stieg ihm in's Herz hinein, es litt ihn nicht länger in dem engen stillen Wohnstübchen. Vor das Haus hinaustretend, sah er in der Nähe und in der Ferne die Bauern fleißig arbeiten mit Pflug, Karst und Hacke, sah sie mähen, gabeln und 'zappeln. Und er besah sich seine eigenen riesig großen Hände und kräftigen Arme und kam sich auf einmal als arger „Unnütz" und Müssiggänger vor. Sollte er nicht auch hinaus gehen auf Feld und Wiese, um dasselbe zu thun, was seine Dorfgenossen, die Bauern, thaten? Ach, er selbst besaß ja weder Aecker, noch Matten, besaß blos das Häuschen, das Kraut- und Baumgärtchen, Geld und Gülten! Und was hätte er auch mit jenen beginnen sollen, da er persönlich von all' den landwirtschaftlichen Arbeiten nicht den Begriff hatte und auch nichts gelernt von frühester Jugend auf, als mit der Peitsche in der Hand neben den Rossen einherzuschreiten? Doch dachte er wieder: Versuch's, Hans! Probieren geht über's Studieren! Wirklich ergriff er eine rostige Sense, die spinnenumwoben an der Scheunenwand hing, und machte sich damit an's Gras, im Baumgarten draußen. Allein beim ersten kräftigen Streich schon fuhr ihm das Schneidwerkzeug halbellentief und schrill klirrend in den

Rasengrund hinein, so daß er große Mühe hatte, es heil herauszuziehen; verdrießlich schmiß er das ungefügige Ding in den dunkeln Schuppenwinkel hinein, er selbst begab sich wieder seufzend in die Wohnstube, auf die lange Tischbank zurück, um vou neuem sich die Pfeife zu stopfen. Hier begann er, wie er es schon unzählige Mal gethan, an die Thätigkeit vergangener Tage zurückzusinnen. Um diese Stunde pflegte ich im Rothaus anzukommen . . . in Liestal einzufahren . . . Drei Uhr Nachmittags: Nun geht's schon ziemlich stark aufwärts — Mietrosse (Aushilfspferde) vor? Hier dieser Stutz, dort jener Absteig — die Wirtshäuser und Schänken links und rechts — dort winkten der Schmiedemeister, der Sattler, die allzeit durstigen . . . Waldenburg, Langenbruck, Balsthal — nun steigt's in die Ebene hinunter, durch die Klus in's breite Thalgelände; vor dem Löwen zu Dürrmühle steht schon der Zöllner und leckt sich die durstigen Lippen, und ruft der Stallknecht in die Wagenburg hinein: „He da, Platz gemacht, zur Hand, ihr faulen Schlingel, der Fuhrmannhans ist da!" Und erst die Bäbeli und Röschen und Mariechen, die allzeit freundlichen, fröhlich grüßenden Schenk- und Stubenmädchen! . . .

So zählte Hans in Gedanken all' die zahllosen Stationen und Haltpunkte auf, von Basel bis Bern, rief sich all' die Vorkommnisse und Zusammentreffen und Abenteuer, all' die verschiedenen Großfuhrmannsfreuden immer wieder in's Gedächtnis zurück. Und nun mit einemmal alles vorbei! Er konnte es beinahe nicht fassen und stieß Seufzer um Seufzer aus und schalt den

Zeiger der Wälderuhr, daß er so langsam von der Stelle rückte, zum Verzweifeln.

Gut, daß jede Woche wenigstens ihren Sonntag hatte. An diesem Tage wenigstens konnte auch er thun, was andere Leute thaten, sich festlich anziehen, zur Kirche gehen und in's Wirtshaus. Allein in der Kirche brachte er es schon zu keinem richtigen Schläfchen mehr — wie sollte er auch, er, der nun kein müdes Bein mehr machte und die lange lange Nacht zu Bette lag bis in den späten Morgen hinein, bis ihn die Lene durch Pochen an der Wand zum Frühstück rief, das ihm doch nimmer recht munden wollte.

Im Wirtshause jedoch, im roten Ochsen, da lebte er jedesmal wieder frisch auf. Und war er bislang, seiner beruflichen Abwesenheit wegen, den meisten Dorfbewohnern, zumal der Jugendwelt, nur sehr oberflächlich bekannt, so hieß es jetzt in den Kiltstuben oder wo sonst man sich etwa zusammenfand: Der Fuhrmannshans, welch' ein drolliger Mensch, gar nicht so seltsam streng und unnahbar, wie man, seinem finstern Aussehen nach, hätte meinen können, sondern just das Gegenteil! Im Wirtshaus, da „klöpft" er ein Schöppchen Weißen um's andere und schimpft auf die Eisenbahn und erzählt wie Hanf, dies und das, aus seiner Fuhrmannszeit, Ernstes und Spaßiges durcheinand', und lacht dazu so laut, daß die Fenster klirren und die leeren Gläser erzittern; und thut gar nicht filzig, und läßt sich eine, zwei Maß Wein, über den Tisch weg, durchaus nicht gereuen, hört und sieht gern Spaß und Kurzweil und gibt seine Freude darüber kund auf die unzweifelhafteste Weise; hilft sogar auch

mit bei Kegel- und Kartenspiel. Läßt gleichwohl nicht allzu dick mit sich spaßen; das hat letzthin der Schlosserköbel erfahren, da er, in der Meinung, der Hans sei nur da, um sich von andern hänseln und rupfen zu lassen, zu wiederholten Malen eine falsche Karte zog und den Trumpf zurückhielt — eine Ohrfeige ward ihm zu teil, daß er weit in die Stube hinaus den Purzelbaum schlug. Gleichsam als Schmerzensgeld ließ der gutmütig und raschbegütigte Hans alsdann eine frische Halbe aufstellen.

Und letzten Sonntag war's, so erzählte man sich weiter, da machten sich der Schmiduli und der Statthalterchristen an den Hans und rieten ihm, nachdem er ihnen seine Not geklagt, wie fürchterlich er sich die Woche über langweile und nicht wisse, was er mit sich anfangen solle: „Nimm Dir ein Weib, Hans! denn Deine Lene hält's doch nicht viele Jahre mehr aus; auch ist's eine gar traurige Pläsier, mit einer solch' wunderlichen, stocktauben Person hauszuhalten . . .“

Da hättet ihr sehen sollen, wie der Hans Grimassen schnitt und wie toll auflachte: „Mir ein Weible nehmen, um mir die Zeit zu verkürzen — ei, ei! Hahaha! . . .“ Es war auch zu drollig, es mit anzuhören und anzusehen, wie ihm der Einfall der Beiden so großen Spaß machte.

Allein die Leute wußten noch nicht alles: Als Hans und der Schmieduli selbander das Wirtshaus verließen und sich heimwärts begaben, da sagte ersterer, als sie eine Strecke Weges gegangen: „Heiraten — wie der Statthalter nur so ein spaßig Wort reden gekonnt!“

„Nicht Spaß, Hans, durchaus nicht Spaß! Vielmehr

war's dem Mann eitel Ernst. Ich wüßt Dir noch mehr zu sagen, Hans!"

„Hm, hm!" versetzte dieser nachdenklich.

Und morndeß verfügte er sich, einen zerbrochenen Scheuerhacken in der Hand, in die Schmiede; und fing an dies und das zu schwatzen, von der Witterung, den Kriegsläuften „dort um Sebastopel herum", wie solches im Wochenblättlein gestanden; und wußte das Gespräch geschickt und ungeschickt auf ihre gestrige Unterhaltung im Wirtshaus zu lenken, auf den Einfall des Statthalters, wegen dem Heiraten. „Ich habe lange nicht einschlafen können," bekannte er, „so sehr hat mich das Wort belustigt. Ich hätt' nie geglaubt, daß der Statthalter ein solch spaßiger Mann wäre!"

„Das ist er schon gar nicht!" entgegnete der Schmied' das Eisen im Feuer wendend und Kohlen aufschüttend. „Nein, von Spaßhaftigkeit kann bei Christen nicht die Rede sein, vielmehr ist alles, was er sagt und thut, gemeiniglich sehr klug erwogen und wohl überdacht. Und hat er Dir das Heiraten angeraten — mußt nicht selbst bekennen, Hans, daß er damit so Unrecht nicht hatte? Guck, auch ich habe mich lange dagegen gewehrt, bis die Leute es mir sagten und ich selbst es leider nur zu gewahr wurde, wie sehr mich meine Dienstmägde betrogen und schlecht zu meiner Sach' lugten. —"

„Das thut aber meine Lene nicht, die ist treu und rechtschaffen!"

„Mag schon sein und will's bei der Lene gerne zugeben. Daß sie dagegen auch nicht sonderlich zum Hausen geeignet ist und, alt und übelzeitig, wie sie geworden, in

manchen Dingen Fünfe gerad' sein läßt, wirst mir wohl zugeben müssen . . . Und dann die Hauptsach', nämlich die Freudlosigkeit, das einsam traurige Leben im einsamen Haus, kein freundlicher Blick, kein anmutig oder kurzweilig Gespräch, nichts als das grämlige Gesicht und verdrießliche Summen der tauben Alten, Tag für Tag — ich hielt's nimmer aus, Hans!"

Hans nickte zustimmend und ließ das Haupt tiefer und tiefer hängen.

„Wie ganz anders aber," fuhr der Schmied, nachdem er das Eisen gehämmert und abermals in's Feuer geschoben, in seiner Rede fort, „wie ganz anders aber das Leben mit einem jungen muntern Weibchen, das einem nichts als Lieb' und Güte entgegenbringt und nicht genug thun zu können glaubt mit Reden und Schmeicheln und Aufwarten und Bequemmachen, hinten und vornen, um einem zu gefallen; mit einem Weibchen, dem man alles, was einen bedrückt, klagen und beraten kann und das stets Trost weiß in allen Dingen. Und erst die lieben Kinderchen, Hans, die hübschen, muntern Dinger, die einem nach Feierabend auf die Knie klettern und mit ihren weichen Patschhändchen die rauhen Backen streicheln und Kurzweil und Vergnügen machen auf alle Weis' — bedenk' das Hans!"

Hans war ob dem Zuhören die Pfeife ausgegangen; und lange sprach er kein Wort, sondern starrte nur in den Alteisenhaufen hinein, als gälte es weiß was kostbares darin zu entdecken. Endlich meinte er, ganz kleinlaut: „Bin halt doch zu dem Ding bereits zu alt geworden. Hab' die Vierzig überschritten, Schmied!"

„Die Vierzig?“ versetzte dieser lebhaft. „Und das nennst Du alt, Hans? Ich aber sag' Dir: just die schönsten Jahre sind's zum Heiraten, der Mann im besten, kräftigsten Alter! Hast ja kaum noch einen Zahn verloren . . .“

„Nein“, bestätigte Hans, die bärtigen Lippen weit öffenend und das wohlerhaltenste Gebiß zeigend.

„Und so kerngesund und kräftig . . .“

Hans streifte seine Hemdärmel zurück und wies auf seine behaarten, muskulösen Arme.

„Nun denn, siehste, siehste!“ rief der Schmied lächelnd, und begann von neuem: „Punkto Heiraten — da sollst Du nicht etwa glauben, Du werdest schwer haben, ein tüchtig Weible zu bekommen. Zehn für Eine, sag' ich, der hübschesten und feinsten des Dorfes; und auch der angesehensten. Warum sollten sie nicht? Und just der Statthalter, als er Dir von dem Ding geschwatzt, da hat er auch ein bissel an sich selbst gedacht, nämlich an seine drei mannbaren, unverheirateten Töchter. Hübsche, flotte Mädchen, sag' ich, von den hübschesten des Dorfes. Und dabei flink und nett und manierlich und kurzweilig und sehr appetitlich — schau, dort kommen sie just vom Feld', um die Hausecke herum! Die in der Mitte, das ist die Liesel, schlank wie eine Birke, Gesichtchen wie Milch und Blut und Aeuglein so keck und lustig, wie ein junges Reh. Die müßt' mir am besten gefallen — Dir nicht auch, Hans? Und fühlst Du Lust — und warum solltest Du nicht? Ich in Deinen Jahren und an Deiner Stelle thät nicht einmal den morgigen Tag abwarten . . . Also fühlst Du Lust dort anzupochen, so bin ich gern' bereit,

die Sach' bei dem Alten einzufädeln und auch bei der Jungen, der ich ja ihr Vetter und Taufpathe bin. Man wird kein Bedenken tragen, Hans, Dir die Thür' zu öffnen. Weiß doch Jedermann, daß Du ein braver, solider Mann und wohl im stande bist, eine Frau angemessen zu erhalten. Das Haus, das artige Heimwesen und ein einziger Herr im Haus'; und ein paar Tausende in der Zinskasse . . ."

„Paar Tausend?" entgegnete Hans geringschätzig. „Zwanzigtausend sind's, Schmied, in lauter guten Titeln!" erklärte er stolz.

Zwanzigtausend! Das hat der schlaue Schmied, des Statthalters naher Verwandter und Freund, eben wissen wollen. Zwanzigtausend! Er selbst staunte nicht wenig, denn ein solch' großes Vermögen hatte weder er, noch wohl irgend ein anderer Mitbürger dem Hans zugetraut. Wie wird der Statthalter-Christen die Ohren aufthun, dachte er.

Und als Hans mit seinem wieder in Stand gesetzten Scheuerhaken sich entfernte, schaute er ihm lächelnd nach und murmelte schmunzelnd: „Sowohl was das Heiraten, als was das Mädchen betrifft, beides hat er nun schon ziemlich dick hinter den Ohren. Gilt also nur noch, das Eisen nicht kalt werden zu lassen . . . Werde mir einen Kuppelpelz verdienen müssen, Gotte (Pathin) Liseli!"

Zu Lene schrie der Hans, als er nach Hause kam: „Hier das Diug, das nun geflickte, damit wieder richtig hantieren kannst, auf dem Herd 'rum! Was ich aber sagen wollt" — er hatte die ehrliche Gewohnheit, gleich alles zu sagen — „was ich aber sagen wollt . . ." Erst

steckte er doch an einer glühenden Kohle die Tabakspfeife in Brand, ehe er es sagte und dann auch geschah es mit halbwegs verlegenem Augenzwinkern und in abgebrochenen Sätzen: „Ja, was ich just sagen wollt, Lene, die Leut', nämlich der Schmieduli und der Statthalter — hm! wir kamen so von ungefähr auf die Sach' zu sprechen —"

„Der Schmieduli?" warf die Lene gutmütg nickend ein, „der Schmieduli ist sozusagen mein Vetter, das heißt: seine Großmutter und unser Großätti — nein, ich sag's nicht recht: meine Großmutter und sein Großätti waren zusammen Stiefge —"

Das verlangte Hans jedoch gar nicht zu wissen darum er ihr eifrig das Wort abschnitt mit der inhaltsvollen Bemerkung: „Nun handelt es sich nicht um alte, gewesene, sondern um neue, werdende Verwandtschaft . . . Ich hab' im Sinn zu heiraten, Lene — — was sagst dazu?"

„Gemeinderat? Nun warum denn nicht? Wer im ganzen Dorf' hätt' mehr der Weil (Muße) dazu!"

„Hast mich scheint's mißverstanden, Lene: Heiraten, mir ein Frauele nehmen, meint' ich!" schrie Hans ihr in's Ohr. —

„Heiraten? Hm, hm!" versetzte die Lene, den ergrauten Kopf nachdenklich hin und herwiegend. „Nun, mir soll's schon recht sein, geh' alsdann zu meinem Bruder Lix."

„Nein, das sollst Du nicht, Lene!" erwiderte Hans gut- und treuherzig. „Raum genug im Haus, auch für Dich! Und dann könnt' Ihr Euch beide in den Haus-

halt teilen, Du und das Frauele, denn ich will nicht, daß eines von Euch es bös' bekommen soll, weder Du noch sie, die ich meine . . Aber gelt, Du erratest sie wohl nicht, Lene, die Person? . . . Nun, ich will's Dir gleich sagen, 's ist dem Statthalter sein Mädchen, das junge, schlanke, aufgewichste — wie heißt's nur auch? Wie es heißt, dem Statthalter sein's?" wiederholte er laut schreiend.

„Könnt's weiß Gott nicht sagen!" beteuerte die Alte gutmütig. „Er, der Christen, ist mit mir auf derselben Schulbank gesessen; dann hat er, groß geworden, des Weberdaniels Mareile genommen, obwohl sie's ungern genug sahen, nämlich die Seinigen, weil's nur ein Halbbauernmädchen war, wenn auch ein bildhübsches —"

„Bildhübsches? — Ja, ja, so ist die Junge auch eines!" versicherte Hans des lebhaftesten.

— — — — — — — — — — — — — —

Gab das ein Gerede im Dorfe unter den jungen und älteren Leuten: dem Fuhrmannshans ist das Heiraten in Sinn 'kommen, streicht des Statthalters Liesel nach, allen Ernstes!

Dem war auch wirklich so. Kein Abend schier, daß man unsern Hans nicht nach des Statthalters „an der Eck'" schreiten sah, daß man, saß er auf der Hausbank oder auch drinnen in der wohlverschlossenen Stube, nicht sein lautes Reden und Lachen vernehmen konnte weithin.

Dem Statthalter und seiner ehrbaren Hausfrau war Hans ein sehr willkommener Gast. Man denke: Zwanzigtausende, bloß an Gülten!

Auch die Mädchen hatten vorerst ihre große Freude

daran, an dem drolligen, freimütigen und derben Wesen des ältlichen Gesellen. Die hübsche Liesel jedoch, der doch sein Besuch zunächst galt, ward Hansens gar bald überdrüssig, konnte schon kein Interesse mehr an ihm finden.

„Warum denn nicht?“ frug die Mutter ärgerlich.

„Weil er auch gar nichts zu schwatzen weiß, als von den Rossen und dem Fuhrwerken, Stunden-, Abende lang, ohne irgend welche Abwechslung, als ob sonst nichts auf der Welt bestehen thät', das einen kurzweilen könnt“, erwiderte das Mädchen, fürnehm das Stumpfnäschen rümpfend. „Dazu das bärtige Gesicht, die groben, rauhen Händ', die einem immer zunächst sind, das dumme Lachen, das ungeschlachte Thudichum . . .“

Da versetzte der Statthalter höchst aufgebracht: „Ja, ja, ich merk' es wohl, was dahinter steckt, an deinem Aberwillen! Gelt, Du möchtest Dir lieber den Metzgerheirele haben, der allerdings feiner und geschniegelter ist als dieser Fuhrmannshans, dagegen dereinst nicht so viel Hab' bringen wird, um sich ein anständig Kühlein zu halten! Ein leichtfertig Blut, zu allem geneigt, nur nicht zu dem, was er sollt', zum arbeiten und hausen — o ich merk' ihn schon, deinen Witz, Mädchen, und auch deine Absichten! Allein, daß es nur weißt: weder ich noch deine Mutter werden je zu einer solchen Heirat Ja sagen, laß' Dir nur nichts derartiges träumen, daraus wird nichts! Auch solltest Du wissen, daß, wenn Ihr drei Mädchen 'mal mit den Buben zum Teilen kommt, für ein jedes nichts Großes 'rauskommen kann . . . Willst daher gescheidt und für deine Zukunft bedacht sein,

d. h. eine habliche Hausfrau werden und aller Sorgen enthoben sein: hier der Hans, mit dem eigen Häuschen, dem großen Gültstock kann Dir's bieten, besser wie keiner im ganzen Dorf, der Dich möcht. Und dazu das freie gutmütige Wesen. Und eigen Herr im Haus, keine nahen Verwandten zu fürchten — greif' zu, Liesel, ich befehl's!"

Auch die Mutter Statthalterin drängte und drängte: „Liesel, gib nach! Liesel, sag' Ja!"

Und die Liesel, nach langem Sträuben, sprach endlich ihr seufzend Ja.

Wer war glücklicher, als unser Hans! Er ließ Wein kommen aus dem roten Ochsen, die vollen zehn Maß. Und that so ausgelassen lustig und konnte vor lauter Lachen und Scherzen fast nicht mehr zu Atem kommen; und eröffnete seiner Liebsten, er werde sich gleich ein mächtig Faß alten Rießlinger ins Haus bestellen, davon dann sein Frauchen trinken möge Tag für Tag, ganz nach Belieben, versprach überhaupt dies und das, was in seinen Kräften liege, und zur Bekräftigung dessen schwur er ein „Hol mich" um das andere, daß der Mutter Statthalterin ordentlich bangte, während ihr Gemahl so behaglich und seelenvergnügt schmauchte, wie wohl in seinem Leben noch nie.

Und erst der Verlobungsschmaus! Dieser ward im roten Ochsen und zwar am Vorabend des Pfingstfestes gehalten, mit großem Aufwand an Speise und Trank und Unkosten aller Art, die sich Hans schon gar nicht mehr reuen ließ. Denn was hätte er seiner Braut zu lieb nicht alles hingegeben. Er fand sie diesen Abend

so liebreizend schön — wie — ach, er fand schon keinen passenden Vergleich mehr, als das schöne Leitseilpferd, welches er vor Jahren zu eigen gehabt und das, seinem nunmehrigen Ausspruche nach, „ebenfalls so krause Mähnlöcklein hängen hatte über die schöne Stirne herab". Sonderbar, daß das Lob bei der hübschen Braut nicht einmal verfangen wollte. Gegenteils warf sie schmollend die rosigen Lippen auf und war nur wieder zu einem matten Lächeln zu zwingen.

Also Tafelfreuden aller Art bis in die tiefe Nacht hinein. Zum Schlusse verstieg sich des Bräutigams unsägliche Herzensfreude sogar noch zu einem Liedchen, das er zu frühern Zeiten oftmals und mit stets neuem Vergnügen am Fuhrmannstische gehört hatte, ein überaus zartes Liedchen, das er nun mit dröhnender Bierbaßstimme vortrug:

> Ueber en Gotthardt flüge d'Bräme —
> Und wenn sie übere si,
> So si sie däne . . .

Welch' ein Jubel, welch' ein Gelächter! Lauter aber als alle lachte Hans, der Bräutigam-Sänger selbst, so daß die Braut an seiner Seite sich mit beiden Händen die Ohren zuzuhalten veranlaßt fand. Hans schrie: Lustig, Schatz, lustig! Und seiner Haushälterin, die er ebenfalls zur Feier gezogen, bedeutete er: „Nun macht man gar noch ein Tänzchen — wollen's wir Beide nicht auch wagen, Lene? Hahahaha!" Lauter Beifall, erneuter Jubel!

Mit dem künftigen Schwiegervater traf er hurtig noch die Abrede, daß die eigentliche Hochzeitsfeier schon

in zwei Wochen stattfinden sollte. Dann wurde endlich die Tafel aufgehoben.

Und auf dem Heimwege, als er von ihrem Hanse von seiner süßen Braut lauten herzlichen Abschied genommen, da wußte er, seinem eigenen Heim zuschreitend, der geheimen Freude kein End. Und um all dem eingeschlossenen Herzensjubel einigermaßen Luft zu schaffen, stieß er einen Jauchzer aus und einen solch ungeheuren, unartikulierten, daß die Heiligen der Sankt Mauritiuskapelle, an welcher er just vorbeischritt, erschrocken aufwachten, der junge Mond aber, am Nachthimmel, sich eiligst hinter eine dahinsegelnde dicke Gewitterwolke flüchtete. Hans hätte es allen Sternlein verkünden mögen, der ganzen weiten Welt: Ich hab' eine Braut, ich bekomm' ein Weibchen, das niedlichste und schönste, das es nur geben kann, so weit eine Peitsche knallt und ein Fuhrwerk geht weit in der Rund'! Und morgens schon fahr ich mit ihm, dem Herzensschatz, in die Stadt, um es sehen zu lassen, um die Einkäuf' zu besorgen — —

„Halt!“ sprach er zu sich selbst und die Schritte einhaltend und sich verlegen an die Stirne greifend: „Abgered't ist es zwar wohl und doch nur zur Hälft'! Nach der Stadt fahren, ja — allein das Wie blieb dummerweis' unerörtert.“ — Das Hochzeitersein war so überraschend schnell über ihn gekommen, daß er ob all' dem uuermessenen Glück den sonst so bedachten Sinn eingebüßt hatte. Nach der Stadt hinfahren, dachte er — hm! hm! das kann man so gut mit der Bahn, wie mit Roß und Wägelchen. Allein diese verdammte Eisenbahn — nein, darein thu' ich nicht den Schritt, thät

ihnen, den Schnäuzlern, nicht den Gefallen, daß sie sagen könnten: Aha, da kommt auch der Hans angetrottet, ist's wohl zufrieden geworden ... Nein, eher zu Fuß über sieben Hügel, durch neun Dornhecken hindurch, als den Fuß auf den maledeiten eisernen Tritt setzen! Also per Extrafuhrwerk! Ein eigen Pferd aber hielt er sich, da der „Fuchs" mangels Bewegung geschwollene Beine bekommen, schon längst nicht mehr. Dafür standen ihm allerdings, und bei dem Anlaße ganz des Besondern, des Statthalters beiden Gäule zur Verfügung. Des Statthalters Grau- und sein eigenes Bernerwägelchen — beide gleich hübsch oder vielmehr gleich alt und häßlich. Daher lieber den Ochsenwirt um sein Fuhrwerk, Roß und Chaise angehen. Aber sollte er nicht zuvor sein Bräutchen um die Meinung befragen? Ja, das wollte er, hatte er doch der Liesel bereits teuer und heilig gelobt, hiefür keinen Schritt zu thun, ohne ihren teuern Konsens ...

Obwohl unter solchen Gedanken bereits an der Schwelle seines Hauses angelangt, beschloß er dennoch unverweilt den Rückweg anzutreten. Die Stunde — soeben hatte die Turmuhr die Mitternacht verkündet — war zwar zu einem Besuche eine etwas ungewöhnliche. Allein war nicht der Anlaß ebenfalls ein sehr ungewöhnlicher? Man ist ja nicht alle Tag Hochzeiter! dachte Hans und lachte dabei fast überlaut vor Vergnügen und schlug mit langen Schritten den Fußweg ein, der eine Anzahl Wiesen und Baumgärten quer durchschneidend, des direktesten nach dem Unterdorf und des Statthalters Wohnung führte. Die Kühlung, die ihm der die juchten-

ledernen Stiefel befeuchtende Thau beibrachte, empfand er, der Wein- und Stimmungserhitzte, gar nicht unangenehm. Von weitem schon spähte er durch das Dunkel der Nacht nach des zukünftigen Schwähers Haus hin.

Wie? Kein Licht mehr? Alle bereits schlafen gegangen? Auch Liesel, die Braut? Na, dachte Hans belustigt, da werd' ich halt auch einmal „Fensterlen" [1]) müssen! Wenn ich nur die Kammer wüßt, meinem Herzkäfer seine? Jedenfalls im Hinterhaus', soviel ist sicher.

Darum verfügte sich Hans nach dem Hinterhause.

In dem mit einem weit überhängenden Schirmdach beschatteten, stockdunkeln Vorschuppen war es aber keine Kleinigkeit, sich zurecht zu finden. Endlich entdeckte Hansens scharfes Auge in der Giebelmauer einige dunkle Vertiefungen. Er tappte sich nach der ersten besten derselben — richtig, es war ein Kammerfenster, vielleicht just dem Bräutlein seines. Und schon stand Hans im Begriffe, herzhaft an die Scheiben zu pochen, als ihn plötzlich däuchte, ein Geräusch gleich demjenigen nahender Schritte zu vernehmen, erst von der Straße, dann, weit vernehmlicher, wenn auch vorsichtiger schleichend, vom Hausgäßchen her, mit oftmaliger Unterbrechung! Wer war das? Ein Dieb? Wohl, der sollte schön ankommen! Es konnte aber auch ein Kiltbube sein, vielleicht der Brunnmattköbel, dem ältern Mädchen sein Schatz. Allein

[1]) Gebrauch der Bauernburschen, zu später Nachtstunde an das Kammerfenster des Mädchens zu pochen und sie mit allerhand witzigen und verliebten Redensarten, sogenannten Kiltsprüchen, zu unterhalten.

dann brauchte er nicht so heimlich zu thun und zu schleichen. Hans beschloß, dem Ding noch ein Weilchen abzuwarten, es gebrauchte nur des Schrittes, um sich sachte hinter den neben dem Fensterlein kunstreich aufgeschichteten Holzstoß zurückzuziehen, aus welchem dunkeln Verstecke er alles genau beobachten konnte. Die Schritte kamen näher, bewegten sich um die Hausecke herum ebenfalls auf das Hinterhaus, den Hausschuppen zu. Der Bursche mußte genauen örtlichen Bescheid wissen, denn ebenso sicher als hastig trat er nun auf eben dasselbe Fensterlein zu, das Hans soeben verlassen — Hans selbst däuchte dessen warmen fliegenden Atemhauch zu verspüren. Und tipp! tip! pochte es ans Fenster, erst vorsichtig, dann beherzter. Und eine hohe Männerstimme hüstelte und rief halblaut: „Liesel, schlafst? Guck, 's ist mich, der Heiri . . ."

Nun ging Hans ein Licht auf. Das war das schmucke Metzgerbürschlein, das scheint's längere Zeit das Mädchen umgirrt und vom Alten den plötzlichen, wohlgeziemenden Abschied bekommen hatte. Was wollte der noch hier? Hans sollte es gleich erfahren, zu seinem großen Erstaunen, zu seinem noch größeren Entsetzen . . .

„Liesel", fuhr die Stimme eindringlich flüsternd fort „so sprich doch nur ein einzig lieb Wörtchen, damit ich nicht unsinnig werde vor lauter Weh und Verzweiflung. Lug, den ganzen Spätabend bin ich vor des Ochsenwirts Gaststubenfenster gekauert in der Weinlaube drinn, und zwischen den stachlichten Maienstöcken, und hab' hineingespäht durch die dünnen Vorhäng'. Und hab' Dich neben dem großen ungeschlachten Osterkalb sitzen sehen

und den ganzen Unsinn mit angehört, den er laut plärrend und polternd auskramte, mit angehört das narrächtige, pferdemäßige Gewieher — o ich barst fast vor Wut und Eifersucht! Und hätt' dann handkehrum wieder weinen mögen bei dem Gedanken, daß Du, das feine herzliebe Mädchen, einem solchen klotzigen Stallmistfinken und Rosseтäuscher überliefert worden und fortan angehören sollst. Und ich wartete und wartete, und sah Euch Beide im Geleit der Alten 'rauskommen und die Straß 'raufgehen nach Haus' — ich war euch, beim Feuerspritzenhäuschen, ganz nahe gekommen auf zwei Schritte — Du bemerktest mich gewiß, gelt? Dacht' ich's doch! Und als das große Kameel Dich in den Arm kniff und Dir die Hand schier nicht mehr lassen wollt' beim Gutnachtsagen — o ich hätt' ihn umbringen können, jäh, meuchlings, und wer weiß was geschehen, wäre nicht der Trupp Nachtbuben neugierig des Weges gekommen, so daß ich, wollt' ich mich nicht zu erkennen geben, bloß noch einen raschen Seitensprung thun konnt' in den Baumgarten hinein . , .

Ja, wär' es ein anderer, der mich bei Dir ausgestochen, ein junghübscher, feiner, ich könnt's noch eher verwinden! Allein dieser — dieser — — Und der Bursche ergoß sich neuerdings in Schmähungen und Vergleichungen, in abwechselnd zornigen, witzigen und unflätigen.

Unser Hans mußte es anhören, wie seine Braut, drinnen in der Schlafkammer, bei diesen eifersüchtigen Ergüssen ihres ehemaligen Anbeters ganz vernehmlich kicherte, einige Mal sogar laut und ergötzlich auflachte;

mußte es hören, wie diese seine Braut auf das Bitten und Drängen des hergelaufenen Bürschchens hin gar noch das Schiebfensterchen öffnete, wie Beide kosten, küßten lachten und weinten.

Da geschah seitens des Bürschchens ein plötzlicher, gellender, dann gewaltsam unterdrückter Aufschrei. „Was ist Dir, Heinrich?" frug die Liesel mit bebender, angstvoller Stimme. „So red' doch!"

Allein der „Heinrich" vermochte nicht zu reden, ihn hatten zwei riesige Hände mit Löwenstärke erfaßt, die eine bei den Lenden, die andere am Nacken, würgend die Kehle zupressend. Dann fühlte er sich mit schier unmenschlicher Gewalt in die Höhe gehoben, fortgetragen — ein Sturz in die knietiefe, schmutzige Mistgosse, daß diese hoch aufspritzte.

Und ein grimmes „Hahaha!" erscholl durch die Stille der Nacht, darauf der heisere, höhnische Zuruf seitens des Rächers seiner Ehre: „Hier, Metze, kannst nun deinen Liebsten herzen und küssen kommen! Und ihn lieb haben dein Leben lang — mich siehst allweg nicht mehr an deiner Seit'!"

Zur frühen Morgenstunde wurde hastig die Pfarrhausglocke gezogen. Und als die Pforte sich vorsichtig öffnete, stand unser Fuhrmannhans davor, gar übernächtig und finster dreinblickend. Und er meldete der erstaunten dicken Pfarrköchin: „Ich laß den Pfarrherrn höflich grüßen. Das Verkünden aber, heut' auf der Kanzel, meine und des Statthaltermädchens Hochzeit, soll er hübsch bleiben lassen, ich verzicht auf das Ver-

gnügen . . . So, nun wär's ausgerichtet. Guten Morgen, Jungfer Dorothe!"

Was half's, daß der Papa Statthalter sich persönlich zu Hans verfügte und im Namen seiner Tochter freundliche Abbitte leistete für das nächtlich Geschehene, und die ganze Geschichte als einen unschuldigen Kilterspaß darzustellen suchte und nicht Worte sparte, noch Versprechungen, um Hans zum Einhalten des Heiratsversprechens zu bewegen, ihm, dem Alten, sowie der ganzen Familie zu liebe, die sich ja vor den Leuten arg schämen müßte?

Ja, was half's, daß die Liesel selbst einen Boten nachschickte mit einem Brieflein und Blumensträußlein? Letzteres warf er den jungen Katzen hin zum Spielen, ersteres rührte er schon gar nicht an, sondern befahl dem Knaben, es dem Metzgerheirele zu bringen, der habe allweg den Trost am nötigsten. Das Mädchen lasse er grüßen „durch einen Peitschenstecken . . ."

Als die fromme Pfarrgemeinde in der Kirche festtäglich versammelt war, erwartete jedermann die Verkündung des Eheversprechens zu hören. Doch des Seelenhirten Mund blieb stumm. Nicht aber derjenige der Pfarrdorothe. Zwar teilte sie die Neuigkeit bloß ihrer Nachbarin Hohlbäuerin mit, ganz im Vertrauen und unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit. Allein desselben Pfingstsonntagnachmittags schon wußte es bereits das ganze Dorf: Es war der Hans, der die Hochzeit aufgesagt, in zornig brutaler Weise — unerhört, ganz unerhört! Aber der Grund, die Ursache. Man stellte Erforschungen an, die eifrigsten und ungeduldigsten und

zugleich die vergeblichsten. Alles, was man erfahren konnte, bestand in den Thatsachen: Verspätete Nachtbuben wollten um die Mitternachtsstunde einen polternden Lärm und weibliches Gekreische und zwar aus der Richtung, in welcher des Statthalters Hinterhaus lag, vernommen haben. Der Metzgerheirele aber, der dränglichste und vorwitzigste aller Dorfkumpane hatte sich noch keinem Auge blicken lassen, lag krank und steif zu Hause, vermochte nicht das Glied zu rühren. Daran ließen sich freilich schon allerhand Vermutungen knüpfen. Nach und nach, als ob die Sternlein geplaudert, wurden die Vermutungen zur vollen Gewißheit: Nächtlicher Skandal bei Statthalters Hinterhaus — Hans und Heirele aneinander geraten — Letzterer Prügelsuppe und Sturzbad bekommen — darauf die Absage — alles aus, dahin und weg — ei, ei! Kein Wunder also, daß Liesel, die verlassene Braut, sich nicht mehr vor die Hausthür hinauswagt. Nun, ihr und der ganzen hochmütigen Statthalterfamilie ist der kalte Umschlag schon zu gönnen!

Auf Freiersfützen.

Nun hätte man glauben sollen, daß Hans nach den bittern Erfahrungen, die ihm bei dem ersten und sehr ernsthaften Versuche zu teil geworden, von seinen Heiratsgedanken des gründlichsten geheilt worden. Er selbst glaubte es nicht anders, stieß, so oft ihn die Erinnerung

an das Geschehene anwandelte, einen heimlichen, grimmen Fluch aus und schalt: „Geschah dir schon recht, Hans! Wie konntest du nur so närrisch sein, in deinem bestandenen Alter noch an so etwas zu denken . . . Ja, wenn ich noch Freundschaft mit den Rossen halten könnt', wie ehedem, ich hätt' den Narrenstreich allweg nie begangen. Die Roß', so wie ich sie gut und ehrlich behandelte, die hätten mich nimmer verraten und betrogen . . . Will mir aber alles hübsch zur Lehre dienen lassen!"

Dies Hansens steifer Vorsatz. Allein der Mensch denkt und — das Weib lenkt.

Es war Spätsommer geworden. Im Kalender stand zu lesen: Am ersten Montag nach Sankt Verena großer Jahr- und Viehmarkt . . . Wirklich sah und hörte Hans jenes Morgens eine Menge Wagen, Wägelchen, Vieh und Menschen des Weges ziehen, alle nach der nämlichen Richtung, der Stadt hin.

Hans hatte kein Viehstück zu Markt zu treiben, seine Stallung stand seit Jahren öde und leer, und auch kein eigentliches Geschäft zu verrichten, als, wie er sich der Lene gegenüber ausdrückte, die verdammte Langeweile spazieren zu führen, auf daß sie ein Bischen gaffen könne und ihn selbst für einige Stunden zu plagen aufhöre; am End schlag' ich sie tot mit dem Weinglas, hahaha!"

Er hatte trotz alledem seine Lachlust beibehalten; allein sein Lachen besaß schon nicht mehr den muntern Klang wie ehedem, die leidige Hochzeitsgeschichte hatte auf seinem kindlich fröhlichen Gemüt einen mißmutigen Schatten znrückgelassen. Ja, hätte er nicht dann und

wann, wenn ihm die Erinnerung allzu nahe trat, sich ein Bischen auspoltern und fluchen können, fluchen über das gesamte leichtfertige, falsche Mädchengeschmeiß — dies aber pflegte ihm ordentlich das Herz zu erleichtern. Und die Lene ließ ihn dabei ordentlich gewähren, nickte nur so mit dem Kopf, obgleich sie selten ein Wort davon verstand.

Also auch er kleidete sich znm Markttage, ließ sich von der Alten die geschmierten Stiefel reichen. Er gedachte zu Fuß zu gehen in aller Gemütlichkeit — was hatte er denn dabei zu versäumen? Kaum aber hatte er sich außerhalb des Dorfes, beim Bachübergang gefunden, siehe, da kam auch noch ein verspätetes Fuhrwerk in sanftem Trab nachgefahren, der Schlappbauer mit seinem Hinkebein, dem alten „Kohli"; an seiner Seite ein gar ansehnliches aber nicht mehr ganz junges Frauenzimmer „Höh!" rief der Bauer, seinen Gaul anhaltend und Hans zum Mitfahren einladend; nach einigem Zögern stieg Hans auf, sich schwerfällig auf den schmalen Rücksitz niederlassend, worauf das Vehikel sich wieder in Bewegung setzte.

Der Schlappbauer äußerte den Wunsch, sich einen jungen kräftigen Ackergaul zu kaufen, und wie es ihm just recht lieb wäre, wenn Hans mit seiner Kennerschaft ihm dabei behülflich sein wollte. Hans fühlte sich geschmeichelt, war die Bereitwilligkeit selber.

Allein so viel der Pferde auf dem Markte auch feilgeboten waren, und so sehr sich Hans Mühe gab, um eine gute Auslese zu treffen, dem Schlappbauer wollte doch keines recht gefallen. Fast möchte es scheinen, dachte

Hans ärgerlich, daß er gar keine Lust hat, eins zu kaufen oder aber kein Geld dazu.

O ja doch, der Schlappbauer war hinlänglich bei Geld! In den „Adler“ zurückgekehrt, bestellte er für sich und seine Tochter ein reichliches Mittagessen nebst einer Maß Wein und nötigte Hans, an demselben Teil zu nehmen. Hans befand sich wieder einmal unter Leuten, der rege Verkehr und das geschäftige lärmende Treiben im Wirtshause muteten ihn so seltsam und froh-erinnerlich an. Die aufgetragenen Speisen waren gar gut, gut auch der Wein, dem Adlerwirt seiner. Und obgleich die Tochter des Schlappbauern das ihrige kaum berührte, war sie doch allzeit beflissen, die Gläser ihrer beiden männlichen Mahlzeitgenossen immer von neuem aufzufüllen.

Hans hatte bislang mit dem Schlappbauer, in Folge der eigenen Zurückgezogenheit und der ziemlichen wohnlichen Entfernung gar keine nähere Bekanntschaft gepflogen. Nun waren sie mit einmal beinahe dicke Freunde geworden. Der Bauer zeigte sich als ein gemächlicher, origineller Kauz, voller trockener Einfälle und Schnurren, Schnurren, an denen Hans sich reichlich ergötzte. Der Schlappbauer ließ es auch nicht an Spott und derber Kritik fehlen über die neuen Moden, die sowohl in der Landwirtschaft, als in dem häuslichen Leben der heutigen Bauersame eingerissen. Beim Alten, meinte er, lebte sich's alleweil noch weit besser, und wer's weiter gebracht hat oder weiter bringen wird, wir Alt- und Neumodischen, das muß schon noch an den Tag kommen.

Die Rede gefiel Hans außerordentlich. „Der ist auch

nicht auf den Kopf gefallen", dachte er. „Ja, die alten Zeiten, die guten alten Zeiten!"

Und als der Schlappbauer nach einem neuen „satten" Schlucke sich sachte an die Wand zurücklehnte, und, die Hände in die Hosentaschen und die Beine gemächlich ausspreizt, die fernere Bemerkung fallen ließ, wenigstens er habe weder Lust, noch es sonderlich notwendig, von der alten bewährten Bauernweise abzugehen und dafür sich in die hastvollen Neuerungen zu stürzen, da rief Hans ganz laut und im Tone der Ueberzeugung: „Ja ja, das will ich gern glauben, daß Ihr's nicht mehr nötig habt!" Schon das „schlufige" Aussehen, dachte er, legt es einem nahe, daß der Mann sein Schäfchen gut im Trockenen hat. Das eben sind die rechten hablichen Bauern, während die gefixten gewöhnlich nicht so viel Geld in der Tasche haben, um über das Bedürfnis hinaus ein Glas Weiu zu trinken.

Zum Verwundern war es auch, wie die Tochter des Schlappbauern — Susanne war ihr Name — in allen häuslichen und landwirtschaftlichen Dingen so trefflichen Bescheid wußte und ihre Kenntnisse ohne Zier oder Rückhalt kund und zu wissen that. Auch sie sprach sich sehr geringschätzig gegen die Modesucht und das Fein- und Geleckttbun der heutigen weiblichen Bauersame aus, die nicht genug Aufwand machen könne und von dem „Herrengeschlemp" sich bald kaum mehr unterscheide; obwohl dies weder den Bauernweibern noch den Mädchen was eintrage, indem man doch bei einer jeden so ziemlich genau wisse, woran man mit ihr sei, fügte sie bedeutsam hinzu.

Hans sah sich die Sprecherin genauer an.

Wirklich war sie, selbst nach seinen schwachen Begriffen zu urteilen, durchaus nicht streng modisch gekleidet, zudem in ziemlich vorgerückter jungfräulicher Reife begriffen, was schon an dem stark gelichteten halbrötlichen Haarwuchs bemerkbar. Dafür besaß sie auch nicht das äußerlich feinzimperliche Wesen der jungen Bauerndirnen (— Hans dachte seufzend an des Statthalters Liesel —), sonderlich wie ihre Gestalt währschaft dick und schwer, so auch ihr Benehmen ohne Zier und — um uns nach Hansens Denkweise auszudrücken — ohne scheinheiliges Augenniederschlagen. Breit und währschaft sahen auch ihre unbehandschuhten Hände aus, die wohl wenig mit Häckelgarn und Brodiernadel, desto häufiger aber mit Hacke, Karst und Mistgabel in Berührung kamen. Dafür zeugte auch ihr hochgeröteter Teint; der kam wohl von dem vielen Schaffen im Freien, in Sonnenbrand und Wind und Wetter, dachte Hans, jedenfalls nicht vom Wein, den rührt sie kaum an.

Das Mädchen erbat sich vom Vater Geld, sowie eine kurze Frist, um seine notwendigen Einkäufe zu machen. Bei einer frischen Halbe und nachdem die Pfeifen neuerdings in Brand gesteckt, erzählte dann auch der Alte, welch' ein gescheidtes, anschickliches und werkhaft Mädchen das sei, ohnegleichen, nicht hoch genug zu schätzen. Dabei haushälterisch und durchaus nicht putzsüchtig. So daß, wenn er's verlieren müßte, ihm großer Schaden erwachsen würde, nicht zu ersetzen. Zwar besitze er der Töchter noch zweie, wie Hans bekannt sein werde — Hans schüttelte verneinend den Kopf — junge hübsche

Mädchen, die nur Putz und Tändelei im Sinn und erst noch eine tüchtige Lehrzeit durchzumachen hätten. (Hans gedachte mit Schaudern seiner ehemaligen Braut.) Einmal aber, und dabei that er einen schweren Seufzer, wird er die Susanne, seinen Haussegen, wohl auch verlieren müssen. Das Mädchen habe der Kiltbuben, die ihm gerne nachgestrichen wären, schon genug gehabt, darunter angesehene, reiche Bauernsöhne, die ihren Wert wohl zu schätzen wußten. Die Susanne aber habe sie stets abgewiesen, einen nach dem andern, der Mutter, dem Hauswesen zulieb. Auf die Dauer jedoch könne man das Opfer nicht verlangen, besonders wenn einer käme, der —

Hans hatte bereits ordentlich die Ohren zu spitzen begonnen und war begierig zu vernehmen, wie der wohl aussehen müsse, dem man das Juwel aushinzugeben willens sei. Nun aber war diejenige, von welcher eben die Rede gewesen, unvermutet wieder ein- und an den Tisch getreten, so daß der Alte seine wehmütige väterliche Betrachtung nicht vollenden konnte.

Sie aber, die Susann', mußte auf ihrem Geschäftsgange große Eile oder aber die Witterung indessen eine bedeutende Wärme entwickelt haben, denn das Inkarnat ihres Antlitzes, sowie von Hals und Nacken, war noch bedeutend gestiegen und um mehrere Nuancen dunkler geworden. Ihre Wangen glühten die glänzende Glut. Sie weigerte sich, nochmals „Platz zu nehmen". Sie drängte zum Aufbruch, schon der jungen Ferkel zu Hause wegen.

„Schau, schau!“ dachte Hans, „die sorgsame Haushälterin!“

Auf der Heimfahrt, beim „Neuhäusle“ schon, verlangte Hans Einkehr zu nehmen. Das Mädchen wollte auf dem Wägelchen sitzen bleiben, da sie doch keinen Wein mehr genießen könne, weil er gegen ihre „Natur“ sei. Hans jedoch ließ den Einwand nicht gelten, denn gerade ihretwegen hatte er ja die Einkehr befohlen, befohlen auch die beiden Flaschen Wein, weißen und roten, zu des Mädchens Auswahl, desgleichen Zuckerbrot und Kuchen, womit sie den Wein genießbarer machen könne. Er ließ sich überhaupt nichts gereuen, trank selber ein Glas um das andere und lachte, das erste Mal wieder seit Monaten, so recht laut, harmlos und vergnüglich, ganz wie er es ehedem gethan vor dem „närrischen Strubel“, wie er jene verdrießliche Bräutigamepisode zu nennen pflegte.

Versüßten und mit etwas Wasser verdünnten Wein konnte die Susanne „zur Not“ noch vertragen. Darob ward sie auch ordentlich gesprächig. Und als sie und der Hans auf der fortgesetzten Heimfahrt so dicht und traulich neben einander saßen, wußte sie die Rede auf Umwegen noch auf Hansens persönliche und häusliche Angelegenheiten zu bringen, kam auf die „Geschichte“ zu sprechen. Sie konnte nicht der Worte genug finden, um ihrem Abscheu über die Falschheit und Treulosigkeit, deren sich des Statthalters Mädchen schuldig gemacht, gebührenden Ausdruck zu verleihen. Zugleich aber wünschte sie Hans Glück, daß es zur rechten Zeit so gekommen, denn mit der Liesel, die nichts könne und verstehe, als

ihr Lärvlein schmücken und Süßigkeiten lecken, hätte er unfehlbar sehr unglücklich werden müssen, von anderm, der Untreue, schon gar nicht zu schwatzen.

„Ja“, ergänzte sie sich und versuchte, wenn dies möglich gewesen wäre, noch mehr zu erröten, „ja, Ihr habt mich oftmals ungemein gedauert, Hans, schon damals, als es hieß, daß Ihr der Liesel nachginget oder vielmehr des Statthalters Leut' Euch ins Garn lockten mit Teufels List und Bosheit, da hab' ich gedacht, ist denn kein ehrlicher Mensch im Dorf, Euch vor dem Falle, dem Unglück zu warnen? Und mehr denn einmal war ich selbst d'rauf und d'ran, Euch ein Brieflein zu schreiben mit entstellter Hand oder auf eine andere Art Euch Botschaft zu geben, weil ich's nicht leiden konnt', daß ein solch respektabler, braver junger Mann, wie's wohl keinen zweiten gibt, weitum, im ganzen Dorf schon gar keinen, in's Elend geritten werd' —“

„Das hast Du thun wollen, Mädchen?“ rief Hans erstaunt und beglückt zugleich. „Ei, ei! Wie gut und brav, hätt' mir solch's nicht träumen lassen, daß es Jemand so gäbe auf der Welt, nein gewiß nicht, hol' mich der —“

Nein, den aufrichtigen Schwur getraute er sich nicht zu vollenden, das gute Mädchen hätte sich darob entsetzen können.

Allein die Hand preßte er ihr voll Dank und Bewunderung, und sie entzog sie ihm keineswegs, mochte es gut leiden und auch erleiden. Er guckte sie so treu und warmherzig an und versuchte sogar, den Arm sachte um ihre Taille zu schlingen, mußte zu dem Behufe ziemlich

weit ausholen. Und stellte neuerdings einen Vergleich an zwischen des Statthalters bleichsüchtigem, zuckernem Töchterlein und dieser derbdrallen, währschaften und echten Bauerntochter, die weit substantieller beschaffen war und nicht so kindisch dumm that und ob jedem zärt ichen Berührungsversuch erschrocken aufjuckte oder in Ohnmacht zu fallen drohte und auch nicht, die Hauptsache, das falsche Gemüt besaß, wie jene.

„Und meine Mutter,“ fuhr das Mädchen in seiner treuherzigen Rede fort, „die sagte es mehr denn einmal, als sie von der Liebe und der Verlobung Kunde bekam: das kann niemals gut herauskommen, denkt d'ran, Kinder! Er ein Vierziger, ein gesetzter Mann, sie ein Tändelmädchen, das kaum erst die Nase sich zu putzen gelernt, das paßt nicht zusammen, kann nicht zusammen passen!“

„Ganz recht, völlig recht!“ bestätigte Hans mit großer Wärme. „'s muß halt alles zusammen passen, dem Alter und dem Gemüt nach — nicht wahr, Susanne?“ Und er preßte ihre Taille noch stärker; und sie, die Susanne — diesmal vollbrachte auch sie ein verschämtes Aufjucken, lachte aber dabei hell auf, mit Hans um die Wette.

Sogar der „Kohli“ wieherte laut auf, wohl aus Freude darüber, daß man die heimatlichen Fluren erreicht und die Futterkrippe nahe.

Man war am Scheideweg angekommen, rechts führte die Straße nach dem Dorfe, nach Hansens Wohnstätte, links der Feldweg durch Wiesen und Aecker nach dem Schlapphofe hin.

Hans machte Miene auszusteigen. Der Bauer jedoch,

sich vom Vordersitze umwendend, meinte: „Wenn nichts besonderes zu versäumen hast, wird's mich freuen, wenn — na, Kohli, so thu' doch nicht so eilig!"

Und die Susanne vollendete den Schluß der Einladung mit einem herzhaften: „Kommt doch gleich mit, der Umweg ist ja kaum der Red' wert!" Dabei blickte sie ihn aus ihren kleinen Aeuglein so wonniglich an, Hans hätte, um widerstehen zu können, ein Herz von Marmelstein haben müssen. Und sein Herz, wir wissen's ja, war keineswegs so hart beschaffen.

Auf dem Schlapphof angekommen, wurde Hans, weil man in der Wohnstube den Schuster auf der Stör hatte und dieser, wie die Susanne sagte, die Nase nicht in allem zu haben brauche, gleich in die Hinterstube geleitet. Dahin kam, nachdem er den Kohli ausschirren geholfen, auch der Schlappbauer, in der Hand eine Flasche Kirschbranntwein. Die Bäurin brachte süße Butter und Honigwabe. Süßer aber als Butter und Honig waren ihre Freundschaftsworte, die sie an den hochwillkommenen Gast richtete.

Nachdem er mit Hans „Bescheid" getrunken, verfügte sich der sorgliche Hausvater wieder in die Scheune hinaus, während die Susanne dem Gast das Gläschen nochmals auffüllte. Wie schade, daß sie selbst so alles „Geistige" so gar nicht riechen konnte; und wenn sie, auf Hansens bittendes Drängen, sich gleichwohl dazu verstehen ließ, ein bischen von der hellklaren, perlenden Flüssigkeit zu kosten, so that sie's blos ihm zu Gefallen und der Zahnschmerzen wegen, die sie auf einmal befallen, gerade wie angeweht.

„Zahnweh,“ sagte Hans, „das kenn' ich nicht. Hab' aber oftmals sagen hören, da helfe das zimperlich Nippen nichts, da müsse man das Gläschen gleich herzhaft 'nuntergießen, und zwar lieber zwei als nur eins.“

„Ach, wenn's nur nicht so entsetzlich scharf und bitter schmecken thät“, meinte die Susanne zaghaft, das Taschentuch an die dicke Wange pressend.

„Nur herzhaft, mein Schatz!“ befahl Hans, „die Augen zugemacht und in einem Zug ausgeputzt, wie man's mit dem schlechten Doktorzeug macht. — Eins, zwei, drei!“ kommandierte er fröhlich — „so! Hahaha! Siehste, Mädchen, wie leicht man sich auf solche Weis' bezwingen kann! Und gelt, wie gut der Kirsch schmeckt?“

„Abscheulich! Puh!“ Sie versuchte auszuspucken.

„Gut, sag' ich, herrlich gut! Und sicherlich hat schon auch das Zahnweh ein wenig nachgelassen — nicht? Dann mußt Dir gleich noch ein Schlückchen nachgießen — da, ich schenk' Dir ein und werd' Dir nochmals vorkommandieren . . . Guck, das ist schon weit besser gerutscht, dacht' mir's wohl! Wie Du aber d'rauf nur eine solche Grimasse schneiden kannst — 's ist auch gar zu drollig! Und wie die Weibsleut' diesen Branntwein so unsöffig finden können, hahaha!“

Inzwischen war es völlig dunkel geworden und auch der Alte wieder zu seinem Gaste zurückgekehrt. Die beiden Männer, allsogleich in ein tiefsinniges Gespräch über den Pferdehandel und dessen Schwierigkeiten vertieft, gewahrten es nicht, wie hinter ihrem Rücken die Susanne sich gleich noch hurtig ein drittes Spitzgläschen einschenkte und dasselbe auf einen Zug leerte — —

diesmal ohne des Kommandierens zu bedürfen und auch ohne den Mund zu verziehen — der Zahnschmerz, der Zahnschmerz!

Und als Hans sich nicht mehr länger halten ließ und sich dankend empfahl — im Hausgang draußen, beim Abschied kneipte er die Susanne traulich in Arm und Wange und bekannte: „Will Dir's nur gestehen, Mädchen, Du gefällst mir sakrisch gut! Ich darf wiederkommen, gelt?“ Da hing sich die Susanne, von Gegenliebe überwältigt, mit voller Leibesgewichtsschwere an seinen Hals — wie ihre Wange so heiß, ihr Odem so duftend!

Und beim Nachhausegehen — der Vollmond warf sein mildes Licht durch die Lücken der Fruchtbäume, auf dem Gras, der sogenannten Herbstweide, funkelte der Thau gleich kostbarem Edelgestein, die Sternlein flimmerten so traulich hernieder — da war Hans wieder einmal ganz Zufriedenheit und Freude.

„Gewiß“, murmelte er vor sich hin, „ein sakrisch lieb und lustig Mädchen, die Susanne, mit dem man mal ordentlich reden kann, wie es einem gerad' in Sinn kommt, thut auch nicht bei jeder aufrichtigen Schmeichelgeberde so scheinheilig zimperlich, wie jene, deren Namen ich nicht einmal mehr aussprechen mag. Und die Hauptsach: kein Metzgerheirele, der sie einem hinterrücks streitig machen wird . . .“

Diese Susanne, sie und der genossene „Kirsch“ waren ihm ordentlich zu Kopfe gestiegen, hatten ihm das Gemüt über die Maßen aufgeregt. Ja beim „Stapfle“, da, wo oberhalb des Dorfes der Wiesenfußsteig in die Straße einmündete, ließ er abermals, das zweite mal in seinem

Leben, einen verwegenen Jauchzer erschallen, darob zwei Raben, die zu seinen Häupten, im Geäste des Wildbirnbaumes, ihre Nachtruhe gesucht, erschrocken auf- und davonflogen.

Darf ich wiederkommen? hatte Hans zu Susanne gesagt. Und er ging wieder hin, nach dem Schlapphof, gleich des folgenden Sonntagnachmittags; und fand das Mädchen nur noch währschafter, blühender, reizender; auch der Kirsch und die Küchlein mundeten ihm vortrefflich. Und hier, in dieser Gesellschaft, durfte er reden und sich geberden, ganz nach Gewohnheit, brauchte sich keinen Zwang anzuthun, wie damals in Statthalters Haus, wo alles so geleckt aussah und die Mädchen bei jedem lauten Wort seinerseits oder herzhaftem Lachen sich Blicke zuwarfen, die Gäxnäschen! O nun sah er's erst recht ein, unser Hans, wie dumm es von ihm gewesen nur an so etwas zu denken, wie die Heirat von einem solchen fürwitzigen, geschniegelten Persönlein! Diese Susanne dagegen, war sie dem Aeußern nach auch nicht ein solch' feinhübsches Muttergötteschen, sondern weit mehr in die Breite gediehen, und hatte sie auch bereits schon ein wenig „Haar' lassen" müssen auf dem Haupte, so daß die Zöpflein aussahen wie magere Schweineschwänzchen — das Haar thut nichts zur Sache, dachte Hans, dafür besitzt sie volle rote Backen, mächtig dicke Arme und Waden, recht zum Verstaunen, ist also durchaus nicht schmäderäßig [1]), hat ein keckes, munteres und zutrauliches Wesen, weiß in allen Dingen fürtrefflichen, witzigen Be-

[1]) Wählerisch in Speise und Trank.

scheid — kurz, Eine, wie sie dem Fuhrmannshans am besten anstände. Fünfunddreißig Jahre, vielleicht auch 'was weniges darüber — ganz recht, mir ganz recht, wird eben nicht mehr aller Hoffart und allen Narreteien nachhangen.

Abermals glücklicher Bräutigam.

Wo im Dorfe Heulingen zwei Burschen oder Mädchen sich trafen, auf dem Kirch- oder Kiltgang, in Feld und Wald, da hieß es gleich: Weißt sie auch, die Neuigkeit? Der Fuhrmannhans geht wieder freien! Diesmal ist's die dicke Susanne, dem Schlappbauer seine, die ihn an den Bändel gekriegt. Will's gerne glauben, daß er ihr angenehm wär': altes Mädchen, das zudem noch niemals einen Schatz gehabt, außer vor etlichen Jahren jener Schloßhäuser Bursche, der aber beim zweiten Kiltgang schon eiligst Reißaus genommen, und konnt' niemand so recht vernehmen warum, allein denken läßt sich's schon ... Und daß sie halig[1]), ungemein halig geworden, versteht sich von selbst, ist sie ja dem Haldensteinwittwer fast die Füße abgelaufen auf Weg und Steg, um sich ihm bemerkbar zu machen, freilich ganz umsonst. Und daß auch die Alten sie gerne an Mann bringen würden, schon der übrigen Mädchen wegen, ist wohl zu begreifen. Noch lieber aber möchten wohl die Buben sie los werden, zu-

---

[1]) Zum Pflücken reif.

mal der Sepp, der nun schon seit Jahren des Salzmann's Bäbeli nachgeht, das sich aber entschieden weigert, in's Schlapphaus einzutreten, so lang die dicke Hummel noch da sei. Wirklich sei es bei dem alternden Mädchen, der Susanne, zu Zeiten fast nicht zum Aushalten und es gibt Leute, die ganz genau wissen wollen, warum, woher es komme — (Geberde des Glashebens und Austrinkens; verständnisinniges Lachen).

Es gab auch solche, welche meinten: der Hans, der arme Fuhrmannhans, könnte einen doch ordentlich dauern, wenn er solchermaßen blindlings den Schuhvoll 'rausnehmen müßt'. Man sollt' ihn warnen . . .

Was, warnen? hieß es dann, uns den Spaß verderben? Wie dumm! Und übrigens zu dem Roßkamm paßt die Kuhmagd ja ganz vortrefflich! lachten die Burschen. —

Regelmäßig wie der Sonntag kam, war Hans in des Schlappbauern Haus zu treffen, regelmäßig erwartet von der sonntäglich geputzten Susanne und — dem perlenden „Kirsch“.

Eines Tages aber fügte sich in die Regelmäßigkeit eine Unregelmäßigkeit ein. Das war eines Mittwochmorgens, als die Lene von einer argen Uebelkeit befallen worden und sie den ganzen Tag über nicht im stande war, das Bett zu verlassen und ein Warmes zu kochen. Da war unser Hans wieder einmal übel daran: Most, Trockenbrot und Käse zum Mundbedarf, bei der ohnehin frösteligen, frühwinterlichen Witterung. Gleichwohl sprach er nicht das Murrwort, vielmehr empfand er ordentlich Mitleid mit der armen alten Person, verfügte sich sogar

eigenfüßig zum Doktor und brachte eine mächtige Gutter[1]) mit nach Hause, stündlich einen Löffel voll einzunehmen: das sollte ihr wieder auf die Beine helfen; holte sogar aus dem „Ochsen" warme Fleischbrühe und gekochte Zwetschgen. Abends jedoch, als er der Kranken auch noch das Glas Zuckerwasser hingestellt, begab er sich des Weges nach dem Schlapphofe hin.

Dem ungeahnten Besuche ward ein ungewohnter, konfuser Empfang. Vom Stalle her das Brüllen der hungrigen Viehwaare, die Dreschtenne immer noch offen, im Hause lautes Stimmengewirr, männliches wie weibliches, ein Schelten, ein Auf- und Zuschlagen der Thüren. Was in dem friedlichen Hause wohl vorgefallen sein mochte. Irgend ein Mißgeschick oder gar ein Unglück? Rasch entschlossen, von Neugierde und Teilnahme ergriffen, trat er ein, erst in den dunkeln Hausgang, dann sich längs der Wand hintappend, in die schlecht erleuchtete Wohnstube. Die Stube menschenleer. In der Küche dagegen heftiger und beinahe streithafter Lärm. Hans wurde immer neugieriger, schloß herzhaft die Küchenthüre auf. Nun freilich hörte der Wortwechsel mit einemmal auf. Hans sah, wie die beiden Söhne des Hauses sich durch die entgegengesetzte Thüre eilig entfernten, ebenso wie die beiden jüngern Mädchen verlegen nach diesem oder jenem Küchengegenstand griffen. Am verlegensten sah die Mutter Schlappbäuerin, ein wassergefülltes Glas in der Hand, aus. Hans jedoch gewahrte es nicht, hatte nur Augen für den einen Gegenstand, der seine ganze

[1]) Medinflasche.

Aufmerksamkeit fesselte: Susanne, seine Susanne, regungslos auf dem Fließenboden ausgestreckt und zwar in einer Lage und Verfassung, die wir nicht näher beschreiben wollen ... Selbst unsern starknervigen Hans begann es zu schaudern, zu ekeln. „Wa—as ist, was soll das?" rief er erschrocken.

„Ach," stammelte die Schlappbäuerin, „das — Zahnweh ... der Nervenanfall! .."

„Nervenanfall?"

„Ach ja!" erklärte sie weiter, mit wiedergewonnener Fassung. „Den ganzen Tag über hat die Aermste Mist verzetteln müssen im weiten Feld draußen, bei der heftigen Bise, der strengen Kälte! D'rauf wie sie heim kam, in die warme Küche, da hat sie's wieder gekriegt, wie schon etliche Mal, so schrecklich ... Sie muß halt gar zu streng arbeiten, und thut ihr's auch niemand heißen, sie kann's nicht lassen, greift Euch mitten hinein, gleich einem starken, werkhaften Mannsvolk ..."

Da ward Hans plötzlich wieder von tiefem Mitleid erfaßt. Er selbst wollte Hand anlegen, um das arme liebe Mädchen aufheben und zu Bett bringen zu helfen. Die Bäuerin aber ließ es nicht geschehen, Susannens keuscher Sinn, wenn sie „zu sich selber käm", möchte es unliebsam empfinden. Und der Schlappbauer nahm Hans beim Arm und geleitete ihn freundlich weg in die Stube, zu einer Pfeife Tabak, zu einem kühlen Gläschen. Wollen die Weibsleute sorgen lassen, meinte er, die wissen in derlei Fällen den besten Bescheid. Hans ärgerte sich heimlich über die geringe Teilnahme, die der hartherzige Alte für den Zustand seiner armen, hartgeplagten Tochter

hegen konnte. Und wartete nur ab, bis die Bäuerin Bericht überbrachte, die Susanne habe sich wieder ordentlich erholt, dann ließ er einen gar freundlichen Gruß vermelden und machte sich nach Hause, stürmisch erregten Herzens, an einem plötzlichen, starkmütigen Entschlusse arbeitend.

Die Susanne sollte nicht länger mehr als Werkgaul behandelt werden und dem Mißbrauch und allen Unbilden, die das bäuerliche Leben auf solche Weise mit sich brachte, ausgesetzt bleiben. Bei ihm, als eheliche Hausfrau, sollte sie es gut bekommen: ein bischen Kochen, ein bischen Waschen und Fegen, Stricken und Flicken, sowie das bischen Krautgarten bestellen, das war alles, was ihr, gleich der Lene, alsdann zu thun oblag, ja er, unser Hans, wollte ihr — was thut man nicht einem geliebten Weibchen zu Gefallen? — gerne Holz und Wasser eintragen, damit sie sich keinen nassen Fuß zu machen brauche.

Ja, das wollte er, die Susanne heiraten, sie auf den Händen tragen, gewiß!

Hans war auch nicht der Mann, die Verwirklichung eines einmal gefaßten Planes weit hinauszuschieben. Gleich des folgenden Tages, kurz nach Feierabend, verließ er, den Sonntagshut auf dem Kopf und frisch geschmierte Stiefel an den Füßen, sein Haus und machte sich auf den Weg nach dem Schlapphof hin. Wie gewohnt saß die Nachbarin, die alte gliedsüchtige Dorfwächterswittwe, auf ihrem Hausbänkchen. Diesmal aber, als sie ihren Nachbar daherkommen sah, rief sie mit ihrer heisern, glucksenden Stimme: „Hans, auf ein Wort!“ machte sich

selbst, den Stock in der Hand, mühsam heran, an die Gartenhecke, und sprach: „Hab' da 'was vernommen, Hans, so von ungefähr, wegen Deinen Heiratsgedanken, betreffs des Mädchens, dem Schlappjoggi sein's; hab' auch vernommen von dem Häcklein, das hinter dem Mädchen steckt, ein Häcklein schlimm genug . . . Drum höre, Hans, was ich Dir sagen will in aller Güte und Wohlmeinenheit: Ich und Deine selige Mutter sind alleweil gute Freundinnen nnd Nachbarinnen gewesen und auch Dich hab' ich als braven Bursch' gut schätzen gelernt. Drum würd' es mir sehr leid thun, wenn Du Dir bei dieser Heirat den letzen [1]) Finger verbinden und übel betten würdest. Die Leut' wissen, was ungut an dem Mädchen, mögen's Dir aber aus lauter Bosheit und Schadenfreud' nicht sagen. Ich aber will Dir's nun sagen —"

Hans hatte erst mit Neugierde, dann aber mit steigendem Unmute zugehört. Nun aber platzte er, die Rede der Alten unterbrechend, polternd heraus: „Mag nichts hören, kein Wort weiter, Mutter Wächterin! Die Leut', sagt Ihr — o ich kenne diese Leut', sind alle über denselben Leist geschlagen im ganzen Dorf! Als ich drauf und dran war in's Unglück zu rennen mit dem Statthaltermädchen, da thaten sie, um mich zu warnen, nicht das Maul auf. Jetzt, wo ich 'mal auf dem rechten Geleise bin, um mein Glück zu machen, thun sie mir's mißgönnen, möchten mir gerne einen Bengel in's Rad werfen. O ja, ich kenn' diese Leut'!" wiederholte er zornig. Aber

---

[1]) Unrechten.

es soll ihnen nicht gelingen, nun erst folg' ich so recht meinem eigenen Kopf, ja das thu' ich, potz Blitz und Baselstab!"

Sprachs, und schritt stolz von dannen.

„Hans!" rief die Wächterin, „so hör' doch nur das einzig Wort, das schlimme Wort, das in Aller Mund ist, Dorf auf und ab: Dein Mädchen, die Susanne —"

„Nichts, nichts will ich hören, ich kenn' das, kenn' die Leute!" gab er mit abwehrender Geberde zurück.

Und selbigen Abend noch brachte er bei der nun wieder völlig hergestellten Susanne seine Werbung an. Und nach kurzem Zögern erhielt er das Jawort, sowohl seitens des verschämt d'reinblickenden Mädchens, als seitens der opferwilligen Eltern. Nichts stand also der Verehelichung mehr im Wege. Diese sollte dann auch — sogar des Schlappbauern waren damit einverstanden — mit möglichster Beschleunigung vor sich gehen. Der Vorbereitungen hiezu bedurfte es nicht gar viele: des Mädchens Brautkleid, dieses sollte gleich und in aller Stille angeschafft und gefertigt werden. Hansens eigener Hochzeitsstaat hing immer noch unbenutzt im Wandschrank.

Susanne, im Gefühl ihres Brautstandes, strahlte vor Glück; Hans lachte wie toll vor Vergnügen und preßte die Hand seiner Herzliebsten einmal um das andere und stets kräftige warme Erwiderung findend. Die Schlappbäuerin aber seufzte: „Nun wird das Gerede losgehen im Dorf, die neidischen und Lästermäuler werden sich an Dich heranmachen wollen, Hans, und Dir in die Ohren blasen dies und das, Lüg' und Verleumdung, natürlich!"

„O das, was die Leut' schwatzen, soll mich nicht das

Roßhaar kümmern!“ sprach Hans. „Werde taube Ohren haben, wie meine Lene, die kaum mehr den Donner und den Sturmwind hört, geschweige denn das Geschnatter der Gänse und das Gekrächze der Raben. Werd' es Allen machen, wie heut' Abend der Wächterin — nein, ich will sie drob nicht schelten, 's ist sonst eine gute, brave alte Frau und Nachbarin, und was sie sagen wollt', war sicherlich nicht schlecht gemeint, schlecht sind nur die Leut', die ihr's eingeblasen und einem mit Fleiß den Schimmel scheu machen wollen. O nein, da werd' ich mir um all' das Lächeln und Geträtsche dieser Mißgünstigen kanm so viel machen, als ehedem aus dem Gewieher eines Gaules oder dem Gekläff' eines Wirtsscheunenhundes!“

Die Bäuerin atmete erleichtert und beruhigt auf. Am liebsten hätte sie den Hans allerdings die Zeit über, bis alles fest und im Reinen war, in ihrem Hause, in der Hinterstube behalten. Doch das ging halt nicht an.

Die beiden Verlobten machten Pläne für die Zukunft, die allfälligen Aenderungen betreffend, die in dem stillen Haushalt Hansens infolge der Verheiratung notwendig werden würden. Die Lene aber durfte verbleiben oder aber konnte sie sich mit einem anständigen Ruhegehalt zurückziehen. Dagegen wünschte Susanne, um ihrem Arbeitstrieb gewissermaßen Genüge leisten zu können, sich eine Milchkuh, sowie Hühner und ein oder zwei Schweinlein zu halten. —

„Warum denn nicht?“ lachte Hans fröhlich. „Kuh, Kalb, Schweinlein, Schaf und Kaninchen, alles was Dir nur Vergnügen macht, mein Schatz!“

Die Susanne wendete ein, daß es ihr dabei nicht blos um das Vergnügen, sondern auch um das wirtschaftliche Interesse, nämlich um's „Hausen" zu thun sei. Milch, Speck, Eier und Gemüse, alles selbst gezogen — o das schmecke einem weit besser, als fremdes, eingekauftes und erspare man überdies eine große Handvoll Geld.

Schau, schau, dachte Hans, welch' ein gut' Hausmütterchen ich bekommen werd'! Er sah sie im Geiste schon, mit einer weißen Küchenschürze angethan, in seinem Häuschen hantieren, in Küche, Garten, Scheune und Baumgarten — ach, wie werden die Nachbarn große Augen machen und alle Leute ihm die hübsche, dralle, kluge und werkhafte Hausfrau mißgönnen. Die Leut' wollte er aber dann ordentlich auslachen und sich um alle „futieren", meinte er stolz und geringschätzend. Und jetzt schon konnte er seine überaus blühende Zukünftige nicht genug anlugen aus lauter Freude und Glück.

Diesmal sollte der Verlobungsschmaus nicht im „Roten Ochsen" — die Erinnerung an sein erstes, höchst verdrießliches Debut als „Hochzeiter" lag ihm immer noch mit „Frachtballenschwere" im Magen — sondern in Uebereinstimmung mit dem Wunsche der frischgewordenen Braut und deren Angehörigen auf dem Schlapphofe selbst stattfinden, in aller Stille und Einfachheit. Um so öffentlicher und solenner dachte sich Hans die Hochzeitsfeier selbst. Das was er sich zu dem Behufe ausgedacht, bestand in nicht geringerem, denn in einem möglichst glanz- und geräuschvollen Zuge nach und von der Kirche, des Statthalters Liesel so recht zum Aerger, nebst einer feinen Mahlzeit und üblicher Belustigung im Gäbelibad;

sodann aber in einer Reise mit seiner Gattin nach Basel. Seit Jahren, seitdem das Dampfroß seine eigenen Rosse so schnöde kalt gestellt, hatte er die große fromme Rheinstadt nicht mehr gesehen, hatte er ihr trotzig entgelten lassen, daß sie der verfluchten Neuerung ihr Geld und ihren Sitz geliehen. Nun aber war ihn auf einmal eine große Sehnsucht nach seinen ehemaligen Freunden und Bekannten überkommen. Was wohl aus ihnen allen, den „Spettern", Fergern, Fuhr- und Gaststallhaltern, Lohnkutschern, Stall- und Kaufhausknechten geworden sein mochte, wie es wohl diesem und jenem Logierhaus-, Speise- und Schenkwirt samt ihren dienstbaren Geistern, mit denen er auf freundschaftlich vertrautem Fuß gestanden die vielen glücklichen Fuhrmannsjahre über, gegangen sei. Im „Schiff" gedachte er ein Täglein zwei, drei ritterlich zu logieren, von dort aus seine Freundschaften aufsuchen und ihnen sein Frauchen vorstellen, sein Ehemannsglück. O er mußte schon zum voraus hell auflachen ob der Verwunderung und dem Neid seiner Freunde und den lustigen Gelagen, die dem Wiedersehen folgen würden.

Nicht minder Glück, sich am Eingange in den Freude und Seligkeit verheißenden Ehehafens zu wissen, empfand die Susanne. Sie hatte alle Hände voll zu thun und zu beraten, sowohl hinsichtlich des zu wählenden Stoffes und Schnittes des Brautkleides, als auch der übrigen mannigfachen hochzeitlichen Vorbereitungen.

Die Witterung war so spätsommerlich unbeständig geworden, kaum daß, bei der Eile, die Hans sich ausbedungen, die kleine Wäsche sich halten ließ, die die Braut

ihren Aussteuerlinnen vor dem Einzug ins Gattenhaus noch zugedacht hatte. Den ganzen Tag über, der dem Verlobungsabend vorausging und sich endlich hell und sonnig angelassen, verbrachte sie auf's emsigste mit Austrocknen der Wäsche, mit Bügeln und Falten, Sortieren und Verpacken; denn am nächstfolgenden Uebermorgen schon sollte, nach blos einmaliger öffentlicher Auskündigung, die Hochzeitsfeier vor sich gehen. Ihr jungfräulich Herz erregte sich hoch bei dem Gedanken, daß der große Moment so nahe gerückt war, nämlich ihre Verehelichung, das große Glück, an dem sie bei ihren reifen Jahren bereits zu zweifeln begonnen hatte.

Susannens Geschwister waren selbigen Samstag Nachmittag auf's Feld gezogen, um die Herbstrüben einzuheimsen. Ihr Vater hatte soeben an den dicken Stadtmetzger den großen Mastochsen verkauft. Das war ein ganzer Haufen Fünffrankenthaler, die der Mann auf den Tisch, an welchem die Susanne glättete, hinzählte. Und nachdem der Bauer die Summe schmunzelnd eingestrichen und in dem Wandschrank versorgt hatte, brachte er einen schlanken Steinkrug hervor, schenkte dem Metzger ein Gläschen daraus ein, trank selbst auch höflichen Bescheid und ging dann, dem Käufer das Viehstück auszuhändigen; zuvor aber mußte noch ein Gesundheitsschein beschafft werden; darob wohl hatte der Bauer vergessen, den Branntwein wegzuräumen. Der Krug war auf dem Tische stehen geblieben. Nun, da sie wieder allein war, hob Susanne den Pfropfen, roch daran: „Zwetschen!“ sprach sie leise. Der Aetti war, des vorteilhaften Handels wegen, so glücklich. Sie war noch weit glücklicher, und

auf das allseitige Glück hin mußte auch ihr ein Schlücklein gestattet sein. Ein Gläschen, dann hurtig noch eines ... darauf barg sie den Krug vorsichtig in's Büffet, in den hintersten Verschlag desselben; trocknete sich mit dem Handrücken den Mund und fuhr mit dem Bügeln emsig fort. —

In der wohl durchheizten Bauernstube machte es so warm: große Wärme gab überdies das kohlengefüllte Glätteisen von sich. Susannens Wangen glühten, im Kopf ward ihr so schwül und heiß Was war wohl mehr geeignet, der Hitze und dem Schwülsein zu steuern, als eben wieder ein Schlückchen kühlenden Zwetschgengeistes? Susanne brauchte ja nur in die Buffetlade zu greifen. Zuvor aber wollte sie, nach der Küche hin, noch recht vorsichtig lauschen — besonders die Mutter war ihr seit einiger Zeit so furchtbar auffäßig geworden . . . Nichts regte sich. Gleichwohl fand Susanne für geraten, eine gewisse Eile walten zu lassen, deshalb preßte sie die Oeffnung des Kruges nur so an den Mund: ein Schlückchen, zwei, drei — ah, das kühlte! Sollte sie nicht gleich ein viertes Schlückchen nehmen, ein letztes? Hörte sie doch soeben einen knarrenden Lastwagen durch's Scheunenthor einfahren; die Weißrüben, die Geschwister! Drum noch einmal hurtig: gluck gluck!

Bald darauf rief die Mutter von der Küche her: „Na, Susanne, hörst denn nicht, wie viel soeben die Uhr geschlagen? Und wie's bereits zu dunkeln anfängt? Schon fünf Uhr; und um sieben, längst halb acht, wird dein Hochzeiter da sein. Da dürfen wir mit dem Kochen nicht länger säumen. Die Hamme (Schinke) zwar ist

baldigst gar, desgleichen die Aepfel- und Birnenschnitz. Bleibt noch die Suppe, das Kücheln [1]). Aber just das Kücheln, das könnt' ich kaum selbst verrichten, kann heut Abend fast auf kein Bein mehr stehen, so sehr plagt mich die Gliedsucht — ich fürchte sehr, wir werden bald Unwetter bekommen, vielleicht schon heut' Nacht... Also um von dem Kücheln zu reden: das wirst Du wohl selbst thun müssen, Susanne, die beiden andern Mädchen sind noch zu jung und zu unerfahren in dem Stück.

Susanne war ein wehrhaft Mädchen und eine folgsame Tochter, zumal heute; waren es doch die letzten zwei Tage, die sie noch voll und ganz im Elternhause verbringen durfte — wie hätte sie der Mutter nicht gerne zu Willen sein sollen? Eiligst räumte sie die geplätteten Siebensachen ein, und einer aufmerksamen Beobachterin hätte es n cht entgehen können, wie bunt und sorglos sie alles durcheinander mengte. Dann band sie die dargereichte Küchenschürze um und machte sich auf fast ungestüme („schützige", würde man sich ländlich ausdrücken) Weise ans Kücheln.

Um Küchleinteig hübsch aufgehen zu machen, braucht man ein wenig Kirschengeist darein zu gießen, so lautet das bekannte Küchenrezept.

Die Schlappbäuerin brachte Kirsch, schenkte ein tüchtig Gläslein davon ein und stellte es der Susanne auf den Küchentisch, damit sie es im gegebenen Moment eingieße. Die Susanne wartete nur, bis die Mutter abseits, dann goß sie's ein, wiewohl nicht in den Teig.

---

[1]) Backen der Küchlein.

Der Teig durfte ohne solches aufgehen, rann doch das Blut so heiß in ihren knetenden Armen.

Die Uhr schlug die siebente Dämmerstunde. Die Susanne mußte ans Umkleiden gemahnt werden, denn der Bräutigam konnte jede Minute eintreffen. Da war er ja schon, von der Hausflur, der Wohnstube her, vernahm man sein lautes, fröhliches Grüßen, das ergötzliche, frohmütige Lachen. „Nur hurtig, Susanne“, mahnten die Schwestern, sie flechten ihr eiligst die dünnen Haarzöpfchen, reichten ihr das Sonntagsgewand, ein Stück um das andere, und konnten sich nicht genug wundern, wie lässig ja ungeschickt die Braut beim Ankleiden sich nur benehmen konnte. Beide dachten, wenn sie mal in den Fall kämen, dann würden sie sich vor Ungeduld kaum mehr halten können. Und diese ihre glückliche Schwester glotzte so gleichmütig drein.

„Nun, wird's bald?“ schalt die Bäuerin. „Der Hans mag es schier nicht erwarten! Ah, endlich kommt sie! Nun fort mit Euch beiden Brautleuten! Ich laß' den Pfarrherrn und auch die Dorothe freundlich grüßen. Und vergeßt es nicht zu vermelden, daß er die Auskündung gleich auf einmal thun soll. Und kommt ja rechtzeitig zurück, damit das Essen nicht kalt wird. In einer Stunde längstens könnt Ihr wieder da sein.“

Wie schwer, auf dem Gang nach dem Pfarrhause hin, die Susanne sich an den Arm ihres Bräutigams hing, wie traulich sie den Kopf gegen seine Schulter neigte! Hans empfand die Berührung so wohlig, empfand ein warmseliges Vorgefühl des nahenden Gattenglückes, daß es ihn fast drängte, neuerdings einen Freudenjauchzer

auszustoßen. Rechtzeitig kam's ihm aber in Sinn: Nein, Hans, das schickt sich nicht auf diesem Gang!

Obwohl völlig Nacht geworden, war es doch nicht dunkel genug, daß die Beiden von den Vorübergehenden nicht erkannt werden konnten. „Ei, ei, der Fuhrmannhans und die Schlappsusanne — also ist es doch wahr?" raunten sich die Leute zu. Und der mutwillige Schneider-hänel, als er den Beiden eine Weile aufmerksam nach-geschaut, sagte es so laut, daß sie es beinahe hören konnten: „Wenn die Susanne nicht just wieder einen Schuß hat, so will ich mir die Ohren schlitzen lassen!" Worauf seine Begleiter, Nachtbuben, gleich ihm, in ein schallendes Gelächter ausbrachen und fröhlich beistimmten: „Magst wirklich Recht haben, Hänel, sie hat wieder 'nen Schuß!"

Was sie wohl damit gemeint haben mochten?

Nach einer Weile treffen wir unsere Leute, nämlich das Brautpaar und die sämtlichen Angehörigen der Schlappbauer'schen Familie, in traulichem Beisammensein um den Mahlzeittisch. Zwar war unser Hans in et-welcher auffälliger Stimmung aus dem Pfarrhause zurück-gekehrt. Seine Braut hatte sich vor dem „Herrn" so sonderbar benommen, sonderbare, konfuse Antworten ge-geben, von der Pfarrköchin ein Glas Wasser angenommen, dagegen den Wein stehen lassen. Es mußte ihr unwohl geworden sein, obschon sie's nicht eingestehen wollte, über-haupt sehr einsilbig that. Ja, beim Heraustreten aus der warmen Pfarrstube glaubte er sogar ein leichtes Schwanken an ihr wahrgenommen zu haben. Seine Braut unwohl — das machte ihm nicht wenig Sorge

und Bangigkeit. Doch einmal wieder an der frischen Luft, erholte sie sich wieder zusehends. Auch Hans erholte sich von seinem Schrecken. Und hier am Mahlzeittisch, hinter den Bergen von Speisen aller Art nnd bei wohlgefülltem Glase war er wieder der Fröhlichste der Genossen, lachte und scherzte, trank muntern Bescheid, war unerschöpflich im Erzählen von Geschichten und Anekdoten aus seiner „Roßzeit", sollte heißen ans seinem Fuhrmannsleben, kramte Zigarren aus, die mächtige Hand voll, damit sein Schwäher und seine künftigen Schwäher tüchtig mitschmauchen sollten. Die beiden künftigen jungen Schwägerinnen regalierte er mit Späßen aller Art, feinen und derben, und mahnte sie zum Singen: ob schön oder auch nicht gar schön, er hab' doch seine große Freud' daran, that selbst, um sie zu ermutigen, ein artig Fuhrmannsliedchen verüben und lachte darüber lauter als alle andern.

Gleich ab mußte er wieder den Blick auf die Braut an seiner Seite richten, die so teilnahmlos dasitzen und so „verschupft" dreinblicken konnte auf denselben Fleck, das Tischtuch hin. „Ist Dir noch immer nicht wohl, mein Schatz?" frug Hans, zärtlich besorgt. Da fuhr sich die Susanne wohl langsam über die Stirne, leugnete aber gleichwohl alles Unwohlsein und lächelte gar lieb, um binnem Kurzem wieder in ihr lethargisches Brüten zu versinken.

Oder, dachte sich Hans, der spitzfindige, könnt' es auch was anders sein, z. B. was man melancholische Schwermut nennt, nämlich, daß sie das Brautsein plötzlich so schwer ankommt?

Ja ja, da hab' ich's: das Scheiden aus dem Elternhaus, von Aetti, Mutter und Geschwistern, geht ihr offenbar sehr nahe, und mags doch nicht gestehen. Da sieht man das gut empfindsame Herz. Hans, freu' Dich, so wird sie mal an dir hangen! Und sich zu seiner Braut wendend und ihr das volle Glas entgegenhaltend, rief er aufmunternd: Nun, Schatz, stoß' an und laß' die Mucken! Ich hab' 'mal ein Roß gehabt, einen jungen, schönen Erlenbacher, der hat beim Einstand schon gar nichts beißen und genießen mögen, sondern nur alleweil unruhig gescharrt und gewiehert, weil es das Heimweh gekriegt nach seinem frühern Meister, nach der heimatlichen Bergweide.

Nach kaum ein paar Tagen aber, als ich ihm flattiert und dann und wann ein Stück Brot oder Zucker hingehalten zum Knuspern, da war auch alle Langeweil vergangen, und der „Jungkohli" hatte mich so lieb, wie nur ein Roß liebhaben kann. So, mein Schatz, wird's Dir ergehen, hahaha!"

Alle lachten mit, auch die Braut, wiewohl nur blöde, nur die Mutter Schlappbäuerin nicht. Schon längst, nämlich seit sie bei Tische saß, hatte sie den Zustand, in welchem ihre Tochter sich augenscheinlich befand, nur zu gut wahrgenommen.

„Ach", seufzte sie bange, „daß es just heute geschehen mußte! Wenn er's gewahren und entdecken sollt' — ach Gott, ich wag nicht dran zu denken! O wenn's doch nur schon Montag Abend und alles vorüber wär,! Er mag dann lugen, vielleicht thut's sich auch alles von selbst ändern und bessern, wer weiß. Wenn's nur heut Abend

nicht noch schlimmer wird, von dem Weingenuß!“ dachte sie weiter. „Will ihr einen heißen Kaffee bereiten, der wird sie wieder munter machen.“

Indessen warf sie ihrer Tochter mehr denn einen warnenden, strafenden Blick zu, die jedoch sämtlich an ihrer stumpfsinnigen Achtlosigkeit vollständig abglitten.

Also Kaffee bereiten, mit Zucker stark versüßen! nahm sich die Bäuerin vor.

Allein im Begriffe, sich zu erheben, hörte sie, wie Hans, der Bräutigam, von seinen zukünftigen Ehemanspläne sprach, namentlich wie er, um der lieben Susannens Viehzuchtsgelüsten entgegenzukommen, gesonnen sei, sich in möglichster Nähe seines Heimwesens ein „Stücker“ zwei guten Wieslandes zu erwerben.

„Da“, meinte der Schlappbauer, nachdem er sich wohllüstig die Maserpfeife angezündet, „da weiß ich Dir kein geeigneteres Stück Land, als eben die obere Winkelmatt, drei Jucharten Halts und dem Städter Prok'raterlein gehörend, der sie längst schon gern los wär —“

„Loswär, ja um die viertausend Franken!“ warf hier die Bäuerin widersprechend ein. „Nein, Hans, da geh' nicht drauf ein, kriegst Dir Land, ebenso gutes, um weit billigeren Preis. Da ist z. B. dem Nagelschmied sein Langbachbyfang, ebenfalls eine gute Matte[1]) und ebenso nahe gelegen, wenn nicht noch näher, zu deinem Haus. Und der Nagelschmied selber pfeift, wie verlautet, aus dem letzten Loch. Da kannst Du einen Schick

---

[1]) Graswiese.

machen, Hans! Nur mußt's nicht vergessen, Hans, sondern dem Nagler gleich dein Geld antragen."

Der älteste Sohn des Hauses dagegen hatte wieder seine aparte Meinung: „Weder die Winkelmatt, noch den Byfang thät ich, wenn ich Hans wär', kaufen, sondern weit lieber noch der Wächterin ihr Haus samt Hofstatt, total angrenzend. Das Häuschen, dem Einsturz nahe, würd' ich abreißen lassen, damit kriegtest Du eine Liegenschaft, so nah' und schön gelegen wie keine ..."

Abermaliger Widerspruch, sowohl seitens des Aetti's, als seitens der Mutter. Dafür verschiedeue andere Projekte.

Die Unterhaltung gestaltete sich immer wie lebhafter und hitziger. Und keines der Tischgenossen gewahrte es, wie die Susanne sich geräuschlos erhoben und entfernt hatte.

Der Tischwein, den ihr Bräutigam ins Haus geliefert, war vortrefflich. Sie, die Braut allein, däuchte er schaal und gehaltlos. Sie hatte den Nachmittag, den Abend über heimlich Besseres und Kräftigeres genossen. Und einmal im Zuge und nach Alkoholiker Art, verspürte sie einen unwiderstehlichen Drang, das Begonnene fortzusetzen bis zur völligen Betäubung. Der Zwetschgenbranntweinkrug befand sich ja immer noch im alten Verstecke, der Aetti hatte ihn wohl ganz und gar vergessen, für heute wenigstens . . .

Indessen dauerte der Meinungsstreit, Hansens beabsichtigter Landankauf betreffend, in der Hinterstube ungeschwächt fort. Eigentlich wurde derselbe bloß zwischen

den Mitgliedern der Schlappbauer'schen Familie geführt, während derjenige, der zunächst dabei interessiert war, nämlich unser Bräutigam, als bloßer stummer Zuhörer figurierte. Am Ende kam ihm die Sache, weil derselben nicht verständig, ziemlich langweilig vor. Lieber wollte er seinen „Schatz“ aufsuchen gehen, der, wie er nun erst gewahrte, sich vom Tische wegbegeben hatte. Auch er erhob sich, von den Uebrigen ziemlich oder ganz unbemerkt, vom Stuhle und ging sachte in die Küche hinaus. Die Küche war nur matt beleuchtet. „Susanne!“ rief er mit gedämpfter Stimme, „Susanne, wo weilst Du?“

Keine Antwort. Dagegen sah er die Thüre der Vorderstube offen. Da drinnen war es stockdunkel. Dennoch glaubte er, aus dieser Richtung kommend, ein Geräusch zn vernehmen, das ihn überraschte, erschreckte: ein lautes Schnarchen, dann und wann in förmliches Röcheln übergehend, dann wieder gänzlich verstummend, „Mein Gott!“ dachte Hans voller Entsetzen, „könnt's wohl meine Susanne sein, krank, sterbend . . .?“ Mit zitternder Hast griff er nach der Küchenlampe, eilte damit lauten, raschen Trittes in das Dunkel der Vorderstube. Und was er hier ersah, das war wirklich seine vermißte Braut, neben dem Eckbüffet auf dem Boden liegend, mit ausgebreiteten Armen, weit geöffneten Mundes, Lippen und Wangen bläulich entstellt, die Augen weit geöffnet — also tot! —

„Tot!“ schrie Hans, „die Susanne! Hülfe!“

Vor Schrecken wäre ihm, dem urkräftigen Mann, beinahe die Küchenlampe entfallen. Und indem er dieselbe

hurtig auf den nächststehenden Gegenstand stellte, stürzte er sich neben die Leblose auf die Kniee nieder. „Susanne!“ rief er, „was fehlt Dir? Lug mich an, 's ist mich, dein Hans!“

Allein die Susanne lugte ihn nicht an, ein leises Stöhnen bildete die einzige Antwort. Als er sie hierauf angsthaft beim Oberkörper erfaßte und aufrichtete, da ließ sie Arme und Kopf schlaff und kraftlos hängen; zugleich aber entfiel ihrer Rechten ein Gegenstand, den Hans bislang nicht bemerkt hatte, ein offenbarer Steinkrug, laut auf den Boden hinkollernd, denselben mit dem Reste einer stark duftenden Flüssigkeit benetzend. Hans, die sinnlose und seltsam gurgelnde Braut in den Armen, stutzte, staunte. Er gewahrte sie kaum, die sämtlich herbeigeeilten Tischgenossen, die die Szene, Schrecken, Zorn und Verzweiflung auf den Gesichtern, ratlos umstanden; Hans glotzte nur auf das eine hin, den Krug. Was war es mit dem Branntweinkrug? Eine entsetzliche Ahnung stieg in ihm auf, die sich rasch zur entsetzlichsten Gewißheit steigerte, zumal er hörte, wie der ältere seiner Schwäger zu der händeringenden Mutter gewendet, die unbedachte, halblaute Verwünschung ausstieß: „das verdammte Saufluder!“ und der bläuliche Mund der Braut, wohl in Folge des dem zu Teil gewordenen lebensweckenden Rüttelns, plötzlich einen Schwall von Flüssigkeit erbrach, die, Hansens Weste und Beinkleider beschmutzend, im ganzen Gemach einen eckelhaften, stark brenzlichen Geruch verbreitete.

Das war doch selbst für einen gutmütigen und starknervigen Fuhrmannhans zu viel. Rauh und achtlos ließ

er die Kranke hinsinken, wohin sie eben sank, und sich selbst rasch aufrichtend und mit dem Taschentuch notdürftig Hose und Weste reinigend, sprach er zu den sprachlos Umstehenden gewendet: „Das also war auch das Zahnweh von letzhin? Nun seh' ich klar, hahaha!" lachte er höhnisch, grimmig „betrogen, elend betrogen, wie man mit keinem Dummkoller oder Schindgaul schändlicher betrogen sein kann! Denn das Roß kann ich verkaufen, umtauschen oder zum Schinder jagen; die Säuferin aber habt Ihr mir ins Haus schwärzen wollen für mein oder ihr Leben lang — pfui der Teufel! Gut, daß es nicht zu spät ist! B'hüt Gott allesammt!"

Er ließ sich gar nicht mehr halten. Weder der Bäuerin Thränen, Ausreden und Beteuerungen, noch des Bauern angelegentliche Vertröstung, einmal geheiratet, werde die Susanne die übrigens sehr selten sich zeigende üble Gewohnheit schon ablegen, noch die Schmeicheleien der beiden jüngern Töchter des Hauses wollten fruchten — Hans war halt nimmer zu halten; vergaß sogar Hut und Tabakspfeife mitzunehmen, so eilig hatte er es, das Haus zu verlassen, das er vor Stunden erst mit allerinnigster Sehnsucht betreten.

Und wie er so barhaupt heimwärts stürmte, mitten durch Wiesen und Felder und jede menschliche Begegnung ausweichend, stöhnte er einmal über das andere: „Betrogen! O hätt' ich doch der alten Wächterin noch bei Zeiten Gehör geschenkt! Die wußte und kannte es, das Häckchen, es wußte und kannte es scheint's alle Welt, ich Esel allein tappte blindlings hinein. Ach, ich wag' nicht daran zu denken, wie schlimm, wie elend schlimm ich

hätte dran kommen können mit einer Säuferin als Weib, mit einer solchen zusammengeschirrt zu sein, gleich zweien Deichselrossen — nein, ich wag' nicht dran zu denken und hätt's auch kaum lang prestieren können; lieber auf und davon, unter die Soldaten gegangen oder gar nach dem Merika . . ." Dann sagte er sich immer wieder, gleichsam zum Trost: „Ja ja, gut, daß es nicht zu spät ist, o wie gut! Muß es dem Herrgott danken, daß er mich rechtzeitig den Krug sehen und die Herrlichkeit riechen ließ — muß seinen Hans doch noch ein Bissel lieb haben, der gute, alte, liebe Herrgott!"

Als Hans, nach schlaflos verbrachter Nacht den folgenden Frühmorgen lässig gekleidet seine Wohnstube betrat, rief die alte Lene: „Ah, da kommt er ja schon! Wollt Euch just rufen kommen, denn der Kaffee steht bereit, desgleichen die gewichsten Stiefel, das neue Hemd, damit Ihr hübsch ausfahren könnt mit der Braut."

Da schrie ihr Hans ins Ohr: „Den Kaffee wollen wir hübsch trinken, Lene, ausfahren aber thu' ich nicht und hab auch keine Braut mehr — alles aus und vorbei, Lene! Drum sollt Ihr auch gleich ins Pfarrhaus 'nunter gehen, Lene, und dem Herrn vermelden, mit meiner und des Schlappmädchens Heirat sei es so" — er übergab der Haushälterin ein fast mitten durch zerrissenes Papier — „und ich laß ihn höflich ersuchen, das Verkünden heut' und für allzeit bleiben zu lassen. Werd' ihm die bisherige Müh' später mal lohnen, dem Pfarrherrn."

Der Hochzeiterhans.

Geraume Zeit wurde in den Kiltstuben, am Wirtstische und auf den Gassen Heulingens von nichts anderm mehr gesprochen, als von der Begebenheit auf dem Schlapphof, in den verschiedensten Variationen erzählt, von der aufgegebenen Heirat und dem „Hochzeiterhans“ — geredet, gespöttelt, gelacht, der wahre Hochgenuß.

Und dieser Beschäftigung konnten sich die wackern Leute mit um so größerer Muße und Rücksichtslosigkeit hingeben, als die Feldarbeiten längst ruhten, und derjenige, dem das Gerede und die Witzeleien vornehmlich galten, nämlich der Fuhrmannhans, seit jenem verhängnisvollen Samstagabend für die Dorfbewohner vollständig unsichtbar geworden. Hielt ihn die Scham über das Mißgeschick, das ihn zum zweiten Mal betroffen, davon ab, sich den Leuten zu zeigen, so daß er sich beharrlich und vollständig in seinen vier Pfählen verborgen hielt? Fast hätte man es glauben sollen. Die Wächterin jedoch bestritt diese Ansicht des entschiedensten; sie hatte den Hans jenes Sonntagnachmittags, den Reisesack an der Hand, sich vom Hause weg und nach der Landstraße hin begeben sehen. Also verreist, abwesend? Wo er sich also nur aufhalten mochte? Besonders neugierige Leute und solche, die über ein kräftiges Sprachorgan zu verfügen hatten, machten sich, bei deren Kirchgängen, an die alte Lene, um von ihr etwas Sicheres zu erfahren. Diese aber begnügte sich, mit dem Kopfe verneinend wackelnd, mürrisch zu antworten: „Weiß nit! Geht mich nichts

an!" — Die falsche, taube Hexe! schalten die Ausforscher ärgerlich.

Auf solche Weise verstrichen Wochen. Und die Geschichte mit dem Hochzeiterhans war bereits zu einer genugsam belachten, abgedroschenen und überdrüßigen geworden, so daß man sich nachgerade nach einem neuen Skandälchen sehnte, an dem man wieder einige Winterabende zehren konnte. Und das Skandälchen blieb nicht aus, gedieh sogar zu einem prächtigen, wahrhaftigen Skandal: der ausgebrochene heftige Streit in des Statthalters — erster Akt; die Liesel in „besondern" Umständen — zweiter und hochwichtiger Akt; die Liesel aus dem Hause gejagt und in dasjenige ihrer Gotte Kirchmeierin geflüchtet, von wo aus sie den verpönten Metzgerheirele heiraten werde, dritter und Schlußakt; das Ganze für klatschsüchtige Zungen ein wahres Herrenfressen, darob man Hansens Hochzeitsgeschichte für eine Weile völlig vergaß.

Da kam Hans selbst auf einmal und ganz unerwarteter Weise wieder zum Vorschein. Und zwar geschah es am helllichten Tag, daß er angereist kam, mitten durch's Dorf und auf dem Fuhrwerke des Adlerwirtes zu Dingshausen und bei dem „Ochsen" anfahren ließ. Und das Auffälligste: Hans benahm sich durchaus nicht kleinlaut und niedergeschlagen, sondern schien die Unbefangenheit und laute Fröhlichkeit wieder gewonnen zu haben, ganz wie ehedem, als ihm noch keine Heiratsgedanken und hochzeitliche Mißgeschicke den gesunden Schlaf getrübt. Er ließ sogar den anwesenden Bauern einige Maß „Neuen" geben, „über den Tisch weg" und erzählte

ihnen, den Erstaunten, daß er soeben seine „Hochzeitsreise“ gethan, und lachte selbst weit fröhlicher als alle andern.

Er ließ sein Gepäck, das sich sehr ansehnlich, um eine volle große Koffer, vermehrt hatte, durch den Wirtsknecht nach seinem Hause fahren und der Lene vermelden, er komme bald auch nach; derweil solle sie den Kaffee bereiten und ihm die „Frau“ — damit meinte er den Wärmekrug — ins Bett legen. Und lachte dabei noch lauter und unbefangener denn zuvor.

Ein seltsamer Kauz, dieser Hans! sagten sich die Bauern, indem sie sich nach Hause, zu ihrem lieben Vieh, begaben. Scheint oft so dumm, oftmals so witzige so daß man nimmer weiß, wie man mit ihm dran ist. Heut ist er so aufgeräumt, wie wir ihn noch nie gesehen, die Hochzeitreis' muß ihm gut bekommen haben. Die Hochzeitreis' — er selbst mag noch Späss' d'rüber machen über die Geschichte, wo ein jeder anderer nicht den Laut davon hören möcht'.

Hans hatte sich von Papa Ochsenwirt, der zugleich auch das Amt des Ortsvorstehers bekleidete, zum Abendessen einladen lassen. „Bratwurst und gebackener Kalbskopf“, meinte Hans — ja, wenn Ihr solches zu „Dischinieren“ habt, da sag' ich nicht nein! Denn meine Lene wird mir kaum dergleichen vorsetzen, dafür ist sie viel zu hauslich.“

Hier an dem wirklich reichlich bestellten Abendtisch, berichtete Hans alsdann seine Reisen und Erlebnisse der letzten paar Wochen. Seine allbekannte Hochzeitsgeschicht habe ihm den Kopf ganz „sturm“ gemacht gehabt, er

hätt' es nicht mehr länger zu Hause aushalten können. Sein Plan sei stets gewesen, mit der jungen Frau nach Basel zu fahren, ihr und ihm zur Lustbarkeit. Nun sei er alleine gegangen und zwar mit der Eisenbahn. Denn ihn habe gedäucht, wenn nur ein Fuhrwerk zu haben wäre, das recht sauste, wie's in seinem Hirn auch sauste vor lauter Zorn und Maßleidigkeit, oder auch ein Bissel lauter noch, und ihn recht flink davon trüge aus dem Nest heraus, wo die Einen so verflucht schlecht und die Andern so falsch. Das erste Mal auf der Bahn, sagte er, das Schnoben und Rütteln und Sausen ist mir anfänglich ganz kurios vorgekommen, schließlich hab' ich meinen ordentlichen Gefallen d'ran gefunden; und in Olten war ich, der ich die ganze Nacht nicht das Auge zugethan, bereits fest eingeschlafen und erwachte nicht eher, als bis mich einer der Eisenbahnmannen am Rockärmel zupfte und mir bedeutete, ich solle aussteigen, es geh' nicht weiter. War dies denn mein Basel? Konnt' es kaum mehr erkennen, so sehr hatte sich alles verändert, der Eingang, die Häuser, die Plätze, zum wahrhaftigen Erstaunen! Das „Schiff" und das Kaufhaus, ja die standen freilich noch immer am alten Platz, am nämlichen Platz auch die meisten der Wirts- und Kundenhäuser. Aber nicht allerorten dieselben Leute: Weggezogen, hieß es, gestorben, einige auch verdorben. Die aber noch da waren — da hättet Ihr sehen sollen, Papa Ochsenwirt, wie die sich freuten und ein Halloh anstimmten! Und nicht ruhten, bis der Freunde und Bekannten ein ganzer Tisch voll beisammen war. Ach, wie da gezecht wurde! Und wie ich ins „Schiff" zurückkam und zu Bett —

wüßt's heut' noch nicht zu sagen, hol mich der Deixel! Tags darauf war der Erste, der mir begegnete, der Fuhrmannhansjerge, mein alter, getreuer Kumpan. O wie wir zusammenlachten und uns die Hand schüttelten, daß sogar die Leut' still standen und uns neugierig anlugten, meinten wohl, wir seien aus dem Häusle gekommen alle Beid'. Darauf gingen wir flugs zum Merian, zu einer sauern Kutteln, zu einer Flasche Katzenberger, und hernach da und dorthin, in die alten Häuser, zu neuen Schöpplein. Derweil hab' ich dem vertrauten Freund alles erzählt, was mir widerfahren, meine Heiratsgeschichte von A bis Z, und ihm meine Not geklagt, wie ich nicht wiß' was nun anfangen mit meinem müßigen ledigen Leib. Da lachte der Hansjerge laut auf, etwa wie einer, den man derb kitzelt, und befahl eine frische Halbe und sagte: Ich tret Dir die Meinige ab, meine Frau nämlich, ganz spesenfrei, ja geb' Dir noch ein Trinkgeld obendrein! — Wie? Du hast Dich beweibt, Alter? frug ich erstaunt. — Ach ja, seufzte er. Und kannst das Vergnügen haben, sie zu sehen, Hans! Wohn' nämlich, wie Du wissen sollst, draußen in der Kleinstadt, wo meine Frau eine kleine Schenkwirtschaft führt und ich den großen Aerger. Wollen gleich hingehen, sie, die Gute, wird wohl schon längst nach mir ausgeschaut haben. Sollst dann sehen, wie süß sie Dich und alle andern Gäste empfängt. Wie sie mich Alten aber, wenn wir alleine sind, mit ihren Keifereien quält, das freilich kann niemand sehen, damit thut sie geheim. Und war es doch ich, der ihr den ganzen Kram, Haus und Einrichtung, bezahlt, hätte sie doch aus eigenen Mitteln sich nicht den

Bierseidel anschaffen können, so froh ist sie über mein Geld gewesen, hintendrein aber bin ich am unrechten Ort, wo ich auch geh' und steh'. Drum laß' Dir's gesagt sein, Freund Hans! Wenn D' heiraten willst, so nimm Dir um's Himmelswillen keine trauernde Witwe; nimm Dir kein Weibsbild mit spitziger Nase und katzengrünen Aeuglein, keine, die Dich während dem Freien mit Honig und Zuckerbrot füttert — nachher kommt's anders, kommt das Bittere zum Vorschein. Am liebsten aber und wenn Dir mein Rat lieb ist, so nimm Dir, in Deinen Jahren, gar keine mehr.

Durch ihn, den Hansjerge, fuhr Hans in seiner Erzählung fort, erfuhr ich auch, daß unser Kollege Kueret bei Binningen draußen sich ein Gut gekauft und die Bauerei treibe. Die Bauerei! rief ich erstaunt, was versteht denn der vom Bauernwesen? — So viel wie wir Beide, sagte der Hansjerge, das heißt rein nichts; drum auch führt die junge Frau das Regiment, fast könnt' man sagen, die Rute — Halt! rief ich, auch Kueret beweibt? — O ja! Und wie herrlich, gut und glücklich! Sollst gleich sehen, denn wir gehen ihn besuchen . . . . Kueret hatte große Freud, uns zu sehen. Ob aber auch sein grünlächtiges Weib dieselbe Freud hatte? Glaub' es kaum. Denn als er uns zu Tische lud, da schoß sie ein und aus und im Haus 'rum, wie eine Hummel, und der Wein, den sie uns vorsetzte, war so sauer wie ihr Gesicht, hahahaha! Und der arme Kueret, wie er so sehr gemagert hatte und hinfällig geworden! Und so gern er auch mit uns vergnüglich plaudern wollte über die guten alten Zeiten, die rotznasigen Jungen, die seinigen

nämlich, verführten einen solchen Höllenlärm in der Stube, um den Tisch herum, daß man das eigene Wort nicht verstand. Und wollt' er sie zurechtweisen, flugs streckte sein lieb Eheweib die Nase zur Küchenthüre herein und schalt: Magst ihnen denn gar keine Freud! gönnen? Schäm' Dich! Dann kam Befehl auf Befehl: Kueret, die Kuh melken! Kueret, das Kälblein tränken' Kueret, der Sau misten! Kueret, dies und das. Ich glanb fast, der arme Kueret muß gar noch den Kleinen die schmutzigen Windeln waschen. Siehste, Hans, sagte der Hansjerge, als wir fortgingen, siehste da die Ehemanns- und Vaterfreuden? Thut's Dich noch immer gelüsten? Wenn noch nicht genug hast, so gehen wir auch noch in die Landschaft hinauf, allzunächst, nämlich nach Muttenz. Dort, in seinem Vaterhäuschen, wohnt Christele, der Stallknecht, mit seinem Frauchen, das er sich genommen. Das Frauchen ist ein gutmütig, freines, dafür aber eines wie Mondschein, ist ein zimperliches Nähterinchen gewesen, das die Flöhe husten und das Gras wachsen hörte und seine Lebzeit nichts angerührt hatte, als Sammt und Seide und dann und wann einen Kilt- und Tanzbuben. Aber es mochte sie keiner, eben wegen der Zimperlich- und Gebrechlichkeit und weil sie auf der lieben Gotteswelt doch nichts besaß als die paar flatterigen Fähnlein am Leib, die Nadelbüchs' und löschpapiernen Schnittmuster. Und wie unser armer Christele, der Fünfziger, nur so reintappen und sich in den Mondschein verlieben konnte, ich kann's heut' noch nicht begreifen. Nun hat er die Bescheerung: ein schmachtendes Frauchen, das nicht einmal eine rechte Suppe kochen kann,

jahraus und ein kränkelt; und gleichwohl jede Fastnacht ein klein Kind. Und hat sich der arme Christele den Tag über krummlahm gearbeitet, so muß er nachts entweder der kränkelnden Frau warten oder dem kränkelnden Kind und hat, bei all' dem schönen Geld, das er sich ehedem verdient, ein elend kummervoll Leben. Auch würdest ihn kaum mehr erkennen, Hans, so alt und übelmögig ist er geworden. Und alles das kommt von der Heiratsnarretei, in solch' späten Jahren! seufzte der Hansjerge.

Hans erzählte weiter, wie ihn alsdann, er wußte nicht wie, plötzlich die Lust angewandelt, auch wieder einmal seine Tante Sybille, seiner Mutter Schwester, zu sehen, die als kinderlose Witwe zu Mumpf wohnte, wo ihr Mann ein gar hübsch Heimwesen besessen. In Mumpf sei er just zu der Stunde angekommen, da man auf der Tante Geheiß den Brief auf die Post thun wollte an ihn, den Hans. Denn die Tante-Gotte habe wieder ihren Lungenanfall gekriegt, diesmal stärker als je, so daß man sie versehen mußte und sie, die Gute, Tags darauf schon ins Jenseits verschied, wo's keine Herzkrämpfe mehr gibt und kein Seitenstechen. Und bald darauf habe ihm der Gemeindevorsteher mitgeteilt, daß, sofern er wirklich der wahre Fuhrmannhans sei, er als Haupterbe der Verstorbenen Verfügungen zu treffen habe über Hab und Gut und was damit anzufangen sei. Das kam mir, sagte Hans, so unerwartet und spaßig vor, das Erben, hab' niemals den Gedanken gehabt. So blieb ich denn im Häuschen wohnen, ließ die liebe Tante-Gotte anständig begraben und ihr auch einen Stein

setzen auf's Grab, wie keiner höher und dicker auf dem ganzen Friedhof; und schaltete und waltete, bis alles, Liegendes und Fahrendes, hübsch zu Geld und Gülten gemacht und den Mannserben ihr Teil 'rausgegeben war. Freundliche Leut', diese Frickthaler, zumal fidel die Wirte, süffig ihr Landwein, fröhlich die Gäste und recht munter das Leben allweg. So daß es mich nachher oftmals reuen wollte, daß ich das Heimwesen verkauft, statt es für mich, für mein lebzeitig Bleiben, zu behalten. Nun ist's aber geschehen, und meine Lene würd' sich auch schwer genug an die fremde Gegend und die fremden Gesichter gewöhnt haben — hätt's ihr doch nicht zu Leid thun mögen, der armen Alten! So, Papa Ochsenwirt, nun noch eine Flasche! Von dem ungewohnten Erzählen und der herrlichen Bratwurst bin ich wieder so durstig geworden.

Da sagte der Ochsenwirt, halb freundschaftlich vertraulich, halb schalkhaft: „Du sprichst da von der Lene, als ob's sonst keine Weibsleut mehr gäb' auf der Welt — hast Dir denn das Weiben wirklich so vollständig aus dem Kopf geschlagen, Hans? Ich, an deiner Stell, würd' doch wenigstens noch einen letzten guten Versuch machen. So schlimm sieht's, Gottlob! in der Frauenwelt doch nicht aus, noch gibt's brave, feine und hausliche Mädchen zur Genüge, man muß sie nur zu finden wissen. Da wüßt' ich z. B. Eine — soll ich sie Dir nennen, Hans? Eine, die —“

Da rief jedoch Hans mit heftig abwehrender Geberde und dröhnendem Lachen: „Halt, Halt, Papa Ochsenwirt! Danke für das Anerbieten, aber ich mag halt nicht zum

dritten Mal das Geschlepp haben nach dem Pfarrhaus, zum dritten Mal den Leuten dermaßen in die Mäuler kommen; hab' an den zwei Malen genug bekommen, mehr als genug, spür' auch kein Gelüsten mehr! Bin nun der Hochzeiterhans — hahaha! — und will es bleiben mein ganzes Stümpchen Lebenlang — prost, Ochsenwirt, der Wein ist gut!"

Nach einer Weile fügte er leise und für sich sprechend bei: „Ja, wenn ich noch jung und alert wär'. Allein in diesen meinen dummen, ungeschickten Jahren — nein, nein, aus und vorbei! Prost nochmals, Ochsenwirt!"

Der Ochsenwirt gab seinen Gedanken noch nicht auf. „Das einsame Leben mit der alten tauben Lene — ich könnt's nicht aushalten, Hans, wüßt's nicht auszuhalten, meiner Sex nicht!"

„Glaub's wohl, Ochsenwirt, glaub's wohl! Auch mich will's allmählig verdrießen. Drum bin ich denn eben auch gesonnen, mir Kurzweil ins Haus zu nehmen, gleich, gleich!"

„Also doch ein jung Frauchen? dann, die Folge, ein paar hübsche fröhliche Kinderchen?" forschte lächelnd der Ochsenwirt.

Und Hans sprach mit Nachdruck: „Erraten, Freund, bestens erraten! Kinder sind's, die ich mir ins Haus nehme, ein Knab' und ein Mädchen, beide noch eine gute Weil' schulpflichtig. Sind mir ziemlich nah verwandt, denn ihre Mutter war zu mir Geschwisterkind gewesen, obwohl sie nun längst tot ist und ihr Mann auch, seit zwei Monaten. Und als ich die armen Waislein

bei der Tante Begräbnis so dünn und armütig gekleidet und so traurig dastehen sah, zu hinterst in der Verwandtenschar, da konnten sie mich ordentlich dauern. Und da kam noch der Amtmann und sagte, weil sie die Eltern mangeln mußten, könnten sie von der Tante ihrem Nachlaß nicht den Rappen erben. Und dabei so arm, sollten gar noch von der Gemeind' verkostgeldet werden. Da sagt' ich: das geschieht nicht, thät's der seligen Tante nicht zu leid! Ich nehm sie zu mir, die nächsten Tage schon laß' ich sie holen. Und werd' für sie sorgen allzeit, so lang ich leb', hab' fch gesagt."

„Und das willst Du thun, Hans, ohne Entschädigung, so ganz um nichts und wieder nichts?"

„Wer sagt denn so was: um nichts und wieder nichts? Die Kinder sollen mir Freud' und Kurzweil machen und der Lene aushelfen so gut als möglich. Und ich laß mich bezahlen, Ochsenwirth, fein bezahlen!"

Also doch von der Gemeinde?"

„Mit nichten!"

„Von wem denn?"

„Aus ihrem eigenen Vermögen, dem Zinsertrag."

„Wie du nur so rätselhaft und widersprechend reden kannst, Hans!" entgegnete der Ochsenwirt ärgerlich. „Soeben hast gesagt, sie seien arm wie die Kirchenmäus', diese jungen Verwandten."

Gewesen, Ochsenwirt, gewesen!" versetzte Hans, schlau blinzelnd. „Nun aber hat sich's gewendet, die Kinder haben ihr hübsch Gut bekommen. Das meinige nämlich, das ich von der Tante geerbt und dann den armen Hüdelchen hab' zuschreiben lassen."

Zuschreiben lassen?" rief der Wirt erstaunt, mit großen Augen. „Freiwillig auf das schöne Erb verzichtet, zu der Kinder Gunsten? Hans, Hans, begreif Dich, wer begreifen kann, ich vermag's nicht!"

„Hahaha!" lachte Hans so derb als möglich.

Der Ochsenwirt jedoch sagte nach einer Weil stummen Nachdenkens sehr ernsthaft und mit Wärme: „Ein Wort, Hans! Mögen die Leut von Dir halten was sie wollen — was ich von Dir halt, will ich Dir gleich sagen: Bist ein Ehrenmann, Hans, und ein Edelmann dazu, das ist meine Meinung, Hans, jetzt weißt's."

„Hochzeiterhans! Hochzeiterhans!" rief dieser mit fröhlicher Selbstverspottung.

Kaum daß die Nachricht von Hansens Ankunft sich im Dorfe ordentlich verbreitet und Hans selbst, nach der langen Abwesenheit, wieder Einkehr in sein stilles Heim genommen hatte und zwar zur rührenden Freude der alten Lene, so traf schon Besuch ein. Es war ein ältliches bleiches Weib, das durch die Hinterthür zu der Lene in die Küche geschlichen kam und erst durch Worte und dann, als diese ungehört blieben, durch Winke und Geberden zu verstehen zu geben suchte, daß sie den Hausherrn zu sprechen wünsche aber möglichst insgeheim. Hans, der langausgestreckt und tapfer schmauchend auf der Ofenbank lag, und von der Küche her das geheimnisvolle Thun der Ankömmlingin vernahm, hieß dieselbe in die Stube treten und ihr Anliegen vortragen. Es war aber seines Anliegens willen, daß sie gekommen. Sie habe nämlich vernommen, daß er, nach den beiden gescheiterten

Heiratsversuchen weit in der Welt herum gereist sei, um sich eine Frau zu suchen.

„So?" sagte Hans, den die Sache außerordentlich zu belustigen begann. „Und Ihr wüßtet mir Eine?'

„Ja", antwortete das Weib leise zögernd. „Aber ich möcht's lieber unter vier Augen" —

„Oh!" entgegnete Hans, „ob vier, sechs oder acht Augen — weder die Lene, noch der Bäri hier" — er deutete auf den schlummernden Haushund — „werden uns was ausbringen, weil sie eben nichts hören oder nicht verstehen. Also nur 'raus mit dieser Eurer Einen!"

„'s ist meine Tochter. Ihr kennt mich wohl nicht? O ich dacht es mir schon: des Heinihansuli's Witwe, dem Wannenmacher seine —"

„So! so! dem seine?" sagte er, sich aufrichtend.

„Ja, dem seine, auf dem Krähenbühl wohnend — Ihr wißt ja, das Häuschen bei den drei Tannen."

„O ja, ich weiß! Und nun?"

„'s ist wie gesagt, meine Tochter. Und weder hat sie einen heimlichen Schatz, noch thut sie Schnaps trinken, nährt sich von Bändelweben und ehrbaren Sitten. Und sie hat schon oftmals gesagt, diese Zeit über, wie sehr Ihr sie dauern thuet, weil Ihr so leicht hättet angeführt werden können von den beiden Brauten, den wurmmäßigen Mädchen."

„Sie ist also nicht wurmmäßig?"

„Behüt Gott nein! Hat noch mit keinem Buben sozusagen etwas gehabt, ist fromm und eingezogen, und gar nicht schlimm oder verthunlich, wie die andern, die Bauerntöchter. Und wie gesagt, daß sie sich aus diesen wilden ausgelassenen Dorfbuben nichts mache. Hingegen so ein

braver gesetzter Mann, wie Ihr einer seid — zu solch' einem könnte sie sich am Ende noch wohl verstehen, wollt' nichts sparen, weder Lieb' noch Müh', um Euch glücklich zu machen; das heißt, sofern Ihr Lust —"

Hier fiel ihr jedoch Hans brüsk abwehrend in's Wort: „Ich sag' Euch aber, Frau, ich mag durchaus nicht mehr glücklich gemacht werden, hahaha! Hab' an den beiden Malen, am bloßen Glücksvorgeschmack, genug, herzlich genug bekommen. Und hat Euere Tochter so sehr Bedürfnis und Eile, einen Mann zu kriegen — hier, Frau, habt Ihr ein Frankenstück, soll sich einen daraus backen lassen, ist's ja doch just Neujahrsnacht, hahaha!"

O wie er lachte, unser Hans, selbst als das Frauchen längst fort und aus dem Hause war!

* * *

Was sollen wir dieser sehr wahrhaftigen Geschichte noch beifügen? Daß Hans die beiden Verwandtenkinder liebevoll hegte und pflegte, gleich einem leiblichen Vater? daß er weder Geld- noch andere Opfer sparte, um ihnen, seinen Erben, eine gründliche und angemessene Erziehung angedeihen zu lassen? Und er hatte Beides nimmer zu bereuen, durfte stolz sein auf seine blühenden, rechtschaffenen und in hohem Grade anhänglichen, dankbaren „Kinder".

Kinder, ohne je ein Weib gehabt zu haben — ist das nicht spaßig? pflegte er öfters zu sagen.

Er konnte es hören, mitunter mit eigenen Ohren, wie seine ehemalige Braut Liesel und ihr nunmehriger Gatte sich stritten und rauften „an der leeren Raufe" und erstere sogar „nebenaus schlug" auf skandalöse Weise, während man die Susanne des öftern einhertaumeln sah,

das Gesicht aufgedunsen und blau wie eine Zwetschge, in verkommener Kleidung und Haltung.

Darum, so oft der Pfingstabend wiederkehrte, begab sich unser Hans ins Ochsenwirtshaus und rief mit dröhnender Stimme in die Küche hinaus: Frau Marianne, der Hochzeiterhans ist da, möcht' seine Jahrzeit [1]) feiern, daß ihm so gut gegangen, hahaha! und bestellte sich den Schmaus, Wurst und Schinken und Wein, für sich und seine Freunde, deren er im Laufe der Jahre sich nicht wenige, sehr achtbare und aufrichtige, erworben, und die alsdann ein Hoch ums andere ausbrachten, ihm, dem allzeit lustigen, glücklichen „Hochzeiterhans".

---

[1]) Gedächtnisfeier.



Druck von Schmid & Surber, Zürich.

Gesammelte
Erzählungen

von

Joseph Joachim.

Dritter Band.

Inhalt:

Erinnerungen eines alten Zehnfrankenstückes. — Tschowannigregels Liesel. — Des Nachtwächters Traum. — Es Stück Schuelmeisterlebe.



Zürich und Leipzig.
Verlag von Th. Schröter.
1898.

Erinnerungen
eines alten Zehnfrankenstückes.



Erinnerungen eines alten Zehnfrankenstückes.

Nichts ist irriger, als die unter dem hochmütigen Menschengeschlechte allgemein herrschende Ansicht, wir sogenannten unorganischen Wesen seien vollständig fühllos.

Der ruchlos verstümmelte Baum, die von mutwilliger Hand gebrochene Blume und das achtlos zertretene zarte Heidegräslein empfinden darob arges Leid und tiefen Schmerz. Hört man doch beim Schlagen ihrer alten ehrwürdigen Bestände ein leises Seufzen und Klaggestöhne durch die Wälder ziehen.

Ja selbst das kalte Erz und das tote Gestein — wüßte der Herr der Schöpfung, daß, sobald er dem Marmor mittelst Grabstichel und Meißel seine edle Gestalt verliehen oder dem Metallscheibchen ein Menschenantlitz aufgeprägt, mit der Statue und der Denk- oder Marktmünze sich plötzlich eine wunderbare mystische Verwandlung vollzieht, daß das Auge sieht und das Ohr hört, gleich wie beim lebendigen Menschen, bloß, weil von keinen menschlichen Gefühlen und Leidenschaften beirrt, noch um ein bedeutendes schärfer . . . und diese Wahr-

nehmungen in sich aufnehmen, freilich, ohne dieselben verraten zu können, da weder die Sprache, noch das Bewegungsvermögen ihnen verliehen ist. — — — — —

Die erste Erinnerung an mein Dasein datiert sich von jenem Augenblicke her, da ich als fertiges Goldstück vom Prägstocke herunter in ein bereitstehendes hölzernes Kistchen kollerte, auf ein Häuflein blinkender Meinesgleichen fiel. Wir befanden uns in einem hellen, hohen Kellergewölbe; die durch ein Oberlicht hereindringenden Sonnenstrahlen drohten mich zu blenden. Von Zeit zu Zeit, in gewissen Abständen, sobald die Prägmaschine ihr schlagähnliches Geräusch, das den Boden erzittern machte, von sich gegeben, kamen wieder andere neue Goldstücke in die Kiste geflogen, sich auf mich lagernd, mich schließlich völlig begrabend. Ich hörte noch, wie ein bei der Arbeit beschäftigter Geselle in verdrießlichem Tone sich äußerte: Tag für Tag solche Dinger schaffen bloß für andere, reiche, ohne daß es unsereinem vergönnt ist, wenigstens einen Griff hinein thun zu können, hol's der Henker!

„Hahaha!" lachte ein zweiter. „Ja, da möcht' ich dann und wann ebenfalls gern' eine Handvoll herausnehmen! Doch — bst, der Herr Direktor kehrt zurück!"

Eine tiefe männliche Stimme sprach nach einer Weile: Tausend Stück — genug für heute! — Der Deckel unseres Kistchens wurde zugeschlagen und, wie ich an dem Rütteln wahrnehmen konnte, in ein gewisses Behältnis geschoben — ein Klirren und Rasseln —ich habe dieses seltsame Geräusch seither schon unzählige Male vernommen — dann ward es auf einmal stille. Wir Gold-

vöglein schlummerten. Das dauerte viele, viele Stunden, und als wir samt unserem Behälter wieder an das Tageslicht gezogen wurden, machten sich gewandte menschliche Finger über uns her, welche uns nochmals genau abzählten, auf die Wage brachten und zu je hundert Stücken in Rollen verpackten.

Wir lagen, wie ich nachher inne wurde, im Staatstresor. Doch nicht für lange. Man führte uns in die, Welt hinaus.

Unsere erste Station war eine größere Hypothekarbank von deren gewaltigem diebssichern Eisenschranke wir neuerdings aufgenommen wurden. Hier ruhten mächtige Schätze an Edelmetall.

Ich vernahm, da der Kasten eine Weile unverschlossen blieb, folgendes zwischen dem Kassierer und einem am Schalter stehenden Bauer gepflogenes kurzes Zwiegespräch:

Ihr Darlehensgesuch ist von der Direktion bewilligt und der unterpfändliche Titel gutgeheißen worden. Hier die tausend Franken, abzüglich die Kommissionsgebühr von Ein und ein Zweitel pro mille.

„Ich verstehe nicht . . .“

„Nun, Sie haben ein Franken fünfzig zu zahlen.“

„Ah — so? . . . Da! . . . Aber ich nehme keine Banknoten, wie Ihr diese Papierchen da nennen thut, an. Es wäre das erste Mal. Ich will wirkliches hartes Geld; dann weiß ich doch, was ich in Händen hab'.“

„Kaffer!“ brummte der Kassierer ärgerlich in sich hinein. Er erfaßte gleich unser Päckchen. „Nun denn“,

sagte er, „hier lauter Gold — sind Sie's nun zufrieden, he?"

„Ja. Doch will ich erst zählen.

Und wirklich, nachdem er uns der papiernen Umhüllung entledigt hatte, begann der Bauer mit seinen knolligen Fingern uns langsam und bedächtig zu zählen, Stück für Stück, nicht achtend die ungeduldigen, unwilligen Blicke des Bankbeamten, welcher sich schließlich nicht enthalten konnte, an ihn die barsche Mahnung zu richten: Nun, wird's bald? Seht Ihr denn nicht, daß andere ebenfalls bedient werden wollen? — Da es dem Bauer nicht mehr gelang, uns formgerecht in das Papierchen zu rollen, zog er eine Schweinsblase hervor, in welcher sich bereits eine Anzahl Silbermünzen befand, strich uns behutsam hinein und steckte den Beutel, nachdem er ihn mit einem Leinenschnürchen verbunden, in seine weiten Kittelstaschen zurück, in welcher sich bereits eine duftende saftige Tabakspfeife befand. Und begab sich hierauf in ein Weinhaus, allwo er einem andern befreundeten Bauer erzählte, daß er nun, nachdem seine Kinder größtenteils erwachsen, sein seit Jahren verpachtetes Gut wieder selbst bewirtschaften werde und daher genötigt sei, seinen Viehstand erheblich zu vergrößern, sowie sich ein Paar Zugpferde anzuschaffen. In der That kaufte er sich schon auf dem Heimwege einen ihm angetragenen jungen Ackergaul. Ich und die Großzahl meiner goldenen Genossinnen blieben in Besitz des Verkäufers, ebenfalls eines Großbauern, zurück.

Und schon des folgenden Tages traf mich und ein Halbdutzend andere das Geschick, von der Bäuerin in

einen wollenen Leibgurt eingenäht zu werden; sie richtete an ihren ältesten Sohn, welcher in die Rekrutenschule einzurücken hatte, die fromme mütterliche Ermahnung: Unterlass' es ja nie, Hardle, des Morgens beim Aufstehen dein Morgengebet zu verrichten. Ich werde dir auch ein Fläschchen Weihwasser mitgeben. Das Soldatenleben ist halt für junge unerfahrene Leute ein gar gefährliches. Es sind schlimme, ausgelassene Kameraden dabei — hüte dich vor diesen, ich bitt'! Geh' du lieber deine eigenen Wege, etwa in den freien Stunden eine Kirche oder Kapelle besuchen — gehört? Und strenge dich nicht zu sehr an, und hast du ein verschwitztes Hemd, geh' es gleich wechseln. Und pflege dich gut — sein Geld sparen ist wohl schön, doch darfst du dir immerhin ein Glas Wein gönnen und etwa eine Wurst dazu. Meide jedoch die schlechten Wirtshäuser — o man hört Dinge berichten von diesen Stadtwirtshäusern, wo schlechte Weibsbilder drinn sind und die jungen Mannsleute anlocken und zu verführen suchen, besonders die, welche Geld haben! Es ist mir so sehr bange um dich! Daß du, ein reicher Bauernsohn, auch hast Soldat werden müssen, während es der armen Burschen genug gibt, welche es gerne sind und für die es ja weit weniger schad' ist! seufzte sie.

Hätte sie sehen können, wie ihr hübscher schlanker Hardle die ihm mit auf den Weg gegebenen frommen Lehren so bald vergaß, nämlich statt des Abends in eine Kirche oder Kapelle zu gehen, lieber mit seinen fidelen Kameraden in der Militärkantine saß und sehr unfromme Soldatenlieder fröhlich mitsang; und der jungen feschen

Aufwärterin zulieb es auf eine Flasche Wein nicht ankommen ließ, ja dem anmutigen Kinde mit den Lachgrüblein in den Wangen und den verführerischen dunkeln Augen bei jeder Gelegeheit ein Küßchen zu rauben trachtete — ach, wenn sie das hätte hören und mitansehen müssen! Und wie er die gefangenen Gelbvögelein aus ihrer Haft befreite, d. h. aus dem Leibgurte herausschnitt, eines nach dem andern, die zweite Woche schon.

Ich stack in der Kellnerintasche. Doch bloß für wenige Stunden. Ein junger, hochmütiger Offizier ließ sich eine Hundertfrankennote wechseln, barg mich in sein Portemonnaie. Wir, d. h. der Herr Lieutenant und ich, gingen selbigen Abend in ein hohes schönes Haus, betraten einen mächtigen, blendend erleuchteten Saal. Klavier und Geigenspiel, dazu Frauenstimmen, welche höchst liebliche, zarte Weisen sangen oder sich in beinahe unmöglichen hohen Koloraturen ergingen und dafür jeweilen stürmische Beklatschung ernteten. Ein Cafe chantant! raunte mir ein erfahrenes altes Zwanzigfrankenstück zu. Hörst du das Stühlerücken, das Komplimentieren, die angelegentlichen, zutraulichen Einladungen an die Künstlerinnen zum Mittrinken, das Knallen der Champagnerpfropfen — auch unser Herr läßt solche springen, da wird er einige von uns opfern müssen.

So geschah es. Wir wanderten in die Hosentasche des aufwartenden Oberkellners. Ich vernahm noch von den Tischen und Sophaecken her Gläsergeklirr, ein heimlich Flüstern, Kichern und Kosen; dazwischen ein helles melodisches Auflachen, sodann ein plötzlich Auf-

brechen der Schleppsäbel und andern männlichen Gäste, denn just war die Polizeistunde verkündet worden.

In dem anstoßenden kleinen Saale jedoch schien man noch nicht an das Feierabendmachen zu denken. So oft die kleine Verbindungsthüre aufging, konnte man das dumpfe Rollen einer Kugel hören. Die Roulette! flüsterte mir der alte Napoleond'or zu.

Des folgendeu Morgens war der Hotelsekretär gerade damit beschäftigt, seinem Patrone, einem ältlichen, buckligen und glatzköpfigen Herrn, Kassarechnnng abzulegen. Auf dem Pulte lagen Banknoten, Gold- und Silbermünzen, zu Häuflein aufgeschichtet. Die Rechnung schien zu stimmen, schon stand der Bucklige im Begriffe, seine langen magern Finger nach dem Großteil der Summen auszustrecken, als ein Frauenkleid mit langer Schleppe die Haustreppe herunter gerauscht kam, eine sehr stattliche hübsche Dame mit dem Morgenhäubchen auf dem Lockenhaar näherte sich eiligst und ohne ein Wort zu sprechen dem Schreibtische, und ihre feine, wohlduftende Hand bemächtigte sich raschen Griffes des Goldhäufchens, welchem ich angehörte, hielt es fest umschlossen.

„Wa — was soll das?“ rief der Hotelier erstaunt und entrüstet aus.

„Was es soll? Einfach das, daß ich das Geld für mich und meinen Haushalt behalten werde. Oder meint etwa der Herr Gemahl, den die Leute über eine Million wert schätzen, ich und unsere Kinder sollen mit abgetragenen oder altmodisch gewordenen Anzügen vorlieb nehmen? O nein! — Diese Worte klangen so stolz und höhnisch, und die nachfolgenden so kalt und entschlossen:

Fortan werd' ich mir mein Wochengeld selbst holen kommen, daß es nur weißt! — Sie hatte das Geld bereits in ihre Kleidtasche geborgen und stieg ebenso rasch wieder treppauf, ihren filzigen Gemahl in Schrecken und Bestürzung zurücklassend.

Nämlichen Tages schon wurde ich für ein Paar Handschuhe ausgegeben, um abends sodann in der Tasche des Kramladenbesitzers in das Stadttheater getragen und gegen ein Familienbillet umgetauscht zu werden. Denn es sollte, wie das in Masse herbeiströmende Publikum sich erzählte, eine bereits berühmt gewordene Novität zur Aufführung gelangen. Das Stück fand, nach den lauten Klatschsalven zu urteilen, auch hier reichlichen Beifall. Gleichwohl schien der Herr Direktor mit der Darstellung nicht durchwegs zufrieden zu sein. Er ließ eine noch sehr jugendliche Dame zu sich in das Theaterbureau rufen und sagte in strengem Tone: Sie haben heute abend schlecht gespielt, Fräulein Almers! Sie haben als das übermütige, schalkhafte Kammerzöfchen Thilde, in der dankbarsten Rolle der Welt, das Publikum kalt gelassen.

Ach, Herr Direktor, verzeihen Sie, üben Sie Nachsicht, ich bitte! Mein armer Papa ist so arg krank und hat niemand mehr als mich. Die ganze verwichene Nacht bin ich keine Minute von seinem Bette gewichen und habe heute sozusagen weder Speise noch Trank genossen. Wohl deshalb fühlte ich mich diesen Abend so ungemein müde und angegriffen.

Der Direktor zuckte die Achseln und erwiderte kalt: Das geht mich alles nichts an. Zerstreute und nachlässig

spielende Leute kann ich nun einmal nicht gebrauchen. Ich sehe mich genötigt, Ihnen hiemit den Abschied zu geben.

Ach, bester, gütigster Herr Direktor, üben Sie dieses eine Mal Nachsicht! Ich werde —

Hilft nichts! . . . Hier die rückständige Gage — achtundzwanzig Franken fünfzig — zählen Sie!

Ich mußte mit als Zahlung dienen und wurde von der ebenso fromm dreinblickenden als reizenden jungen Schauspielerin mit zitternder Hand in Empfang genommen.

Armer Papa! schluchzte sie im Abgehen. Vor vier Wochen mußtest du wegen Kränklichkeit die Bretter meiden, und nun ich ebenfalls verabschiedet — was soll nun mit dir, was mit uns beiden werden? Dieses Sümmchen wird kaum zur Bezahlung der rückständigen Gasthausrechnung hinreichen — was dann? Bis ich ein anderwärtiges Engagement gefunden, können Wochen vergehen. Und derweil — ich wag' nicht daran zu denken! Armer, armer Papa! Und ich selbst — ach, hätte ich doch bei meinen guten Anlagen mir einen andern Beruf erwählt! rief sie, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Eine innere verführerische Stimme rief ihr gleißend zu: Närrchen, das du bist — warum weigerst du dich dem vornehmen Bankierssohn, der dir mit solch großer Beharrlichkeit den Hof macht, ja sterblich in dich verliebt ist, ein willig Ohr zu leihen? Der würde dich aller Not und allem Elend entheben!

Nein, nein, die Sünde! Er kann es mit mir doch

nicht ehrlich meinen, wie sollte er, der reiche, junge Kavalier!

Sei kein Närrchen, Mädchen! fuhr jene Stimme eindringlich fort. Guck dir die andern jungen Schauspielerinnen, Opernsängerinnen und Ballettänzerinnen an, die sind nicht so dumm, lassen sich Gold und Schmuck hübsch in den Schoß werfen.

Die Sünde, die große Sünde!

Wenn aber dein Vater vor Elend stirbt? Denke an deinen Vater, Mädchen, rette ihn vor dem vorzeitigen Tode . . .

Und draußen vor dem Theaterpförtchen harrte ihrer der vornehme reiche Bankierssohn und bat um die Erlaubnis, sie nach Hause begleiten zu dürfen; bot ihr galant seinen Arm, flüsterte ihr allerhand tröstende, zärtliche Worte ins Ohr, und machte ihr die generösesten Anerbieten.

Mehrere Tage lang wehrte sich das arme Mädchen mit verzweifelter Anstrengung gegen die ihr nachstellende große Versuchung, bis die Not und die traurige Aussichtslosigkeit auf das höchste gestiegen waren. Da verließ sie die Kraft, der Widerstand brach . . .

Die schöne junge Schauspielerin kannte plötzlich den Geldmangel nicht mehr, in dem Momente, da sie mich dem Schreibtischchenfach entnahm, um damit die Arztrechnung zu begleichen, fiel eine ganze Menge hochmütiger Zwanzigfrankenstücke klingend hinein. Ich vernahm noch, daß es dem Einflusse ihres vornehmen Anbeters gelungen war, bei dem zugänglichen Herrn Theater-

direktor für die junge Soubrette ein neues Engagement auszuwirken.

Aus demjenigen des Arztes gelangte ich in Besitz einer Milchfrau. Diese war Witwe, und ihr Bauerngütchen lag etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges. Dies war der angenehmste Aufenthalt, so mir Zeit meiner bisherigen Tage noch zu teil geworden. Hansli, der Sohn des Hauses, sang und jodelte beim Viehfüttern und Melken so überaus hell und lustig, fast den ganzen Tag, und kam er in die Küche, gab es sogar einen Zweiklang der lieblichsten melodiösesten Art. Denn er und das Hausmädchen liebten sich, daher die neckischen Lieder, sowie das frohe, übermütige Lachen der beiden. Einmal muß es sogar zu einem Kusse gekommen sein und die Mutter Sennin es bemerkt haben. Denn ihr Sohn bekam hernach darüber heftige Vorwürfe zu hören. Jener verteidigte sich mit den Worten: Ei, da wüßt' ich nicht, was Ungehöriges dabei wäre, bin ich doch entschlossen, das Mädchen zu heiraten, Mutter!

Du — die — Liesel?

Ei ja!

Ein armes Dienstmädchen —

Das so überaus reich ist an Fleiß und Geschicklichkeit, an Gemüt und Verstand!

Während du, der wohlhabende junge Bursche, nur die Hand auszustrecken braucht, um an jeden Finger eine vermögliche Bauerntochter zu kriegen —

Eine hochmütige und hoffärtige, gelt, die nur Staat

treiben und gut essen möcht', dagegen alle mühsame Arbeit einer bezahlten Dienstmagd überlassen thät'; oder, wenn ich ihr nicht willfahren wollt', keifen und schmollen würd'! Nein, zehnmal lieber eine arme, dafür aber häusliche, friedsame und gefreute. Mit einer solchen hoff' ich es ungleich weiter bringen zu können . . .

Bist du doch, Mutter, wie ich oftmals erzählen gehört, selbst auch ein armes Taglöhnermädchen gewesen, und habt Ihr, du und mein seliger Aetti, Euch tapfer emporgeschwungen. Da sieht man! Drum möcht' ich dich bitten, Mutter —

Der junge Senn brach ab, da durch den Viehjungen die Meldung gemacht wurde, daß ein Schlächtermeister angekommen sei, der die Schäckkuh zu kaufen wünsche.

Hansli begab sich hinaus. Die Mutter Sennin aber sprach zu sich selbst, während sie Bohnen rüstete: Er hat wohl recht, ich und mein seliger Hans haben, als wir uns heirateten, auch nicht viel mehr zusammengebracht, als unsere arbeitsamen Hände und den genügsamen häuslichen Sinn, und sind dabei zu erfreulichem Wohlstand gelangt. Auch das andere, die heutigen Bauerntöchter betreffend, muß ich zugeben, sind durchweg hoffärtige und stolze Dinger geworden. Wogegen unser Liesel ein ungemein werkhaft und anschicklich Mädchen ist, dabei brav und treu und bescheiden. Bloß ein wenig — wie soll ich's nennen? — ein bißchen zu lustig und tändelhaft. Freilich wird ihr das im Ehestand nach und nach schon vergehen.

Einige Tage später — ich glaube, es war eines

Sonntags — kam die Liesel bei ihrer Dienstherrin um die Erlaubnis ein, ihre Eltern besuchen dürfen zu gehen; was ihr bereitwillig gewährt wurde. Die Sennin gab ihr auch einen Teil ihres Lohnguthabens mit. Werden's zu Hause wohl gebrauchen können! sagte sie sich.

Sie hatte richtig erraten. Wie freute sich die ältliche arme Leinewebersfrau, deren Mann seit Wochen kränkelte, des Besuches ihrer schon lange nicht mehr gesehenen Tochter, und beinahe mehr noch über den Erhalt der kleinen Summe, wovon ich ebenfalls einen Teil ausmachte. Nachdem sie einen Milchkaffee nebst Eierkuchen bereitet hatte, sagte sie: Ja, Geld kommt mir just ungemein gelegen. Denn du weißt, Liesel, daß wir, als wir dieses Häuschen erstanden, von dem Prokrater Peitscher hundert Franken uns hatten leihen lassen, um damit die rückständigen Kapitalzinse zu zahlen — ich sag' nicht, zu welchem Preis dies geschehen, es war gräßlich! Nun schulden wir dem Herrn noch restanzliche zwanzig Franken. Schon sind wir dafür scharf gemahnt worden, denn der Mann kennt keinen Aufschub noch Nachsehen. Morgens früh werd' ich mich zu ihm begeben . . .

In dem Geschäftsbureau des Herrn „Prokurators" spielte sich des andern Tages folgendes Zwiegespräch ab:

Weberin, indem sie mich und ein zweites gleichwertiges Goldstück auf das Schreibpult hinlegte: „Hier, Herr Peitscher, die Restschuld unseres Schuldscheines, den mein Mann Euch vor zwei Jahren ausgestellt."

Winkelbankier, einen dicken Folianten aufschlagend und sodann aus dem Kassenschrank unter vielen Papieren eine

Obligation hervorsuchend: „Ja, richtig, noch restanzliche zwanzig Franken.“

Er beginnt mit dem Bleistift zu rechnen und es langsam und laut nachzusprechen: „Kapitalrestanz zwanzig Franken; Zins pro drei Monate à sechs Prozent macht — macht dreißig Rappen; ferner Mahngebühr fünfzig Rappen; ferner Provisions- und Kommissionsgebühr 2c., macht zusammen fünfundzwanzig Franken, fünfunddreißig Centimes.“

„Aber, Herr Peitscher!“

„Was beliebt?“

„Das ist doch schrecklich gefordert, so ganz über das Maß!“

„Was wollt Ihr? Ich kann doch mein teures Geld nicht umsonst arbeiten lassen, ich muß auch gelebt haben. Außerdem — meine Taxen sind bekannt, wer sich von mir nicht bedienen lassen will — es steht in jedermanns Belieben! . . . Also fünfundzwanzig Franken fünfunddreißig Centimes — soll ich quittieren?“

„Ich sollte für meinen kranken Mann, daß er wieder zur Kraft kommt, ein Pfündlein Fleisch sowie eine Flasche Apothekerwein holen gehen, wie's der Herr Doktor befohlen hat; und für die Küche notwendige Einkäuf' machen, Kaffee, Oel, Seife und anderes mehr . . . . Und habe nur diese dreißig Franken!“ jammerte die Weberin.“

Doch der Herr „Prok'rater“ zuckte gleichmütig die Achsel, und es blieb der armen Frau nichts übrig, als das geforderte Betreffnis unter schweren Seufzern zu erlegen. —

Mich selbst schloß der Geldmann in seinen Kasten,

zu seinen übrigen sehr bedeutenden Barschaften ein. Für eine kurze Weile nur.

Ein pockennarbiger, in der Nähe angesessener jüdischer Viehhändler überbrachte mehrere von seinen Klienten unterzeichnete Eigenwechsel, um sie hier zu indossieren. Diese armen Bauern, dachte ich, wie werden die unter diesen Händen bluten müssen!

Bisher hatte ich mich stets nur reinlicher Inhaber zu erfreuen gehabt.

Nun aber diese von Knoblauch stinkenden, ungewaschenen Finger dieses alten Viehjuden, die ekelhaft schmutzige Tasche, in welche er uns Goldmünzen steckte!

Meinem Ermessen nach konnte es bloß eine kleine Wegstrecke sein, die der Jude gegangen war, etwa vor das Thor des altertümlichen Amtsstädtchens hinaus, als er plötzlich zu einem ihm gewiß sehr unliebsamen Halt genötigt wurde. Ich vernahm die rauhe, zornige Stimme eines Bauern, welcher in nächster Nähe ihm zurief: „Ah, treff' ich Dich, Du miserabler Betrüger, Du Hallunke! Hast mir die Kuh verkauft als gesund und gerecht, und ist mit allen Mängeln behaftet, das ärgste Lumpentier unter der Sonne!"

Ich verspürte das angsthafte Schlottern des mit einem schlechten Gewissen beladenen Semiten. Er suchte sich auszureden mit den Worten: „Hab' ich's denn gewußt?"

„Ja, das hast Du!" schrie der Bauer. „Da Du das Tier über zwei Wochen in Deinem Stall stehen gehabt und der Viehdoktor Dir's offen gesagt hat, daß es im hohen Grade lungensüchtig und reif sei für den

Schinder. Und Du konntest mich so gottvergessen belügen und anschmieren" — da! — Ich hörte ein Geräusch wie klatschende Ohrfeigen und harte Faustschläge, der Jude taumelte heftig hin und her und schrie erbärmlich: „Lass' mich, ich will ja vergüten — o waih, hör' auf, ich bitt'!"

Der Bauer schien mit seiner Züchtigung wirklich einzuhalten. Eine kurze Unterhandlung begann, welche damit endigte, daß der Jude seinen schmutzigen Geldbeutel öffnete und dem betrogenen Käufer als Entschädigung mich mit samt drei gleichwertigen Genossinnen hinreichte; wogegen er gleichsam als Empfangsbescheinigung noch eine solch fürchterliche Watsche hinter das Ohr kriegte, daß er über das Straßenbord hinunter kollerte. Ach, wie mich der arme Mann dauerte — nämlich der Jude . . .

* * *

Violin und Klarinett, Bratsche und Baßgeige spielten gar lustig zum Tanze auf, während etwa drei Dutzend Paare sich im Saale des sogenannten „Waldhauses", auf dem frisch gewichsten Boden flink und fröhlich herumdrehten. Bald war es eine wiegende Polka, bald ein stürmischer Walzer, dann wieder ein rasender Galopp, daß das aus Holz gebaute Haus in allen Fugen zitterte und bebte, und mir in der Westentasche des schmucken stattlichen Bauernsohnes manchmal beinahe schwindeln wollte. Hohe freudige Jauchzer stiegen, laute scherzhafte Zurufe erklangen von hüben und drüben, frohes Lachen und munteres Kichern, da und dort ein verliebtes zärt-

liches Geflüster — so etwas hatte ich noch nie vernommen und miterlebt. Ja, als mein Jungknabe in dem nur matt erleuchteten Korridor, welcher den Tanzsaal mit dem Restaurationslokale verband, sein dralles, hübsches Mädchen stürmisch an sein Herz und einen feurigen Kuß ihr auf die schwellenden roten Lippen drückte, da ward mir so seltsam warm zu Gemüte . . . Der Wein that mehr und mehr seine Wirkung, Lust und Freude stiegen auf's höchste. Zugleich aber erwachte auch die Rauflust unter den kräftigen Bauernbuben; ist doch bekannt, daß zu einer richtigen Kirmeßfreude, sozusagen zum Beschlusse derselben, eine solenne Keilerei gehört, gleichwie der Deckel zum Kochtopfe. Auch bedarf es, um eine solche hervorzurufen, gar nicht der besonderen, starken Veranlassung, gemeiniglich genügen schon neckische oder höhnische Zurufe oder herausfordernde Blicke, und rasch ballen sich die Fäuste, die Wamse werden zugeknöpft und die Schlagringe heimlich an die Finger gesteckt. So auch in damaliger Nacht, auf jenem Tanzboden im „Waldhause". Ich weiß nicht genau, wer mit der Thätlichkeit den Anfang gemacht, glaube jedoch, es war mein Inhaber, der Bauernbursche, welcher, als ihm ein junger Bergsenne beim Tanze mutwillig „ein Bein stellte", sich gleich einem Leuen auf denselben warf. Im Nu hatten sich die übrigen Tänzer zu zwei Parteien formiert, eine allgemeine wüste Balgerei entstand, die Mädchen schrieen und flüchteten sich in die Saalecken, die Burschen bearbeiteten sich gegenseitig die harten Schädel mit Faust- und anderen Schlägen oder gerieten, Leib an Leib gerückt, in verzweifelten Ringkampf, bis die eine Partei in ihrer Mehr-

zahl unterlag. Sodann ging es seitens der Sieger, zu welchen sich auch mein Inhaber zählte, an das obligate „Rausschmeißen“. Das war ein Toben und Kollern und Schreien. Hernach, nachdem diese „Arbeit“ gethan, der maßlose Siegesjubel, das Bestellen von frischen Flaschen Wein, sowie das Zurufen an die auf ihren Posten zurückgekehrten Geiger: Nun aufgespielt, es gilt die letzten Drei!

„Welch eine lustige Kirchweih. nicht wahr, Marisepheli? Hahaha!“ so meinte mein Inhaber trotz seines verbeulten Kopfes freudig zu seinem Mädchen gewendet.

Doch der Jubel war ein verfrühter.

Mit seinem Schätzchen am Arme und nichts Schlimmes ahnend, zog mein Bauernsohn beim frischen Morgengrauen dahin, seinem nahen heimatlichen Dorfe zu. Da wurde er von hinten unversehens angefallen und mittelst eines wuchtigen Keulenschlages zu Boden gestreckt, worauf der Attentäter sich rasch davonflüchtete. Das Mädchen schrie ängstlich um Hilfe — woher sollte zu dieser ungewöhnlichen Stunde welche kommen? Doch ja, ein Bauernknecht kam mit seiner Stallaterne anhergetrabt. Es gelang den beiden durch Begießen von Wasser aus dem neben der Straße fließenden Quellbächlein den arg Mißhandelten wieder zum Leben zurückzurufen und aufzurichten, die mutige junge Schöne reichte ihm ihren kräftigen Arm zur Stütze und zog ihn langsam mit sich von dannen.

Ich selbst war ihm bei dem jähen Sturze aus der Westentasche gefallen, lag hilflos im Straßenkote. Bei

Tagesanbruch kam ein Mühlwagen dahergefahren, schon fürchtete ich von den Pferdehufen oder den Wagenrädern in Grund gebohrt und — o weh! — für immer begraben zu werden. Doch blieb ich auf fast wunderbare Weise davon verschont. Ein altes buckliges Weib mit einem schweren Gemüsekorb am runzeligen Arm ging keuchend und ächzend an mir vorbei; desgleichen eine Weile später der Vagabund, welcher wohl soeben sein primitives Nachtlager verlassen hatte, und immer noch beschäftigt war, im Weitergehen seine Morgentoilette zu vollenden, nämlich sich die Strohhalme aus den langen wirren Kopf- und Barthaaren zu ziehen. Mit niedergeschlagener Miene musterte er seine aus einigen erfochtenen Kupfermünzen bestehende Reisekasse und schritt mit seinem zerfetzten Schuhwerk achtlos über mich weg, Ein nämliches wäre bald einem des Weges kommenden sehr notdürftig gekleideten Jungen, offenbar ein Kind armer Leute, begegnet, der, um sich munter zu machen, oder den Hunger zu vergessen, sein Milchkesselchen schwang und dazu laut vor sich her pfiff und sang. Schon waren seine braunen schmutzigen Barfüße ebenfalls an mir vorübergegangen, als — sein junges, scharfes Auge mußte den im Kote steckenden, blinkenden Gegenstand erblickt haben — er sich rasch umdrehte und mich einen Augenblick anstarrte, um mit einem lauten Freudenschrei mich zu behändigen. Er zog sein zerlumptes Taschentuch hervor und reinigte mich von dem mir anhaftenden Schmutze. Er schaute sich nach allen Seiten vorsichtig um, ob ihm vielleicht jemand zugeschaut; doch es war zu früh morgens, kein Mensch zu erblicken weit und breit. Juch! jauchzte

er voller Freude, das gibt mir ein neues Wams, oder ein Paar Schuh! Oder ich kaufe mir daraus ein Paar junge Küngel[1]) und obendrein noch ein fein Mundharfchen, wie des Seilers Gust eines hat — ich werde mir's überlegen . . . Aber wenn die Leute mich fragen — wenn meine gestrenge Großmutter mich fragen wird: Wo hast Du das Geld, um solche Sachen zu kaufen, hergenommen, sprich? Was soll ich dann antworten? so fragte er sich, schon um ein bedeutendes herabgestimmt. Und was der Herr Vikar schon oftmals gesagt und uns ermahnet hat in der Christenlehre wegen dem siebenten Gebote, daß man kein fremdes Gut sich aneignen oder behalten dürfe . . . Er kratzte sich mit den freigebliebenen Fingern in dem wirren, dunklen Kraushaar, und sann und überlegte. Schließlich trug doch die anerzogene oder auch angeborene Ehrlichkeit den Sieg davon.

Kaum eine Viertelstunde später befand ich mich auf dem Tische des im Städtchen stationierten und soeben aus dem Bette gekrochenen Polzeisergeanten, welcher den Jungen mit den Worten belobte: „Das ist brav von Dir, Felix! Ich werde Nachfrage halten, wer das Goldstückchen möchte verloren haben. Jedenfalls kriegst Du einen Finderlohn . . .“

Ich befand mich in Polizeigewahrsam hinter Schloß und Riegel. Ich hörte den Sergeanten zu seinem Frauchen sagen: „Das Zehnfrankenstück hat offenbar einem bei dem neulichen Schlaghandel beteiligten Bauernburschen gehört, wahrscheinlich dem jungen Haldegger,

---

[1]) Kaninchen.

welcher überfallen worden. Doch der kann darüber keine Auskunft geben, liegt an einem Schädelbruche totkrank darnieder . . ."

Und einige Tage später: „Der junge Haldegger ist seiner Mißhandlung erlegen. Es ist traurig zu sehen, wie sein Lieb verzweifelt thut und sich die Haare rauft . . . Den Zehnfränkler aber werde ich, sofern sich bis morgen niemand anders meldet, dem redlichen Finder zustellen."

Wie groß freute sich der Waisenknabe, wie sprang er, mich mit zwei Fingerspitzen emporhaltend, jubelnd nach Hause.

„Guck' hier das Goldstückchen, Großmutter," rief er seiner Pflegerin schon von weitem jubelnd zu. „Es ist mir geschenkt worden, denke Dir!"

Die altersgebückte und beinahe erblindete arme Greisin, welche wohl nie zuvor eine Goldmünze in Händen gehabt, meinte: „Welch winziges Dingelchen! Wie leicht könnte man's ebenfalls verlieren? Drum — Du wirst es zum Hofbauer hinübertragen, er soll Dir gefälligst Silbergeld dafür geben, das greifbarer ist! . . ." Sie begann zu rechnen: „Zehn Franken. Und im Kasten drinn weitere zwanzig Franken, die der Bub' von seinem Paten ererbt hat, macht zusammen dreißig. Dafür werden wir uns endlich eine Milchziege anschaffen können — ach, welch ein Glück! Wie dank ich Gott!"

Ich wechselte jenes Tages meinen Inhaber zum zweiten Male. Der Hofbauer kaufte sich nämlich von einem mit Pferd und Wagen daherfahrenden Händler einen Topf Wagenschmiere, und da er gerade kein Klein-

geld besaß, mußte ich, das er ebenfalls gerne losbekam, zur Zahlung dienen. Mir graute vor der schmutzstarrenden Bluse des Hausierers, mich ekelte vor dessen wagenfettbeschmierten, übelriechenden Händen. Doch was half es mir? Ich mußte mich wohl darein ergeben, wurde in den schmutzigen Lederbeutel gesteckt. Der Wagen fuhr wieder von dannen, von Dorf zu Dorf, hielt da und dort, fuhr endlich gegen Abend in eine Stadt ein. Ich fand Erlösung, eine Droguenhandlung nahm mich und eine Anzahl meiner Gefährten und Gefährtinnen in willkommenen Empfang. Mein Aufenthalt dauerte auch hier blos eine Nacht. Das nämliche geschah in dem Bankhause, wohin ich in zahlreicher Gesellschaft abgeliefert wurde. Ein galonierter junger Mann kam gleich nach unserer Ankunft dem Bankkassierer einige Coupons vorweisen und erhielt dafür eine sehr beträchtliche Geldsumme ausbezahlt. Er trug uns zu seiner Herrin in ein großes Haus. Ein solch prunkvolles und mit allerlei köstlichen Nippsachen ausgestattetes Gemach hatte ich noch nie gesehen. Die Dame selbst war sehr hübsch und sah äußerst vornehm aus. Mit denselben rosigen Fingern, welche dem Rosenmündchen von Zeit zu Zeit ein Bonbon zuführten, ergriff sie mich zufällig obenauf liegendes Goldstückchen, das nicht lange zuvor durch die denkbar schmutzigsten Hände gegangen, und befahl ihrem Kammermädchen, dafür eine gewisse parfümierte Haarpomade einkaufen zu gehen. Ich hatte gefürchtet, der eklige Wagenfettgeruch werde mir beinahe zeitlebens anhaften, mich der Verachtung preisgeben. Und nun konnte ich erfahren — auf meinen späteren Wanderungen noch unzählige Mal —,

wie wahr das lateinische Sprüchwort: Non olet — das Gold stinkt nicht.

* * *

Welch ein unstetes und wechselvolles Wanderleben unsereinem bestimmt ist!

Der Coiffeur gab mich dem mit dem Auffrischen seiner Firmatafel beschäftigten Malermeister, dieser als ein Teil des Wochenlohnes seinem Gesellen. Der Geselle, ein hübscher und unternehmend dreinblickender Jüngling, forderte kurz nachher seinen Abschied. Ihn drängte es, in die Welt hinauszugehen, andere Städtchen und andere Mädchen, wie er sich scherzend ausdrückte, zu sehen. Es war zur Zeit, da die Rosen blühten, als er sich, mit Reisegeld wohl versehen, auf die „Walze" begab. Mutig schwang er seinen Ziegenhainer, fröhlich sang er seine Burschenlieder, daß sie an Berg und Wald laut wiederhalten. Für jeden auf der Landstraße ihm Begegnenden hatte er einen muntern, launigen Gruß. Auch mangelte es ihm nicht, sowohl beim Umschauen als auf den Zunftherbergen, an passenden Arbeitsofferten. Doch wies er jeglichen dahinzielenden Antrag übermütig von der Hand; wandern wollte er noch eine Weile, die weite Welt sich ansehen und in vollen Zügen die Lust eines freien Handwerksburschen genießen. Erst in einer südfranzösischen Stadt und nachdem seine Reisemittel auszugehen drohten, bequemte er sich, bei einem Meister Einstand zu nehmen. Längere Zeit ging alles gut; anständiger Wochenlohn, treffliche Beköstigung selbst, zusagende hübsche Arbeit, bei der Arbeit kräftigen Rotwein, so viel man nur trinken

mochte. Des Sonntags Ausflüge in die weite Rebland-schaft hinaus in Gesellschaft ebenso lebenslustiger Kameraden, der Besuch der Tanzböden, wo die dunkeläugigen Landesschönen nur so auf ihre Kavaliere warteten. Es ging alles so trefflich gut, bis der Winter kam und der Malermeister seinem Gesellen mit dürren Worten erklärte: „Bei dieser toten Jahreszeit kann ich des Gehilfen schon entmangeln. Komm' dann im Frühjahr wieder!"

„Ja," brummte der Geselle ärgerlich und höhnisch in sich hinein, während er sein Bündel schnürte, „im Frühjahr dann kannst Du mir den Buckel 'naufsteigen! Ich finde schon andere Meister," meinte er zuversichtlich, „der Meister mehr als genug!"

Er täuschte sich. Wohin er auf seiner Weiterwanderung auch kommen und an die Pforten der Malerateliers pochen mochte, überall der nämliche abweisende, vertröstende Bescheid: „Später dann — im Frühjahr dann!"

Und man zählte erst Anfang Dezember; und die Witterung war eine solch stürmische und abscheuliche, daß selbst das Wandern auf der Landstraße zur Unmöglichkeit geworden. Schon seit einer Woche weilte unser Malergeselle in einem schlechten düstern Logierhause einer großen Hafenstadt am mittelländischen Meer, ohne Anstellung, ja ohne die geringste Aussicht auf solche; während seine Barschaft auf die Neige gegangen war bis auf meine Wenigkeit, welchen Betrag oder mehr er seinem Herbergsvater schuldete, welcher bereits sein Felle sen in Versatz genommen hatte. Düstern, trostlosen Blickes konnte der junge Mann stundenlang zum Gaststubenfenster auf

das windgepeitschte Meer hinausstarren, ohne einen guten Gedanken zu finden. Wohl besaß er zu Hause gutsituierte Anverwandte, doch widerstrebte es seinem angeborenen Stolze, jenen seine Not zu offenbaren und sie um eine Geldsendung anzugehen . . .

Da, als sein Mut auf's tiefste gesunken war, nahte sich der Versucher in Gestalt eines Werbeoffiziers. O wie der das Soldatenleben in schönen verlockenden Farben auszumalen und anzupreisen verstand! Ein Uebriges that der feurige Flaschenwein, sowie das eifrige Zureden der bereits angeworbenen halbtrunkenen Gesellen. Seiner Sinne nur noch halb mächtig, und geblendet von dem ihm vor Augen gehaltenen Handgelde, sudelte schließlich auch er seinen Namenszug auf den ihm vorgelegten verhängnisvollen Bogen Papier — ade, du schönes Heimatland, ade, liebe Schwester und Verwandte, vielleicht für immer!

* * *

Ein französischer Pferdehändler führte mich in seiner Geldtasche wieder nach der Schweiz zurück. Er suchte vorerst in den Freibergen geeignete Einkäufe zu treffen. Ein Wiedertäuferbauer ließ ihm zwei junge kräftige Gäule vortraben. Der Kaufshandel wurde ziemlich rasch abgeschlossen. Ich mußte als Draufgeld dienen. Gerne hätte ich, um die seltsamen Gebräuche der Wiedertäufersekte kennen zu lernen, längere Zeit in dem Bauernhause geweilt. Doch schon nach zwei Tagen gab mich der weißbärtige Alte für eine Maurerrechnung aus.

Dieser Maurer, droben in seinem einsamen Berghäuschen, das war der häuslichst gesinnte Mann, den es nur geben konnte. Rastlos arbeiten von früh morgens bis in den späten Abend hinein, und sich dabei in der größten Bedürfnislosigkeit übend, ja aus lauter Sparsamkeit sich den Genuß des geliebten Pfeifchens versagend, sofern ihm nicht etwa eine Dosis Tabak gratis verabfolgt wurde, unter welchen er alsdann erst noch Heublumen oder geschnittenes Heidekraut mischte. Wochenlang blieb ich nebst einem Häufchen silberner Fünfliberthaler in seinem Kasten verschlossen und vollständig unberührt. Und so oft die Maurerin von ihrem Manne das kleine Küchengeld forderte — nun, so lange das Röllchen Scheidemünze vorhielt, gab er, wenn auch unwillig genug, hin; doch als jene „alle" geworden, lautete der trotzige ablehnende Bescheid: Das grob Geld greif' ich nicht an, für dieses weiß ich eine andere Bestimmung! Nicht einmal einige Lot Kaffee durfte die Aermste sich kaufen, sondern war genötigt, stets nur Suppe und mageres Gemüse auf den Tisch zu bringen. Ich hörte sie seufzen und klagen: Wären wir arm und notdürftig oder besäßen wir Kinder, ich wollte nichts sagen, könnte mich gut drein schicken. Aber ich weiß, daß Haus und Gütchen schuldenfrei sind und er, mein Mann, das uns an den Mäulern abgeschundene Geld wieder an Zins legen wird, aus lauter Habsucht und übertriebener Häuslichkeit, während mir altem Weib' mehr und mehr die Kraft ausgeht — wie traurig! — Wirklich wurde ich und meine edelmetallenen Genossen eines Tages auf die zinstragende Sparkasse getragen, um sogleich einem

Bauernknechtlein, das sich zu verheiraten gedachte und zu dem Zwecke seine gemachte kleine Sparkasseneinlage zurückzog, ausgehändigt zu werden.

Ach, wie sich die beiden jungeu Leutchen trotz ihrer Vermögenslosigkeit so unaussprechlich liebten, welch frö=liches, glückseliges Hochzeitsfestchen sie zusammen feierten! Auf dem Heimwege aus dem Marktstädtchen und im Uebermaße seines Glückes schwur der junge Ehemann, die liebe Angetraute stürmisch an sein Herz drückend: Du darfst uur wünschen, Trudchen, und alles soll dir gewährt werden zeitlebens, ich werde dir niemals was absein, du kannst drauf zählen, Schatz! — Und sie beteuerte ihm unter zärtlichen, schallenden Küssen: Auch ich — ich werde dir niemals ein böses Wort geben, nicht den unfreundlichen Blick! Und du brauchst nur zu sagen, welche Speisen du besonders lieben thust . . . Und willst du des Sonn= und Feiertags dein Schöpplein trinken gehen — o glaube nicht, daß ich dir das nicht gönnen mag! — Wenige Wochen darauf hörte ich die Dorfkrämerin, in deren Ladenkasse ich lag, ihrem vom Felde zurückkehrenden Manne erzählen: Denke dir, Thomas, des Heinikaspers Lix und seine Fran da drüben im Schuhmacherhäuschen — sie meinte damit unser junges Ehepärchen — haben diesen Morgen schon wieder lauten heftigen Streit gehabt; er hielt ihr ihre große Armut, sowie die Putzschulden, die sie mit in die Ehe gebracht, vor, während sie ihm vorwirft, daß er sich kaum so viel verdiene, um daraus eine genießbare Suppe kochen zu können; sie beschuldigen sich gegenseitig, daß eines das andere betrogen habe. Ich glaube sogar, es sei nicht

bei bloßen Worten geblieben, sondern es habe, aus dem lauten Aufschreien des Frauchens zu schließen, sogar Thätlichkeiten ab gesetzt. Da sieht man wieder — diese leichtfertigen Heiraten, die armen Leute, welche wähnen, die Liebe allein mache schon satt!

* * *

Aus dem Bauerndorfe gelangte ich nach einigen belanglosen Wechselfällen wieder in die Stadt.

Der Inhaber eines Pfandleihhauses hielt mich prüfend zwischen seinen langen, knochigen Fingern, wog mich auf der Hand, ließ mich auf dem Ladentische erklingen. — Am Ende ist es ein falsches! meinte er mit zweifelhafter Miene. O diese elende Verdächtigung, diese Schmach! Ich hätte vor Entrüstung aufspringen und lauten, zornigen Protest erheben mögen. Schließlich wurde ich doch acceptiert und nebst andern Münzen auf das Schreibpult gelegt. Ein Student, bemoostes Haupt, trat geräuschvoll ein. Er war gekommen, um seine schwere goldene Uhr in Versatz zu geben gegen ein Darleihen von hundert Franken. Der ehrliche Geschäftsmann jedoch wollte sich nur zu sechzig Franken verstehen, der Studiosus mußte auch noch seinen Mantel zulegen. Er that es leichten Herzens, denn nach wenigen Tagen wird ja von Hause ein neuer und hoffentlich recht schwerer Wechsel eintreffen. Eine muntere Operettenmelodie vor sich hin pfeifend, begab sich der langbeinige glückliche Musensohn von dannen.

Anders die ärmlich gekleidete blasse junge Frau, welche das letzte teuerste Andenken an ihren, ach, so früh

verstorbenen Gatten, den Trauring, in das Pfandleihhaus brachte. Sie that es unter schmerzlichen Seufzern und hellen Thränen. Die große Geldnot, sowie die schwere Krankheit ihres zärtlich geliebten Kindes . . . Nachdem sie dem Ringe auch noch ein kleines goldenes Kreuzlein, das sie selbst bei ihrer ersten hl. Kommunion getragen und welches sie dereinst bei ähnlichem Anlasse ihrem Töchterlein zu schenken beabsichtigt hatte, hinzugefügt, erhielt sie die gewünschten fünfzehn Fränklein dargeliehen. Ich mußte dazu dienen, in einem Spezereiladen die bereits sich angehäuften Schulden zu tilgen, sowie zum neuen Bezuge notwendiger Küchen- und Haushaltungsartikel; ein Fläschchen Fleischextrakt für das Kind . . .

Ein junger reicher Fabrikherr, welcher in seinen Bekanntenkreisen als ebenso gefährlicher Don Juan, wie als sehr angenehmer geschmeidiger Gesellschafter galt, kam persönlich sich ein Kistchen feiner Havannazigarren auswählen. Er lud den ihn servierenden Freund Kaufmannssohn ein, mit ihm in „Krügers Garten“ den Mittagskaffee trinken zu gehen. Dort angelangt, setzten sich die Herren an den Spieltisch, erst wurde der duftende Mokkatrank „ausgemacht“ und sodann die Karten von neuem gemischt; ein „unschuldig“ Geldspielchen begann, und nach Verfluß einer kurzen Halbstunde schon ging ich in Besitz des von Fortuna begünstigten Fabrikherrn über.

Abend war's, bei einbrechender Dunkelheit, als die Pforte eines an der Hauptstraße stehenden vornehmen Herrenhauses sich ein wenig öffnete und ein dralles

unges Dienstmädchen herausschlüpfte mit einer Wasserflasche in der Hand. Mein nunmehriger Besitzer Fabrikherr, welcher schon seit einer Viertelstunde das Trottoir auf und ab promeniert hatte, schien nur auf dieses Erscheinen gewartet zu haben; denn er hielt seinen Schritt plötzlich inne und sagte mit einer artigen Verbeugung und einschmeichelnder Stimme: Ei, guten Abend, schönes Kind! Die junge ländliche Schöne erwiderte den Gruß sehr befangen und verschämt errötend, eilte mit der Flasche zu dem nahen, den öffentlichen Platz zierenden monumentalen Stadtbrunnen hin. Der Fabrikherr wartete geduldig ihre Rückkehr ab und sprach mit gedämpfter Stimme und leuchtenden Augen: Schon wieder in deine Mauern zurück, Nanny? Ach was! Gehen wir lieber noch ein wenig mit einander spazieren — der Abend ist so wundersam warm und lauschig. Bloß bis zum Wildpark hinaus, Nanny! bat er.

Sie wehrte: Nein, nein, ich bin allein zu Haus', Madame ist mit der Kammerjungfer ins Sommertheater gegangen!

Ich weiß! Drum eben, die Gelegenheit ist so günstig, vor zwei Stunden wird Madame nicht nach Hause zurückkehren.

Er hatte ihr diesen oder ähnlichen Antrag schon öfters gemacht, welcher jedoch jedesmal ängstlich abgelehnt worden. Diesmal aber bat er so eindringlich, und seine Stimme klang so süß und bestrickend. Und was er von den Dienstmädchen sagte, daß sie bei der angestrengten Arbeit gewiß auch ein Recht hatten, sich dann und wann, o nach Feierabend, ein bißchen freie Luft und eine kleine

Erholung zu gönnen — mußte man ihm im Herzen nicht beipflichten? Und wann er von seiner großen Liebe zu ihr sprach — sie, die Nanny, war leider nur ein arm ungebildet Landmädchen. Doch, hört man nicht von Beispielen erzählen, daß schon manch ein vornehmer reicher Stadtherr aus lauter Liebe weit unter seinem Stand, ja aus besonderer Vorliebe just eine hübsche freundliche Bauerndirne geheiratet hat? So sagte sich die Einfalt vom Lande. Nach kurzem Zögern ging sie die gefüllte Wasserflasche hurtig in das Haus hinein tragen, schloß dasselbe ab und kehrte, mit einem leichten Kopftuche versehen, zu dem ihrer harrenden Anbeter zurück . . . Ach, wie angenehm dieses ungewohnte, gemächliche Spazieren, zumal an dem Arm eines solch feinen Herrn, der ihr fortwährend zärtliche Worte ins Ohr flüsterte und dessen Atem so seltsam ihr die Wange kitzelte. Kaum einige Thüren weit befand sich eine Konditorei. Schon öfters hatte das arme junge Dienstmädchen im Vorbeigehen einen sehnsüchtigen Blick auf all die im Schaufenster ausgestellten Süßigkeiten geworfen, nun wurde sie von ihrem liebenswürdigen Begleiter in das Verkaufslokal eingeführt, sie durfte sich die köstlichsten Leckereien auswählen; er nötigte sie, mit ihm ein Glas herrlichen berauschenden Likörs zu trinken. Worauf der Spaziergang fortgesetzt wurde, Arm in Arm zum Tore, in die von Mondschein begossene stille Gartenlandschaft hinaus, nach dem nahen schlummernden Stadtparke hin. Ich fühlte, wie der Fabrikherr sein Portemannaie öffnete, mich mit zwei Fingerspitzen ergriff und seiner Begleiterin in die Hand drückte mit den W

Da, kauf' dir dafür dann und wann einige leckere Bonbons, mein Schatz!

„Ach nein, wie gut Sie sind! Ich wag's nicht anzunehmen . . . Ich werde es nach Hause meinem Mütterchen schicken!" stammelte das Mädchen freude- und likörberauscht. Sie betraten zusammen den Park, ließen sich auf einer dunkeln hölzernen Bank nieder. Die Sinne des Mädchens waren völlig gefangen und berückt, es duldete widerstandslos die feurigen Küsse und Umarmungen, vergaß alles um sich her und seine Dienstbotenpflicht . . . Vom Himmel fiel ein Stern, der Mond verbarg sein glänzendes Angesicht hinter einem dunklen Wölklein, eine Unschuld war zu Falle gekommen, und ich — ich hatte ebenfalls zum Werkzeug der Verführung dienen müssen — — vor Scham und Zorn hätte ich zergehen mögen!

Nach Hause zurückgekehrt, that Nanny, was sie zuvor noch nie gethan: log, um ihren Ausgang zu entschuldigen, ihrer Dienstherrin ein Histörchen vor von einer armen, kranken Landsmännin, die sie hurtig besuchen gegangen war. Und statt mich ihrer in großer Dürftigkeit lebenden Mutter zu senden, trug sie mich folgenden Tages eiligst in den nahe gelegenen großen Bazar, kaufte sich, um ihrem vornehmen Anbeter noch mehr zu gefallen, glitzernde Ohrgehänge und an die dicken Arme prachtvolle, übergüldete Spangen, wie des Nachbar Apothekers Nette an Sonn- und Feiertagen ähnliche trug.

* * *

Die noch sehr jugendliche Gattin des Bazarinhabers hatte in der Person der Frau Professor Zahn oder Rahn hochwerten Besuch erhalten. Während sie am offenen Salonfenster zusammen den Kaffee einnahmen, sagte die Professorin im Klageton: „Dieses lärmende Schützenfest, der gewaltige Rummel, das Gewehrgeknatter und Musizieren von der nahen Schützenhalde her — es macht einen ganz wirr im Kopfe, nicht wahr? Und unsere Männer — natürlich sind die Herren all in der ganzen Stadt entweder Schützen oder doch Schützenfreunde oder sitzen in einem der unzähligen Festkomitees; kaum daß man sie, unsere Männer, bei dem verspäteten Frühstücke zu sehen bekommt und allenfalls noch spät abends in angeheitertem Zustande; während wir armen, vernachlässigten Frauen — ach, ich mag nicht davon reden! Ich wollte, dieser schreckliche Rummel wäre endlich vorbei!"

„Sie haben vollkommen recht, Frau Professorin," pflichtete die andere bei. Doch ist es nicht höchst einfältig von uns, daß wir nur immer so das Haus hüten, statt uns den Zauber da drunten im Schützenfeld ebenfalls ein bischen anschauen zu gehen?"

„Gewiß, gewiß! Drum schlage ich vor — es ist erst drei Uhr — brechen wir auf, sogleich! Unsere Männer brauchen ja nichts davon zu wissen . . ."

Welch ein Menschengewoge und Gedränge auf dem Festplatze, insbesondere auf dem endlos großen Schau- und Krambudenmarkt, wo es namentlich von Frauen und Kindern aller Stände förmlich wimmelte. Meine Frau des „Großen Bazars" hatte sich soeben für ihr junges

Söhnchen uud dessen Wärterin eine Tüte Leckereien gekauft; doch wie erschrack sie, als sie in ihre hinten angebrachte Kleidtasche griff, um das Geldbeutelchen hervorzuholen, dieselbe leer fand und ihre Finger durch die durch Frevlerhand verübte Seitenöffnug herausfuhren; bloß das weiße Taschentüchlein war geblieben. Der schmächtige, biegsame Kerl aber, der uns soeben behändigt hatte —

„Halt, guter Freund," rief ihm ein sein Treiben beobachtender alter Detektiv höhnisch zu, ergriff ihn kräftig am Kragen und rief zugleich einen in der Nähe stationierten riesigen Schutzmann herbei.

Vergeblich suchte der gefährliche Taschendieb sich frei zu machen oder, als diese Anstrengungen sich unnütz erwiesen, wenigstens der gestohlenen Wertsachen und ihn kompromittierenden Diebswerkzeuge sich ungesehen zu entledigen. Er wurde sofort gefesselt und abgeführt, zuvor jedoch erhielt meine rechtmäßige Eigentümerin ihr Geldbeutelchen zurückerstattet; sie war so erschrocken und niedergeschlagen, daß sie jenes nicht mehr aus der Hand ließ und nichts Sehnlicheres begehrte, als den ihr verleideten Festplatz allsogleich zu verlassen. „Ach, wenn es nur mein Maun nicht vernimmt!" bangte sie.

„Wie sollte er," suchte die Freundin zu beruhigen. „Hören Sie von der Festhütte her die stürmischeu Hochrufe, den Tusch der Festmusik! Unsere Herren haben jetzt wichtigeres zu thun, als sich um ihre armen Frauen zu kümmern. Ich hätte große Lust — wie wäre es, wenn wir unsere Tyrannen bei ihrem lustigen Bankettieren und Zechen überraschen gingen?"

„Nein, nein, dieser freche Taschendieb hat mir alle und jede Festfreude verdorben! Wenn ich Sie bitten darf, mit mir den Heimweg anzutreten.“

„Ach, Sie verschüchtertes Täubchen, hihihi!“ lachte die Professorin gutmütig. „Also denn, gehen wir, mir schon auch recht! Schlagen wir den Weg durch die neue Bahnhofvorstadt ein . . . Ganze Reihen reizender Villen, wie aus dem Boden gewachsen, seht, seht! Und das „Hôtel Europe“ — welch ein prachtvoller Bau, im Renaissancestil gehalten, wie mein Mann, der große Sachverständige, behauptet — wenn ich nicht irre, hat er sogar die Pläne dazu entworfen. Besonders das Treppenhaus soll ein Wunderwerk moderner Stukkaturarbeit sein, sowie auch das ganze Ameublement hochfein . . . Seit acht Tagen ist das Hotel eröffnet. Ich schlage Ihnen vor, treten wir in dasselbe ein, wir sind ja noble Frauen, nicht wahr? Wir können uns ein Weilchen das Innere besichtigen gehen, man wird das uns gerne gestatten.“

Sie traten wirklich ein, besichtigten und bewunderten. Der prächtige Restaurationssaal, in welchem die befrackten Kellner mit ihren einen feinen Duft verbreitenden Schüsseln und Platten geschäftig umherliefen, übte auf unsere beiden gaumenlustigen Damen eine unwiderstehliche Zauberkraft aus; auch sie ließen sich an einem Tische nieder und sich die Speise- und Weinkarte reichen. — „Wenn unsere Männer,“ meinte die allzeit mutige Professorin, halbe Tage lang in der Festhütte hocken bleiben können und sich das Geld nicht reuen lassen,

sollte uns armen Frauen nicht auch ein kleines Genüßchen gestattet sein?"

Ich blieb im „Europe" hängen, konnte mich in der Hotelkasse von meinen abenteuerlichen Wanderungen mehrere Tage lang sattsam ausruhen, um sodann wieder in Zirkulation gesetzt, schließlich aber nebst einer größern Anzahl Genossinnen an eine Emissionsbank ausgeliefert und in deren Schatzgewölbe eingeschlossen zu werden, wo wir, die aufgespeicherte schwere Last an Edelmetall, als Bardeckung für die ausgegebenen Banknoten zu dienen hatten. In gewissen Zeitabständen wurden wir an das Tageslicht gezogen, abgezählt oder abgewogen, um sodann, nachdem der Kontrollbeamte sein: „Es stimmt!" ausgesprochen, wieder in das dunkle Gewölbe zurückgeschafft zu werden — ein höchst langweiliges Schlummerdasein.

Das dauerte so, meiner Berechnung nach, etliche Jahre, als unverhofft die Stunde meiner längst ersehnten Erlösung schlug. Ich gelangte, natürlich ohne zu wissen durch welchen Geschäftsverkehr, in den Besitz eines bedeutenden Weißwaarengeschäftes, das, wie ich mich überzeugen konnte, eine große Anzahl Arbeiterinnen sowohl zu Stadt als auf dem Lande beschäftigte.

Es war ein städtisch gekleidetes Mädchen von etwa achtzehn Sommern, mit auffallend schönen, klassisch zu nennenden Gesichtszügen, welches in die Fergstube getreten kam, um seine Arbeit abzuliefern und neue in Empfang zu nehmen. Nachdem dieses geschehen, wagte die junge Schöne unter schüchternem Erröten die bescheidene Bitte auszusprechen: „Es wäre mir sehr lieb,

wenn Sie mir etwas Geld . . . Meine Mutter ist so sehr leidend geworden . . ."

„Lohnzahlungen werden laut unserer Geschäftsordnung bloß je Ende des Monats geleistet," lautete der gemessene Bescheid des Angestellten.

„Vielleicht aber doch auf Rechnung — einige Franken — bitte, Herr —!"

„Ich will den Herrn Prinzipal einmal anfragen gehen . . ."

Der Vorschuß wurde bewilligt — zehn Franken. Mich traf das glückliche Los, in die schöne feine Hand der jungen Hemdennähterin gelegt zu werden, welche mich gleich einem teuern Schatz fest umschlossen hielt.

„Danke, Herr, adieu!" . . . Und leichten, beflügelten Schrittes trat sie den Heimweg an. Derselbe führte quer über den weiten Marktplatz, die breite Marktgasse entlang, in ein enges Nebengäßchen hinauf, in ein schwärzlich aussehendes Haus hinein. Nachdem wir drei, vier dunkle Treppen erstiegen hatten und eine niedrige, aber äußerst reinlich gehaltene Wohnstube betraten, stieß meine Inhaberin einen lauten Schreckensruf aus, denn eine sehr blasse Weibsperson lag regungslos am Boden, ihre Mutter. Sie warf das Pack Hemdenstoff achtlos auf den Tisch, eilte auf die Ohnmächtige zu, suchte dieselbe aufzurichten und ihr ein Kissen unter den Kopf zu schieben, holte eiligst ein Riechfläschchen herbei, rieb ihr Stirne und Schläfen und rief in ängstlichen, kläglichen Tönen: „Ach, Mutter, liebste Mutter, komm' zu Dir!"

In ihrer großen Hast und Achtlosigkeit hatte sie auch mich aus der Hand fallen lassen, ich kollerte über den

wohlgescheuerten Fußboden hin bis unter die an der Wand stehende Kommode, sank bis an mein Rändchen in eine in der Fließe sich befindliche Ritze hinein. Ich konnte gleichwohl sehen, wie des Mädchens verzweifelte Wiederbelebungsversuche von gutem Erfolge gekrönt wurden, die Ohnmächtige sich zu regen und aufzurichten und die Augen aufzuschlagen begann.

„Ah, bist Du zurück, Susann'?“ sprach sie mit schwacher, bebender Stimme. „Mir ist auf einmal so elend übel geworden — ein Schwächeanfall!“

„Daran war bloß der Umstand schuld, daß Du diesen Morgen noch nichts genossen hast, Mutter! Erst zu Bette, Mutter — komm', lass' Dich zu Bette bringen! Hier dies Schlückchen Wasser! . . . Nun aber geh' ich Dir hurtig ein Täßchen Milch bereiten, gleich, gleich!“

„Gutes, armes Kind!“ seufzte die Matrone, nachdem ihre Tochter sich eilends entfernt hatte. „Es selbst hat ja ebenfalls noch nicht gefrühstückt, ich werde es ernstlich dazu ermahnen müssen!“ sprach sie zu sich selbst.

Erst nachdem das höchst einfache Frühstück eingenommen war, erinnerte sich das schöne junge Mädchen des Goldstückchens, das es mit nach Hause gebracht hatte, suchte hastig alle Möbel ab, wohin es dasselbe in der Angst verlegt haben mochte, suchte aufmerksamen Auges auch auf dem Fußboden herum, nahm sogar die Kehrbürste zur Hand, fuhr damit in allen Ecken herum, unter das Bett und die Kommode, sozusagen über mich hinweg, duckte sich und spähte überall hin; doch ich stack zu tief und haftete zu fest in meiner dunkeln Bodenritze, als daß sie meiner ansichtig werden oder mich hervor-

kehren konnte. Das bedauernswerte Mädchen war dem Weinen nahe und jammerte in einem fort: Ach Gott, das einzige Geld, so wir besitzen, und vor Ende Monats keine Zahlung zu erwarten — was fangen wir nun an?

Sie brach in helle Thränen aus. Die Mutter mit ihrer sanften, zitternden Stimme: Gib du für heute das Suchen auf, Susann', ich bitt'! Morgens wirst du glücklicher sein. Ich will andächtig zum lieben Gott beten . . .

Doch blieb des folgenden Tages das Suchen ebenso erfolglos wie zuvor. Immer und immer wieder fuhr die unter die Kommode gezwängte Kehrbürste über meinem Haupte hinweg. Auch hielt schön Susann' hartnäckig an ihrer irrtümlichen Meinung fest, daß ich den Weg notwendigerweise unter das Bett habe nehmen müssen, weshalb ihre Bemühungen vorzüglich nach jener Richtung sich fortsetzten; die vergeblichen, natürlich! Wie gerne hätte ich ihr aus tiefem Mitgefühl laut zurufen mögen: Hier stecke ich — hier unter diesem Möbel, in der Ritze . . . Doch ist uns Metallen ja die menschliche Sprache versagt. Ich sah, wie das Mädchen, als die Mutter schlummerte, geräuschlos das Kleiderspind öffnete und einen weiten feinwollenen Shwal herausnahm, und nachdem sie ihn in ein Packpapier gewickelt, sich mit demselben leisen Schrittes entfernte. Ich wußte, sie ging das Kleid, wohl das wertvollste, so sie besaß, in das Pfandleihhaus tragen. Sie brachte ein Stück Fleisch nebst einer Flasche Krankenwein mit nach Hause zurück und sagte, sich zu einer heitern Miene zwingend: Nun

wollen wir doch sehen, lieb Mütterchen, ob du nicht bald zu Kräften gelangen wirst!

Einige Tage später — die Matrone befand sich allein in ihrer Wohnstube, saß in ihrem mit Kissen belegten Sorgenstuhle, während Susann' in der ziemlich entlegenen Küche beschäftigt war — da machte sich die Haustreppe herauf ein stolperndes Geräusch hörbar; es wurde an die Stubenthüre gepocht und ein bärtiger Mann in abgetragenem grauem Militärmantel und einen farblosen Schlapphut auf dem Kopfe kam hereingestelzt.

Man wies mich hier herauf, begann er, den Hut abnehmend, ich wünsche nämlich die Frau Lehrerin Kirschbach zu sprechen.

Ja, die bin ich — Witwe Kirschbach.

Beide, die blasse, kränkelnde Frau und der Gast mit dem seltsamen, vernachlässigten Aeußern, schauten sich eine Weile stumm und aufmerksam an. Plötzlich rief erstere erregt: Ach, wäre es möglich — mein Bruder Wilfried!

Und du meine Schwester Klara! Ich hätte dich nimmer erkannt, Klara! Du hast schrecklich gealtert.

Und du — auch dir scheint es in der Welt draußen nicht sonderlich gut ergangen zu sein.

Da hast du recht, Klara, durchaus nicht sehr gut, hahaha! Besäße ich einen Todfeind, der an mir ein fluchwürdig Verbrechen verübt hätte, ich wüßte ihm keine grausamere Strafe zu diktieren, als: Marsch mit dir, unter die französische Fremdenlegion! Ein Leben voller Entbehrungen, Demütigungen und Gefahren jeglicher Art.

Kanonenfutter — Kanaille — für etwas anderes werden jene aus aller Welt zusammengewürfelten Leute von den Messieurs Franzosen nicht betrachtet. Ich könnte dir darüber ein langes, langes Liedlein singen, Schwester! Doch wozu das? Was einmal geschehen, ist geschehen und damit basta! Besäße ich meinen Fuß noch, den sie mir in dem verfluchten Tonking abgenommen und stäcke mir dieses Fieber nicht im Leibe, das ich in den dortigen Sümpfen aufgelesen und das immer noch nicht gänzlich weichen will; dann würde es mir ein leichtes sein, mein Handwerk, das ich damals so verdammt leichtfertig an den Nagel gehängt, wieder aufzunehmen. Hätte ich mich nur nicht durch Schmeicheleien und die Sergeantenschnür ködern und — o ich Esel! — trotz allen gemachten bittern Erfahrungen zum Eingehen eines zweiten Vertrages verleiten lassen! . . .

Ich suchte in meinen Erinnerungen nach. Mich deuchte, diese Gesichtszüge schon einmal gesehen, diese Stimme, wenn auch weniger rauh klingend, schon irgendwo vernommen zu haben. Plötzlich ging mir ein Licht auf. Ei, sagte ich mir, das ist ja jener Malergeselle, mit welchem du dazumal die Wanderschaft nach Südfrankreich mitgemacht hast und der in der Hafenstadt unter die schlimmen Werber geraten ist — guck, guck! Damals ein hübscher, lebensfroher Jüngling, heute ein mutloser Invalide mit hohlen Augen und eingefallenen rauhbärtigen Wangen!

Susann' mit dem Mittagessen trat ein. Sie schaut den Fremden erstaunt und ihre Mutter fragenden Blickes an.

Dein Onkel, Kind, den wir längst tot geglaubt . . . Meine jüngere Tochter Susann', Wilfried!

Der Invalide reichte seiner Nichte die Hand zum Gruße und sagte, nachdem er sie ein Weilchen aufmerksamen, bewundernden Blickes betrachtet hatte: Welch eine hübsche Tochter du da hast, Klara, wahrhaft pic fein, dürfte einem Maler als junge Madonna zu Modell sitzen, pardieu oui!

Das schüchterne schöne Mädchen schlug verschämt die Augen nieder und machte, nachdem es seine Hand wieder frei bekommen, sich alsogleich an das der veränderten Situation entsprechende Decken des Mittagstisches. Dabei dachte sie: Dies also ist der Onkel Wilfried, von welchem meine Mutter so oft gesprochen uud um dessen Schicksal sie sich so manche quälende Sorge gemacht. Und er ist in fremdem Kriegsdienste gewesen und kommt heim in diesem dürftigen und bedauernswerten Zustande, ach, der Arme!

Sie selbst genoß von der sehr einfachen Mahlzeit sozusagen nichts, nur damit der arme Onkel sich ordentlich satt essen konnte, nötigte ihm die Speisen förmlich auf. Sie richtete, nachdem sie einen Blick auf die Wanduhr geworfen, an ihre Mutter die Frage: Erlaubst du mir, meine Stunde wieder aufzunehmen, zu des Herrn Stadtrats hinüber zu gehen? Fühlst du dich stark genug, mich eine Weil entbehren zu können?

„Ja, ja, Kind, geh' Du nur, es wäre sehr bedauerlich, wenn wir dieser kleinen Einnahmsquelle verlustig werden sollten! Auch ist zu meinem allfälligen Beistande ja Dein

lieber Onkel bei mir," meinte die Kränkelnde mit zärtlichem, ruhigem Lächeln.

Sie forschte, als ihre Tochter sich nach einer Weile entfernt hatte: „Sag' mal, Wilfried — bitte, nimm mir ja meine Frage nicht übel, Bruder — hast Du Dir während des langjährigen Kriegsdienstes auch was verdient -- ich meine so zu Deinem Lebensunterhalt?"

„Verdient? O ja, diesen Stelzfuß, Klara, und das Fieber in den Knochen, hahaha! Ueberdies noch die Unteroffiziersschnüre und — schau' hier — diese Tapferkeitsmedaille, welche mir eine kleine jährliche Pension einträgt, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben."

Beide Geschwister schwiegen eine Weile. Der Invalide begann nach einigem Räuspern die Unterhaltung wieder aufzunehmen: „Nun ist es an mir, zu fragen," meinte er. „Ich hoffte Dich, Schwester, in einer glücklicheren Lage, als Du Dich augenblicklich befindest, anzutreffen. Wenn ich an die gute Existenz und das sehr angenehme Familienleben zurückdenke, so Du und dein Mann sich damals, als ich Euch verlassen, zu erfreuen hattet . . . Wie ist denn diese Veränderung nur gekommen? —"

Es war eine durch viele Seufzer und Thränen begleitete traurige Geschichte, welche die kränkelnde blasse Frau ihrem Bruder langsam erzählte:

„Ja, Du hast wohl recht, Wilfried, damals haben wir uns des denkbar glücklichsten Familienlebens zu erfreuen gehabt. Mein Mann war wohlbestallter Oberlehrer in dem reichen Bauerndorfe, von jedermann geachtet und geliebt; seine Besoldung reichte nicht nur für

unsere bescheidenen Bedürfnisse vollkommen aus, wir konnten uns auch noch alljährlich ein weniges zurücklegen. Dazu unsere hoffnungsvollen drei Kinder. Unser Sohn befand sich bereits im Schullehrerseminar mit der Bestimmung, dereinst in seines Vaters Fußstapfen zu treten. Meinem Mann kam jedoch plötzlich ein ganz anderer, stolzerer Gedanke. Karl, welcher gleich seinen Schwestern sehr bedeutende musikalische Talente an den Tag legte und bereits das Klavier wie die Violine mit derselben vielbewunderten Fertigkeit spielte, sollte sich vollständig dem Musikstudium widmen und mit der Zeit ein berühmter Tonkünstler oder Komponist werden. So lautete der Plan, den sich mein Mann nun einmal in den Kopf gesetzt hatte und sich nicht mehr ausreden ließ. Um denselben besser verwirklichen zu können, gab er seine gesicherte und gutbesoldete Dorflehrerstelle auf und siedelte mit uns nach dieser Stadt über, wo ihm eine Bureaustelle angeboten worden. Alles unserem Karl zuliebe, damit derselbe die renommierte städtische Musikschule bequemer und mit weniger Unkosten besuchen konnte. Anfänglich, etwa zwei Jahre lang, ging alles nach Wunsch. Unser Sohn machte in seinen Musikstudien reißende Fortschritte, brachte nach jedem Semester die schmeichelhaftesten Zeugnisse mit nach Hause, wirkte auch schon bei öffentlichen Konzerten als Violinist mit und erntete seitens des wohlwollenden Publikums großen, stürmischen Beifall. Man beglückwünschte uns von allen Seiten, der Vaterstolz fand dadurch immer neue Nahrung. Nun galt es seiner Meinung nach nur noch, dem angehenden Geigenkünstler durch einen berühmten ausländischen

Meister den letzten Schliff verleihen zu lassen. Karl reiste mit Geldmitteln und Segenswünschen wohlversehen nach der betreffenden deutschen Hauptstadt ab. Freilich erwies sich das in der Folge als eine ziemlich teure Geschichte. Jedes Vierteljahr mußten wir einen neuen schweren Wechsel absenden, wodurch unsere kleinen Ersparnisse bald vollständig aufgezehrt wurden; wir waren sogar genötigt, unsere ohnehin bescheidene Lebensweise noch mehr einzuschränken. Mein Mann suchte sich und uns damit zu trösten: Ist er mal ein großer Tonkünstler, was ja nahe bevorstehen muß, werden seine Leistungen auch großartige Bezahlung finden — man braucht darüber nur die Zeitungsberichte zu lesen. Dann wird er uns alle Auslagen reichlich zurückerstatten, dann werden auch wir geborgen sein . . . Da kam jedoch eine Hiobspost um die andere — es schnürt mir das Herz zusammen, wenn ich nur daran denke! Unser Sohn war in schlimme Gesellschaft und auf traurige Abwege geraten; er vernachlässigte seine Studien, und den größten Teil des Geldes, das wir ihm unter eigenen harten Entbehrungen übersendet, brachte er mit leichtfertigen Ballettänzerinnen und Tingeltangelsängerinnen durch, machte sogar Schulden, sank von Stufe zu Stufe. Und als eines Tages die Kunde eintraf, daß er, auf dessen Zukunft wir goldene Schlösser gebaut, sich einer Zigeunerbande angeschlossen habe, um mit einer schwarzäugigen jungen Hexe, die er sich angetraut hatte, in der Welt herum zu ziehen — nein, das war zu viel für meinen armen gebrochenen Mann, ein Schlaganfall machte seinem

Leben ein plötzliches Ende . . . Mein Herz durfte nicht brechen, ein Mutterherz muß ja stark sein!“

Sie brach vom Erinnerungsschmerz übermannt ab, wischte sich eine große Wehmutsthräne aus den Augen. Erst nach einer Weile fuhr sie in leisem, traurigen Tone fort:

„Mein Mann ließ mich und meine beiden Töchter in großer Notlage zurück. Wir sahen uns gezwungen, unsere bisherige anständige Mietswohnung aufzugeben und uns mit dieser ärmlicheren und billigeren zu begnügen. Um leben zu können, waren wir genötigt, durch Handarbeiten uns einen bescheidenen Verdienst zu schaffen, das heißt für ein Konfektionshaus Hemden und Blusen zu fertigen. Ich half beim Nähen redlich mit, so lange nämlich meine armen geschwächten Augen solches gestatteten. Meine ältere Tochter Mathilde entdeckte einen ihr willkommenen Nebenverdienst, indem sie des Sonntags sowie an Werktagabenden in ein großes vornehmeres Bierhaus servieren ging. Ach, hätte ich doch meine Einwilligung nicht gegeben! Denn seitdem ist sie, die Mathilde, so hoffärtig geworden, mag nicht mehr nähen, sondern hat ihren Gefallen an dem Kellnerinleben und den damit verbundenen Zerstreuungen gefunden, mochte es kaum erwarten, bis der Abend oder Sonntag kam, um sich das weiße Schürzchen umbinden zu können. Ich fürchtete sehr für ihre Tugend und wollte daher nicht mehr zugeben, daß sie ihre Dienste in dem Brauhause fortsetze. Allein sie achtete meine Warnung und mein Verbot schon nicht mehr, und ich — ich bin halt eine macht- und kraftlose, kränkliche Frau geworden, ach, ach!“ stöhnte sie . . .

„Ich will,“ fuhr sie mehr für sich sprechend fort, „meinem seligen Manne keine Vorwürfe machen; aber wenn ich dran zurückdenke, welch glückliche Familie wir damals in jenem stillen Bauerndorfe waren, und wie traurig sich das alles gewendet hat, und einzig die närrischen, hochfahrenden Pläne meines Mannes betreffs unseres Karl schuld dran sind.“

„Ach was!“ entgegnete der Invalide in wegwerfendem, knurrendem Tone. „Ich lass' mir's halt nicht ausreden: Es gibt Menschen, denen, was sie auch vorkehren mögen, alles zum Vorteil gerät, die wahren, geborenen Glückspilze. Während andere auf Schritt und Tritt, auch wenn sie noch so klug vorzugehen meinen, Pech haben ihr Leben lang. Wer zum Unglück geboren ist, für den blühen keine Rosen. Und was sein muß, muß sein, es trägt sich zu, da hilft kein sich Sperren und Wehren. Ein Narr, wer anders glaubt!“

„Und die gütige Vorsehung, die göttliche Gerechtigkeit, die das Gute belohnt und das Böse bestraft, Wilfried?“

„Babah! Eine Lehre, gut für kleine Kinder und fromme alte Weiber. Wer, gleich ich, die Welt gesehen und darauf herumgeschupft worden, weiß, was davon zu halten ist, hahaha!“ rief und lachte der heruntergekommene junge Mann rauh und höhnisch, so daß seine Schwester nicht mehr den Mut hatte, ihm zu widersprechen.

Er zog sein Geldbeutelchen und begann den magern Inhalt desselben halblaut zu zählen; er zählte bis auf neun und ein halb; einige sich hervordrängende dicke,

dumme Sousstücke schob er verächtlich in seine Westentasche, eines davon, das dabei auf den Boden fiel, ließ er gleichmütig liegen. „Hier,“ sagte er zu seiner wieder eintretenden Nichte, ihr einige Frankenstücke aufnötigend, „hier ein kleiner Beitrag an Eure Haushaltungskosten. Morgen stelz' ich auf Arbeit los, ich hoffe, Euch nicht allzulang beschwerlich bleiben zu müssen.“

„Aber Onkel,“ wie Du nur so sprechen kannst!“ erklang es vorwurfsvoll.

Die junge Schöne ging für den Reisemüden im Nebenzimmer ein Nachtlager bereiten, das heißt, sie trat ihm ihr eigenes jungfräuliches Bett ab; sie selbst begnügte sich für die wenigen Stunden, welche ihr zu schlafen vergönnt waren, mit dem harten Sofa in der Wohnstube oder legte sich still zu der Mutter hin.

Denn gewöhnlich pflegte sie bis zur Mitternachtszeit, ja manchmal noch darüber hinaus, an der Nähmaschine zu sitzen.

„Wie viel verdienst Du denn bei dieser Arbeit?“ erkundigte sich der Onkel.

Statt der jungen Nähterin antwortete ihre Mutter: „Wenn sie recht fleißig ist und von früh morgens bis spät abends mit wenig Unterbruch arbeiten kann, vermag sie vier Hemden zu fertigen. Für das Stück erhält sie bis vierzig Rappen ausbezahlt“

„Wie sagst Du, bloß vierzig Räpplein?“

„Ei ja! Dafür hat man noch den Nähfaden u. s. w. zuzusetzen, sowie bei Weitersendung das Porto zu tragen.“

„Das sind aber wahre Hungerlöhne! Mich wundert nur, wie sich ein Mensch dazu bequemen kann!“

„Was willst Du? Eine Unmasse armer Frauenspersonen, jung und alt, ist froh, sich nur die paar Bätzlein täglich verdienen zu können. Man muß nur sehen, wie die Leute, groß und klein, sich nach den Fergstuben hindrängen. Ja noch mehr! Es gibt sogar stolze Herrentöchter, die allen Staat treiben und die Näslein hoch tragen, zu Hause jedoch, etwa in einem Hinterzimmer, ebenfalls Hemden nähen, bloß um einige Fränklein für Anschaffung überflüssiger Toiletteartikel zu gewinnen und auf diese Weise uns armen Leuten die schädliche Konkurrenz zu bereiten.“

„Schändlich!“

Und was die Lohntarife betrifft — als unsere Susann' sich letzthin in einem hiesigen Konfektionslokale befand und geduldig auf neue Arbeit wartete, hörte sie, wie ein auswärtiger Geschäftsfreund den Fabrikherrn fragte: Wie viel Macherlohn bezahlen Sie nun für ein solches Arbeiterhemd?

Vierunddreißig Centimes.

Das ist zu viel. Ich zahle für die nämliche Arbeit bloß fünfundzwanzig, für weiße Herrenhemden je nach Qualität fünf bis acht Centimes mehr, und kriege zu diesem Preise der Hände genug, die sich lieber wenig verdienen, als gar nichts, weil sie eben doch gelebt haben müssen, hahaha! . . .

Sagte er nicht so, Susann'?

Ja, das waren seine Worte.

Und er hatte recht, fuhr die Mutter fort. Eh' der

Mensch Hungers stirbt, arbeitet er zu jedem gebotenen Preise, besonders die armen weiblichen Geschöpfe, die nicht mehr jung oder kräftig genug sind, um eine Dienstbotenstelle zu bekleiden. Und das Mißliche bei dieser Näharbeit ist, daß ein Großteil dieser Konfektionshäuser zumeist zur harten Winterszeit oft wochenlang nichts mehr ausgeben, angeblich weil eine Geschäftsstockung eingetreten sei oder Inventar gehalten werde oder auch, wie viele behaupten wollen, aus andern willkürlichen Gründen, um die armen Arbeiterinnen recht mürbe und biegsam zu machen.

Da hol' doch der Teufel diese Judenseelen! rief der Invalide entrüstet aus. Das ist ja die wahre entsetzliche Leuteschinderei, die von Polizei wegen nicht geduldet werden sollte, deucht mich. Man rühmt sich in unsern Landen, durch Schaffung und Einführung eines Fabrikgesetzes den Hauptteil der Arbeiterfrage auf glückliche Weise gelöst, nämlich den Arbeiter vor ungebührlicher Behandlung und Ausbeutung seitens der Arbeitgeber hinlänglich geschützt zu haben. Das mag mit der eigentlichen Fabrikarbeit wirklich der Fall sein. Vielleicht haben die Herren Gesetzgeber keine Kenntnis davon, daß es zu Stadt und Land ungezählte arme Arbeiterinnen gibt, die nach wie vor der Herzlosigkeit und Willkür dieser Konfektionsgeschäfte preisgegeben sind —

Und sich versucht oder gezwungen fühlen, zumal die jüngern Mädchen, auf anderem Wege, mit Preisgebung ihrer Tugend, sich einen Nebenverdienst zu suchen! fügte die kränkelnde Lehrerswitwe ergänzend hinzu. Ein Husten-

anfall hinderte sie, weiter zu sprechen. Ihr Bruder jedoch fuhr bitter räsonnierend fort:

Von morgens früh bis in die späte Nacht hinein, also fünfzehn, sechzehn Stunden täglich, in dumpfer Stubenluft anhaltend arbeiten müssen bei schlechter Nahrung und Pflege — soll man sich da noch wundern, daß die Lungenschwindsucht oder andere auszehrende Krankheiten in solch erschreckendem Maße überhand nehmen? Sollte die Gesetzgebung nicht auch zu Gunsten dieser armen Hausarbeiterinnen oder, richtiger gesagt, Lohnsklavinnen energisch einschreiten, wie sie es in lobenswerter Weise in Sachen der Fabrikarbeiter gethan?

Vierzig, oder gar nur dreißig oder fünfundzwanzig Räpplein Löhnung für das Fertigen eines Mannshemdes, davon noch abzurechnen die Auslagen für Faden und Knöpfe, die Abnützung der Nähmaschine ꝛc. — nein, das ist geradezu haarsträubend!

Wenn die Herren Fabrikanten für ein Stück Arbeit auch nur zwanzig Centimes Lohnaufbesserung eintreten ließen, was würde dieser Zuschlag für den Käufer eines Hemdes bedeuten können? Nichts, durchaus nichts von Belang! Den armen Näherinnen jedoch kämen diese zwanzig Rappen ungemein zu statten. Doch scheinen jene Geschäfte solch menschliche Gesichtspunkte nicht zu kennen. Ihre einzige Moral besteht darin: möglichst schnell reich werden, möglichst reich und ohne sich dabei um den Nebenmenschen zu kümmern. Reichtum ist der Götze, den heute jedermann anbetet und ihm seine Opfer darbringt. Das hindert sie jedoch nicht, des Sonntags, so des Anstands halber, zur Kirche zu gehen und auf ein

Stündchen eine christlichfromme Fratze zu schneiden, zumal sich dabei bequem über sehr unkirchliche Dinge nachsinnen läßt, hahaha! lachte heiser der Pessimist.

Er schaute sich erschrocken nach seiner Schwester um, die wiederum von einem Schwächeanfall befalleu worden und einer Ohnmacht nahe war. Auch Susann' eilte von ihrem Nähtischchen, an welchem sie emsig gearbeitet hatte, angstvoll herbei; diesmal ließ sie, nachdem sie die Mutter zu Bette gebracht, es sich nicht nehmen, den Arzt herbei zu holen.

Stärkende Nahrungsmittel, absolute Ruhe uud sorgfältige Diät! so lautete die Verordnung des freundlichen alten Doktors. Aber auch Sie, mein Fräulein, sollten sich mehr schonen! meinte er, die junge Tochter scharf fixierend. Sie sehen so angegriffen aus, ich möchte Sie dringend ermahnen!

Ich dauke, Herr Doktor! erwiderte sie errötend. Doch mir fehlt nichts, stotterte sie. Er schüttelte ungläubig den Kopf und entfernte sich mit einer stummen höflichen Verbeugung.

Die Nacht war längst angebrochen.

Die Mutter lag schlummernd zu Bette, und auch der Invalide hatte, von einem leichten Fieberanfall gepackt, die Ruhe aufgesucht. Susann' jedoch arbeitete am Nähtische, bei dürftigem Lampenschein, emsig fort; für sie gab es, trotzdem ihr die Augen schmerzten, noch nicht Feierabend. Denn die Mutter bedurfte ja der stärkenden Lebensmittel; nach wenigen Tagen wurde auch der monatliche Mietzins wieder fällig, und kein Geld mehr im Hause!

Plötzlich horchte sie auf, die Haustreppe herauf machten sich nahende Tritte vernehmbar — ein unterdrücktes Kichern — vor der Stubenthüre sogar ein Geräusch wie von ausgetauschten schallenden Küssen herrührend — ein neckisches mutwilliges Geflüster . . . Die Thüre öffnete sich, und eine hoffärtig gekleidete, üppige junge Dame, um den hübschen Lockenkopf ein leichtes Tuch geschlungen, trat rasch ein, gefolgt von einem hagern, bebrillten Herrn, der sich vor der jungen Nähterin in höflichen Bücklingen erging. Die Dame dagegen rief mit erstauntem, verweisendem Tone: Wie, Schwester, du magst zu dieser Stunde noch arbeiten? Und an diesen elenden Hemden? Wie kann man auch so dumm sein, hihihi! lachte sie, verächtlich das hübsche Stumpfnäschen rümpfend.

Susann' deutete auf der Mutter Bett hin und flüsterte: Nicht so laut, Mathilde! Ihr ist sehr unwohl geworden, ich mußte den Doktor herbeirufen gehen.

Ah so? Davon wußte ich ja nichts! Was fehlt dir denn, Mama?

Mir? stöhnte jene. Mir fehlt weiter nichts als der Sarg, um mich hinein zu betten, je eher, desto besser!

Susann' brach in lautes Schluchzen aus, während ihre hoffärtige stattliche Schwester meinte: Wie kannst du nur so traurig und einfältig Zeug schwatzen, Mama! Das Leben ist ja so schön, bloß muß man's zu gewinnen und zu genießen verstehen. Hier die Susann' brauchte, statt für paar lumpige Bätzlein sich die Finger krumm zu nähen, abends nur auf ein Stündchen zwei zu uns in unsern großen Restaurationssaal zu kommen, um

auf dem prächtigen Flügel Konzertmusik zu geben und sich dabei drei, vier Franken zu verdienen auf die leichteste und angenehmste Weise. Ich habe unserer Madame von Susann's großer Kunstfertigkeit im Klavierspiele erzählt und den Auftrag erhalten, sie probeweise zu engagieren. Da wegen dem großen Kasinoball heut' abend weniger Gäste als sonst eingetroffen sind, hab' ich einen Augenblick abkommen können, um es Euch auszurichten... Nun aber muß ich gehen — hier, Mama, eine Handvoll Konfekt — dir, Susann', zwei Orangen, deren ein Gast mir ein Halbdutzend geschenkt hat — nun entschließ dich, Mädchen, und sag' ja — auf nächsten Sonnabend darf ich dich anmelden, gelt? Adieu — wünsch' gute Nacht!

Und fort hüpfte sie samt ihrem rätselhaften Begleiter, man hörte sie die dunkle Haustreppe hinunter schäckern und kichern.

O dieser sündhafte Leichtsinn! Ach, wo hab' ich das verdient, eine solch mißratene Tochter zu besitzen! jammerte die Kranke mit bebender Stimme.

Ach Gott, rege dich doch nicht auf unnütze Weise auf! bat Susann' unter Thränen. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, ich weiß, daß du alles gethan, um sie vor dem Leichtsinne abzuhalten. Und vielleicht ist es so arg noch nicht, wir wollen zu Gott hoffen und beten, daß er sie vor Schlimmerem bewahren und auf gute Wege zurückführen möge.

O ja, Kind, das Beten ist allezeit gut! seufzte die Kranke und schlummerte vor Müdigkeit bald wieder ein.

Susann' rechnete bei sich: Des Abends mit Klavier-spiel drei bis vier Franken verdienen, während es mir mit Hemdennähen, nebst dem Besorgen des Haushaltes, kaum möglich ist, mehr denn ein Fränklein netto heraus-zubringen — die Versuchung ist wirklich groß, schon arm Mütterchens willen. Auch soll das Konzertieren mir keinen Kummer machen wegen dem Können; wenn mich nur nicht etwa der Mut verläßt — es will mir doch ein wenig bangen.

Unter solchen Gedanken arbeitete sie emsig fort, bis ihr vor Müdigkeit die Augenlider zufielen und sie von der Schlafsucht übermannt wurde. Diese sechszehn- bis siebzehnstündige Arbeitszeit Tag für Tag!

* * *

Onkel Wilfried hatte endlich nach langem Suchen in einem benachbarten Städtchen Anstellung gefunden; dieselbe trug ihm wenigstens freies Logis und Beköstigung ein, ein mehreres war für einstweilen, bei dem Stelz-fuße und der schwachen Gesundheit, nicht zu erlangen. So lautete die Nachricht, die er seiner Schwester zukommen ließ.

Nämlichen Tages — es war Sonnabend — richtete Susann' an ihre Mutter, die bei sich selbst schon vielfach erörterte Frage: Was meinst du, Mama, soll ich heut' abend zu Wilchers Klavier spielen gehen sprich?

Ei ja, thu' das, Kind, du kriegst auch wieder einmal andere, fröhliche Menschen zu sehen und ein stärkendes Glas Wein, dir wohl zu gönnen. Für deine Tugend ist

mir nicht bange. Auch bist du so sehr eines neuen warmen Winterkleides benötigt.

An das Kleid dachte das junge Mädchen nicht, sondern nur immer an arm krank Mütterchen.

Nachdem sie dieser das leichte Abendsüppchen bereitet und alles übrige ihr in die Nähe ihres Bettes gerückt hatte, kleidete sie selbst sich eiligst um und begab sich, nicht ohne Herzklopfen, nach der vielbesuchten großen Restauration hin . . . Kehrte jedoch zu unerwartet früher Stunde schon nach Hause zurück, schloß die Wohnungsthüre eiligst ab und befand sich in sehr aufgeregter Stimmung.

Was ist dir? fragte die aus leisem Schlummer erwachte Mutter. Sollte dir unwohl geworden sein, Kind, sprich?

O ja, wirklich sehr unwohl, wenigstens in der Seele, im Gemüt!

Wie meinst du das? Wurdest du etwa von Madame unhöflich empfangen?

Im Gegenteil, ausgesucht höflich; auch von den Gästen. Man zollte meinem Spiele den übertriebenen lauten Beifall, die Herren drängten sich nach Schluß jeder Pièce an den Flügel heran, überhäuften mich mit Schmeicheleien und sogenannten Artigkeiten so daß mir bei der aufdringlichen Art nnd Weise ganz angst und bang wurde. Ich sah auch und hörte, wie Mathilde über meine große Befangenheit belustigt lachen und den Herren dies und das in die Ohren raunen konnte, was offenbar als Aufmunterung dienen sollte. Man wollte mir Bouquets übcrreichen, man bot mir in hohen Kelch-

gläsern perlenden Schaumwein an, Mathilde schalt mich meiner Schüchternheit und Sprödigkeit wegen eine Närrin, und auch Madame redete mir eifrig zu, jene Huldigungen doch nicht von der Hand zu weisen. Ich aber sah den sich mir aufdrängenden alten und jungen Gecken die Lüsternheit und das Laster aus den Augen leuchten, mich ekelte, mir schauderte.

Und als, nachdem ich das Nokturne von Verdi zu Ende gespielt hatte, und die große prächtige Wanduhr die zehnte Stunde anzeigte, klappte ich eiligst zu, griff nach meinem Kopftuche und empfahl mich kurz der Madame. Die Herren wollten mich mit Gewalt länger aufhalten, ich riß mich los; einer trng mir seine Begleitung an, eilte mir treppab nach, ich aber war noch flinker, flog eigentlich davon, so daß der auf dem Fischbrunnenplatz stationierte Polizeimann mir erstaunten, mißtrauischen Blickes nachschaute.

Es war dies das erste Mal, so ich bei Wilchers spielte, und zugleich das letzte Mal, man wird mich dort nicht mehr sehen, Mutter!

Gott, diese sündhafte Welt! seufzte jene.

Und unsere leichtfertige Mathilde, was sie sich von diesen ausgelassenen Herren alles gefallen läßt — nein, ich will lieber davon schweigen. Ich schämte mich ihrer, mehr mag ich nicht sagen!

Ach, ach! Und wenn ich einst sterben und dabei denken muß an dieses mein mißratenes Kind, an die verlorne Seele, für welche der gestrenge himmlische Richter von mir Rechenschaft fordern wird?

Du trägst ja keine Schuld, Mama! Wie unzählige Mal du die Thilde gewarnt und vor der Hoffart und Leichtfertigkeit abzuhalten gesucht hast, vergebens! Sie konnte und wollte sich halt in unsere armütige Lage nicht finden.

Du hast recht, Kind, das schreckliche Unglück, von welchem wir heimgesucht wurden!

O die Reichen, die weder Mangel noch Sorgen kennen, haben gut brav und tugendhaft sein!

Und gleichwohl ist just unter den reichen Leuten die größte Lasterhaftigkeit zu treffen, sowohl heimliche als offenkundige. Doch verstehen sie dieselbe zu vergülden, so daß kein Makel sie trifft noch Strafe.

Schon des folgenden Morgens kam Mathilde wieder nach Hause geeilt.

Wir haben, erzählte sie hastig, zu dieser Stunde noch wenig Gäste, auch erscheint Madame gewöhnlich erst gegen elf Uhr, weshalb ich schon einen Augenblick abkommen konnte.

Aber was ich sagen gewollt, fuhr sie gegen ihre Schwester gewendet fort — welch ein einfältig Mädchen du bist, Susann', wie närrisch du dich gestern abend bei uns benommen! Die Huldigungen dieser vornehmen Herren auf solch spröde, ja unhöfliche Art zurückzuweisen, sich vor ihnen förmlich davonzuflüchten, wie unklug, wie dumm von dir! Guck, du bist hüsch, viel hübscher noch denn ich, das sagte gestern abend jedermann, und ich wurde darüber nicht einmal eifersüchtig, sondern eher schwesterlich stolz. Nur dachte und erwartete ich, du werdest aus deiner großen seltenen Hübschheit Kapital zu

schlagen wissen, sie werde dir reiche Geschenke, ja vielleicht eine vornehme reiche Partie eintragen — verstehst du? — man hat ja dieser Beispiele genug. Guck hier dieses goldene Medaillon und dies köstliche Ohrgehäng' — lauter Geschenke reicher Stammgäste! Und du, Mama — schau' hier dieses dicke Goldstück, das mir Bankier Goldfuß als Trinkgeld gegeben — nimm es, schaff' dir dafür einen bessern Tisch oder einige Flaschen guten alten Rotwein an!

Da rief die Kranke mit hohler, heiserer Stimme, aus welcher der Abscheu und die große sittliche Entrüstung herausklang: Fort mit dem Geld, ich mag's nicht anrühren, es riecht nach Sünde! Ach, Mathilde, welch' gefährliche Pfade du wandelst, mir bangte nicht umsonst vor diesem Kellnerindienste! O laß dich nochmals ernstlich warnen, Thilde, kehre zu uns zurück, oder gehe lieber zu einer braven Herrschaft in Dienst — rette deine Seele, ehe es zu spät ist.

Sie will nicht hören, geht unmutig und den Kopf stolz aufwerfend von dannen. Ach, was werd' ich noch alles erleben müssen! jammerte die Mutter, in lautes Schluchzen ausbrechend.

Ihr Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche, so daß Susann' der Krankenpflege wegen das Hemdennähen beinahe gänzlich einzustellen genötigt wurde. Sie trug, da kein Verdienst mehr im Hause, einen entbehrlichen Gegenstand nach dem andern ins Pfandleihhaus, denn arm krank Mütterchen durfte nichts mangeln. Von Mathilde war keine Hülfe zu erwarten, da sie ihre Stelle plötzlich verändert hatte und ohne ihre Adresse zurückzu-

lassen, nach einer andern großen Schweizerstadt verreist war; ebenso wenig von Onkel Wilfried, der infolge seines zeitweiligen Siechtums kaum so viel verdienen konnte, um damit seine eigene Existenz zu fristen. Doch ja, zu seiner Schwester Geburtstag sandte er ihr durch die Bötin einen silbernen Fünffrankenthaler. Der Arme hat sich das Geldstück von seinem eigenen Munde grausam abgespart! dachte Susann' gerührt.

Es war am Allerseelenfeste, als man die irdischen Ueberreste der endlich von ihren Leiden erlösten Lehrerswitwe zu Grabe trug. Und als Susann' vom Gottesacker nach Hause zurückkehrte — ihre Schwester hatte der brieflichen Einladung keine Folge geleistet, Onkel Wilfried aber befand sich im Spital, um sich das kranke Bein nochmals amputieren zu lassen — sah sie selbst so bleich aus wie der Tod, sank kraftlos zusammen. Denn seit Tagen und Nächten hatte sie sozusagen nichts mehr genossen, noch sich eine Minute Ruhe gegönnt. Eine in demselben Hause wohnende alte Jungfrau brachte ihr ein Täßchen Thee, suchte sie aufzurichten und zu trösten.

O läg' ich doch selbst auch bei Mütterchen im Grabe! schluchzte das arme Mädchen mutlos und verzweifelt.

Doch der Tod hatte für sie noch keinen Platz.

Sie erhielt ein Briefchen von Mathilde, worin sie ihr Fernbleiben bei der Mutter Begräbnis mit der schlechten Witterung entschuldigte und weil die Herren Studenten an jenem Tage in ihrem Schanklokale just einen großen Kommers abhielten.

Bist du, so schrieb sie ferner, immer noch das spröde, tugendhafte Närrchen? Komm' hieher zu mir, hier kannst du mit deiner reizenden hübschen Figur dir ein Schürzchen voll Geld verdienen und unter Umständen glänzende Fortüne machen, die Herren werden sich um dich förmlich reißen.

Susann' warf das Papierchen voller Abscheu ins Herdfeuer.

* * *

In dem nur sehr spärlich geheizten Wohnstübchen saß unser nun gänzlich verwaistes blasses Mädchen am Nähtischchen und fertigte Hemden Tag für Tag jeweilen bis in die tiefe Nacht hinein, fast ohne Unterbruch.

Um die verschiedenen ziemlich hohen Unkosten, welche die langwierige Krankheit und der Tod ihrer seligen Mutter ihr verursacht hatten, decken zu können, hatte sie sämtlichen entbehrlichen Hausrat verkauft, natürlich zu äußerst geringen Preisen; auch die Kommode, unter welcher ich verborgen lag. Schon dachte ich: Jetzt endlich wirst du entdeckt werden zur großen Freude deiner Eigentümerin; doch der Käufer erbot sich in einer Anwandlung von Gutmütigkeit, das Möbel bis Ende Winterszeit an seinem Platze zu belassen. Vom Klavier hatte sie, die vortreffliche seelenvolle Spielerin, sich beinahe nicht zu trennen vermocht, und zu diesem wahrhaften Schleuderpreise! Aber gegen die Not, die zwingende, grausame Notwendigkeit, da halfen alle Thränen nichts.

Als Weihnachten anrückte und gerade zu einer Zeit,

da der tägliche Verdienst für mittellose Leute am wenigsten entbehrlich, und außerdem Susanna's Hausherr auf Entrichtung des rückständigen Mietzinses drang, trat in der Hemdenfabrikation eine arge, nicht enden wollende Stockung ein. Das Mädchen sah sich gezwungen, für einstweilen sich nach einer andern, noch so bescheidenen Verdienstquelle umzusehen; sie schreckte auch vor der anstrengendsten Arbeit nicht zurück, übernahm das zartgebaute Geschöpf — in Herrenhäusern das Scheuern von Fußböden, Treppen und Korridoren, bei eisiger Kälte und in dünner Kleidung. Bis sie sich die Hände wund gerieben hatte und eiu greulicher Katarrh sie nötigte, diese Beschäftigung aufzugeben und zu Hause mehrere Tage das Bett zu hüten.

Endlich, nach langem, entbehrungsreichem Harren, wurde wieder Hemdenarbeit ausgegeben, freilich zu abermals reduzierten Lohntarifen.

Susann' nähte und nähte bis zur äußersten Anstrengung. Dabei hungerte sie förmlich, kaum daß sie sich tägtich zwei magere Süpplein gönnen durfte, und fror bisweilen jämmerlich, denn die Preise für Brennmaterial hatten infolge des strengen Winters eine außerordentliche, für arme Leute beinahe unerschwingliche Höhe erreicht.

Auch war sie viel zu stolzen Gemütes, als daß sie ihre große Dürftigkeit jemand hätte entdecken mögen.

Sie arbeitete und arbeitete, trotzdem sie von einem schmerzhaften hohlen Husten befallen worden, der sie nicht mehr verlassen sollte, das Kennzeichen der an ihrem

Marke zehrenden, unerbittlichen Lungenauszehrung. Sie wurde leidender und leidender, aß schließlich nicht mehr denn ein Vogel. Nur mit großer Anstrengung vermochte sie den Gang nach dem Ferghause zu thun, um ihre Arbeit abzuliefern und die unendlich sauer verdienten paar Fränklein in Empfang zu nehmen.

Bei ihrer Rückkehr nach Hause brach sie auf der Treppe ohnmächtig zusammen. Mitleidige Hausgenossen hoben sie auf, brachten sie in ihr Stübchen, gingen den Arzt herbeirufen, welcher die sofortige Ueberführung der „schwerkranken Person" in den Spital anordnete. Die Wohnung wurde abgeschlossen und die Thüren mit amtlichen Siegeln versehen, um nach einigen Wochen wieder geöffnet zu werden behufs Aufnahme des Inventars. Denn Susann' war gestorben, in der Blüte ihrer Jahre ein Opfer unverschuldeter Armut und der traurigen Lohnverhältnisse in den heutigen Konfektionsgeschäften, ein Beispiel unter tausend andern.

Ihre dürftige irdische Verlassenschaft wurde an eine öffentliche Verkaufssteigerung gebracht. Und nachdem das Wohnstübchen von den wenigen Mobilien geräumt war, entdeckte die Waschfrau mich, das in der Fußbodenritze steckende blinkende Dingelchen. Sie schaute mich verwundert an, betrachtete mich um und um und machte ein sehr nachdenklich Gesicht, offenbar überlegte sie, ob sie den Fund für sich behalten oder aber dem rechtmäßigen Eigentümer, als welchen sie den Hausherrn betrachtete, abliefern sollte. Die fromme Alte that das letztere.

Der als geizig verschrieene reiche Herr Rentier

schmunzelte bei der Empfangnahme vergnügt und sagte: Ich danke! — Ich aber dachte dabei an die Milliarden Nadelstiche, welche die arme Susann' für meinen Erwerb hatte thun müssen, ohne den geringsten Genuß von mir gehabt zu haben, ja, die im Elend ihren frühzeitigen Tod gefunden hatte.

* * *

Nach monatelanger Ruhe und Vergessenheit trat ich meine Wanderung von neuem an, in raschem Wechsel, aus einer Hand in die andere.

Der Rentier-Häuserbesitzer gab mich seinem Kutscher auf Rechnung seines Lohnguthabens und zugleich auch den erbetenen Freisonntagnachmittag. Auf angenehmere uud vergnügtere Weise wurde wohl noch kein Geldstück verjuxt, als dies seitens dieses Kutschers geschah. Der muntere flotte Bursche ging eilig sein Liebchen, ein hübsches, dralles Vorstadtmädchen, abholen, führte es in das nahe gelegene „Tivoli", ein zumeist von jungen Leuten vielbesuchtes öffentliches Vergnügungslokal, zu Tanze. Trinken und Tanzen, singen und jauchzen, herzen und küssen, so ging es bis in den tiefen, lauschigen Frühlingsabend hinein. Und dann nach Hause, nämlich der Kutscher und sein Lieb. Ich selbst blieb zur Begleichung der Zeche in den Händen der stattlichen Frau Wirtin zurück, welche mich nebst einer hübschen Anzahl anderer Goldvögel des folgenden Morgens ihrem Zinsherrn überbrachte.

Dieser Herr Mäusler oder Meißler, wie sie ihn nannten, war eiu ausgedörrtes altes Männchen, das trotz

des ihm nachgesagten großen Reichtums in der Nähe der Stadt ein baufälliges Rieghäuschen bewohnte, sich und seiner stocktaubeu Haushälterin nicht den guten Bissen gönnte, und kein anderes Vergnügen kannte, als Geld auf Geld, Gült auf Gült zu häufen. Mit welch freudigem Grinsen nahm er uns in Empfang! Und nachdem die Frau Tivoliwirtin sich mit ihrer Zinsquittung entfernt hatte, zog der Geizhals seinen gesamten Barschatz an das Tageslicht, breitete denselben auf dem sonnbeschienenen Tische aus, zählte, sortierte und legte an Häufchen — keine junge Mutter kann ihr erstgeborenes Kind mit wohlgefälligeren und zärtlicheren Blicken betrachten, als der Alte mit seiner schmutzig weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe seinen klingenden Reichtum beliebäugelte. Und wie schrack er zusammen, als von außen unversehens an die Stubenthüre gepocht wurde, dieselbe sich ein wenig öffnete und ein wildbärtiges Gesicht hereinschaute, mit demütiger Stimme um einen Zehrpfennig bittend. Der Alte that, was er unter andern Umständen nicht gethan haben würde: er klaubte aus seiner Westentasche einen Fünfräppler hervor und ging ihn dem Stromer darreichen. Er schaute dem Burschen mißtrauischen Blickes nach, bis derselbe sich eine Strecke weit entfernt hatte.

„Wie dumm von mir, daß ich des bischen Fressens wegen meinen wachsamen Haushund verkauft, wie dumm von mir, daß ich die Hausthüre nicht abgeschlossen, wie konnt' ich nur so nachlässig und vergeßlich sein!" brummte er verdrießlich und indem er das Versäumte rasch nachholte. Mit der kindlichen Freude am Gelde war es für heute vorbei und an die Stelle derselben die bange

Sorge für die Sicherheit seines Mammons getreten. Hurtig schob er uns mit seinen vor Aufregung zitternden knochigen Fingern in die bereit liegenden Leinwandsäckchen und schleppte dieselben in den dunklen Kellerraum hinunter, schloß sie in den dort befindlichen eisenbeschlagenen Koffer ein.

Es mochte etwa um die Mitternachtsstunde gewesen sein, als wir die Kellertreppe heruntersteigende, nahende Tritte vernahmen, eine menschliche Stimme, welche halblaut flüsterte: „Guck hier, Wolf, hier der Kasten — in diesem Kasten muß es liegen . . .“ Ein Geräusch, von Brecheisen herrührend, welche unser Behältnis bearbeiteten, der Deckel sprang auf, im Schein der Blendlaterne gewahrte ich, wie vier Augen, die des alten Stromers und seines gewaltigen Spießgesellen, uns ein Weilchen hocherfreuten, gierigen Blickes betrachteten. Hierauf wurden wir ausgehoben und in einen Leinwandsack gepackt. Am Rücken unseres Trägers bewegten wir uns rasch treppauf, von einer der Stuben her war ein klägliches Wimmern und Stöhnen zu vernehmen — fort ging es, zum Hause hinaus, über Stock und Stein wohl eine halbe Stunde lang in raschem Lauf. Meines Erachtens befanden wir uns in einem Walde. Die beiden Einbrecher machten Halt, um Atem zu schöpfen und hauptsächlich um mit einander zu beraten: Wohin nun mit dem Raube, wie ihn am klügsten bergen? Denn daß der Diebstahl bald zur Entdeckung gelangen werde, stand wohl zu erwarten. Es wurde beschlossen: So schnell als möglich von dem Thatorte fort, auf wenig begangenen Pfaden ins nahe Ausland hinüber, das ist das klügste!

Des andern Tages wurde an irgend einem entlegenen Orte, ich glaube auf einem hohen Bergkamme, Teilung gehalten, wobei es einen heftigen Zank absetzte, da der eine der Schelme, als intellektueller Urheber und geistiger Leiter des sehr gelungenen Streiches, für sich eine gewisse Summe zum voraus beanspruchte, während sein Spießgeselle sich darauf stützte, daß er bei dem Einbruche und der Knebelung des Alten doch die Hauptthat verrichtet habe . . .

Es gelang den beiden Strolchen wirklich, auf Schleichwegen unbeanstandet die Landesgrenze zu überschreiten. Dadurch kühn und sorglos gemacht, beschlossen sie, der jenseits gelegenen nächsten Stadt einen Besuch abzustatten und sich nobel kleiden zu lassen; vor allem aber, um sich nach all den Strapatzen ein bischen gütlich zu thun. Das war ihr Verhängnis. Das Auge der Geheimpolizei schaut scharf; es glaubte in den beiden in einer Schenkstube fürchterlich zechenden und laut haselierenden Gesellen die auf telegraphischem Wege ausgeschriebenen mutmaßlichen Missethäter zu erblicken, und säumte nicht, dieselben nebst den mitgeführten großen Barschaften in sichern Gewahrsam zu nehmen . . .

Das war wieder einmal ein glücklicher Fang und die zur Belohnung ansgeschriebene Summe, von welcher auch ich einen Teil auszumachen die Ehre hatte, keineswegs zu verachten.

Wer hätte geglaubt, daß ein höherer Polizeibeamter in seinem eigenen Hause zum Einschreiten sich genötigt sehen würde? Es war seine Frau Gemahlin, welche mit einer Nachbarin irgend eines Klatsches wegen in heftigen

Wortwechsel geriet. Nein, ein solch ohrzerreißendes Gekreische und solch ein maßlos zornig Geschelte hatte ich zuvor noch nie gehört! Der Streit endete damit, daß ein jeder der sich engbefreundeten Ehemänner seine zartere Hälfte beim Arm erfaßte und gewaltsam in die Wohnung zurückführte.

Unsere Dame war vor Zorn und Aerger daraufhin fast krank. Ich gelangte in die Apotheke und des folgenden Tages schon in die Privatkasse des Herrn Apothekers selbst. Dieser schien ein ebenso wohlthätiger als reicher Mann zu sein. Denn als er Nachmittags das Haus verlassen und einen Spaziergang antreten wollte, begegnete ihm vor der Thüre eine sehr blaß und abgezehrt aussehende junge Frau. — „Nun, wie geht es Ihrem Manne, kann er die Arbeit immer noch nicht aufnehmen?“ so lautete seine in teilnehmendem Tone an sie gerichtete Frage. Und auf ihre Antwort: Leider nein, er fühlt sich stets noch so elend schwach, auch will ihm der Herr Doktor vor zwei, drei Wochen die Erlaubnis noch nicht erteilen — öffnete er die Börse und drückte dem armen Weibe hurtig ein Zehnfrankenstück, nämlich mich, in die Hand.

„Ach, Herr Wending, wie gut Sie sind! Möge der liebe Gott —“

„Schon gut,“ wehrte er mit energischer Handbewegung, und ging seines Weges.

Bei einer armen Hausfrau ist für unsereines des langen Verbleibens nicht. Sie schuldete einem Bergbauern für geliefertes Brennholz noch einen kleinen Restbetrag. Nun kam er wieder mahnen. Er nahm mich

mit sich fort auf sein hochgelegenes Heim. Er konnte nicht nur grob, sondern auch sehr listig sein. Er sagte zu seinem Sohne: „Also nächste Woche sollst du „spielen“[1]) gehen, George! Du mußst dich aber frei machen um jeden Preis — gehört? Das faullenzerische Soldatenmachen taugt nur für dumme arme Teufel. Unsereiner hat keine Zeit dazu und weiß sein Geld besser anzulegen, hm, hm! Drum gehst du morgens in die Stadt, zum Herrn Stabsarzt, der die jungen Leut' zu untersuchen hat. Du zeigst ihm dein Knie, in welches du dich letztes Jahr mit der Sense geschnitten, und gibst vor, daß es dich alleweil noch schmerze und du oftmals hinken müssest — du hinkst wirklich ein bissel im Zimmer herum — begreifst? Du bittest ihn, er solle dir ein günstig Zeugnis ausstellen; und versuchst es vorab mit diesen beiden goldenen Zehnfränklern und, hilft dies noch nicht, so steck' ihm diese Fünfziger-Banknote zu — verstanden?

Der große schlanke Jungbursche nickte mehrmals mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er gehört, begriffen und verstanden hatte. Und begab sich in die Stadt und that, wie sein Vater ihm befohlen hatte. Kam jedoch beim gestrengen Herrn Stabsarzte mit seinem Militärbefreiungsversuche schlecht an.

„Wie, du willst mich bestechen?“ wurde er von jenem angeschrieen. „Ich habe große Lust, dich sofort einstecken zu lassen und dem Gerichte Klage einzureichen — Strafe: zwei bis sechs Monate Einsperrung . . . Scher' dich so-

---

[1]) An der Rekrutenaushebung teilnehmen.

fort zum Loch hinaus, marsch, oder —!“ rief er drohend. Und der erschrockene Jungknabe leistete der Aufforderung so eilig Folge, daß er beinahe die Treppe hinunterstürzte, und mäßigte seine Schritte erst, als er das Stadtthor hinter sich hatte. Unweit davon befand sich eine von den Landleuten stark besuchte Weinstube. Er beschloß, hineinzugehen, diesmal aus lauter Aerger über seinen Vater, der ihm eine solch mißliche Weisnng erteilt hatte. An einem der Schenktischchen saßen zwei Mädchen aus seinem Heimatdorfe, welche Gemüse nach der Stadt gebracht hatten, hübsche, junge Dirnen mit herausfordernden, schalkhaften Blicken. Er setzte sich zu ihnen, befahl eine Flasche alten Roten, und nach einer Weile eine zweite und dritte, nebst Kuchen. Der kräftige Wein, die muntere, anziehende Mädchengesellschaft, sowie deren Sang und Scherz ließen ihn bald den bösen Stabsarzt, den ausgestandenen Schrecken, den bevorstehenden Militärdienst, seinen gestrengen Vater, ja auf einige Stunden die ganze übrige Welt vergessen. Es war bereits zur Zeit des Sonnenuntergangs, als er auch beduselt in Gesellschaft der beiden lustig kichernden jungen Mädchen endlich den Heimweg antrat. Mich ließ er im Wirtshause zurück, hatte sogar für die Zeche noch ein Halbfränklein zulegen müssen. Welcher Empfang ihm nach solchen Resultaten zu Hause wohl warten wird? dachte ich halb belustigt.

Ich hörte einen Gast der Schankwirtin, in deren Geldtäschchen ich mich befand, erzählen: „Denkt Euch mal den Streich, der mir heute von meiner kleinen Hexe von Frau gespielt worden ist . . . Ich muß bekennen, es ist

wohl wahr, daß sie mir schon seit Wochen in den Ohren gelegen: Mann, du weißt, daß meine Bottinen elend zertreten sind und ich eines Paar neuer notwendig bedarf. Alle deine Kunden bedienst du so gut und schnell, einzig für deine Frau hast du kein Gehör, ich werde noch barfuß ausgehen müssen! — Ich versprach, sobald ich Zeit finden werde, ihr die neuen Stiefeletten zu verfertigen. Das war letzte Woche. Und heute — was geschah heute? Heute bringt der Lehrjung' des Martin Klein für meine Frau ein Paar Schuh' samt Rechnung — hört Ihr, Frau Lerch, die Frau eines Schustermeisters läßt sich von einem andern ein Paar Schuh' anmessen — ist das nicht zum Davonfliegen — ich frage?"

„Hört, Meister Kuhn, da hat Eure Frau ganz recht gethan, ich an ihrer Stell' würde just dasselbe gethan haben!" meinte die korpulente Wirtin, sich vor Lachen schier ausschüttend. „Grüßt mir Euer dezidiertes hübsches Frauchen, und ich lass' ihr meinen Respekt vermelden, hihihi!"

Eine „dezidierte" Person war auch die Wirtin selbst und dazu eine außergewöhnlich mutige und kräftige. Das bewies folgender Vorgang: Ihr Mann, welcher, wie mir schien, irgend eine subalterne Stadtbeamtung bekleidete, kam gegen Abend nach Hause und zwar in Gesellschaft zweier ihm befreundeter chargierter Gendarmen. Die drei setzten sich an ein Wirtstischchen und begannen ein gemütlich Kartenspiel — „Drei aus um einen Liter Neuen", wie das Geding lautete. Kurz darauf entspann sich zwischen

der Frau Wirtin und einem andern Gaste ein Diskussion, welche ungefähr folgendermaßen lautete:

Na, Ihr da, wacht auf! Und schert Euch. Ich dulde das Schlafen nicht in diesem Lokale, besonders von der Sorte Gäste, wie Ihr einer seid. Erhebt Euch und geht, sag' ich!

Erst — erst noch — ein Gläschen —

Nichts da! Ihr habt schon mehr als genug getrunken.

Noch — noch ein — Gläschen dann —

Wird nichts draus, hab's schon gesagt! Nur fort, marsch!

Ich — ich lass' mich — nicht futieren — ich geh', wann's mir beliebt — weißt! So ein — ein lumpig Weibsbild —

Wie, du willst mich gar noch lästern?

Nun ist's aber genug! Jacques, rief sie ihrem Manne zu, komm', spedier' den lästigen besoffenen Kerl doch an die Luft!

Hab' nicht Zeit. Du siehst, ich bin ja am Spielen! lautete die trockene Erwiderung.

Oder Ihr, Herr Sergeant!

Wie kann ich denn, da ich just die Karten geben muß!

Oder Ihr, Herr Korporal, ich bitt'!

Die nämliche abschlägige Antwort.

Offenbar hatten sich die drei Männer mittelst der Augensprache verständigt, wollten an der Verlegenheit der Wirtin ihren Spaß haben. Jene aber — was that sie? Mit ihren mächtig dicken Armen faßte sie den be-

trunkenen, ungeberdigen Gast beim Leibe, schleppte ihn seines Widerstrebens ungeachtet nach der offenstehenden Thüre hin, schmiß ihn mit zorniger Kraft hinaus.

Bravo! Bravissimo! erscholl es beifällig aus den drei Männerkehlen. Hahaha! lachten sie höchlichst ergötzt.

Ja — Ihr braucht — wohl zu lachen! keuchte die Dicke. Du, mein Mann — Ihr, die beiden Herren Polizisten — ein schwach Weib — so im Stich — zu lassen!

Hahaha! lachte es nur noch lauter und fröhlicher. —

Eines Tages erhielt der Wirt von seinem Schneider einen neuen Anzug überbracht. Ich wurde mit zur Zahlung verwendet.

Frau Wirtin sprach: Sagen Sie, Herr Zilling, also Ihre Tochter ist verlobt?

Ei ja!

Mit einem Herrn Bellmann — doch nicht etwa —

Mit dem Sohne des Herrn Stadtrat Bellmann, freilich ja!

Guck, guck! Eine angesehene Familie, sehr angesehene Verwandtschaft!

Das will ich meinen! versetzte das Männchen mit stolzem, pfiffigem Lächeln. Sie, unsere Mina, hätte manch andere gute Partie treffen können — nur Ihnen gesagt, Frau Lerch — da war der junge Schneidermeister Mundt an der Löwengass', der Spezierer Ernst auf dem Kasinoplatz, dem Kupferschmied Krafft sein Sohn — alle drei haben ihr nach einander ernsthaft den Hof gemacht, lauter brave und bemittelte Handwerker mit eigenen guten

Geschäften. Doch wir zogen einen Stadtbürger vor, einen aus alter, angesehener Familie. Oder thaten wir nicht recht, Frau Lerch?

Gewiß, gewiß! Ich gratuliere!

Danke bestens, Frau Lerch, danke bestens, hahaha!

Jene sagte zu ihrem Manne, nachdem sich der Schneidermeister entfernt hatte: Dieser Zwilling — ich erinnere mich noch gut aus meinen Jungmädchenjahren jener Zeit, da dieser Zwilling drunten im Eselsgäßlein eine kleine Schneiderbutik aufgethan und mit großer Sehnsucht auf Kundschaft wartete, und noch ein armer Hungerleider war, gleich tausend andern. Aber er hatte Glück, kriegte durch die Gunst des Herrn Kriegskommissärs Kaiser, bei welchem seine Frau längere Jahre im Dienst gestanden, Militäruniformen zu fertigen, verstand es, den unterthänigen Diener zu machen, verlegte sein Atelier, wie er's nun nannte, hinauf in die Kanonengaß, erwarb sich immer größere und vornehmere Kundschaft, verdiente sich viel Geld und verbrauchte sozusagen keines.

Hast du gesehen, wie ihn soeben, nachdem er doch von uns das Häuflein Bargeld empfangen, die paar Centimes auszugeben reute für einen winzigen Zweier Wein! Man sagt, er habe sich ein bedeutendes Vermögen zusammengerackert, was wohl zu glauben ist. Und besitzt nur ein Kind — sie sei zwar nichts weniger denn eine Schönheit zu nennen, doch Gold deckt ja die größte Häßlichkeit. Ein einfacher solider Handwerker war dem Alten nicht gut genug, es mußte — du hörtest es ja! ein Herr sein aus städtischem Geschlecht — warum nicht

gar ein Baron für die Schneiderstochter? hihihi! Nun dieser Henri Bellmann kann das Geld schon gebrauchen, o ja, und wenn nur die Hälfte davon wahr ist, was man sich von seinem Lebenswandel erzählt — gute Mahlzeit, Fräulein Zilling, sag' ich.

Aber was seh' ich: Der Schneider bei seiner Kurzsichtigkeit hat dies Zehnfrankenstückchen auf dem Tisch liegen lassen!

Sie rief ihr Küchenmädchen herbei und gab demselben den Auftrag: Geh' hurtig dies Goldstück dem an der Kanonengaff' wohnenden Schneidermeister Zilling überbringen; denn ich möchte nicht, daß er, den Verlust gewahrend, sich ein Leid anthäte, hihihi! —

Wenige Wochen darauf — der Herr Bräutigam schien es sehr eilig zu haben — fand die besprochene Hochzeit statt. Die Braut, deren große Häßlichkeit durch das prächtige Spitzenkleid und den kostbaren Schleier bedeutend gemildert wurde, lächelte so glücklich, desgleichen Papa Schneidermeister so befriedigt stolz. Um seine große Wohlhabenheit zu dokumentieren, überreichte er seinem künftigen Eidam auf einem silbernen Teller eine Summe blanken Goldes als Morgengabe.

Der nicht mehr ganz junge und ziemlich abgelebt aussehende Herr Bräutigam verbeugte sich ebenso höflich als verbindlich.

Er schien das Bargeschenk sehr von nöten gehabt zu haben. Denn gleich nach der Rückkehr von seiner kurzen Hochzeitsreise erhielt er den Besuch eines intimen Freundes, der ihm hinter verschlossenen Thüren die Mitteilung machte: Shilock beharrt auf seinem Schein, das heißt, er

will keine weitere Frist mehr gewähren, deine beiden Wechsel müssen sofort eingelöst werden. Schon hat er mir als Bürge mit den schärfsten Maßregeln gedroht, er wird sie auch gegen dich heute oder morgen schon, sobald er deine Anwesenheit erfährt, zur Anwendung bringen lassen. Hoffentlich wirst du dir und mir den kredit-schädigenden öffentlichen Skandal ersparen. Du hast ja eine reiche Partie gemacht, Henri . . .

Das Schlußresultat dieser geheimen Konferenz war, daß der glückliche Jungehemann sich gezwungen sah, seine erhaltene Mitgift bis auf einen winzigen Rest zur Bezahlung seiner geheimen Junggesellenschulden zu verwenden. — Ich habe, sagte er zu seiner jungen Gemahlin, das Geld in die Bank gelegt, dort trägt es uns Zinsen.

Da thast du recht, lieber Henri, wir wollen ordentlich hausen, so lautet auch die Ermahnung meines Papa. Zum Danke diesen Kuß!

Er bot ihr mit geschlossenen Augen seinen Mund dar.

Wie mir Papa gesagt, setzte die junge Frau das Zwiegespräch fort, beabsichtigt dein Vater, dir durch seinen Einfluß eine geeignete Anstellung auf den Bureaux der Stadtverwaltung zu verschaffen. Dann werden wir eigenen Haushalt führen, nicht wahr? Wie sehr freu' ich mich darauf!

Ihn freute diese Aussicht augenscheinlich weit weniger. Das Arbeiten war ihm bislang ein Greuel, das süße Nichtsthun und Flanieren seine einzige und liebste Beschäftigung gewesen. Und nun sollte er ein erwerbs-

thätiger solider Ehemann werden, sich auf einmal zum Philistertum bekehren.

Den Wucherjuden war er glücklich losgeworden; doch lief ihm gleich ein anderer, nicht minder unangenehmer Dränger in die Quere, diesmal in Gestalt eines Unterrockes.

Eines Abends nämlich, als er im Begriffe stand, sich, wie er sich gegen sein Frauchen ausdrückte, auf eine Minute zu seinen Freunden ins Bierhaus zu begeben, stellte sich ihm plötzlich ein schlankes, verschleiertes Frauenzimmer in den Weg. Ah, treff' ich Sie endlich, Sie schändlicher, treuloser Mensch!

Aber, Fanny, ich bitte dich!

Hier auf offener Straße! rief er erschrocken und in gedämpftem Tone.

Ja, hier ist just der rechte Ort, alle Leute sollen's hören, wie elend du mich belogen und bethört hast! Mir armem, arglosen Mädchen die Ehe vorzuspiegeln und hernach —

Fanny, ich bitt', sei doch vernünftig! Höre mich an, Fanny — treten wir in diese Kolonnade ein, oder, noch besser, gehen wir zusammen in die Promenade hinaus!

Sie folgte ihm mit scheinbarem Widerstreben. Sie überhäufte ihn mit heftigen Vorwürfen, jammerte, weinte und drohte ...

Und das Ende vom Liede war, daß er aus lauter Furcht und Ueberdruß seine Börse zog und deren sämtlichen Inhalt an Gold- und Silbermünzen ihr in den Schoß schüttete, sich damit ihr Stillschweigen erkaufend.

Er entfernte sich, ein „verdammt!“ zwischen den Zähnen murmelnd; ins Bierhaus zu seinen Freunden wird er sich selbigen Abends wohl nicht mehr begeben haben.

Die Grisette aber kaufte sich aus dem Gelde einen neuen vornehmen Putz, um darin auf neue einträgliche Eroberungen auszugehen.

Die fromme Mama der Ladenbesitzerin gab mich für heilige Messen aus. Mir war das schon recht, ich hoffte dadurch von den an mir klebenden Sündenmakeln gereinigt zu werden. Aus der Hand des Kaplans gelangte ich, als ein Teil ihrer Jahreslöhnung, in diejenige seiner alten Haushälterin, diese schenkte mich ihrem theologiestudierenden lieben Neffen, welcher mich in das Variététheater trug, wo gerade die „Fatinitza“ gegeben wurde.

Aus der Theaterkasse in den Besitz des Theatergarderobiers — der Weg war nicht weit und der Hergang ein ganz natürlicher: Der Mann entschuldigte beim Herrn Direktor sein Begehren um Auszahlung des bescheidenen Salärguthabens damit, daß seine Frau soeben in die Wochen gekommen sei und dieser Umstand ihm außergewöhnliche Auslagen auferlege.

Wenige Tage darauf wurde fröhliche Kindstaufe gehalten. Als Stellvertreterin der Patin Großmutter funktionierte eine hübsche junge Base der Wöchnerin, Kammerzofe bei der Madame Stadtpräsidentin. Sie benahm sich beim Taufschmause munter und scherzhaft, half sogar beim Nachtisch ein feuchtfröhliches Weinliedchen singen, verblieb bis in den Abend hinein; denn, meinte sie, solche Gelegenheiten muß unsereiner ausnutzen, da es in dem vornehmen Hause und im persönlichen Dienste einer

launenhaften Dame der frohen freien Stunden jahraus und -ein herzlich wenige gibt. — Als sie Abschied nahm, sagte der glückliche Vater, ihr vor das Haus hinaus das Geleit gebend: Ich danke Ihnen von Herzen, Jungfer Bäschen, für die Ehr' und die große Freud', die Sie uns bereitet haben. Ich hätte noch eine Bitte — eine angelegentliche Bitte — an Sie zu richten, Jungfer Bäschen, fuhr er nach einigem Räuspern fort. Ich habe mich nämlich um die durch Todfall erledigte Stelle des Stadthausconcièrge beworben, eine Stelle, die bedeutend angenehmer und zugleich weit besser bezahlt ist, als die eines Theatergarderobier . . . Wenn Sie diese meine Bewerbung gefälligst unterstützen wollten, liebe Jungfer Bäschen.

Sehr gern. Aber wie kann ich das?

Es wird bei der betreffenden Wahl hauptsächlich auf den Vorschlag und die Stimmgabe des Herrn Stadtpräsidenten, dessen Einfluß ja bekannt ist, ankommen.

Ah, ich verstehe. Nun, ich will schauen, werde mein möglichstes thun, Herr Vetter!

Er drückte ihr noch ein in Papier gewickeltes, ansehnliches Stück Mandelkuchen in die Hand.

In dem Kuchen jedoch stack ein blankes Goldstückchen — ich!

Selbst junge Kammerzofen wissen für dergleichen kleine Geschenke den angemessenen Dank. So auch unsere zierliche hübsche Patin. Erst suchte sie die gnädige Frau für ihren Vetter zu interessieren. Er ist ein solch intelligenter, netter und höflicher Mann; und dabei voller

Pflichteifer, und präsentiert sich gut, würde der ausgeschriebenen Stelle gewiß alle Ehre machen. Wenn Sie erlauben wollten, gnädige Frau, daß er sich Ihnen vorstelle —

Ich weiß nicht . . . Das wäre wohl nicht schicklich . . .

Ei, warum nicht? Ich bitte also, gnädige Frau!

Nun denn — ja! —

Eines morgens, beim Frühstücke, begann die Frau Stadtpräsidentin zu ihrem Manne gewendet:

Heute soll, wie ich zufällig vernommen habe, die Wahl des Stadthausconciërge stattfinden — wie?

Der dicke alte Herr, einen Bissen Butterbrot zum Munde führend, nickte bestätigend.

Es hat sich, meines Wissens, für jene Stelle auch der Theatergarderobier Weiß anschreiben lassen.

Ja, . . Wird ihm jedoch wenig nützen, berichtete das würdige Stadtoberhaupt eifrig kauend. Es sind der Bewerber so viele, über zwei Dutzend . . . Darunter solche . . . darunter solche, die ungleich mehr Chancen haben . . . So zum Beispiel der Polizeisergeant Brack, ein verdienter Mann, dem die Stelle so gut wie gesichert ist.

Von dir, natürlich! . . . Ich möchte dir den Garderobier gleichwohl zur Berücksichtigung empfehlen, Gaston!

Aus welchen Gründen? Kennst du ihn denn persönlich?

Ja. Er ist ein sehr naher Anverwandter unserer Karoline und ist sie unlängst besuchen gekommen.

So? Nun, auch das kann ihm wenig nützen; ich

meine nämlich, die Herren Stadträte werden auf dieses Verwandtschaftsverhältnis mit deiner Zofe wenig Rücksicht nehmen.

Und dein eigener großer Einfluß, Gaston? Du unterschätzest ihn mir gegenüber, oder willst ihn in diesem speziellen Fall, für den ich mich interessiere, nicht eingestehen — schäme dich!

Hm, hm!

Du dürftest wohl auch einmal auf die Empfehlung deiner Frau hören, Gaston, wenigstens dies eine Mal!

Auch ich möchte höflichst für meinen Vetter bitten, Herr Stadtpräsident! flötete das eintretende hübsche Kammermädchen mit süßester Stimme; dabei machte es einen solch süßen, devoten Knix und schlug die Augen so flehentlich und zugleich schalkhaft zärtlich zu dem alten Herrn empor — er hätte ja, um ihre Bitte abschlagen zu können, kein fühlend Männerherz haben müssen.

Nun, meinte er einlenkend, wenn die Dinge also stehen — ich werde mir die Sache nochmals überlegen, werde mein möglichstes thun, hm, hm!

Ich danke dir, Gaston! sprach die Frau Stadtpräsidentin mit Wärme.

Und Her Weiß wurde wirklich zum Stadthausconcièrge gewählt.

Die Kammerzofe aber trug mich desselben Abends noch zu einer Modistin, um dafür ihr Sommerhütchen nach der neuesten Pariser Mode frisch garnieren zu lassen.

Aus feinen weißen Damenhänden in die rußigen eines

Kohlenhändlers und von da in die groben, schwieligen eines Bergbauern — diese meine Wanderung vollzog sich binnen wenigen Tagen. Eigentlich gefiel mir, nach all dem rastlosen Treiben, der ruhige Aufenthalt auf stiller, einsamer Bergeshöhe für einige Zeit gar nicht schlecht; doch hätte derselbe für mich leicht ein tragisches Ende nehmen können.

Aus irgend einer Ursache geriet nämlich eines Tages die ganz aus Holz gebaute und mit Schindeln bedeckte Berghütte in Brand. Dem von der nahen Heuwiese herbeieilenden Sennen gelang es zwar, die im Stalle sich befindliche wertvolle Fohlenstute loszubinden und samt dem Jungen ins Freie hinauszutreiben, ebenso glückte es ihm ferner, indem er sich in den brennenden Wohnungsteil stürzte, mit Lebensgefahr auch uns, seine im Kasten eingeschlossene Barschaft, der Erlös eines verkauften Ochsenpaares, glücklich zu retten.

Dagegen blieb seine seit Jahren gichtkranke und an allen Gliedern vollständig gelähmte Frau elendiglich in den Flammen.

Woraus ich neuerdings und mit erhöhtem Stolzgefühle erkennen lernte, welch großen Wert wir, die Edelmetalle, bei den Sterblichen genießen, ja, daß das Gold den meisten zivilisierten Menschen als das teuerste gilt auf Erden. Oder ist es etwa nicht so? fragte ich einige Tage später ein vornehmes altes Hundertfrankenstück, dem ich den Vorfall erzählte, und welches bestätigend nickte.

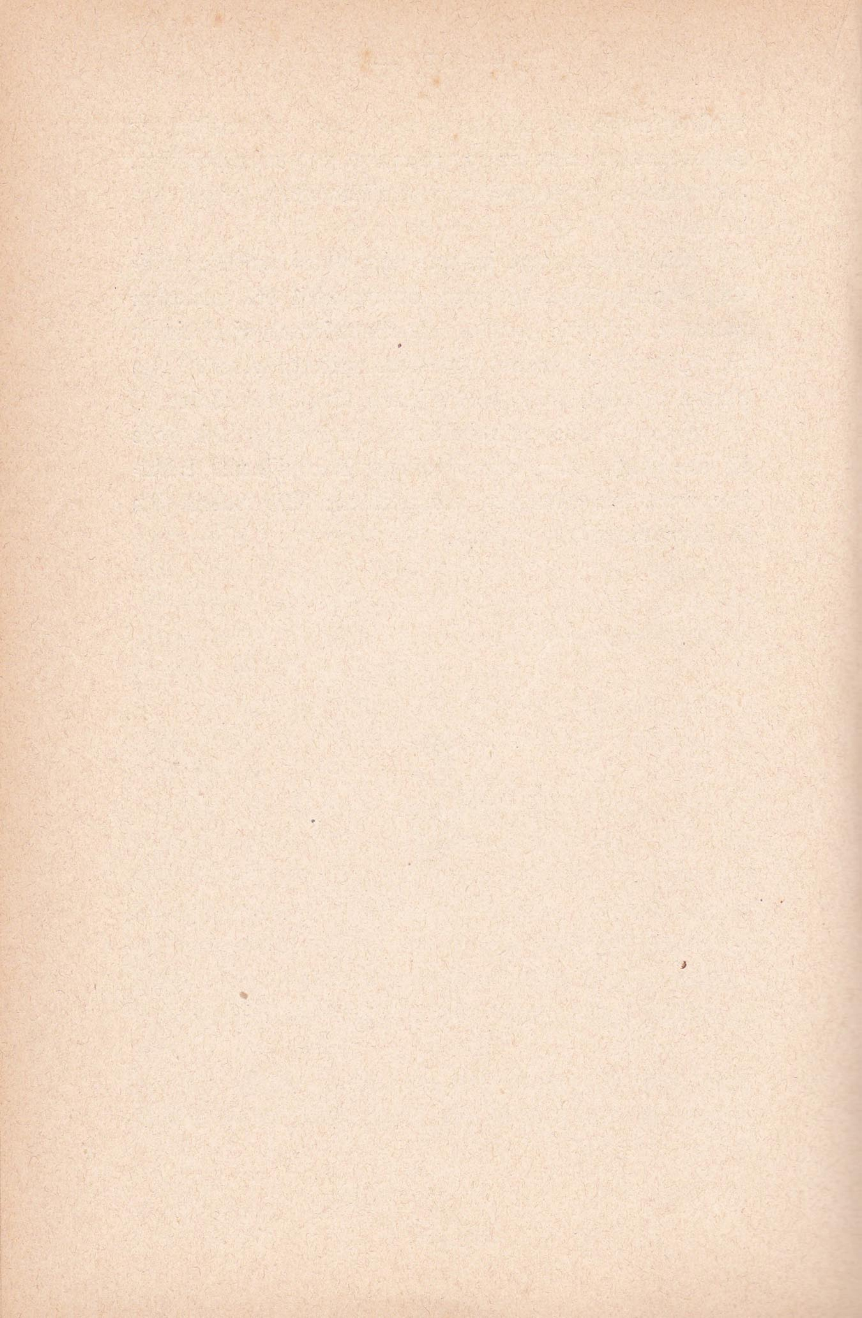
Auf welche Weise ich nach einigen Wochen schon wieder in die Stadt zurück und in eine große Emissions-

bank gelangte, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, der Inhaberwechsel war ein gar zu rascher und uninteressanter, gewöhnlicher Geschäfts- und Kassenverkehr, nichts anderes.

Seit Jahren liege ich nun hier unten im tiefen massiven Bankgewölbe, als winziger Bruchteil des immensen goldenen Schatzes, welcher als Barreserve aufgespeichert ist. Ob ich je wieder in Kurs gesetzt werde? Ich glaube es nicht, habe die Hoffnung längst aufgegeben.

Hier in meiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit habe ich alle Muße, über meine einstigen Erlebnisse und Schicksale unter den Menschen nachzudenken: Sie waren auch so schon vielgestaltig genug.





Tschowannigregels Liesel.





Des Tschowannigregels Liesel.

Ein Korbflechter ist gewöhnlich kein Millionär.

Auch der alte Tschowannihannes war es nicht, ja hatte nicht einmal den Gedanken, es jemals zu werden. Ihm genügte, ein eigenes Heim zu besitzen und mittelst seines bescheidenen Handwerkes sich und seine Familie mit Ehren durchbringen zu können. Sein Häuschen stand hoch oben an sonniger Berghalde, wo, wie die Dorfbauern spotteten, Fuchs und Hase einander Gutenacht sagten, und das Wohnstüblein war so klein, daß es die heranwachsende Schar Buben und Mädchen kaum mehr zu fassen vermochte. Doch gingen die Buben, sobald sie aus der Schule entlassen worden, in die Welt hinaus, einer nach dem andern, um dort ihr Brot und möglichst gutes Auskommen zu suchen. Auch die Mädchen traten bei fremden Leuten in Dienste, und verheirateten sich bei der ersten besten Gelegenheit, ebenfalls eines nach dem andern.

Sie waren in die Welt hinausgezogen, alle bis auf den jüngsten Sohn, welcher das väterliche Häuschen ererben sollte. Der jüngste und zugleich wohlgebildetste

von allen; und auch der manierlichste, so daß jedermann ihn gerne leiden mochte. Das half ihm zu seinem Glücke: Er gewann sich das holdeste und liebreizendste Mädchen des ganzen Dorfes zur Frau. Und wenn auch beide an irdischen Gütern gleich viel, nämlich so viel wie nichts besaßen — blieb ihnen nicht die Liebe, die gegenseitige große, zärtliche, eheliche Liebe? Freilich von der Liebe allein wird niemand sonderlich fett; das begann mit der Zeit auch unser Jungehemann Tschowannigreger[1]) einzusehen. Deshalb schaute er, der bislang bei den Bauern als Taglöhner gedient, sich nach einem bessern Broterwerbe um. Dank seiner großen Beliebtheit bei den Leuten ward ihm die soeben erledigte und, nach ländlichen Begriffen, gutbesoldete Stelle eines Forstbannwartes zu teil.

Das war aber in der Folge sein Unglück.

Eines Tages brachten ihn Holzhacker, deren Waldarbeiten er zu beaufsichtigen hatte, tot nach Hause, erschlagen von dem Geäste einer Riesentanne, welche beim Fällen eine andere Richtung, als der ihr zugemuteten, genommen hatte.

Des Tschowannis Greger tot, und seine ihn zärtlich liebende junge Frau im Wochenbette. Jedermann fühlte tiefes Mitleid mit der Aermsten, jedermann fürchtete, daß sie in ihrem geschwächten Zustande den sie betroffenen schweren Schicksalsschlag nicht lange überdauern werde.

---

[1]) Gregor.

Doch was vermag ein jung Menschenherz, ehe es bricht, nicht alles zu ertragen!

Die Gregerin, wie sie genannt wurde, genas, wenn auch langsam und notdürftig genug; mit der Blüte ihrer Wangen und auch mit ihrer Rüstigkeit war es dahin für immer.

Und kein Verdienst mehr im Hause, von niemand namhafte Hülfe zu erwarten — die Aussichten standen traurig schlimm.

Da sagte der alte verwitwete Tschowannihannes: „Bei meinen hohen Jahren hatte ich gehofft, von der Arbeit endlich ausruhen zu können. Das wäre, wenn dein armer Mann noch lebte, auch thatsächlich der Fall gewesen. So aber — wie die Sachen nun stehen, werd' ich wohl frischerdings ins Geschirr liegen müssen, es geht halt nicht anders!“

Und er ging wieder den Hecken und Bachufern entlang Weidenruten sammeln aller Art und setzte sich mit der großen Hornbrille auf der Nase an die Werkbank hin, und begann mit zitternden Händen Korbwaaren zu flechten, in welcher Kunst ihn immer noch keiner übertraf weit und breit. In seiner Nähe, im Kindskorbe, lag auf Spreukissen gebettet seine junge Enkelin, und zappelte und jauchzte oder schrie, oder schlummerte unter seiner getreuen Obhut. Derweil die junge Mutter ihren häuslichen und anderen Arbeiten nachging.

Das Kind gedieh vortrefflich, war bald der Mutter einziger Trost und des Großvaters zärtliche Freude. Der weißhaarige greise Mann konnte bisweilen in seinen

Mußestunden mit der Kleinen so vergnüglich spielen, als wäre er selbst wieder Kind geworden.

Die Kleine lernte gehen, lernte laufen und springen. Durch ihr ungewöhnlich lebhaftes Wesen machte sie Lärm für ein ganzes Haus. Die junge Wittwe konnte darob sogar stundenlang ihren seligen Gatten vergessen. Dann kamen aber plötzlich wieder Augenblicke — „Sag', Mütterchen, was weinest Du?" pflegte jung Lieschen teilnehmend zu fragen. „Thut Dir 'was weh?"

Da kam ein absonderlich kalter Winter ins Land gezogen. Unser alter Korbflechter bekam einen argen Husten, der trotz aller angewendeten Gegenmittel nicht weichen wollte. Seine Kräfte nahmen infolge dessen zusehends ab, gingen allmälig zur Neige. Und als der März kam mit seinem auftauenden warmen Sonnenscheine — — — —

Jung Lieschen war den jähen Bergeshang hinaufgeklettert bis an den Saum des Buchwaldes, und kehrte erst nach Stunden mit einem Strauß Schneeglöckchen jubelnd nach Hause zurück. Doch ihr Jubel verstummte plötzlich; denn es hörte lieb Mütterchen bitterlich weinen und sah den alten Mann regungslos auf seinem Bette liegen — just für diesen hatte sie mit großem Fleiße die lieblichen Erstlinge des Lenzes gepflückt.

„Großtatte, lug' hier!" rief sie, ihm den Blumenstrauß vorstreckend. Doch er hielt die Augen beharrlich geschlossen, und die weißbärtigen bleichen Lippen blieben stumm. Sie konnte das nicht begreifen, ebenso wenig, daß man ihn, den Teuren, in eine große schwarze Truhe legte, und nach zwei Tagen vier Männer ihn davon-

trugen. Nun weinte sie selbst auch mit Mütterchen, ohne eigentlich recht zu wissen warum.

Das traurige Los der armen blassen Witwe gewann ihr mitleidige Herzen. Reiche Bäuerinnen ließen ihr namhafte Spenden zukommen, einige sogar in klingender Münze, damit sie sich ein paar Milchziegen anschaffen konnte.

Tag für Tag, während der guten Jahreszeit, trieb Lieschen die muntern Tiere zu der hohen, aussichtsreichen Bergweide hinauf. Ob auch Wind und Sonne ihr Gesicht, die nackten Aermchen und Füßchen bräunten und Mücken ihre Haut zerstachen, was focht das die mutige, lebhafte Kleine an! O welche Lust, Geißhirtin zu sein, Blümlein und Beeren zu pflücken und den Schmetterlingen nachzusetzen; oder auch müßig in der Sonne auf weichem würzduftendem Rasen zu liegen und den tiefblauen Himmel und die langsam dahinziehenden weißen Wolkenlämmer zu betrachten, oder dem Gesang der Vögel in Busch und Wald zu lauschen, um sodann selbst auch hell und laut einzustimmen in das fröhliche Konzert, so daß die am Fuße des Berges arbeitenden Dorfbewohner neugierig die Köpfe erhoben und sich fragten: Wer singt und trillert denn droben so auffallend munter und schön?

Das ist des Tschowannigregels jung Mädchen, lautete die Antwort.

Wo die Kleine diese ihre merkwürdig helle, hohe Singstimme wohl her haben mag? fragte man ferner.

Alte Dorfleute wußten darauf Bescheid. Das ist ein Erbteil ihrer Großmutter. Es kam nämlich so in

den Zwanziger Jahren ein Italiener ins Dorf gezogen, namens Giovanni; er ließ sich hier, in dem sogen. Schulstöckli, häuslich nieder, befaßte sich mit dem Ausbessern von Wand- und Taschenuhren, sowie an Tanztagen mit Musikmachen. Er hatte eine Tochter mitgebracht, und oftmals konnte man ihn in seinem kauderwelschen Deutsch sagen hören: „Wenn Einer gommen und meine Nunschiate[1]) 'eiraten thut, ist meine 'aushaltung aufge ebt."

Und es kam wirklich Einer, der seine Tochter wegheiratete, der Körberhannes auf dem Lugisbühl, der sich in die dunkeln Augen und den Sang der kleinen welschen Hexe sterblich verliebt hatte. Auch der alte Uhrenflicker zog mit in die ärmliche Bühlhütte hinauf, verlieh der jungen Haushaltung sogar seinen Namen, unter welchem sie fortan genannt wurde: des Tschowannis.

Die Nunschiate gebar ihrem Mann eine Schar Kinder, dann starb sie . . .

Ja, ja, von ihr hat die Kleine das tiefdunkle Augenpaar, das rabenschwarze Haar, sowie den glöckleinhellen Sang ererbt, wit welcher die Welsche ehedem in ihren Mädchenjahren manch' einem Dorfbuben beinah' den Sinn verrückt . . .

Die Leute fragten sich: Wie diese Gregerin bei ihrer Vermögens- und Verdienstlosigkeit sich nur auszubringen vermag?

Ach, sie hatte ja so geringe Bedürfnisse; ein Topf

---

[1]) Annunciata.

Milch und ein Stück Brot oder einige gesottene Kartoffeln reichten zu ihrer und ihres Kindes täglicher Beköstigung vollständig hin — ein Theelöffel voll Kaffeepulver; an hohen Festtagen gestattete sie sich sogar, statt ihre Hühnereier samt und sonders zu verkaufen, einen Pfannkuchen zu backen, zur hellen Freude Lieschens, welches die seltene leckere Mahlzeit mit hohem, hellem Jauchzer zu begrüßen pflegte.

Wenn es nur mit der Gesundheit der armen jungen Witwe besser bestellt gewesen. Doch diese leidige Brustkrankheit -- sie verschlimmerte sich mehr und mehr. Manchmal, wenn sie ihr Töchterlein droben auf der Bergweide so laut und fröhlich singen und trillern hörte, begannen Wehmuts- und Kummerthränen ihr die eingefallenen bleichen Wangen zu netzen. „Das gute arme Kind,“ seufzte sie, ahnt nicht, was ihm bevorsteht. „Ach, wie wird es ihm ergehen, ich wag' nicht d'ran zu denken! Wenn nur der Winter schon vorüber und es wieder Frühling wäre . . .“

Der Winter ging vorüber, und der Frühling kam mit seinem Sonnenglanz und Blumenduft. In Hain und Busch ein Zwitschern und Singen ganz freude- und liebenärisch.

Lieschens Sang aber war verstummt.

Denn man hatte soeben Mütterchen begraben, sein angebetetes, liebes Mütterchen.

Und die Dorfältesten versammelten sich und berieten: „Was sollen wir nun mit diesem Waisenkinde anfangen? Die Versorgung desselben,“ so sagten sie sich verdrießlich, „wird unserm ohnehin sehr geplagten Armensäckel neue

schwere Opfer auferlegen. Da haben wir's wieder! Wie unrecht, daß man diesen armen Leuten das leichtfertige Heiraten nicht verbieten kann!"

Als daher aus dem benachbarten Schoristhale die reiche Oberbergsennin zu einer Dorfverwandten auf Besuch kam, und, nachdem sie von dem Falle erzählen gehört, die Geneigtheit aussprach, das elternlose junge Mädchen unentgeltlich zu sich zu nehmen, da atmeten die würdigen Waisenväter erleichtert auf und riefen rasch entschlossen: „Sie soll es nur nehmen, uns schon recht, o ja!"

Ob es dem ihrer Fürsorge anvertrauten armen Geschöpflein in der Fremde gut oder schlecht ergehen werde — was kümmerte sie das? In aller Eile ließen sie das Bühlhäuschen, sowie die darin befindlichen wenigen Habseligkeiten an eine Verkaufssteigerung bringen und thaten die kleine Erlössumme, nach Abzug der Schulden und Unkosten, in die Kasse — für alle Fälle, wie sie sagten, denn man konnte nie wissen . . .

Laut und schmerzlich weinend zog das junge Mädchen mit der stattlichen, ältlichen Sennin von dannen. Und nach wenigen Monaten dachte im Dorfe kaum jemand noch seiner, nach Jahr und Tag sprach den Namen Tschowannigregels Lieschen kein Mensch mehr aus.

* * *

Eine Waisenbehörde jedoch hatte das arme, elternlose Kind nicht außer Auge gelassen, die gütige, himmlische, leitete es auf gute Wege.

Wohl war der Oberbergsenne in seiner Umgebung als ein ebenso filziger und rackeriger, als reich begüterter Mann bekannt, der, wie die Leute von ihm sagten, sich um einen Kreuzer zweimal durch die Ohren hätte stechen lassen; desto gutherziger und freigebiger war jedoch seine Frau gesinnt: sowohl ihre Dienstboten als die armen Leute konnten nicht hoch genug ihr Loblied singen.

Sie ermahnte Lieschen: „Sei folgsam und brav, Kind, dann sollst Du auf hl. Pfingsten ein Paar Schuhe und ein Hütchen bekommen, damit du dich in der Kirche sehen lassen kannst.“

Und das kleine Mädchen erhielt Schuhe und ein hübsches Hütchen geschenkt. Der Pflegevater freilich durfte vorderhand nicht darum wissen.

Lieschen mußte die Dorfschule besuchen gehen. — „Lerne brav, Kind, und betrage dich gut, damit Lehrer und Pfarrer mit dir zufrieden sein können,“ so lautete der Sennin mütterlicher Zuspruch.

Nun, mit dem Lernen ging es vortrefflich von statten, das war am Ende des Schuljahrs auch im Zeugnisbüchlein zu lesen. Auch punkto Betragen sprach sich der Lehrer über die junge Schülerin sehr zufrieden aus. Nicht so einige andere Leute. „Ein unerträglich hochmütig Ding!“ lautete das Urteil jener. „Bei der geringsten ihr widerfahrenden Beleidigung oder Neckerei ist die wilde Katze im stand', den Buben das Gesicht zu zerkratzen.“

Die Pflegemutter sagte: „Das solltest du aber nicht thun, Kind, bedenk'!"

„Auch wenn die Bauernbuben und Mädchen mich Brambel nennen oder Bettelkind, hergelaufenes, und mich höhnen?"

„Ja — das ist halt 'was anders, da darfst du dich schon ein bischen wehren, meinte die Sennin gutmütig lächelnd. Ein bischen Selbstgefühl ist auch armen Leuten erlaubt, sofern sie sonst brav sind"

Bei sich dachte sie: „Wenn es wahr ist, daß ihre Großmutter aus dem Italienischen stammte — gewiß, so einige Tropfen hitzig welsch Blut hat auch dies ihr Enkelkind in den Adern. Das läßt nicht mit sich spaßen. Nun, da es daneben grundehrlichen offenen Gemütes ist, kann man jenes schon ein wenig übersehen."

Lieschen erzeigte sich als bei häuslichen Dienstleistungen und den ihr zugedachten leichten Arbeiten äußerst willig und anstellig und so merkwürdig flink. Nach und nach begann sie auch ihren Sang wieder aufzunehmen, besonders auf ihrem Schulgange; ei, wie das so seltsam und lustig widerhallte an den steilen, felsigen Bergwänden, besonders die hellen, hohen Jodler!

Die Erinnerung an das tote Mütterchen erblaßte in dem von täglich neuen Eindrücken erfüllten Kinderherz mehr und mehr — glückliche Jugendzeit, die Schmerz und Leid so bald vergessen kann. —

Die Oberbergsennin sagte zu ihrem Manne: „Ich werde unserem Lieschen ein neu anständig Sonn- und

Feiertagskleid fertigen lassen müssen. Die Kleine wächst ja wie ein Rohr, eine Freud' zu sehen.

Der Alte meinte, sich verdrießlich hinter dem Ohre kratzend: „Ein neues Kleid, sagst du, für dies Gott's=willenkind? Da thät's alter Stoff gewiß auch! Du könntest ja eines deiner abgelegten Gewänder hergeben und umändern lassen, dünkt mich . . .“ Kam jedoch mit dieser seiner Bemerkung nicht gut an.

„Alter, dunkler Stoff für ein Jungmädchenkleid? Wie lächerlich!“ höhnte seine dickere, zartere Hälfte. „Und,“ fuhr sie eifrig fort, „als ob so ein Halbwollkleid ohne allen Zierrat die große Summe Geld kosten würde! Auch ist ja Gotteslohn dabei. Und da wir selbst keine Kinder haben — da eigene Kinder uns versagt geblieben — mich dünkt, du solltest gegen das arme Kind, das zudem schon ordentlich schafft und einem viel Freude macht, nicht so hinterheckig und hartherzig sein können!“

O diesen Vorwurf des Geizes hatte er seitens seiner Frau schon so oft über sich ergehen lassen müssen. Und jedesmal war er ihr aus der „Predigt“ gelaufen. So that er auch diesmal, nicht aber ohne vor sich her ärger=lich zu brummen, wie schon oftmals: „Sie, meine Lene, achtet das Geld so schrecklich gering, sie wird mich durch ihre Verschwendung noch zu Grunde richten, hm, hm! . . .“ Was in dem Munde des Mannes, der als der weitaus reichste des ganzen großen Bergreviers galt, gar drollig anzuhören war.

Lieschen erhielt auf Ostern ihr neues, buntes Kleid, nebst einem hellen Schürzchen und einer roten Masche ins schwarze Lockenhaar. Ach, wie des jungen Mädchens

Augen vor Freude glänzten. — „Habt Dank, Mutter, tausend Dank!"

Wie klang in der ältlichen Sennin Ohr das Wörtchen „Mutter" so ungewohnt und süß! Thränen traten ihr in die Augen, sie herzte und küßte das Kind tief gerührt; und gewann es täglich lieber, beinah so lieb, als wäre es ihr eigen, selbstgeborenes.

Sie unterrichtete das heranwachsende Mädchen in der bäuerlichen Kochkunst, in der Gartenkunde, in der Besorgung der Wäsche, in allen häuslichen Dingen. Und fand zu jeder Zeit eine aufmerksame, sehr gelehrige Schülerin. Dessen freute sie sich um so mehr, da sie selbst von Jahr zu Jahr dicker und schwerfälliger wurde, und auch hinfälliger. — „Die Beine wollen mich nicht mehr tragen," klagte sie oftmals. Wie dankte sie in ihrem Herzen der Vorsehung, welche sie eine solch' tüchtige, angehende Haushälterin hatte finden lassen.

Schließlich versagten ihr die Beine den Dienst vollständig, schwollen mehr und mehr an. „Die Wassersucht!" erklärte der herbeigerufene Doktor! „Da bedarf es vor allem der zweckmäßigen Diät und der aufmerksamen Pflege."

Nun, eine unermüdlichere und gewissenhaftere Krankenwärterin, als Lieschen es war, konnte man sich nicht denken; das junge aufblühende Mädchen raubte sich, ihrer teuren Pflegemutter zulieb, die süße Nachtruhe, war dabei gleichwohl stets so zufriedenen, heiteren Gemütes.

„Wie soll und kann ich ihr's danken!" seufzte die arme reiche Bergbäuerin.

Sie sagte zu ihrem ebenfalls stark alternden, völlig

ergrauten Manne: „Höre, Balz, wie wär's, wenn wir unserer Liesel, zum Dank für die bereits geleisteten, wie für die noch zu leistenden treuen Dienste ein angemessenes Vermächtnis einsetzten?"

„Vermächtnis? Da diesem Mädchen, das eigentlich froh sein kann, daß wir's von der Gasse aufgelesen?"

„Ei ja! Dann hätten wir doch jemand, so nach unserm Tod' eine aufrichtige Thräne weinen, uns'rer liebevoll gedenken würde.

Doch das wollte dem Männchen, das nicht gewohnt war zu geben, sondern zeitlebens nur darauf bedacht gewesen, möglichst viel Geld einzunehmen und anzusammeln, keineswegs einleuchten. „Welch' dummer Einfall!" rief er ärgerlich. „An Leut', die uns verwandtschaftshalber gar nichts angehen, Vermächtnisse zu machen, wie närrisch! Das Mädchen kann ja froh sein, daß wir's nähren und kleiden, mehr kann's mit Recht doch nicht verlangen! Nähä," sag' ich, „davon, von verschenken, mag ich nichts wissen!" Und er trollte sich kopfschüttelnd davon.

„Ach, immer derselbe unverbesserliche Knauser, ich fürchte, er wird es bleiben bis in den Tod!" seufzte die Oberbergbäuerin traurig und mißmutig.

Plötzlich aber kam ihr ein Gedanke: „Hab' ich mir nicht, aus meinem Eiererlös und ohne daß mein Mann darum weiß, einen kleinen Sparhafen angelegt, der seit den dreißig Jahren zu einer ansehnlichen Summ' angewachsen sein muß. Dazu der von der Gottebas'[1]) mir seiner Zeit geschenkte Gülttitel, von dem er, der Balz,

---

[1]) Tante Patin.

ebenfalls noch nichts erfahren hat — damals hatte ich für diese Heimlichkeiten noch keinen bestimmten Zweck im Aug'. Nun aber weiß ich, was ich damit thu . . . Ja, ja, so geht's!" rief sie nach einigem Nachdenken. „Das gute Mädchen soll eines Tages wenigstens meiner mit Liebe und Dankbarkeit gedenken!"

Sie erteilte der Liesel den Auftrag: „Morgen, Sonntags, begibst du dich nach dem Gottesdienst ins Pfarrhaus und frägst den Herrn an, ob er sich eines hübschen Wochentages wohl zu mir heraufbemühen wolle . . . gelt, du thust das?"

„O ja, Mutter, Ihr könnt drauf zählen!"

Der Pfarrer säumte nicht, der Einladung unserer Bergbäuerin, von welcher er alljährlich ein reiches Geschenk, bestehend in Käse und Alpenbutter, in die Küche zu erhalten gewohnt war, willig Folge zu leisten. Sein Besuch hatte nichts auffälliges an sich, war als ein der Kranken geltender zu betrachten. Er hatte mit ihr eine längere, geheime Unterredung. Kam auch einer der folgenden Tage wieder, und trug jedesmal in seinen Kittelstaschen eine Menge klingendes Metall mit sich fort. Die Bäuerin aber schaute in ihrem Krankenstuhle so zufrieden lächelnd d'rein, und strich ihrer jungen Wärterin mit Mutterzärtlichkeit über die feinen, rosig blühenden Wangen.

Die Krankheit jedoch wollte trotz der angewendeten Gegenmittel und der sorgsamsten Pflege nicht weichen, nahm vielmehr einen immer ernstern Charakter an; diese leidige lästige Atemnot und, damit in Verbindung stehend,

die seltsame, bis zum Schweißausbruch sich steigernde Bangigkeit!

„Es geht mit mir zu Ende!“ seufzte die Kranke. „Nun, Gottes Wille geschehe!“ fügte sie fromm die Hände faltend hinzu.

Und zu der weinenden Liesel sagte sie unter großer, sichtlicher Anstrengung: „Dort — in jenem Schublädchen — ist Geld . . . Schaff' dir, wann ich mal die Augen — die Augen für immer geschlossen — daraus ein anständig Trauerkleid an — gehört? Mein Mann würde dazu doch nicht den Verstand haben . . . Also ein langes und recht hübsches Merinokleid . . . Auch ein Trauerhütchen — laß' dich das Geld nur nicht gereuen — dort im Schublädchen — verstanden!“

Worauf das Mädchen noch schmerzlicher zu weinen anfing.

Und dann, nach kaum einer Woche — was läutete drunten im Thale das Kirchenglöcklein — so wehmütig klagend?

Es verkündete den Tod der Oberbergbäuerin, zu männiglichem Erstaunen, insbesondere aber zum großen Leidwesen der armen Leute, für welche die Verstorbene allzeit eine mildherzige Helferin gewesen. Und vielfach wurde die Bemerkung laut: Wäre doch statt ihrer der filzige Alte von hinnen geschieden, für den wär' es weit weniger schad' gewesen! Was er, der Wunderliche, zu dem Vorfall wohl sagen wird?“ frug man sich.

Er sagte sozusagen nichts, sondern starrte nur immer die hübsch aufgebahrte und mit Blumen bekränzte Leiche an, und dachte mit Furcht und Schrecken: „Tot — es

wird hoffentlich mir nicht auch so ergehen! Es wäre ja entsetzlich!" —

Er fürchtete die Leiche, wagte sie nicht einmal mit der Fingerspitze zu berühren. Und als in der Vorstube an die Armen das übliche Spendbrot ausgeteilt wurde, wehrte er mit ängstlichem Blicke: „Nur nicht zu große Stück' schneiden, Liesel, nur nicht so große Stück'! —"

Hierauf schloß er sich in seine Schlafstube ein. Die nun nicht länger zu bezweifelnde Thatsache, daß seine Frau, die ihm beinahe vier Jahrzehnte lang — ihre nicht abzugewöhnende Freigebigkeit gegen die Armen ausgenommen — trefflich hausgehalten, für immer aus diesem Erdenleben geschieden war, begann ihm nun doch näher zu gehen, als er vor den Leuten verraten mochte; er fuhr sich mit dem Handrücken mehrmals über die feuchten Augen und seufzte dabei: „daß sie jetzt schon sterben mußte — nun werd' ich die doppelte Last haben, in Haus und Scheune zugleich ein wachsam Aug' halten müssen!"

Ein fernerer Grund seiner freiwilligen Abgeschlossenheit war: in der Küche wurden die Vorbereitungen für das Leichenmal getroffen mit einem schrecklichen Aufwand von Fleisch, Butter und Semmel, und das konnte er unmöglich mit ansehen.

— — — — — — — — — — —

In Pfullsdorf hatte man eines sonnigen Herbstsonntags wieder etwas zu schwatzen.

„Wer war," so fragten sich die neugierigen Leute beim Mittagstische, „die schwarz gekleidete Jungfer, die heut' zur Kirche gewesen und hernach suchenden Blickes

auf dem Gottesacker 'rumging, und endlich bei einem dorn- und grasüberwachsenen Grabhügel weinend stehen blieb? Ein sehr schlankes und überaus hübsches junges Mädchen mit absonderlich schwarzem, glänzendem Haarschmuck und großen, dunkeln Augen, die es vor jedermann scheu senken that — wer mag das gewesen sein?"

Und die Antwort lautete: „Ja denkt euch, — des Tschowannigregels Lieschen, das vor zehn Jahren als kleines Mädchen von hier weggezogen nach dem Schoristhal hinüber. Nun sei ihre Meisterin gestorben uud sie selbst hat für einige Tage Urlaub genommen, um ihr Heimatdorf wieder einmal zu besuchen und der Mutter Grab, das sie einfassen und mit einem hübschen Leichenstein versehen lassen will."

„Der Gregerin ihr Kind — wer hätte das gedacht,? Wie die Jahre vergehen und die jungen Leut' emporwachsen — da sieht man wieder, gelt, gelt!" hörte man erstaunt ausrufen.

Und die würdigen Ortswaisenväter sagten sich voller Befriedigung: „Der Gregerin ihr Kind — gut, daß es bereits in diesen Jahren ist und uns bislang nichts gekostet hat. Nun ist von dieser Seite für die Spendkasse nichts mehr zu befürchten, gottlob!"

Des Müllers großnasiger Köbel, welcher seiner ehemaligen, nun so wunderbar aufgeblühten Mitschülerin im sogenannten Hohlweg begegnete, rief ihr schon von weitem zu: „Kennst mich auch noch Liese? Hahaha!" — Er wollte sich dem schönen jungen Mädchen vertraulich nähern und sie bei der Schulter erfassen, erhielt jedoch

mit dem zugeklappten Regenschirm einen solch' zornigen Schlag ins Gesicht, daß er zurücktaumelte und der Davoneilenden wütend nachrief: „Welsche Hex'! Tschowanni-Betteldiug!"

Liese kehrte sich nicht daran, schaute nicht einmal mehr zurück. Und nun mußte der protzige Großbauernsohn auch noch die Spöttereien zweier Dorfburschen, welche von ferne Zeugen jenes für ihn beschämenden Auftrittes gewesen, über sich ergehen lassen.

* * *

Auf dem „Oberberg" war seit dem Tode der Bäuerin eine wesentliche Veränderung eingetreten. Der ziemlich hoch in den Jahren stehende Witwer, dessen Rüstigkeit ebenfalls starke Einbuße erlitten hatte, getraute sich nicht weiter zu bauern, übergab seinen großen Sennthof einem Pächter und zog sich in das hinter dem Sennhause stehende Wohnstöcklein zurück.

Die Dienstboten waren abgedankt worden oder aber, da die „gute Meisterin" tot, freiwillig gegangen, alle bis auf die Liesel.

Sie hatte der Bäuerin an deren Sterbebette versprechen müssen, ihren Mann bis zu dessen Tode nicht zu verlassen, ihm ihre sorgsame Pflege angedeihen zu lassen. Diesem Versprechen wollte sie auf das gewissenhafteste nachkommen, der teuren Toten und deren Andenken zulieb und weil sie für den alten verlassenen Mann trotz seiner Launenhaftigkeit aufrichtiges Mitleid fühlte.

Seine Launen waren wirklich groß, nahmen bei seiner nunmehrigen ungewohnten Beschäftigungslosigkeit mehr und mehr zu. Bald fand er die Wohnstube zu kalt und gleich darauf wieder zu stark geheizt — die sündhafte Holzverschwendung, wie er es nannte.

Den einen Tag reute ihn, seine Liegenschaft verpachtet zu haben — wie leicht, meinte er, könnte das Land in wenigen Jahren ausgenützt und dadurch wertlos gemacht werden; den andern Tag fürchtete er, der Pächter werde ihm den Pachtzins, obzwar derselbe aufs beste verbürgt war, vorenthalten. Diese Gedanken beunruhigten ihn oft sehr und ließen in seinem Herzen keine rechte Zufriedenheit aufkommen.

Er liebte einen guten Tisch, doch sollte derselbe wenig oder nichts kosten.

Denn über alles in der Welt liebte er den Mammon und vermochte, einmal in Geldesbesitz, sich von demselben nur mit Schmerzen zu trennen.

So oft daher seine junge Haushälterin von ihm ihr notwendiges bescheidenes Küchengeld forderte, stets hatte sie eine saure Miene zu gewärtigen. Doch war sie das schon aus frühern Zeiten her gewohnt, achtete dessen nicht, sondern blieb geduldig und beharrlich vor ihm stehen, bis er die Fränklein und Bätzlein langsam hervorgeklaubt und auf den Tisch hingezählt hatte.

Die sämtlichen Stubenfenster hielt er zur Sommers- wie zur Winterszeit Tag und Nacht geschlossen, desgleichen die Hauspforte, aus lauter Furcht vor Dieben und anderm Gesindel. Unter letzterm verstand er auch die armen Leute. Kamen solche an die Haus- oder

Küchenthüre pochen — nichts, nichts, geht nur! rief der Alte abweisend zum Schiebfensterchen hinaus, schlug dasselbe wieder hurtig zu. Und auf Liesels Vorstellung: Aber die Selige — sie meinte damit ihre verstorbene Pflegemutter — hat doch allzeit reichlich Almosen gespendet —

Ja, ja, weiß schon! murrte er. Würde, wenn sie mich nicht hätt' scheuen müssen, Hab und Gut dem Bettelvolk hingeworfen haben, bis wir selber auf den Hund gekommen wären, auf den Hund!

Ihr übertreibt, Meister! Wohlthun macht niemanden arm. Die Mutter aber wird ihrer Güte und Mildthätigkeit wegen im Himmelreich sein!

Hm, hm! brummte der Bauer, dem diese Unterhaltung sehr unangenehm zu werden begann. Das junge Mädchen jedoch fuhr unerschrocken fort: Erbarmt Euch der Notleidenden! so steht's im Evangelium. Man wird Euch, wenn Ihr so fortfahrt, im ganzen Thal und noch darüber hinaus als Geizhals und hartherzigen Mann verschreien, und Euch fluchen. Und das kann ich, aus Liebe zu Euch, nicht leiden. Deshalb werd' ich jedem armen Menschen, so da kommt und dessen würdig ist, ein Almosen reichen, daß Ihr's nur wißt. Oder aber sucht Euch ein anderes Hausmädchen. Denn so kann ich's nicht länger ansehen, und mag auch nicht mit verschrieen werden! — Sprach's und verließ entschlossenen Schrittes die Stube.

Der Alte brummte, ihr erstaunt und ärgerlich nachschauend, in sich hinein: Guck, guck, wie das Jüngferchen, das wir damals aus lauter Gutthat ins Haus genommen

und aus Gutthat gefüttert und gekleidet haben bis auf die heutige Stund, auf einmal so protzig und puckt sich gebärden kann! Gerad', als ob es hier die Meisterin wär' und ich von ihm abhängig!

O nein, um Lohn und meine gute Beköstigung finden sich der Dienstmädchen genug, die genau thun werden, was und wie ich's befehle, und mir nicht widermaulen, wie diese.

Freilich, so mußte er, sich den kahlen Schädel kratzend, gestehen, ist die Liesel ehrlich und treu, ausnehmend treu, und auch fleißig b.i der Arbeit, und äußerst reinlich, selb' muß man ihr nachsagen. Und geht nicht aus. Und kennt Haus und Küche und Garten, kennt meine Gewohnheiten und Bedürfnisse, hm, hm! Von einer andern müßt ich dies und das gewärtigen, sogar daß sie mich heimlich betrügen und bestehlen würde, und dazu noch im stand sein könnte, mehr Lohn zu verlangen.

Wieder kratzte er sich verlegen und ratlos in den Haaren, und gelangte nach reiflichem Nachdenken zu dem Schlusse:

Nein, eine Aenderung ist doch nicht ratsam. Ich werde mich mit diesem Mädchen zu vertragen suchen, und so hart es mich auch ankommt, ihr betreffs des Bettelvolkes ein bischen freie Hand gewähren müssen. Denn, ich mag mir's überdenken, wie ich will, ein wohlfeiler, kundiger und ehrlicher Weibsbild könnt' ich halt doch nicht ins Haus kriegen.

Herrgott, wenn mich eine bestehlen würd' — es wäre entsetzlich, es wäre mein Tod!

Der Tod aber war das schrecklichste, so er sich denken konnte, die Trennung von Geld und Gut. Um nicht an den Tod gemahnt zu werden, mied er es, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, denn um die Kirche herum lag der Friedhof, wo das Grab seiner seligen Lene sich befand, wo unter den Grabhügeln unzählige Tote ruhten, ein immerwährendes stummes memento mori für die Lebendigen.

Nein, lieber als jene traurige Stätte besuchen, hütete unser Oberbergalte jahraus und ein das Haus, und pflegte ängstlich seine leibliche Gesundheit, und sonnte seine Gülttitel oder zählte, besonders wann die Kapital- und Pachtzinse eingegangen waren, bei verschlossenen Thüren seine Goldvögel und Silbertaler auf den Tisch hin, Reihe an Reihe — ei, welch' herrlichen, süßen Klang sie von sich gaben, wie keine noch so liebliche Musik ihn hervorzubringen vermochte — in den Ohren des Alten. Wie schrak er aber zusammen, wann während dieser seiner Lieblinglingsbeschäftigung von außen her irgend ein Geräusch laut wurde, oder jemand unversehens an die Stubenthüre pochte, wie raffte er eiligst und ängstlich seine Schätze zusammen. Doch war es gewöhnlich bloß die Liesel, und diese hatte er gottlob nicht zu fürchten.

Die Liesel war erprobter maßen fromm und ehrlich. Gleichwohl brauchte sie seiner Meinung nach nicht zu wissen, wo er seine Schätze barg,, man konnte doch nicht wissen . . . deshalb schleppte er seine Geldbündel aus einem Kasten in den andern, dann wieder in die in einem dunkeln Kellerwinkel sich befindliche eichene Kiste

hinunter, das jeweilige Behältnis sorgfältig abschließend und den Schlüssel fortwährend auf seinem Leibe tragend.

Trotzdem der in unmittelbarer Nähe wohnende Gutspächter bereits einen wachsamen Hofhund besaß, schaffte sich unser Alte ebenfalls einen solchen an, eine mächtige junge Dogge, welche zur Nachtzeit die Diebe und Einbrecher fernhalten und des Tages über das Bettelvolk verscheuchen sollte.

Liesel aber legte das grimme Tier zur Morgenszeit an die Kette, damit die armen Leute sich vor ihm nicht zu fürchten brauchten, so sehr ihr Dienstherr gegen diese Maßnahme auch protestieren mochte. Ach, der Eigensinn dieses Mädchens brachte ihn bisweilen fast zur Verzweiflung!

Drunten im Dorfe brannten eines nachts zwei Wohnhäuser ab, wodurch mehrere Familien plötzlich obdachlos wurden. Der von dem Unglücksfalle am härtesten betroffene Familienvater kam, um milde Gaben zu sammeln, auch auf den Oberberg gestiegen durch knieteifen Schnee. Die mitleidige Pächterin verabreichte ihm für seine Buben diverse Kleidungsstücke, sowie ein Quantum Lebensmittel. Als jedoch der Mann an die Hausthüre des Gutsbesitzers selbst anpochte — Sag' ihm, ich sei ausgegangen, Liesel! befahl dieser, indem er sich hinter den mächtigen Stubenofen versteckte.

Doch das Mädchrn versetzte trotzig: Nein, Meister, das sag ich nicht, das wäre ja die sündhafte Lüg'! — Es half dem verknöcherten Geizhalse nichts, er mußte zum Vorschein kommen und seinen Geldbeutel öffnen. Noch mehr — draußen in der Hausflur übergab die Liesel

dem armen Manne noch hurtig einige bereit gehaltene währschafte Linnenstücke, deren ja im Hause in Kisten und Kasten ein seltener, unbenützter Vorrat lag.

Des Pächters ziemlich gleichaltrige Stine, welche des abends mitunter zu unserer Liesel auf ein Viertelstündchen in die Küche kam, meinte: Wie du, ohne vor Langeweil zu 'sterben, es in diesem Hause so allein — denn den mürrischen Alten rechne ich schon gar nicht — nur auszuhalten vermagst!

Die Antwort der flinken jungen Schönen lautete: bin's halt so gewöhnt, weißt! Auch gibt es so viel zu schaffen in Haus und Garten, mit scheuern und waschen, stricken und nähen, daß für die Langeweil keine Zeit übrig bleibt. Zudem hab ich ja als Gesellschaft den „Türk", die „Mimi", die Hühner, so mich alle kennen, die Kuh im Stall, die Tauben, welche mir aus der Hand fressen. Nicht zu vergessen der Kanari — so oft ich zu singen anfang, wird auch der herzige Vogel lebendig und singt wacker mit, freilich seine eigenen sonderbaren Weisen — ich will dir's beweisen, guck!

Wirklich, kaum hatte Liesel in der Küche mit ihrer klangvollen hohen Stimme ein munteres Volksliedchen zu singen begonnen, als drinnen in der Stube der befiederte kleine Sänger ebenfalls zu tirilieren anfing. Gelt, gelt! rief die Pächterstochter erstaunt.

Liesel sang und summte bei ihren mannigfachen Arbeiten und Verrichtungen in einemfort von früh bis spät, und zwar sowohl aus angeborener Sangeslust als zu ihrem Zeitvertreib. Ihr herrlicher Liederschatz war ebenso sehr zu bewundern, als ihre klangvolle, melodiöse Sing-

stimme; ja man durfte sich billig fragen, wo sie all' die Volkslieder und Weisen, sowohl traurige als muntere und gemütliche, wohl hergenommen haben mochte. Ei, würde sie auf eine solche Erkundigung geantwortet haben, von der alten Küchenmagd Margret, welche in denselben Jahre, wie meine selige Pflegemutter, gestorben ist; von unserm ehemaligen Werkmädchen, des Nachtwächters Brigitt; von den Mähdern und Werkmädchen insgesamt; von unserm Hirtenbub Seppli; von den Vöglein im Walde, und aus mir selbst, hihihi!

Hörte der Oberbergalte seine junge Haushälterin singen, dachte er oft bei sich selbst: Ich wollt's eigentlich lieber nicht hören, wie allen Sang und jede unnütze Musikerei überhaupt meinen Ohren zuwider sind. Doch mag ich's von der Liesel noch des ehesten leiden. Denn während sie singt, denkt sie wenigstens nichts anderes, Böses. Eine andere an ihrer Stell' würde vielleicht nicht singen, dafür aber Schlimmes sinnen, mir zu Nachteil und Schaden, hm, hm!

Einmal jedoch, als die junge Küchenfee am Spültroge laut und munter ein altes Volkslied sang von dem „Jäger fein lieb" — „im vielgrünen Wald" — „trara!" — „piff, paff!" da überkamen ihren Herrn in der Wohnstube nebenan gar seltsame, unruhige Gedanken. — „Wär's möglich," fragte er sich, „daß sie wirklich einen Jäger lieb hat, wenn auch nur heimlich? Jäger," so räsonnierte er bei sich weiter, „sind gewöhnlich absonderlich kühne und verwegene Gesellen, schießen die Waldtiere tot sonder Mitleid oder Bedenken. Wer aber das kann, dem gilt auch das Leben eines Menschen nicht viel . . . noch

deß' Eigentum, hm, hm! Und wenn das Mädchen einen solchen heimlich in mein Haus einließe — zur nächtlichen Stunde! —"

Es ward ihm auf einmal ganz angst und bange; und er rief so laut er rufen konnte in die Küche hinaus: „Ich will aber nicht, daß du dir einen Jäger zum Schatz' nimmst — ich verbiet' es dir — gehört, Liesel? Da brach das Mädchen in ein solch' helles belustigtes Lachen aus, daß der Alte sich ärgerlich und beschämt in die Stube zurückzog. Ihm war zu Mute gleich einem, der soeben eine große Dummheit ausgesprochen. Während das Lachen — schon in dem melodiösen Lachen war die gewandte Sängerin zu erkennen — und Kichern in der Küche diesmal fast nicht verstummen konnte.

Nach einer Weile horchte der Alte auf. Er hörte an der Küchenthüre pochen, hörte eines Bettelweibes Stimme, sowie das Wimmern eines kleinen Kindes. Sein immer noch scharfes Ohr vernahm noch mehr, nämlich die Bettlerin in laute, innige Dankesworte ausbrechen und beifügen: „Ihr seid die gutthätigste Jungfer der ganzen Welt, Gott mög's Euch lohuen!"

„Sagt lieber meinem Herrn . . ."

Der Alte achtete der letztern Worte schon nicht mehr.

„O, ich seh' es deutlich kommen, diese eigenmächtige Liesel wird mich mit ihrer sogenannten Mildthätigkeit und Verschwendungssucht völlig ruinieren," rief er verzweifelt aus.

Dieser Aerger erneute sich fast jeden Tag. Und das schlimmste, was konnte er dagegen thun? Sich eine andere Haushälterin dingen? Daran war vorderhand gar nicht

zu denken, seitdem nämlich seine Beinwunde wieder ausgebrochen, die halt doch niemand so gut zu besorgen verstand nach der Manier der seligen Oberbergsennin, als eben diese Liesel. Dazu ihre treffliche Kochkunst, die sich stets nach seinem Geschmacke und seinen Gelüsten zu richten wußte; des fernern ihre große Reinlichkeit und musterhafte Ordnung in allen Dingen; die unermüdliche Arbeitslust und seltene Anschicklichkeit — hatte sie doch mittelst der überflüssigen Restchen Milch und aus den Gartengewächsen sogar ein Schweinlein gemästet für den Hausbedarf, eine Leistung, der selbst der närrische Alte seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Die alte Seilerröse, deren Eierhandel sie öfters auf den Oberberg führte, sagte zu Liesel, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie niemand behorchen konnte: „Ein solch' hübsch und flink Mädchen wie du — wie magst du es auf dem einsamen Berghause und bei dem wunderlichen Alten nur so lang' aushalten! Während du dir die besten Dienstplätz' nur so auswählen könntest, o gewiß! Zum Beispiel bei des Ochsenwirts drunten im Dorf — Köchin und Stubenmädchen [1]) sein, des Abends und Sonntag- und Feiertagnachmittags die Gäst' bedienen, bedenk', wie kurzweilig! Und du brauchst nur Ja zu sagen — ich habe Auftrag von der Ochsenwirtin . . .",

„Ich, das ungebildete Bauermädchen Aufwärterin werden und gar noch Herren bedienen, sofern solche im „Ochsen" Einkehr halten? Ja, da würd' ich eine hübsche

1) Schenkmädchen.

Figur und höfliche Wort' machen, hihihi!" rief Liesel in ihrer Selbstverpflichtung ergötzt aus. Und der Bauernbuben Protzigkeit mit ansehen und deren feinen Späss' anhören oder dulden müssen — nein, das könnt ich gar nicht, daß Ihr's nur wißt. Nein, lieber in dieser Einsamkeit verbleiben, die m r eigentlich recht lieb, sowie auch der Oberberg mir zur zweiten Heimat geworden."

„Also wird nichts draus?"

„Nein, Röse, es thut mir leid um deine Müh'. Schon aus Dankbarkeit dürfte ich den alten kränkelnden Mann nicht verlassen; und weil ich's der Mutter Sennin versprochen hab', auszuharren."

Unzufriedene Worte murmelnd zog die alte Hausiererin von dannen.

Uebrigens war es mit der Einsamkeit im Oberberghause so schlimm nicht bestellt. Besonders seitdem die Liesel zur Jungfrau herangewachsen. Auf seinen Kirch- und Botengängen verfehlte das stattliche und außerordentlich hübsche, junge Sennenmädchen nicht, die Aufmerksamkeit sämtlicher Bauernburschen, reich wie arm, auf sich zu ziehen. War das bei ihrem Erscheinen im Dorfe ein freundlich Grüßen und Zurufen, ein Nicken und ein verliebtes Augenzwinkern aus den Scheunenschuppen und Tennen heraus. Selbst angesehene Bauernsöhne suchten eine Begegnung mit ihr herbeizuführen, boten ihr auf dem Heimwege ihre Begleitung an, drangen ihr dieselbe förmlich auf. Ja, das stolze, abweisende Gebahren der jungen Schönen spornte die Burschen nur noch zu größern Anstrengungen an; unter irgend einem Vorwande suchten sie Eintritt in des Oberbergers Haus

zu erlangen, ungeachtet des sehr unhöflichen, knurrenden Empfanges seitens des Alten. Oder kamen nächtlicherweile an Liesels Kammerfenster pochen, gerieten jedoch dabei in scharfen Konflikt mit dem wachsamen, bissigen Türk, sowie mit den eifersüchtig gewordenen umwohnenden Sennenbuben, welche sich zusammenthaten und die verhaßten „Dörfler" mit verbeulten Köpfen den Berg hinunter schickten, hei, wie die liefen, trab, trab!"

Darauf begannen die Sennenbuben selbst dem schönen Mädchen ihre Aufwartung zu machen, nach ihrer angeborenen derben Weise. Hatten dabei aber ebensowenig Glück, als die Dorfburschen. Ein hochmütig, fürwitzig Ding, das eine Königstochter zu sein vermeint! sagten sie ärgerlich, und blieben nach und nach zurück, einer nach dem andern.

Einzig des Schwendimättlers Isidor harrte geduldig aus. Er war einziger Sohn und Erbe seiner reichbegüterten Eltern, dazu ein stattlicher, hübscher Bursche, dabei aber ein bischen Schaf, wie seine Kameraden seine äußerst friedfertige Gemütsart spottend taxierten. Als nächster Nachbar bot sich ihm genugsam Gelegenheit, sich dem Oberberghause zu nähern, auch zur Tageszeit auf geheimen Pfaden, um der jungen Haushälterin zumeist durch stummes Lächeln und Darreichung von Waldbeeren oder eines seltenen Waldblümchens seine große zärtliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Und trotz des Mangels an Aufmunterung seitens der jungen Schönen und ihrer mitunter boshaften Neckereien ließ er den Mut nicht sinken, sondern setzte seine oft nur Minuten andauernden Besuche beharrlich fort.

Doch konnte das nicht verborgen bleiben. Die Eifersucht hat gar scharfe Augen. Des Pächters Poldi, welcher das schöne junge Mädchen ebenfalls heimlich liebte, verriet es den übrigen Sennenbuben, und diese wußten nichts eiligeres zu thun, als der dicken Schwendimättlerin zu berichten: „Wißt Ihr auch, daß Euer Dori des Oberbergers Dienstmädchen nachlauft?"

„So? dieser Liesel? . . . Hörst du, Hannes," rief die Alte, von welcher die Leute behaupteten, daß „sie die Hosen anhabe", voller mütterlicher Entrüstung ihrem Manne zu. „Einem mittellosen Dienstmädchen streicht unser Bub' nach — ist das nicht eine Schand'? Aber ich werd' es ihm verleiden, gewiß!"

Sie mochte es kaum erwarten, bis ihr Sohn nach Hause zurückkehrte, um ihm seiner dummen Liebschaft wegen tüchtig den Kopf zu waschen, ihm denselben wieder zurecht zu setzen.

Doch besann sie sich nach einer Weile eines andern. Es bedarf eigentlich dieser kräftigen Zurechtweisung wohl nicht. Der Bub ist so merkwürdig leismütig [1]) naturt, es würd' ihm vielleicht arg weh thun. Besser, ich lasse dem verführerischen Mädchen selbst eine geeignete Botschaft zukommen, das wird hoffentlich genügen!

Die Botschaft ging wirlich von Stapel, die alte hausierende Eierröse übernahm gegen ein entsprechendes Trinkgeld die Ueberbringung derselben. Es waren gar hochmütige, verletzende Worte, welche die Schwendi=

[1]) Von weicher Gemütsart.

mättlerin der ihr verhaßten jungen Nachbarin zukommen ließ . . .

Den ganzen folgenden Tag sang Liesel keinen Laut mehr. Sie schaute höchst aufgeregt und dann wieder so tieftraurig drein, vergoß sogar heimliche Thränen.

Am nächsten Sonntagnachmittag erschien ihr stiller Anbeter wieder unter der Küchenthüre, mit stummem Gruße und verliebtem Lächeln, wie immer. Statt ihm, wie sie sich in ihrem ersten Zorn vorgenommen hatte, entrüstet den Laufpaß zu geben, empfing sie ihn diesmal weit freundlicher als sonst, schlug ihm sogar, zu seiner freudigen Ueberraschung, einen kleinen Spaziergang vor, auf die nahe liegende, aussichtsreiche Bergweide hinauf. Ach, wie freute sich der große, hübsche Jungknabe dieser ihm zuteil gewordenen unverhofften Vergünstigung, wie maßlos glücklich fühlte er sich im Herzen — er lachte vor Vergnügen sozusagen mit dem ganzen Gesichte.

Die Oberbergweide hing mit derjenigen des Schwendimättlers unmittelbar zusammen. An der Scheidegrenze angekommen, sagte die junge Schöne plötzlich zu ihrem Begleiter: „Ich möchte dein Elternhaus auch einmal in der Nähe besehen, Dori!“ — und sie fügte mit einschmeichelnder Stimme und mit reizendstem Lächeln hinzu: „Gelt, du führst mich hin, mein Lieber?“

Dieses Ansinnen erschreckte ihn; er kannte den stolzen Sinn seiner Mutter, kannte auch die hochfahrenden Pläne, die sie bezüglich ihrer zukünftigen Schwiegertochter hegte. Anderseits wagte er es doch nicht, sich dem Wunsche seiner Herzgeliebten zu widersetzen oder auch nur eine Einwendung laut werden zu lassen. Er wollte ihre ihm

über alles teure Zuneigung nicht verscherzen. Und gerade jetzt schaute sie ihn wieder so wonniglich an, nahm ihn sogar zärtlich bei der Hand . . . So schritten die Beiden denn miteinander langsam über die grünen Matten, in der Richtung des aus Obstbaumgrün hervorblickenden Schwendisennhauses hinunter, das Mädchen munter plaudernd, der Jüngling immer schweigsamer und verlegener. Sie hatten sich dem Hause bereits auf wenige hundert Schritte genähert, dort, von der Haselhecke aus, konnte man das Haus samt Umschwung genau betrachten. Der Dori in seiner Gemütsaufregung dachte und hoffte, nun werde seine Geliebte die Umkehr nach dem Oberberge vorschlagen. Doch die grausame Schöne hatte es anders beschlossen. Nun schob sie sogar ihren Arm unter den seinigen; und mit den Worten: „So nahe, wie ich ihr bin, muß ich deiner lieben Mutter doch auch Gutentag sagen gehen!"

Und sie zog den heimlich Widerstrebenden beinahe gewaltsam mit sich fort, geradewegs auf das Haus lossteuernd. „Ach, welchen Empfang werden wir finden? Und was die Liesel nur vorhaben mag!" dachte der reiche Sennenbub abwechselnd von Furcht und Bangen ergriffen.

Er sollte es sehen und hören.

Die dicke Schwendimattsennin befand sich zu selbiger Stunde allein in ihrer braungetäferten niedrigen Wohnstube, und las, mit der Hornbrille auf der Nase, in einem abgegriffenen alten Erbauungsbuche. In dieser ihrer frommen Beschäftigung wurde sie plötzlich gestört durch von dem Hausflur herkommende, eilige Schritte. Und

die Stubenthür that sich auf, und ein Mannsbild, ihr Sohn, wurde von kräftiger, weiblicher Hand hereingeschoben, und von schönem Mädchenmunde erschollen die zornigen, verachtungsvollen Worte: „Da habt Ihr Euern Dori, das hergelaufene Bettelkind mag ihn Euch nicht rauben, daß Ihr's nur wißt! Braucht deswegen nicht zu bangen, o nein!"

Und fort war sie.

Bald darauf erscholl von der Bergweidhöhe herunter weithin schallender Mädchengesang, abwechselnd mit übermütigen hohen, hellen Jodlern.

Die Leute aber, die es hörten, zumal die Sennenbuben ringsum, spitzten aufmerksam die Ohren, und sagten sich voller Bewunderung: „Das ist die Oberberg-Liesel; so schön wie sie kann's halt keine in der ganzen Welt nicht!"

Nein, über allzugroße Vereinsamung durften sich die Oberbergleute mit Recht nicht beklagen.

Eines Frühherbsttages kam sogar der greise Ortspfarrer den rauhen, steilen Bergpfad herauf, um, wie er sagte, dem Gutsbesitzer zu seinem Geburtstagsfeste se ne besten Glückwünsche darzubringen.

Geburtstagsfest? Ja, wirklich, wirklich, näselte der Alte; heut' ist ja der Sechszehnte, Sechszehnte! . . .

Liesel reich' dem Herrn Pfarrer einen Stuhl, einen Stuhl!

Die flinke, hübsche Haushälterin that nach Befehl, that noch mehr, ging zu Ehren des hochwürdigen Gastes eine Flasche Wein samt einem Teller Schinken aus dem Keller heraufholen. Und es stand unserm Geburts-

tagskinde nicht wohl an, so gerne er es auch gethan hätte, gegen diese „Verschwendung" Protest zu erheben; vielmehr stieß er mit dem gefüllten Glase ziemlich freundlich an.

Nun, wie geht es denn, Papa Oberberger? begann der Pfarrherr die Unterhaltung. Ihr seid doch alleweil gesund, wie?

Nicht doch, Herr Pfarrer, das Bein. Und seit einigen Tagen ein lästiges Hüsteln, zur Nachtszeit die schlaflosen Stunden!

Ja, wißt Ihr, Freund, mit unsern siebzig und mehr Jahren auf dem Rücken dürfen wir Beide, Ihr und ich, es mit der Gesundheit halt nicht mehr so genau nehmen, sondern müssen vielmehr bedenken, daß es mit uns allmählig abwärts geht, dem Grabe zu. Jeder neue Tag ist für uns ein Geschenk Gottes, so faß' ich's auf . . . Was ich aber sagen gewollt: Schon seit Jahren hat sich iu unserer Pfarrgemeinde die Notwendigkeit einer neuen Kirchenorgel fühlbar gemacht, da die alte, defekte, nicht mehr zu gebrauchen ist. Leider aber fehlt der Gemeinde hiefür das erforderliche Geld und sind wir deshalb genötigt, uns an fromme Gutthäter zu wenden. Da dachte ich in erster Linie an Euch, den kinderlosen, reichen Mann.

Der kinderlose, reiche Mann machte jedoch bei dieser ihm unerwarteten Eröffnung ein sehr verdrießlich Gesicht, er rutschte auf seinem Stuhle unruhig hin und her, und stammelte ausweichend: Werde mir's überlegen, überlegen, Herr Pfarrer, und Euch dann Bescheid geben . . .

Und als der Seelsorger sich verabschiedet hatte, sprach der Alte höchst aufgebracht: Was glaubt denn der; Etwa es sei mit mir Mathäi am Letzten? Welche Unverschämtheit, Unverschämtheit, hm, hm! Nein, so weit ist es gottlob nicht, ich mag noch gar nicht sterben! Der soll mir nicht wieder kommen — gehört, Liesel?

Er humpelte an seinem Stocke die Stube auf und ab und brummte dabei grimmig vor sich her: Solch eine Zumutung mir zu machen, nachdem man ihn, den Pfarrer, gefüttert und getränkt hat — mag er sonst ein braver Herr sein, das hätt' er mir doch nicht anthun sollen, ich kenne ihn nun, hm, hm, hm!

Orgel — was kümmert mich hier droben auf dem Berg die Kirchenorgel, da ich, auch wenn ich wieder zur Kirche geh', das orgelieren ganz füglich entbehren kann. Ja, meinte er höhnisch, die Leut drunten im Dorf würden sich wohl freuen, wenn ich ihnen mein Geld so hinwerfen thät'! Aber, so dumm ist der Oberberger nicht, der weiß seine Fränklein besser zu schätzen, als nur so. Nix, nix! fügte er entschlossen hinzu. Zugleich erteilte er seiner jungen Haushälterin die Weisung: Falls er — damit meinte er den Pfarrherrn — wieder mal hier oben erscheinen sollt', sag', ich sei nicht zu Haus', Liesel, sag', ich sei ausgegangen — verstanden!

Ja wohl, Meister! Doch wird der Herr Pfarrer es schwerlich glauben — ausgegangen mit Euerm kranken Bein! Auch mag ich keine Lüge sagen, solche Sünd' werdet Ihr mir nicht zumuten wollen . . .

O ich seh' es wohl, jammerte der Alte, nachdem

das Mädchen sich entfernt hatte, die ganze Welt hat sich verschworen, mich zu Grund zu richten, in meinen alten Tagen mich noch an den Bettelstab zu bringen, wenn es möglich wär'. Jetzt, wo mein Geld sich ein wenig zu äufnen anfängt, und ich erst recht die große Freud daran hätt', will mich jedermann darum berauben, das Hausierer- und Bettelvolk, die Steuerkommission, ja sogar dieser Pfarrherr! Aber ich werde mich wehren, mich wehren bis aufs Blut! nahm er sich von neuem vor.

Die Kunde, daß der reiche Oberbergwitwer an zunehmender Gebrechlichkeit leide, drang in immer weitere Kreise, drang auch zu Ohren seiner in meist dürftigen ökonomischen Umständen lebenden Anverwandten, die ihn dereinst zu beerben hofften.

Die Folge davon war, daß fortan kaum eine Woche verging, ohne daß irgend ein Vetter oder eine Frau Base aus nah oder fern den Berg herauf gekrochen kam, um unserm Gutsbesitzer einen Besuch abzustatten und sich in teilnehmendster Weise nach seiner „Gesundheit" zu erkundigen.

Ach, der erneute große Aerger des Alten! Und der sehr unhöfliche, abscheuliche Empfang, den er dem erbehungrigen Pack, wie er seine lieben Anverwandten nannte, zu teil werden ließ! Schert Euch doch, ich verlange ja gar nicht nach Euch! rief er ihnen gleich bei ihrem ersten Erscheinen höhnisch und grob zu.

O ich merk' die Absicht wohl, brummte er, mögen es nur nicht erwarten, bis ich die Augen zumach', um alsdann wie die Raubvögel über das reiche Erbe herzufallen. Aber damit hat es hoffentlich noch seine gute

Weil', gute Weil', hm, hm! Ich werde noch viele, viele Jahre leben ich! meinte er, trotz der heftigen Schmerzen, welche ihm sein wundes Bein bereitete.

Nicht einmal seinem Arzte traute er mehr, unterzog sich dessen Behandlung nur mit Widerstreben. Wer weiß, brummte er, ob er nicht von diesem oder jenem bestochen worden ist, damit er mich — dieser Brillenmann schaut alleweil so verschlossen und verdächtig drein...

Eines Spätsommertages erschien ein junger Besucher, der sich als Neffe der seligen Oberbergsennin auswies, und den man schicklicherweise doch nicht grob abfertigen durfte, denn er war Student der Theologie und, was in den Augen unseres Erbonkels noch mehr galt aus ziemlich gutem Hause, also nicht so erbegierig gleich den andern, Und auch sonst ein feines, junges Herrchen, mit allen Höflichkeiten wohl vertraut. Liesel legte für ihn warme Fürsprache ein. Er befindet sich in der Kavanz [1]), sagte sie, und wird sich freuen, nach dem monatelangen, mühsamen Studieren einige Tage hier oben gesunde Bergluft genießen zu dürfen.

Hm, hm! brummte der immer noch mißtrauische Alte, die reine Bergluft hätte er sich auch anderswo suchen können!

Zudem sei ihm, wie er sagt, Eure Selige Taufgotte [2]) gewesen.

---

1) Vakanz.
2) Pathin.

Kann schon sein — ja ich entsinne mich noch — hm, hm!

Auch haben wir ja oben im Haus ein hübsches Gastzimmerchen bereit. Und ob für einige Tage eine Person mehr oder weniger sich an unsern Tisch setzt, die Unkosten sind ja gar nicht groß, sozusagen nicht der Rede wert.

Endlich, nach einigem Bedenken, erteilte der Alte seine Einwilligung, mit dem Vorbehalte jedoch, daß des Gastes willen keine allzu reichliche Aufwart getrieben werden dürfe. Die Butter, sagte er, ist gegenwärtig so teuer, gilt, wie der Pächter mir gestern berichtet, bereits elf Batzen, man bedenke! Also die Butter sparen, Liesel, und das Fleisch — merk' es dir!

Ja, ja!

Der Alte brummte, nachdem seine Haushälterin die Wohnstube verlassen; Ja, ja sagt sie, und thut doch was sie will — das Elend! Sie hat sich sogar kaum enthalten können, laut aufzulachen, ich seh' es wohl; sie bringt mich mit ihrem Eigensinn und ihrer Verthunlichkeit noch ins Grab!

Der junge Theologe verstand sich auf das Flötenspiel, besaß darin eine bemerkenswerte Fertigkeit. Doch wußte ihm der Herr Onkel für den Lärm, wie er es nannte, wenig Dank, gab sein Mißfallen offen genug zu erkennen. Desto mehr freute sich Liesel des neuen, fröhlichen Lebens im Hause. Weshalb der Gast die muntere Gesellschaft der reizenden, jungen Haushälterin derjenigen des mürrischen, grämigen Alten weit vorzuziehen begann

und in ihrer Nähe weilte, wo sie nur immer stand und ging, was sie ihrerseits gut leiden mochte.

Es war eine Freude zu hören, wie die beiden mit schlagfertigen Worten sich neckten und dann wieder zusammen sangen, ein Volkslied um das andere. Doch als er einstmals in der Küche, während sie das Abendessen bereitete, ihr plötzlich um den Hals fiel und, ehe sie es verhindern konnte, einen feurigen Kuß versetzte, da entwand sie sich mit einer zornigen Bewegung seinen Armen, zugleich strich sie ihm mit der rußigen Pfanne kräftig über das Gesicht, so daß dieses aussah, gleich demjenigen eines Schornsteinfegers.

Wie, rief sie entrüstet, Ihr wollt ein katholischer Geistlicher werden, Ihr? Marsch da, zur Küche hinaus!

Das Unglück wollte, daß just der „Herr Onkel" in der Küchenthüre erschienen und so Zeuge eines Teils dieses seltsamen Auftrittes geworden war.

Und des folgenden Morgens schon fand sich der Studiosus veranlaßt, seinen so hübsch geträumten Ferienaufenthalt im Oberberghause plötzlich abzubrechen und zu Muttern zurückzukehren.

Der Herr Onkel aber sagte mit großem Nachdrucke: Siehst Du nun, Liese, wie es kommt, wenn man solche Leut ins Haus nimmt? Soll mir aber keiner mehr kommen, hab' an diesem einen genug gekriegt, da wird all' dein Fürbitten und schön Schwatzen nichts mehr helfen, daß es nur weißt!

Horch, rief er ärgerlich, es pocht jemand an die Hausthür! Wird schon wieder so ein —

Er brach plötzlich ab, und seine unzähligen Stirn-

runzeln fingen sich wieder einigermaßen an zu glätten, ja sein eingekniffener Mund begann sich sogar zu einer Art freundlich zufriedenen Lächelns zu verzerren. Denn der Mann, der soeben mit lautem Gruß in die Stube trat, das war sein Schwager Vollenweidhans, ebenfalls ein reich begüterter Bergsenne, der also nach der Meinung unseres Oberbergalten auf das ihm dereinst zukommende Erbe nicht zu harren brauchte. Aus diesem Grunde und weil der Schwager in Geschäfts- und andern Dingen reiche Erfahrungen besaß, mochte er dessen Besuche gern leiden — zumal dieselben nicht selten mit namhaften Freundesgeschenken verbunden waren.

Nach dem Mittagessen sagte der Vollenweidhans, indem er mit dem Glase auf das „gegenseitige Wohl" anstieß, sagte es in aufgeräumtem Tone, der ihm zu eigen war: Sag' mal, Schwager, wie da dein Mädchen gut kochen kann, blitz nochmal! Und die hübsche Ordnung überall, und alles so proper in und um das Haus — ein solch trefflich Hausmädchen ist wohl selten zu finden!

Ja wohl, hm, hm! Ist treu und stiehlt nicht, die Liesel, selb' muß ich bekennen. Hab' sie nämlich erprobt, mußt wissen.

So, hast du? Ich meine aber nicht nur das, sondern ihr ganzes Thun und Lassen, fast fürnehm zu nennen, so eigenartig fürnehm. Und so flink und geschickt, die Arbeit geht ihr aus den Händen, man weiß nicht wie. Und ist niemals überdrüssig, däucht mich, sondern allzeit röhlich und munter. Ein Mädchen, sag' ich, nicht zu bezahlen!

Ja, näselte der Alte, sein Jahrlohn ist dafür auch hoch genug. Volle hundert Franken per Jahr, bedenk!

Ach was, die reine Bagatelle für das, was es dir leistet, verdiente ja weit mehr, das doppelte, das dreifache!

Hm, hm!

Du solltest dem Mädchen, das seine schönsten Jugendjahre in deiner Einsamkeit zubringt und dir opfert, füglich ein Vermächnis machen von wenigstens einigen tausend Franken. Jedermann müßte bekennen, daß das nur billig und recht . . .

Diese Worte schienen dem Alten nicht zu behagen, sowie das Gesprächsthema überhaupt. Er räusperte sich mehrmals und sprach endlich: Nun, daß die Liesel nichts kriegen soll, ist nicht gesagt. Ich hab' ihr bereits das Bett, worin sie schläft, zu Geschenk versprochen.

O so ein Dienstbotenbett, kaum vierzig Fränklein wert, hahaha! lachte der Vollenweider belustigt auf.

Nun, fuhr der Oberbergbalz, seinen Aerger nur mühsam niederschluckend, fort, da, mit der Liesel — es ist nicht mein letztes Wort. Wenn das Mädchen bei mir treu aushält — ich kann auch noch ein mehreres thun. Ich werde mir's überlegen, es ist ja noch Zeit genug, hm, hm!

O der Filz, dachte der Gast ärgerlich in sich hinein. Meint gewiß, er werde noch hundert Jahre leben, hockt auf seinem Geld, auf seinem Reichtum, wie die Kröt' auf ihrem Schatz! Nicht einen Rappen wird er dem Mädchen vergaben, man wird sehen.

Er wurde diesmal kühl verabschiedet, und er sah es ein, daß er es mit seinem Schwager für eine Weile ordentlich verdorben hatte. Was frag' ich darnach? dachte er beim Weggehen. Gut, daß ich ohne ihn leben kann.

Von der Küche her vernahm er muntern, hellen Sang. Ein ebenso sakrisch gefreut als grundbrav Mädchen, sagte sich der graubärtige Bergsenne, indem er stille stand und ein Weilchen wohlgefällig lauschte. Mußt doch auch ihm Ade sagen. Er kehrte wirklich um, pochte leise an die Küchenthüre und legte ein großes Silberstück auf die Herdplatte. Für dich ein klein Trinkgeld! sagte er und ging dann erst fürbas.

Nun, da der Schwager Hans das Haus verlassen, begann der Alte in der Stube seinem lange verhaltenen Unmute durch brummende, knurrende Worte Luft zu machen: Keiner meint es gut mit mir, niemand auf Erden ist mir wirklich Freund. Alle wollen mich mit Fleiß zu Grunde richten, zu Grunde richten . . . Gottlob, daß ich doch noch selbst Meister bin über mich, o das ist mein einziger Trost — selbst noch Meister über mich! —

Das Neujahrsfest rückte heran. Zugleich stellte sich in der Wohnung des Oberberg-Grundbesitzers ein Besuch ein, der stets und voller Freude willkommen geheißen wurde, der Pächter mit dem Jahrespachtzinse. Die sehr beträchtliche Summe bestand, wie der Alte es liebte, aus lauter blanken Goldstücken und Silberlingen. Und nachdem jener sie sorgfältig nachgezählt hatte zum zweiten und dritten Male und in ein Leinwandsäcklein geschoben,

befahl er gut gelaunt und in einer seltenen Anwandlung von Freigebigkeit: Liesel, bring' Wein her und 'was dazu zu essen!

Er reichte dem Pächter den aufgetragenen duftenden Neujahrskuchen hin, sowie die sehr appetiterweckenden roten Schinkenschnitten, aß selbst auch und trank redlich mit — so aufgeräumt hatte die Liesel ihren Dienstherrn schon lange nicht mehr gesehen, sie mußte unwillkürlich lächeln.

Doch als sie ihren Dienstherrn, nachdem der Pächter sich entfernt hatte, das mit Geld gefüllte, schwere Linnensäcklein mühsam in seine Schlafstube schleppen und in den Grund des Eichenschrankes werfen sah und den metallenen Klang vernahm, den die bereits darin schlummernden Schätze bei der Berührung von sich gaben, da rief sie voller Angst und Besorgnis: Jeses, welch ein Leichtsinn, solch eine Masse Geld im Haus zu behalten! Es könnt' Euch ja gewaltsam gestohlen werden, meinte sie, während es in der Sparbank sicher aufgehoben wäre, und überdies noch ansehnlich Zins tragen würd'.

Fast bereute sie es, diese Worte gesprochen zu haben, denn nun hatte der alte Mann keine Ruhe mehr Tag und Nacht. Besonders zur Nachtzeit — einstmals bei dem schlaflosen Daliegen hörte er in der Nähe ein höchst verdächtiges, anhaltendes Geräusch. Zwar war es bloß eine am Wandgetäfer nagende Maus. Unser Alte jedoch dachte gleich an Einbrecher, Diebe und Mörder, und fing, in Angstschweiß ausbrechend, jämmerlich an um Hilfe zu schreien, so laut er nur vermochte. Und die erschrocken herbeigestürzte und nur notdürftig gekleidete junge Haus-

hälterin mußte sämtliche Lampen anzünden und in der Stube Wache halten den ganzen Rest der kalten Winternacht, so daß sie ordentlich fror und schließlich, als sie den Alten laut schnarchen hörte, nun selbst auch von Furcht angewandelt wurde . . . Sobald jedoch der Morgen kam, sagte sie in ziemlich ungehaltenem, gebieterischem Tone: „Nun aber soll das Geld aus dem Haus', ich leid's nicht länger! Wollt Ihr selbst es nicht fortschaffen in die Zinskasse, ei, so geh' ich, und zwar heute noch; und nun besinnt Euch!"

Er trennte sich höchst ungern von dem Gelde, das ihm das liebste auf Erden; auch hegte er immer noch ein gewisses Mißtrauen gegen die Bankherren und „Prokrater", welche, seiner Meinung nach, einen leicht betrügen könnten. Schließlich willigte er doch ein, füllte erst einen alten, ledernen Tornister und sodann, als dieser platzte, ein hölzernes Kistchen mit lauter gemünztem Edelmetall, eine Last, welche hinauszutragen und auf den bereit stehenden Handkarren zu heben seine energische junge Haushälterin all' ihre Kraft anwenden mußte. Raschen Schrittes fuhr sie mit dem Karren den Berg hinunter, und der Alte sah ihr seufzend und von mächtigen Sorgen erfüllt nach. Es gereute ihn, die Einwilligung erteilt und das Geld herausgegeben zu haben. Denn wenn sie, die Liesel, auf dem Wege nach dem etwa drei Wegstunden entfernten Kreisstädtchen angegriffen und beraubt werden sollte — ihn schauderte bei dem Gedanken. Diese hohe, schwere Summe allenfalls verlustig gehen zu müssen — entsetzlich! Und abgesehen von Räubern — wer bürgte eigentlich dafür, daß nicht es, das Mädchen selbst,

mit dem Reichtum auf- und davon ging? Bislang hatte es sich zwar als sehr fromm und ehrlich erzeigt. Aber Gelegenheit macht Diebe! sagte er sich stöhnend und tief seufzend. Und wem ist eigentlich noch zu trauen auf Erden? O wie dumm war ich, wie unbegreiflich leichtsinnig!

Des Pächters Stine kam herüber, um nach der von Liesel erhaltenen Vorschrift für den Gutsherrn das einfache Mittagessen zu bereiten. Jener aber genoß sehr wenig davon, dachte nur immer kummer- und sorgenvoll an sein ausgewandertes Geld, an seine Haushälterin — nein, nur an sein Geld. Ein Trost war ihm geblieben: gut, daß ich nicht alles hinausgegeben, sondern noch ein Säcklein voller Fünfliber zurückbehalten habe, ohne daß die Liesel etwas darum weiß! dachte er einigermaßen beruhigt.

Dann aber, als die Stine sich wieder entfernt hatte, überkam ihn auf einmal wieder die blasse Furcht: die immer noch sehr ansehnliche Summe Geldes im Kasten, und er, der gebrechliche alte Mann, allein im Hause! Er hatte keine Ruhe mehr noch Rast. Erst dachte er daran, des Pächters Poldi als Leib- und Hauswache herbeizurufen. Doch war der kräftige Bursche eben erst mit Roß und Wagen von dannen gefahren, er samt seinem Alten, nach dem Bergwald hinauf. Und wer bürgte dafür, daß auch dem Poldi, der schon längst gerne sich eine eigene Haushaltung gegründet hätte, zu trauen?

Plötzlich kam ihm ein Gedanke — wie dumm, daß ihm dieser nicht schon früher gekommen . . . Mit großer

Anstrengung hinkte er in seine Gerümpelkammer hinauf. Dort stand in einer Ecke ein von Spinnweben umgebenes altes, verrostetes Jagdgewehr mit Feuersteinschloß. In einer daneben hängenden, von Mäusen zernagten Jagdtasche befand sich ein Pulverhorn nebst Schrotbeutel. Beides, Flinte und Jagdtasche, trug er vorsichtig die Treppe herunter; denn vielleicht war die Waffe noch geladen und konnte unversehens losgehen . . . Nein, sie war, wie der Alte mittelst des Ladstockes sich überzeugte, nicht geladen. Er säumte nicht, dieselbe, so gut seine zitternden Hände es gestatteten und seine diesfallsigen Kenntnisse reichten, schußbereit zu machen. Erst schüttete er eine Hand voll Schrotkörner in den Lauf und sodann ein Quantum Schießpulver nach, auch einen Papierpfropfen vergaß er nicht hineinzustoßen und die Pfanne mit Zündkraut zu versehen, so wie er in seiner Jugend einmal den alten Jägerwillem hatte thun gesehen. Und nachdem er die also geladene Waffe neben sich in die Ofenecke gestellt, dachte er voller Befriedigung und von der ungewohnten Anstrengung ausruhend: So, nun darf ich doch wieder ruhig atmen und ohne Furcht Liesels Heimkehr abwarten; kann auch nachts um vieles beruhigter schlafen, denn ich werde das Gewehr ganz in meiner Nähe behalten, dicht neben dem Bett . . . Freilich blieb noch die Frage zu lösen, welche er an sich selbst stellte: ob er im Falle der Not, im entscheidenden Augenblicke auch den nötigen Mut haben würde, loszudrücken . . .

Er schaute beinahe fortwährend zum Fenster hinaus, mit steigender Sehnsucht die Rückkehr Liesels erwartend.

Und als jene endlich erfolgte, und das Mädchen ihm mit hochgeröteten Wangen eine Anzahl hübsch verzierter Bankobligationen auf den Tisch hinlegte, da ging ein Lächeln der Befriedigung über seine schwärzlichen, faltenreichen Züge.

„Es stimmt — stimmt vollkommen — hm, hm!“ grinste er vergnügt, die Papiere sorgsam in den Kasten verschließend.

Die junge Haushälterin erzählte: „Denkt Euch, Meister, drunten im Ried, wo beidseitig der Straß' die hohen Weidenbüsche stehen, begegnete ich im Hinfahren einem betrunkenen, wildbärtigen Stromer, welcher auf mich zugestolpert kam und die freche Frage an mich richtete: Nun, Dirn', was führst du denn da auf dem Karren? — Statt aller Antwort versetzte ich ihm schnell besonnen einen kräftigen Faustſtoß auf die Brust, so daß er über das Straßenbord hinunter kollerte; ich aber fuhr so schnell als ich konnte davon — gut, daß das Kistchen festgebunden war! Und wie froh war ich, nach wenigen Minuten Hellsdorf erreicht zu haben, und die offene, sichere Landstraße! . . . Nun aber geh' ich mich hurtig umkleiden und Euch das Abendessen bereiten.“

„Ja, thu' das, Liesel, ich hab' Hunger, die Stine — hm! — versteht es doch nicht so gut hm, hm!“ antwortete der Alte.

In seinem weichen Pfühle dankte er Gott, ein solch mutiges, tapferes und zugleich grundehrliches Hausmädchen zu besitzen. Es hat zur Belohnung ein reiches Trinkgeld verdient, mußte selbst unser Geizhals sich gestehen.

Schon stand er im Begriffe, ein blankes Goldstück hervor zu holen. Doch besann er sich schnell eines andern. Ein Frankenstück thut's auch, sagte er sich. Die Liesel hat ja ihren schönen Jahrlohn und das gute Essen jahraus und ein . . .

War es die reichlicher als sonst genossene Abendmahlzeit oder die ungewöhnlichen Gemütsaufregungen des Tages — der alte Mann schlief in jener Nacht nicht gut, hatte schwere Träume und einen heißen, fieberhaften Kopf. Auch des folgenden Tages fühlte er sich so sehr angegriffen, vermochte nur mit Mühe sich anzukleiden. Und all' die von Liesel zur Anwendung gebrachten Sorten Heilkräuterthee versagten diesmal ihre Wirkung, selbst die auf ein Zuckerstück gegossenen Hoffmannstropfen wollten so wenig fruchten, als vor dem Schlafengehen das heiße Fußbad und das auf die Magengegend aufgelegte, mit warmen Kleien gefüllte Säckchen; der Alte klagte uud ächzte immerfort.

Da beschloß die besorgte junge Haushälterin, den Arzt herbeirufen zu lassen.

„Ein Magenkatarrh!" erklärte jener nach geschehener eingehender Untersuchung. „Wird bei richtiger Diät bald gehoben sein," fügte er in beruhigendem Tone hinzu.

Allein der Alte, welcher soeben die Kunde erhalten hatte, daß drunten im Thal der Typhus ausgebrochen sei in mehreren Familien, wurde von Angst und Bangigkeit ergriffen. Dieser Landarzt genügte ihm nicht mehr, des Pächters Poldi erhielt den Auftrag, schleunigst einen berühmten Stadtprofessor, dessen Namen unserm alten Bergsennen zufällig bekannt geworden war, per Fuhrwerk

herbeizuholen, „koste es, was es wolle!“ Er wollte nicht sterben, nein, nein, sondern noch lange, lange Jahre leben um jeden Preis.

Sein hochgradig aufgeregtes Gemüt beruhigte sich erst einigermaßen, als auch der Herr Professor lächelnden Mundes versicherte: „Die Sache ist durchaus nicht gefährlich, Papa! Nur nicht so ängstlich sein, es könnte Ihnen schaden!“

„Ja der hat gut reden, hm, hm!“ brummte der Alte hernach. „Ist noch jung und bei kräftiger Gesundheit. Hat nicht, gleich mir, einen Rudel hungeriger Anverwandter, die gierig auf das Erbe warten, seinen Tod sehnsüchtig herbeiwünschen, ja ihm denselben auf den Hals schicken würden, wenn sie könnten, gleich mir . . . Aber sie täuschen sich, ich bin noch lange nicht gewillt, ihnen den Gefallen zu thun, zu sterben — noch lange nicht!“ rief er verzweiflungsvoll aus. „Liesel, reich' mir die Kleider, ich will aufstehen und ihnen zeigen . . .“

Er stand trotz des Mädchens dringendem Abmahnen wirklich auf, mußte jedoch nach kaum einer Viertelstunde schon wieder zu Bette gebracht werden. Der Schwindel hatte ihn erfaßt, dazu die große, schmerzhafte Müdigkeit in den Gliedern.

Die junge Haushälterin eilte zum Hofbrunnen hinaus um für den hinfälligen Mann ein Glas frisches Wasser zu holen. Da, in der abendlichen Dämmerung, tauchte plötzlich eine hohe, schlanke Männergestalt vor ihr auf, diejenige des Schwendimattdori's, welcher mit

gedämpfter, flehentlicher Stimme sprach: „Bist immer noch höhn[1]) auf mich, Liesel?“

„Höhn auf dich? Das war ich ja eigentlich noch niemals . . .“

Sie war es in der That nicht, wer hätte auf den gutmütigen und äußerst braven Burschen ernsthaft böse sein können. Ja, unsere junge Schöne hatte sich schon oft gestehen müssen, daß unter all' ihren offenen und heimlichen Anbetern dieser Schwendimatterbub in jeder Beziehung der weitaus achtungs- und schätzenswerteste von allen sei. Und wenn sie einem von ihnen Herz und Hand schenken wollte! . . . Aber daran, an das Heiraten, ist bei mir armem Mädchen nicht zu denken, sagte sie sich voller Resignation. Bin lange genug „Gotteswillenkind[2]) gewesen, mag nicht auch noch als junge Gotteswillenfrau in ein Bauern- oder Sennenhaus eingelassen werden, o nein! dachte sie voller Stolzgefühl von neuem. . . . Laut sagte sie zu dem demütig harrenden Jungsennen: „Nun aber laß' es gut sein, Dori, es könnt' uns jemand sehen oder hören und darüber deiner Mutter berichten — geh' du, geh'!“

„Nein, ich geh' nicht, erst muß ich dir noch ein paar Worte sagen! . . . Höre, Liesel, du irrst dich in mir. Ich bin der schwachmütige Zipfel nicht, für den du und alle Welt mich gehalten. Guck, ich hab' zu meiner Mutter gesagt erst gestern Abend wieder, als sie mir des Hintermättlers dicke Breni anrühmen wollte — Mutter, hab'

---

[1]) böse.

[2]) Geduldetes Armenleutekind.

ich gesagt, die Liesel will ich und keine Andere, daß es nur weißt!"

Er hatte des schönen Mädchens Hand zu erfassen gesucht, doch jenes wehrte: „Laß' mich, Tori, mein Meister ist arg unwohl."

„Aber ich darf doch wiederkommen, gelt, Liesel?" bat er.

Sie ließ ihn ohne Antwort, eilte mit kurzem Gutenachtgruß ins Haus hinein und schloß die Pforte geräuschvoll ab.

Der Patient aber wies den Trunk frischen Wassers eigensinnig von der Hand.

„All' Stund, ein Löffelchen eklige Mixtur, dann und wann ein bischen magere Suppenbrüh, und nun kommst mir noch mit lauterm Brunnenwasser — wo soll ich da wieder zu meiner Kraft kommen?" klagte er. „Und in meinem Alter hab' ich Kraft von nöten, nichts als Kraft!" eiferte er; und verlangte, daß ihm kräftiger Rotwein verabreicht werde; auch nach ein paar eingeschlagenen Eiern[1]) oder einem Stück Braten lautete sein Verlangen.

Und die junge Laushälterin willfahrte ihm endlich, wenn auch nur mit Widerstreben.

„Soll ich bei Euch aufbleiben?" fragte sie. „Sagt's nur, Meister, 's ist mir ja nichts zu viel!"

„Nein, nein, geh' du nur zu Bett'! Ich denk', ich könne diese Nacht tüchtig schlafen, mal wieder tüchtig schlafen. Nur noch ein Schlückchen Goliath oder wie

---

[1]) Spiegeleier.

man das hellgelbe Zeug dort in der Flasche nennen thut — noch ein Schlafkäpplein, Liesel!"

Der Schlummer stellte sich bei dem Alten wirklich frühzeitig ein; zugleich aber auch, infolge der genossenen, für den kranken Magen schwerverdaulichen Speisen und erhitzenden Getränke, der Fiebertraum, welcher ihm seltsame, beängstigende Bilder vorgaukelte: Eine Schar erbe- und beutegieriger Männer und Frauen hielt das Haus belagert, begehrte stürmisch Einlaß und stieß wüste, schreckliche Drohungen aus . . . Er wollte um Hülfe rufeu, doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt, es saß ihm der grausame Alp auf der Brust . . .

Es mochte etwa zur Mitternachtsstunde gewesen sein, als Liesel durch ein wie von einem Falle herrührendes, seltsames, polterndes und zugleich klirrendes Geräusch aus ihrem süßen, tiefen Schlummer jählings aufgeweckt wurde. Sie erhob sich und horchte. Vielleicht doch nur eine Sinnestäuschung! sagte sie sich. Doch jetzt hörte sie ja ganz deutlich von einer der Vorderstuben her schwache, ächzende Hülferufe. Sie kleidete sich notdürftig an und eilte mit dem Lichte in der Hand in ihres Dienstherrn Schlafgemach hinüber. Dort lag das im Nachtgewande befindliche alte Männchen zusammengekauert auf dem harten, kalten Fußboden, neben sich einen schweren Geldsack, denselben mit seinen Händen immer noch krampfhaft umklammert haltend. Alle Umstände sprachen dafür, daß der Greis im Fiebertraume sich erhoben und seinen Schatz aus dem Kasten hervorgeholt hatte, um denselben anderswohin, wahrscheinlich in sein Bett zu bergen, und dabei

mit der seine schwachen Kräfte übersteigenden Last zu Boden gestürzt war.

„Ach, wie einfältig, wie dumm!“ schalt die junge Haushälterin, indem sie mit kräftigen Armen den hilflosen alten Mann vom Boden aufhob und auf sein Lager zurückbrachte. Wie kann man im Wachen und Träumen nur immer an dem schnöden Mammon hängen!

Er aber stöhnte kläglich: „Das Bein, Liesel, ach, der Schmerz in meinem armen Bein'! Und wie mich friert, — brrr!' rief er zähneklappernd.

Er hatte, indem er in Fieberschweiß gebadet, das Bett verlassen, sich eine heftige Erkältung zugezogen. Dieselbe entwickelte sich trotz der eiligst herbeigerufenen ärztlichen Hülfe und aller angewendeten Heil- und Schutzmittel zu einer schweren Lungenentzündung, welcher die Kräfte des hinfälligen alten Mannes nicht mehr gewachsen waren.

Eines Nachts, kurz vor seinem Tode, rief er mit schwacher, heiserer Stimme: „Die Schlüssel, Liesel — reich mir die Schlüssel her von allen Kisten und Kasten — nichts sollen sie kriegen — nichts.“

„Ach, Meister, denkt doch nicht alleweil ans Zeitliche, Vergängliche! Denkt lieber an Euer Seelenheil. Ich will Euch das Vaterunser vorbeten und das Reu- und Leidgebet, soll ich?“

Seine Lippen bewegten sich — — er betete leise nach . . .

Darauf aber wollte er doch noch seinen Willen haben, nämlich wenigstens seinen Kassenschlüssel in Besitz nehmen.

Die Wärterin mußte ihm willfahren. Jenen eisernen Gegenstand zwischen die Finger gepreßt, schied er aus diesem Leben.

Liesel weinte aufrichtige Trauerthränen. Hatte sie doch ihre ganze reifere Jugend auf dem einsamen Bergsennenhause zugebracht; die verstorbene Oberbergerin war ihr eine liebevolle, wohlwollende Pflegemutter und auch der soeben verstorbene Alte trotz seinem Geize und seiner Wunderlichkeit stets ein gütiger und nachsichtiger Dienstherr gewesen, bekannte sie sich. Und nun ist es plötzlich aus, meines Bleibens hier oben nicht mehr! klagte sie, in Thränen ausbrechend.

Es kam noch schlimmer, als sie gedacht und gefürchtet hatte.

Kaum war der Hinscheid des alten, reichen Berggutbesitzers bekannt geworden, als schon von allen Seiten die zahlreichen Erben desselben eiligst daher gelaufen kamen und in das Trauerhaus eindrangen. Ihr erstes war, die Leichenwache besorgend, der jungen Haushälterin in höhnischem, haßerfülltem Tone zuzurufen: „Scher' dich aus dem Haus', Mädchen! Du hast nun hier lang' genug ein herrlich Wohlleben geführt und von unserer Sach' gegessen und — wir merkten es gut! — den schäbigen Alten gegen uns aufgehetzt — nun scher' dich, sofort, marsch!"

Alle waren ihr feindselig gesinnt, mit einziger Ausnahme des Vollenweidhans, der sie gegen alle ihr zugeschleuderten Vorwüfe mutig verteidigte und kräftig in Schutz nahm. Ohne seine wirksame Hülfe wäre sie sogar um ihr sauerverdientes Dienstlöhnlein und das von dem

Verstorbenen ihr zugesprochene wenigwertige Zimmermobiliar betrogen worden.

Der Vollenweider war es auch, welcher Liesel nach geschehener Begräbnis das freundliche, väterliche Anerbieten machte: „Zieh' du mit mir nach Hauſ', Mädchen! Ich und meine liebe Alte können deine vortrefflichen, treuen Dienste gar wohl gebrauchen. Du sollst den Schritt nicht bereuen, kannst drauf rechnen!"

Als die Beiden mit einander an dem Schwendimattsennhause vorübergingen, stand der Isidor just in der Scheunenflur, und machte große Augen, so verwundert große Augen. Seine an Kurzsichtigkeit leidende korpulente Mutter beugte sich zum offenen Fenster hinaus und fragte neugierig: „Wer war's, Dori?"

„Wer es war? Das will ich Euch sagen: Die Obergliesel, die ich ewig lieben werde — diese oder keine werd' ich heiraten, sag' ich nochmals!" erklang es mit entschlossener, beinahe zornvoller Stimme.

„Aber, Dori, red' doch nicht so einfältig, ich bitt'! Sei doch nicht so vernarrt in das Habenichtschen, während du nur die Hand auszustrecken brauchst, um des Wannenhöfers Amrei oder des Möslers Maribäb', beides dolle[1]) Mädchen und reiche Erbinnen —"

„Die könnt meinetwegen Ihr heiraten oder der Aetti, ich mag sie nicht! . . . Glaubt ja nicht, daß ich noch immer der folgsame Schulbub' sei, als den Ihr mich bisher gehalten! Ich hab' auch meinen Kopf, ich, Ihr werdet sehen!"

---

[1]) derbstattlich.

Und nochmals gelobte er sich mit tiefem Schwur: Die Liesel oder keine!

Er setzte es schließlich wirklich durch, wenn auch erst nach etlichen Monaten.

Es war nämlich bekannt geworden, daß die vor Jahren verstorbene Obergsennin ihrer Pflegetochter ein Kapital von mehreren Tausend Franken vermacht und bis zu deren nun erfolgten Volljährigkeit dem Pfarramte zur Verwaltung übergeben hatte. Die Fama machte gleich einige und Zehntausende daraus. Die Leute riefen erstaunt: Ah! und lugten das ehemalige „Almosenkind" bereits mit anderen, achtungsvollen, neidischen Augen an.

Des fernern ging das Gerücht: Der Vollenweidhans hat sein von dem seligen Oberbergblaz erhaltenes Erbteil auf die Liesel, an welcher der seltsame Kauz und seine Alte nun einmal den Narren gefressen haben, übertragen lassen; ja, er gedenke sogar, da er selbst kinderlos und ohne nahe Anverwandte, von seinem eigenen Vermögen noch ein Ansehnliches beizufügen, dem Mädchen zur Aussteuer.

Die Schwendimattsennin sagte zu ihrem Manne: „Am End' wird die Liesel noch reich werden, ordentlich reich. Und da sie sonst unbescholten und ein ausnehmend werkhaft Mädchen ist . . . und unser Dori so sterblich in sie verschossen ist, daß wir schier befürchten müssen, er werd' uns eigentlich zum Trotz ledig bleiben, was ja ein eigentlich Unglück zu nennen wär', ich wag' nicht dran zu denken; so — nun, am End' könnt' ich mich schon

drein schicken, daß er diese Liesel — was meinst Du dazu, Joggel?"

Die höchst überflüssige Frage, da die Sennin wohl wußte, daß sie von dieser Seite niemals einen Widerspruch zu befürchten hatte.

* * *

Auf den rauhen, garstigen Winter war ein sonniger, wonniger Frühling gefolgt, ein blumen- und blütenreicher Mai sondergleichen.

Am sonnenhellen, goldenen Pfingfestmorgen war es, als die an der Hauptgasse wohnenden Leute von Pfullsdorf einander von hüben und drüben zuriefen und fragten: „Habt Ihr das mit einem glänzenden Rappen bespannte Bernerwägelchen auch vorbeifahren gesehen?"

„Ei ja!"

„Es saßen zwei junge Leute darauf — seht, drunten im Ochsen halten sie Einkehr — sogar Ausspann! —"

Solches geschah in dem einfachen, einfältigen Bauerndorfe halt nicht jede Woche . . .

Und am Mittagstische erzählte man sich weiter! „Die beiden fremden Leutchen sind auch in den Gottesdienst gekommen; ein überaus stattliches Paar. Besonders das Mädchen ist so ausnehmend hübsch, wie keines hier im Dorfe; hat ein Gesichtchen wie Milch und Blut und dabei so sonderbare, tiefdunkle Augen und rabenschwarzes Lockenhaar; und es grüßte freundlich nach rechts und links, aber niemand wollte es kennen. Der Kleidung nach muß es eine fürnehme Bauerntochter gewesen sein . . ."

Im Laufe des Tages vernahm man noch mehr: „Die Beiden sind Hochzeitsleute aus dem Schoristhal; er ein reicher Sennenbub, einziger Sohn des Hauses — der Statthalterchristen will dessen Alten vom Viehhandel her gut kennen — sie eine reiche Sennentochter. Und nachdem sie im „Ochsen“ zu Mittag gegessen und getrunken, gingen sie miteinander ins Pfarrhaus; und hernach auf den Friedhof hinüber. Alsdann stiegen sie Hand in Hand bergauf — vor etwa einer Halbstunde — nach dem Lugisbühl hinauf . . .“

Und man rief sich zu auf der Gasse und vor den Häusern voller Erstaunen: „Hört Ihr vom Lugisbühl herunter den hellen, herrlichen Mädchensang, die prächtigen Lieder und wunderbar hohen Läufer und Triller, die einen so seltsam anmuten, als hätte man sie zu frühern Zeiten schon mal vernommen von demselben Bergbühl herab!“

Da stieg in einigen plötzlich eine Vermutung auf, die durch die Mitteilung, welche die geschwätzige Ochsenwirtin ihren versammelten Sonntagsgästen machte, die volle Bestätigung fand:

„Es ist des Tschowannigregels Lieschen, nunmehr die Braut des reichen, jungen Schwendimättlers, denkt Euch, denkt!“

Sie wollte vor ihrer Verheiratung noch einmal ihre Geburtsstätte besuchen gehen, wo sie so viel reine, kindliche Freuden genossen hatte bei lieb arm Mütterchen und „Großtatte“; wollte nochmals dort droben die unvergessenen Lieder und Weisen der ehemaligen kleinen

Gaißhirtin singen aus empfindungsvoller, tiefbewegter Brust . . .

Die Dorfleute aber konnten selbigen Abend nicht müde werden auszurufen voller Erstaunen und Neidgefühl:

„Des Tschowannigregels Lieschen — ei, wie die armütige, verachtete Kleine Glück gehabt, gelt, gelt!"





Des Nachtwächters Traum.





Des Nachtwächters Traum.

Als es sich zu Raggersdorf darum handelte, die durch Todfall erledigte Nachtwächterstelle neu zu besetzen, erklärte der würdige Ortsvorsteher seinen versammelten Gemeinderäten: Was mich betrifft — ich stimme für den Weberdieter und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens hat der Dieter eines bösen Geschwüres wegen sich den Fuß abnehmen lassen müssen. Infolgedessen wird er seinen Leineweberberuf kaum mehr ausüben können;

zweitens hat er — es ist entsetzlich, wie grad' die ärmsten Leute am zahlreichsten mit Kindern gesegnet werden! — eine Schar unerzogener Kinder, Stücker sechs oder sieben, die schon damals, als der Mann noch verdienen gekonnt, es schmal genug hatten. Ich finde daher, der Dieter hat das Pöstlein unter allen Bewerbern am nötigsten.

Aber, wendeten diejenigen Dorfältesten ein, welche zu dem ebenfalls angemeldeten Schneiderbartle hielten, wie sollt' der Weber mit seinem Stelzfuße Nachtwächter sein können, mit dem Hinkebein?

Was thut's? Kann ja am Stocke gehen oder an der Hellebarde! Braucht, um Nachtwächter zu werden, doch gewiß kein Seiltänzer zu sein, dünkt mich!

Und sein arges Stottern? riefen die beiden Anhänger des Kandidaten Keßlertoni. Wie kann ein Stotterer die Stund rufen?

Babah, laßt das seine Sach sein, er wird's schon herauskriegen! . . . Oder soll er und seine Familie etwa der Spendkasse, die ja ohnehin kaum auszukommen vermag, zur Last fallen — wollt Ihr das, he?

Letztere Vorstellung wirkte. Der Weberdieter wurde mit Stimmenmehr zum Nachtwächter erkoren.

Das Männchen empfing diese Botschaft mit Freude und Stolzgefühl. Sofort stelzte er in das weite Brachfeld hinaus wo ihn niemand hören konnte, und versuchte im vorgeschriebeuen singenden Tone die Stunde zu rufen mit so wenig Anstoß als möglich. — Hö— hö— hört Ihr Herren u— u— und Bauern, wa— was ich Euch will sagen, di— die Glocke hat elf Uhr g'schlage, e— elf Uhr g'schlage. Be— bewahret Feuer u— und Licht, da— da— daß Euch kein Leid ge— geschicht . . . . Der Sang und die Rufe gelangen ihm immer besser.

Und selbigen Abends noch verfügte er sich erhobenen Hauptes zum Gemeindepräsidenten, um aus dessen Hand die Insignien seiner Nachtwächterwürde, Horn, Blendlaternchen und Halleparte, in Empfang zu nehmen und also ausgerüstet gleich seinen Dienst anzutreten.

Er achtete nicht den lauten, losen Spott der Nachtbuben bei seinem Stundrufen, sondern sang tapfer drauf-

los und hinkte fürbaß und gab hübsch Acht auf jeden verdächtigen Licht- oder Feuerschein. So jede Nacht sonder Fehl.

Sein Dienstgehalt betrug jährlich hundert Franken. Des fernern hatte er für das Bieten an den Gemeinderat und an die Gemeindeversammlungen u. s. w. fünfzig Franken zu beziehen. Das war jedoch nicht alles. Hatte eine Bäuerin die Wäsche vorhabend: — Gelt, Dieter, sprach sie zum Nachtwächter in liebreichem Ton, du wirst schon so gefällig sein und um ein Uhr früh meine Wäscherin — sie nannte deren Namen — aufwecken gehen? — Oder ein Bauer gedachte frühmorgens zu Markt zu fahren, und unser Nachtwächter erhielt den Auftrag: Komm' mich doch um zwei Uhr aufwecken, poch nur recht kräftig ans Kammerfenster — gehört? — Oder es galt, für einen Bauernsohn an sein Schätzchen ein Liebesbriefchen zu bestellen, ohne daß es bekannt werden sollte, oder die geheime Botschaft eines Mädchens auszurichten . . . Solche kleine Dienstleistungen kosteten den Nachtwächter und Dorfboten wenig Mühe und trugen ihm gleichwohl manch einen kräftigen Schnaps und des Jahres über ein artiges Sümmchen ein.

Dazu der Bürgergenuß, bestehend in einigen Stücken Pflanzland und einer hinreichenden Brennholzgabe. Dazu das kleine Verdienstlein der Frau Ammrei, welche als Wäscherin so viel thunlich anf die Störe ging. Dazu der häusliche Sinn der beiden Eheleute — unsere Nachtwächterfamilie konnte sich, wie jedermann gestehen mußte, ordentlich durchschlagen.

Der Dieter hatte überhaupt Glück. So ziemlich ein

Jahr nach seiner Ernennung zum Nachtwächter wurde er mit der Kunde überrascht — es war ein amtliches Aktenstück von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit — daß ihm aus dem Nachlasse einer entfernt wohnenden kinderlos gestorbenen Verwandten ein Erbe angefallen sei. — Da lies! sprach er stolz zu seiner Frau Ammrei.

Das Erbe traf nach einigen Wochen wirklich ein. Zwölf zierlich „kremenzelte", grüne Papierchen, ein jedes hundert Franken wert sein sollend, wurden ihm von dem dicken Herrn Amtsweibel auf den Tisch hingezählt.

Seine Freude war groß.

Eintausendzweihundert Franken, das ist ja ein wahrer Reichtum, der kaum zu erschöpfen! so däuchte ihn. Flugs mußte ein mächtiger Krug Bier samt Fettkäse herbeigeholt werden, und man that sich dabei gütlich bis gegen Abend.

Am Abend jedoch trat ein wilder, wütender Gewittersturm ein, der zahlreiche Bäume entwurzelte, die alten Bauernhäuser und Scheunen in allen Fugen erkrachen machte, sowie namentlich den Stroh- und Schindeldächern arg mitspielte. Als unser Nachtwächterdichter eine Stunde nach Mitternacht triefend naß nach Hause zurückkehrte, fand er seine Frau Ammrei immer noch angekleidet in der Ofenecke kauern, sie deutete mit trauriger Miene auf die Menge der da und dort durch die Stubenecke herabsickernden Regentropfen und jammerte: Erst zu spät gewahrte ich, daß es auch auf unser Bett heruntertropft' just an selbiger Stelle am stärksten — guck! Welch ein Elend! Und für eine solch' schlechte Wohnung noch

hohen Mietzins zahlen zu müssen. Ach, besäßen wir doch unser eigen, wohl geschirmt Häuschen, wie wollt' ich mich freuen! — Und der Dieter, als er, statt sich in das wohlige Bett lege nzu können, sich auf die harte Wandbank legen mußte, stimmte dem Wunsche seiner Frau aufrichtigst bei: Ja, ja, so— so ein eigen Häu— Häu— Häuschen, da— das wär' mir scho— schon auch lieb, hm, hm!

Er wurde diesen Gedanken fortan nicht mehr los, beschäftigte sich mit demselben Tag und Nacht. Er teilte ihn auch seinem Schwager, Zimmerfränzel genannt, mit und sagte: Wa— was meinst du zu— zu des Zehntschaffners Haus, dru— drunten im Kirchgäßlein, we— wenn ich und du e— e— es zusammen ka — ka— kaufen würden, he?

Der junge, rüstige Zimmermeister mußte nach einigem Nachdenken einräumen: Der Vorschlag ist gar nicht übel. Jenes Haus hat starkes Mauerwerk und wenigstens noch ein gutes Ziegeldach, altes, währschaftes Doppeldach. Und wäre Raum genug drin, mehr als genügend Raum für unsere beiden Familien. Und was im Innern schadhaft ist — nun, ich bin ja Zimmermann . . . Aber die Anzahlung, Dieter, man wird Anzahlung fordern wollen.

Auch darauf erklärte sich der Nachtwächter gefaßt. Er hatte ja erst kürzlich ein Erbe gethan, wovon bare tausend Franken immer noch zur Verfügung standen. Fünfhundert konnte der Zimmermann hinzulegen. Und nächstes Jahr die fernern Fünfhundert! versprach er. — Das wird hoffentlich genügen, meinte auch der Dieter.

Die beiden Ehegatten waren bald entschlossen.

Nicht so ihre Frauen . . . . Der Grund hievon? Der alte Zehntschaffner war allgemein als arger Filz und unverschämte Wucherseele bekannt und berüchtigt gewesen bis an sein Lebensende, das er dadurch beschleunigte, indem er sich am Ofenstängelchen erhängte.

Und in dieses Haus, das die Erben seit Jahren vergeblich zum Kauf ausgeboten und alsfort leer gestanden, weil es darin nicht geheuer ist, weil der Alte darin allnächtlich umgeht — in dieses Haus wollt Ihr uns und unsere Kinder führen! riefen die beiden Frauen voller Abscheu und Entsetzen aus. Nein, lieber auf dem freien Felde übernachten, als in jenem verfluchten Zehntschaffnerhaus!

Die Männer wollten an den Spuck nicht glauben, noch je daran geglaubt haben. Narretei! nannte es der Zimmermann, welcher auf seiner Wanderschaft weit in der Welt herumgekommen war. Aberglaube, wamit man heutzutage höchstens noch Kinder und einfältige alte Weiber erschrecken könne.

Der Nachtwächter meinte: Man kann ja, zu aller Vorsicht, einen frommen Kapuziner kommen und den Geist baunen lassen.

Auf dieses Versprechen hin gaben die Frauen ihren Widerstand endlich auf und willigten in den Kauf, der zu außerordentlich billigem Preise abgeschlossen werden konnte.

Und nachdem auch die verabredete Anzahlung geleistet worden, begann der Einzug der beiden verschwägerten Familien in das erworbene Haus, der Nachtwächter bezog das Erdgeschoß desselben, während der Zimmermann das

erste Stockwerk für sich in Beschlag nahm, sowie das Los es bestimmt hatte.

Es war ein altertümliches Gebäude mit hohen, düstern Räumen und größtenteils erblindeten Fensterscheiben. Ein widerlicher Modergeruch ging durch das ganze von Staub und Spinnweben erfüllte, baulich unsäglich vernachlässigte Haus, in welchem seit vielen Jahren keine menschliche Seele, sondern nur ein Heer von Ratten und Mäusen gehaust hatte. Für Kehrbesen und Waschlappen genugsam Arbeit für mehrere Tage. Und erst jetzt, nachdem sie von dem sie bedeckenden Staub und Unrat befreit waren, erzeigten sich die sämtlichen Fußböden in ihrer wahren, wurmzerfressenen, verlöcherten Gestalt, desgleichen die Stubengetäfer in ihrem schadhaften Zustande.

Sobald der Winter kommt und im Freien nicht mehr zu arbeiten ist, werd' ich die notwendigsten Reparaturen vornehmen unten und oben, versprach der Zimmerfränzel. Dadurch kann ich dann in etwas die Mehrsumme begleichen, die du, Schwager, bei dem Hauskaufe geleistet hast . . . Bereits hab' ich auf künftiges Frühjahr einen großen Neubau verakkordiert. Da gibt's was zu verdienen! hoffte er.

Doch es kam anders, schon wenige Wochen darauf . . .

Es galt, des Teufmättlers neue Scheune aufzurichten. Fatalerweise hatte es die Nacht über geregnet, und unser Zimmerfränzel, welcher die Arbeiten leitete, glitt auf einem hohen, schlüpfrigen Querbalken aus und fiel so unglücklich auf einen Steinsockel herunter, daß —

Ach, der Schrecken, der Schmerz und die Verzweiflung der armen Frau Marianne, als man ihren Mann mit zerschellten Gliedmaßen und gespaltenem Schädel tot nach Hause brachte! Nicht zu beschreiben.

Und die Bestürzung des Nachtwächterdieter, der einmal über das andere ausrief: We— welch ein Unglück! Die— dieser Schwager Fränzel — 'ne— 'nen brävern Mann ga— gab es nicht! U— u— und seine Frau — wa— was will nun die a— arme Frau Marianne mi— mi— mit ihrem Trüpplein Ki— Kinder anfangen?

Er dachte aber noch weiter, auch an sich: Wer wird nun, da er tot, die Schäden im und am Hause ausflicken? Wo das Geld dafür hernehmen? Und nächstes Jahr sollen wir beiden Hauskäufer eine fernere, letzte Abzahlung leisten, so steht's im Vertrag, so hat der listige Prok'rater es sich ausbedungen. Was mich betrifft, die meinen Part betreffenden hundertfünfzig Franken bring' ich bei einigem Hausen schon zusammen. Aber sie, die Schwägerin, da ihr Mann tot ist und kein Verdienst mehr im Hause. Ich werde ihren Teil, da wir gemeinschaftliche Käufer waren, nun ebenfalls zulegen müssen, hau's oder stech's. Man wird mich betreiben und quälen bis aufs Blut, man kennt ja diesen unbarmherigen Prok'rater Zwicker!

Ach, jammerte er überlaut, und sich in den Haaren kratzend, hä— hä— hätten wir doch da— da— das Haus nicht gekauft!

Und seine Frau Ammrei stimmte traurig bei: Ja, ja, hätten wir's nur bleiben lassen. Aber du hast es erzwungen wollen! fügte sie vorwurfsvoll hinzu.

Der Gedanke an sein Pech, wie er es nannte, nämlich an die an den Hauserwerb verbundenen und nun allein zu tragenden finanziellen Verpflichtungen, denen seine schwachen Kräfte kaum gewachsen sein dürften, verließ ihn nicht mehr Tag und Nacht, beeinträchtigte ihm den sonst so gesunden Schlaf. Um seine schweren Kümmernisse wenigstens für einige Stunden zu vergessen, nahm er Zuflucht zum Gläschen. Zu ihrem Schrecken und ihrer großen Betrübnis mußte Frau Ammrei gewahren, daß ihr sonst so nüchterner und häuslich gesinnter Dieter mit einem Branntweintips beladen nach Hause kam, fast Abend für Abend.

Das war bedenklich. Sie ermangelte nicht, ihm wegen dieser angenommenen schlimmen Gewohnheit ernste Vorstellungen zu machen, die er jedoch nur mit einem unverständlichen Knurren beantwortete.

Eines Dezemberabends herrschte eine solch' abscheuliche Witterung, daß man keinen Hund hätte vor die Thüre schicken dürfen. Doch ließ sich unser Wächter dadurch von der Erfüllung seiner Dienstpflichten nicht abhalten. In seinen weiten, alten Militärkaput gehüllt und den Schlapphut tief in die Stirne gedrückt, machte er, mühsam stelzend, durch das Dorf die übliche, nächtliche Runde — hei, wie der Wind pfiff und heulte und die Schneewolken vor sich her trieb durch die Gassen. Dieter flüchtete sich vor des Wetters Unbilde in die sogenannte Beckspinte, wo er sich ein Gläschen „Harten“ geben ließ, und dann noch eines, denn der Spenglerlix war dabei und der Seilertoni, beide gar kurzweilige Kumpane und tapfere Zechbrüder. Sie luden den Dieter zu einem Kartenspielchen

ein. Er wehrte: Nein, nein, mu—uß sogleich wieder die—die Stund ru — u—fen gehen!

Ach was, die Stund rufen in dieser abscheulichen Nacht! wurde ihm eingewendet. Der Sturmwind nimmt dir ja den Ruf vom Mund weg, so daß ihn niemand vernehmen oder verstehen kann. Und wer wird in einer solch unflätigen Nacht auf das Stundrufen achten, da jedermann hinter dem warmen Ofen hockt oder sich die Bettdecke über die Ohren zieht. Hier die Karten, Dieter, heb' ab!

Und er ließ sich überreden, das Spielchen begann, es galt einem Dreier Wachholderbranntwein. Ei, wie der den Magen erquickte und erwärmend den ganzen Körper durchfuhr, zugleich aber auch, bei fortgesetztem Genusse, berauschend zu Kopfe stieg, besonders nachdem der Dieter, da er im Spiele Glück gehabt, von sich aus noch ein „Gütterchen" wichste.

Als unser Nachtwächter sich endlich aufraffte und in die Gasse hinaustaumelte — der Sturmwind hatte sich inzwischen gelegt und auch das Schneien vollständig aufgehört. Am nächtlichen Himmel, zwischen dem dahinjagenden Gewölke, glänzten und blinkten sogar die Sterne in wunderbarer Pracht, und zeigte sich der Vollmond mit seinem Silberscheine.

. . . Die— die Glocke ha— ha— hat elf Uhr g'schlage! rief der Wächter mit mächtiger Stimme in die stille Nacht hinaus, worauf hinter ihm eine tiefe männliche Stimme lachend erwiderte: Du irrst dich, Dieter, soeben hat's zwölf geschlagen, hahaha! — Es war der Statthalter Brosi, welcher die Hebamme nach Hause begleitet hatte und dem unsichern Schrittes dahinstolpernden

Wächter der Nacht den wohlmeinenden Rat erteilte: Lass' du's für diesmal bleiben, Dieter, geh' lieber gleich heim dich hinlegen, hahaha!

Jener befolgte wirklich den Rat. Es war die hohe Zeit, denn bereits hatte er die große Mühe, in das Kirchgäßlein einzulenken. Die — dieser Wachholder! stotterte er vor sich her. Die— dieser Wachholder, wiederholte er, einen Hustenanfall niederkämpfend, wa— war verteufelt stark, hm, hm! Sein Gang ward immer wie unsicherer und mühsamer, gut, daß seine Wohnung nahe stand, gut, daß sie zu ebener Erde sich befand.

Er befand sich in seiner Schlafstube. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihm auch, sich zu entkleiden und zu Bette zu steigen bezw. hineinzusinken. Seine dadurch etwas unsanft aus dem Schlafe geweckte zartere Ehehälfte schalt: Ach, dieser grobe Rippenstoß — bist auch noch bei Verstand, Dieter?

Er ließ sie ohne Antwort und war, wie sein lautes Schnarchen bezeugte, alsogleich fest eingeschlafen. Auch Frau Ammrei fand nach einer Weile den Schlummer wieder.

Den Mann jedoch befiel ein unruhiger schwerer Traum . . . Mit der Halleparte bewaffnet und das Blendlaternchen am Leibgurte machte er seine pflichtgemäße nächtliche Runde durch das Dorf. Da, am Ende der Obergaß angelangt, gewahrte sein wachsames, scharfes Auge trotz der nächtlichen Dunkelheit in etwelcher Entfernung einige höchst verdächtig aussehende, vermummte Gestalten bei einander stehen, welche bei seinem Nahen eiligst in der Richtung nach der alten Zehntscheune hin

flüchteten und nach rückwärts rasch hintereinander mehrere Pistolenschüsse abgaben. Und wenige Minuten hernach stand das genannte, der Gemeinde angehörende mächtige Gebäude in hellen Flammen. Die ruchlose Brandstiftung! das war dem Dieter sofort klar — im Traume. Er richtete sich auf seinem Lager auf, griff hastig nach seinem an der Wand hängenden Nachtwächterhorn und blies mit aller Macht Allarm, drei, vier Stöße nacheinander und rief mit gellender Stimme, so laut er rufen konnte: Feuerio, es brennt — Feu— Feuerio! So daß Frau Ammrei aus ihrem Schlummer entsetzt auffuhr, und die ebenfalls erwachten Kinder vor Furcht und Schrecken laut aufschrieen.

Die fürchterlichen Hornstöße und Feueriorufe, sowie der Lärm der Nachtwächtersfamilie wurden aber auch im ersten Stockwerke vernommen — wie sollten sie nicht! Die Zimmermannswitwe sprang eiligst aus dem Bette — die Stube war beinahe taglicht erhellt, in ihrem schlaftrunkenen Zustande und in ihrer schrecklichen Verwirrung hielt Frau Marianne den Vollmondschein für eine Brandröte. „Ach, du großer Gott, es ist unser eigenes Haus!“ rief sie, in lautes Weinen ausbrechend.

Eiligst zerrte sie ihre schlafenden Kleinen aus dem Bettchen heraus, und begann sie in aller Hast, mit vor Aufregung zitternden Händen, notdürftig anzukleiden. An einem Wandnagel hingen Fritzchens neue Zwillichhöschen, die junge Mutter griff darnach, nahm sich in ihrer schrecklichen Angst nicht die Zeit, das Kleidungsstück sorgsam loszuhäkeln, sondern zerrte kräftig und ruckweise daran, bis die Schlaufe riß, zugleich aber auch das Brett des

morschen Wandgetäfels, in welchem der Nagel stak, ein krachendes Geräusch von sich gab. Frau Marianne in ihrer großen Kopflosigkeit achtete nicht darauf, ihr war vielmehr darum zu thun, ihre armen Kindlein so schnell als möglich aus dem brennenden Hause zu flüchten, und erst hernach an das Retten der wichtigsten Habseligkeiten zu denken. Doch als sie im Begriffe stand, mit den laut weinenden Kleinen auf dem Arme und an der Hand die dunkle steinerne Haustreppe hinunter zu tappen, kam ihr die Schwägerin Ammrei mit einem brennenden Lämpchen entgegen und rief:

„Beruhige dich, Mariann, es brennt gottlob nicht, der Brand besteht blos in meines besoffenen Mannes Kopf: Er hat geträumt!“

„Ach, Gott sei gedankt! Dieser Schrecken — ich fühl' ihn in allen Gliedern!“

Die Kinder wurden wieder zu Bette gebracht. Sie, Frau Marianne selbst, konnte vor Aufregung keinen Schlaf mehr finden. Des Morgens, indem sie die Stube aufräumte, gewahrte sie, daß jenes morsche Stück Wandtäfer an welchem ihres Bübleins Höschen gehangen, sich infolge des erlittenen Ruckes um beinahe Handbreite von der Mauer losgelöst und sogar einen Bruch erlitten hatte. „Ach, wie baufällig an diesem alten Hause alles geworden ist!“ seufzte sie. Sie wollte ihren Schwager Nachtwächter hinauf bitten gehen, damit derselbe mittelst Nägeln und Hammer den Schaden ihr ausbessern helfe. Doch der Dieter hatte seinen schweren Rausch immer noch nicht völlig ausgeschlafen, und befand sich, wie seine Ammrei klagte, in „rumpelsurrender“, unwirscher Stimmung.

Deshalb zog die „Zimmermännin" es vor, die Flickarbeit von sich aus vorzunehmen. Dabei ging sie jedoch so ungeschickt zu Werke, daß das schadhafte Brett unter ihren Hammerschlägen vollends entzwei brach und ein Teil desselben samt dem darin angesammelten Wurmmehl zu Boden fiel.

„Wie dumm!" rief sie bestürzt und ratlos aus. „Was nun beginnen?" fragte sie sich. Als sie jedoch einen Blick auf das bloßgelegte schmutziggraue Gemäuer that — halt, was war das? In der Mauer eine steinerne Nische. In der Nische ein eingeschobenes hölzernes Kistchen, an welchem mittelst Messingnägeln eine lederne Schlaufe befestigt war . . .

Frau Marianne glotzte das Ding ein Weilchen erstaunt an und fragte sich: Was wohl darin stecken mag? Etwa uralte Schriften, die aus irgend einem seltsamen Grunde in dieses Versteck gebracht worden?

Klein Fritzchen, welches neugierig auf einen Stuhl geklettert war, rief ungeduldig: „Zeig', Mütterchen, zieh' aus!"

Und sie zog das Kistchen vorsichtig heraus; die Schwere desselben fiel ihr auf. Zwar befanden sich wirklich einige Stücke alte vergilbte Pergamente darin mit seltsamen Schnörkeln und Schriftzügen. Darunter aber — Frau Marianne machte große, große Augen . . . War es bloß ein trügerisches Blendwerk, das die arme Witwe äffen wollte?

Nein, die blinkenden, glänzenden Dingerchen erwiesen sich als wirkliche, hart anzufühlende Gold- und Silberstücke von unbekanntem Werte, mit den Bildnissen alter

Kaiser und Könige versehen, und das kleinste Behältnis beinahe zur Hälfte ausfüllend. Just drang der erste winterliche Morgensonnenstrahl in das düstere Gemach herein, fiel auf die Menge Gelbvögelein, so daß der Zimmermännin Augen von dem Schimmer und Glanz schier geblendet wurden. Sie getraute sich nicht sich zu regen, aus Furcht, der Schatz könnte plötzlich wieder verschwinden oder sich in wertlose Steine verwandeln, wie sie einstmals im Märchenbuche gelese . Erst als Fritzchen herzhaft hineingriff und ein Händchen voll jubelnd herausnahm, und einige Stücke klirrend zu Boden fielen, schwand endlich ihr Zweifel. Sie rief auch ihre übrigen Kleinen herbei, ließ Schwager und Schwägerin eiligst heraufrufen. —

„O seht, was ich aufgefunden hab'! Ach," vor freudiger Aufregung vermochte sie kaum zu sprechen.

Auch der Nachtwächter stand ein Weilchen ganz starr vor Erstaunen da. Dann aber fing er, der seit Wochen nur immer melancholisch den Kopf gehängt und ein mürrisch Gesicht geschnitten, plötzlich laut an zu lachen und zu jubeln, umhalste abwechselnd Frau und Schwägerin, sich mit denselben tanzend im Kreise herumdrehend, versuchte es sogar, einen lauten Freudenjauchzer auszustoßen — alles gar drollig anzuschauen und zu hören. Nun war er all' der ihn quälenden Sorgen wegen der bevorstehenden Ratenzahlung auf einmal und wie durch ein Wunder los geworden, denn diese erst noch so arme Zimmermannswitwe ist ja über Nacht zur reichen Frau geworden! sagte er sich, über die Maßen froh und erleichtert.

Doch als Frau Mariarnne mit bekümmerter Miene die Frage aufwarf: „Aber gehört der Fund auch wirklich mir? oder werden nicht vielmehr die frühern Besitzer dieses Hauses, die auswärts wohnenden Erben des alten Zehntschaffners, denselben für sich in Anspruch nehmen wollen?“ Da machte der Dieter auf einmal wieder ein gar bedenklich ernsthaft Gesicht, und kratzte sich ratlos hinter den Ohren. An diese Möglichkeit, daß es so kommen könnte, hatte er wirklich nicht gedacht.

„Mu — muß es denn auskommen?“ fragte er. Brau — brauchst du's zu beichten?“

Die gewissenhafte Zimmermannswitwe wollte jedoch von einer Verheimlichung schlechterdings nichts wissen, noch sich ein Gut aneignen, das vielleicht jemand anderm gehörte. „Das wäre ja eine große Sünd', meinte sie, und würde uns auf die Dauer keinen Segen bringen.“

Da rief der Nachtwächter, seinen Aerger über die „dumme Frau“ niederschluckend: „Wei — weißt was, Marianne, so — sogleich geh' ich na — na — nach dem Amtsstädtchen, u — um mich über die Sach' a — a — an der rechten Quelle zu — zu erkundigen!“

Er stelzte denn auch unverzüglich ab und kehrte nach wenigen Stunden mit dem freudigen Berichte nach Hause zurück:

„A — a — alles dein, Marianne! Die — die Goldstück sei — seien so alt, ha — ha — haben die Herren vo — vo — vom Gericht gesagt, da — daß sie unmöglich dem Ze — Ze — Zehntschaffner konnten

ge — gehört haben. So — so wollt's auch mich bedünken! De — denn der ha — habsüchtige Alte wü — würde das Geld ni — nicht brach haben liegen lassen, so — so — sondern an hohen Zi — Zi — Zins gelegt haben. Ja we — wenn er's vernähm' vo — von dem Fund, u — und daß er ni — nichts d'rum gewußt, e — er ging sich aus lau — lauter Aerger zu — zum zweiten mal erhängen, hahaha," lachte er aus vollem Halse.

Frau Marianne weigerte sich, den Schatz für sich allein zu behalten.

„Der Fund gehört," sprach sie, „uns beiden Familien gemeinschaftlich, gleich wie wir dieses Haus gemeinschaftlich erworben haben. Ich denke, die Summ' wird just hinreichen, um die Schuld gänzlich abzutragen, und das Haus selbst ordentlich ausbessern zu lassen von innen und außen . . . Bist du's zufrieden, Dieter?"

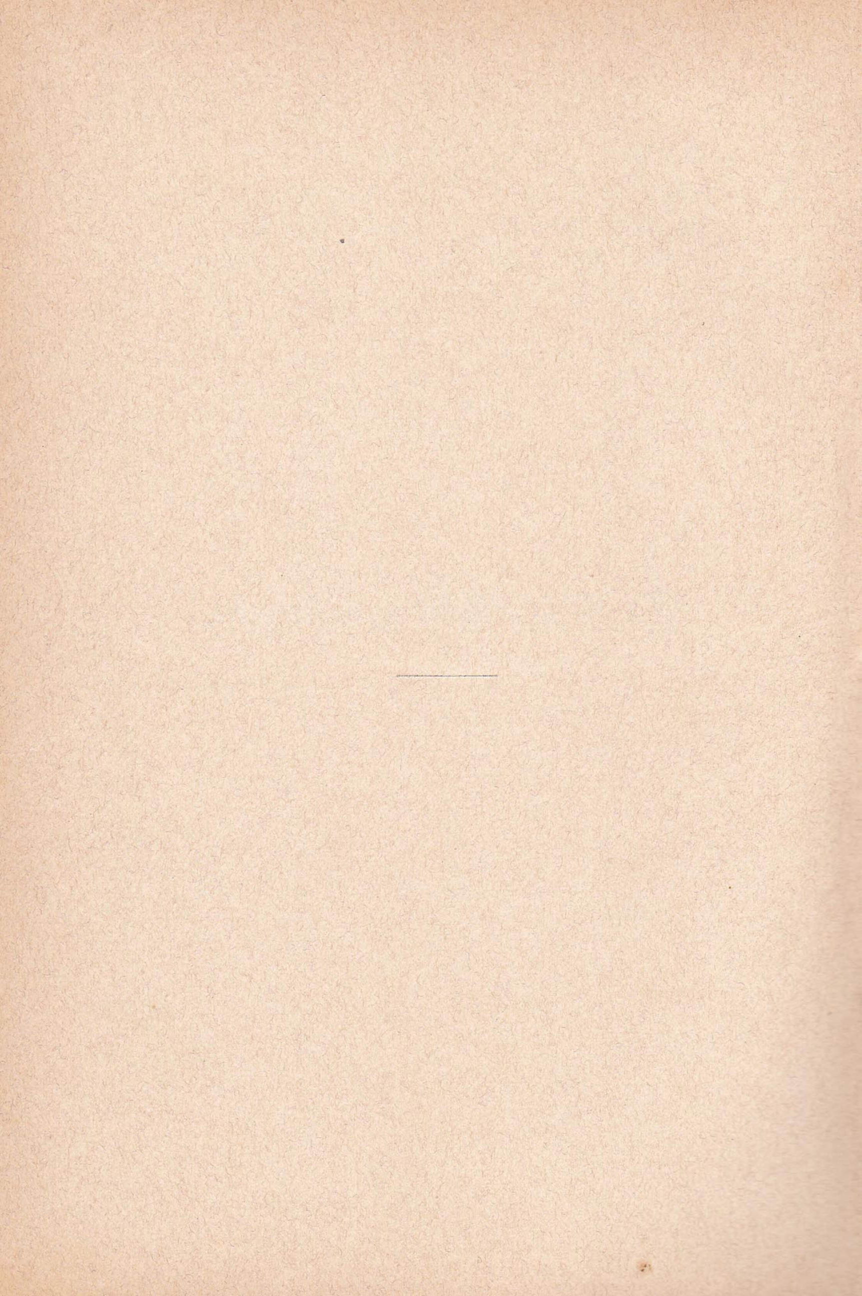
Ob er's zufrieden war. O welch' höchst überflüssige Frage! Er wußte seinem Jubel kein Ende, ordnete an, daß zu Ehren des so überaus glücklichen Ereignisses für beide Familien ein gemeinsames Festmahl hergerichtet werde. Dasselbe dauerte bis in den tiefen Abend hinein. Alsdann ging er, sich seiner Amtspflicht erinnernd, mit mächtig lauter Stimme, wie seine Mitbürger ihn noch niemals gehört hatten, die Stunde rufen Dorf auf und ab; brachte auch einen mächtigen Weinrausch, den er sich vor lauter übergroßer Freude angetrunken hatte, mit nach Hause.

Diesmal jedoch gebrauchte seine Frau Ammrei die Vorsicht, ihres Mannes Allarmhorn nicht mehr zu Bett-

häupten zu belassen, sondern dasselbe, in einiger Entfernung und Dieters Arm unerreichbar an die Wand zu hängen. Denn, meinte sie, er könnte wieder träumen, und solch' einen Glücksfall, wie der soeben erlebte, würde ein zweiter unbegründeter Feuerlärm doch kaum mehr zur Folge haben.



Es Stück Schuelmeisterlebe.





Es Stück Schuelmeisterlebe*).

Deheim bi dr Muetter.

My Name ist Melchior Füchslein.

Und my Muetter, by der ig mi einisch dorüber beklagt ha, het si ordli etschuldiget und gseit: „Cha nüt drfür, Chind! Die Näme werden eim bi dr heilige Tauf bygleit, gwöhnlig em Götti z' Ehre. Und wül dyne, dr Schachemüller, grad Melk gheiße und ne prächtige Taufchueche mitbrocht het und ne funkelneue Brabänter drin —"

„Dä Chueche, Muetter, wo isch da Chueche?"

„Du guets Chind, da hei sie gässe bim Taufmohl —"

„Und dä glitzerig Brabänter?"

„Ach, wie du au froge mahsch — bi so arme Lüte! Dä Brabänter isch mit andere, suurverdiente Batze uusgä worde für's täglig Brot, für d'Hunschöste, für d' Zinsli!"

„O i gseh's scho", han i gflennet, „alls het me gessen und verbruucht, nume dä wüescht Name nit, dä

*) Solothurner Mundart.

het me mr gloh, aß sie mi chönne drmit ärgere, 's Wagners Buebe, 's Röcklischnyders, 's Muusers: „Melk! Melk!" — — Und ha nit emol elleini ne Namestag, mueß 'n mit Zweene teile, mit em Chasper und mit em Balz — au das het mr dr Schnyder fürgholte, no- nit lang!"

„Dr Schnyder, dä sell zerscht für ihn sorgen und syni hungerige Buebe, öb 'r a Andere sy dumm Witz uusloht!" het d' Muetter balget. „Chaspar, Melchior und Balthasar, das si jo die heilig Dreikünige gsi, wo us 'm wyte Möhrcheland cho sy, für 's Heilandchindli az'bete —"

„Und Füchsli, Füchsli — — o wien i das ungern höre!

„Los, Chind du bisch ungrecht, gar ungrecht und uvrständig — Wege dym Gschlechtsname — do hesch di de absolut und ganz und gar nüt z'schäme, nei gwüß nit! Dyni Vorfahrer hei dä Name mit Ehre treit, dur- eweg, so wyt me weiß! Dy Aehni isch Hatschierer gsi bim Gnade Landvogt im Schloß; dy Großätti Chammer- diener bim Her Oebrist Spieß, i fränzösische Dienste, und erst wo dä umcho isch — i weiß nit i welem Chrieg — isch au er heicho i sys Heimat, won 'r du Sigrist wurden isch. Und vo dym Aetti selig z'rede — en brä- vere, uufrichtigere Ma as dä, het's keine gä unter dr Sunne! — — Und het so jung müesse sterbe! Am Heiligobe, grad währed 'm Gottsdienst het 'n 's hitzig Fieber apackt — — o ig armi, armi Frau, wenn ig dra denke!"

Alli Mol, wenn mys Muetterli het aso briegge, do isch 's halt uusgsi mit mym Zanggen und Mungge. Und därung het sie scho gar nit wellen uufhöre, het gschluchzet und dr Chopf i d' Scheuben abe gha, zum verbarme. Aß ig eren um e Hals gfalle bi und gseit ha, es syg mr leid und au ig well Hatschierer werde und Chammerdiener und Oebrist oder gar Sigrist, en große ryche fürneme Ma, und Geld heibringe ganz Hüffe, aß sie, d' Muetter mit de Hände nume zum Fenster us werfe und lebe chönn wie däi Prinzessi im Gschichtebuech — — und han ere d' Hand und d' Scheube vo den Augen eweg zoge und hulfe d' Thräne abtröchne und nit nohgloh, bis sie wieder glächelet het und mi küßt und wieder ihre lieb chlei Schlingel gheiße het, ihres Melchiörli!

Druuf het sie gseit: Hatschierer und Lybdiener channsch nümme wohl werde, Büebli, die Zyte si vrgange. Ehnder Sigrist, wenn's Gottswillen isch und dä jetzig stirbt — — Aber 's git süscht no vieli Lebesarte, wo dys guet Uuskumme finde channsch, Hamberch und Astelligen und Aemtli allerhand, won ig und du nit emol dr Begriff drvo hei. Thue du nume flyßig lehren i dr Schuel und folg schön em Schuelmeister und em Vikari denn wird dr Roth vorem selber cho was sellsch und chönnisch werde.

Was ig einisch sell und chönn werde — dem han i grad druuf wieder bluetweni nohgsinnet. Bi diffig gsi und ha Ernst gha i dr Schuel, da'sch wor, drneben aber bin i mit dene Bueben und Meitschene umenander gfäcklet hüst und hott, Dorf uuf und ab, im Winter go

schlyffen und Schlittefahre, im Summer go Heu- und Erdbeere, go singen und haselieren und dr Geiß lauben i Wald.

Drwyle het d' Muetter deheim Lynigs gwobe vo Morge früeh bis z' Obe spot, jo teuf i d' Nacht ine, i dr füechte Webstube unte. Und wenn ig schlofe gange bi, het sie erst no myni Hösli afo plätze und Strümpf vrsteche und Hemmeli und Nastüecher wäschen und glette. Und ha nit die lysisti Ahnig gha, wie grüüsli aß sie si het müeßen astrenge, schier umenschlig, die gueti armi Frau!

Und wenn mr gesse hei — de Morge s'Mehlsüppli, z' Mittag d' Möckli und 's Gaffee, z' Obe 's Mues — ha 's lang nit gmerkt, mängs Johr nit, aß sie gwartet und nume so gmöffelet het, bis ig gnue gha ha und erst denn z' gzrechtem het afo esse, was no do gsi isch — — und flyßig zsäme gha und z' Ehre zoge het, keis Brösmeli lo gschände, keis Räiftli Brot, keis Herdöpfelschindeli, keis Tröpfli Milch keis äsigs Bitzeli. Und alli Fäckli Züg, jede Nätlig Fade, 's chlynst Restli Schnuer, 's eifältigisch Chnöpfli oder Häftli hübsch dänne tho het — so en Süüferlichkeit und Husligkeit, wien ig keini gseh ha wyt und breit!

Und wo dr Vikari gseit het, ig chönn cho minstriere i d'Chilche, i syg jetz groß gnue — wie het sie doch ne göttligi Freud gha, as wär is die größti Ehr widerfahre! Und mr hulfen uswrndig lehre 's Confiteor und 's Suscipiat und d' Responsali, mit großer Müeih, und sie gmeint, am wyße Sunntig, wo i 's erst Mol das rot Chorröckli ha chönnen azieh. Und mr ne Pfanntätsch

gmacht selb Mittag, vo den ersten Eiere, wo 's Mutz-huehn gleit het selb Früehlig!

I han eren au müeße spuele.

Wie 's aber d' Chinder hei: sie wei gewöhnlig lieber mache, was sie nit chöi oder nit sette — bin i, so bheng d' Muetter dr Rügge kehrt het, gslingg uf a Weberbaum ufe klederet und ha aso Schiffli schieße dur dä wyß Zettel dure, und mit myne chlyne Beinlene no dr Trette glängt und druuf los gwobe, bis dr Fade grisse het oder ghürschtet isch. Denn, wenn d' Muetter cho isch, het sie erschrocke gseit: „Du Hagelsbüebli, was machsch mr do! Lueg do das Weberneft! Und so weni zsäme gschlage, d'Hüehner chönnte Haber fresse drdur — was werde die Buure säge!"

Mit dr Zyt aber, ganz gly, han i 's scho ordli los gha, das Webe, und bold mehr möge, i dr chlyne Zyt, as sie selber, das heißt, wenn der Zettel agstreckt und Alls ghörig ygrichtet gsi isch, denn das mueß gar guet vrstande sy. — — Und ha 's selber ghört, wie sie 's gseit het zue dr Gottebase:

„Dä lehrt's! das git e Weber us 'm ff, wo cha Bildet's mache, die schönste Figure, wie dr Hänel im Ried! Bruucht nume ne gschickte Lehrmeister z' treffe. — — — Jä nes diffigs Büebli isch 's, potz tuusig! schloht halt 'm Vater noh, het dä glych guet Chopf!"

Dr Dokter aber, wo myni Drüese gheilet het, het gseit: „'s Webe, i dr füechte Webstuben inn isch däm Bürschtli wie Gift. Löiht ech das gseit sy!"

Bi dr Muetter und bim Vikari.

So sie die Jöhrli, isch mi Schuelzyt umegange.

Und einisch, am Charsamstig Nomittag, won ig vom Exame hei chume, vom letschte, hocket e große schwere Ma hinter em Tisch und het ne längi Fuehrmegeisle zwüsche de Beine. Und d' Muetter seit zuemer: „Lueg do, di Götti! Dank 'm au für das das schöne Guetjohr!"

Und zum Müller seit sie: „Jetz lueget en selber a! — — Und dr müeßt mr gwüß Recht gä: für settig schweri Arbet, zum Buurewesen und Müllere, isch 'r halt viel z' gring! Lueget nume syni Gliedli a, wie rahn und gsprenzelig!"

„Wird sie scho usenander loh, bim Schaffe, bi dr Buurechost!" meint dr Müller.

„J zwyfle dra, öb 'r das wird!" antwortet d' Muetter. „Er selber cha halt nüt drfür, isch halt vo Chlynem uuf nes grüüsli leids schwächligs Gschöpfli gsi — dir wüsset's jo wohl, Götti, vom Taufe noche! Kei Mensch het glaubt, ig selber nit, aß 's drvo chöm; het gserblet zwöi drü Johr und kei Dokter het 'm chönne helfe. Bis i einisch, am ene Majefrytig, uf Wangen abe gwohlfahrtet bi zum Gallegrab. — druuf het 'r dr Chnopf nes Bitzli afon uusthue, isch gwachse wie nes Rohr — — Aber i möcht ech ömel gwüß nit höhn mache, Götti! Wenn Dir dr Bueb absolut weit — öppe so im ene Jöhrli zwöi, wenn 'r si e chly zweg gloh het — me cha jo wieder luege und brichte!"

Das het sie, wien i gmerkt ha, nume gseit für dr Götti abzschüssele — —

Und won 'r furt gsi isch, har i au my Meinig gseit, ganz küehn:

„Vrsprich nume nüt, Muetter! Mehlseck träge, das mag i nit, ma gar nit müllere, no buure! Jo wenn i mit de Rosse chönnt fahre, mit dr länge Geißle chlöpfe und z' Sattel ryte — das wär anders!"

Mörndrisch, wo dr Pfarrer spaziere gangen isch 's Gä li uus, bi eusem Hüüsli vrby, isch 'm my Muetter a Paß gstande und het em 's klagt, 's Begehre vom Müller-Götti, ihri eigene Bedenke und Gedanke wege mir. Wi sie gmeint heb, i sett ne geschickte Lynweber gä und nit unter de Buuren umegstoße werde, so nes zimpfers schwächligs Bürschtli. Au my Aetti selig hätt gwüß öppis anders us mr lo werde. Sie chönn vor luuter Stuune schier nümme schlofe, z' Nacht!"

Druuf het dr Pfarrherr gseit: „Buurechnechten und Mühlicharrer — dere müeße 's halt au sy uf dr Welt, ebe so guet wie Muurer und Steibrecher und Pechbrönner und Holzer. Jungi chächi Lüüt, wo zue nüt anders fähig si — nu, die selle zuegryfe! Wie mr aber dr Vikari seit, isch Eue Jung en bsunderbar glehrsame, heitere, ein vo de Besten i dr ganzen Schuel, wo nit grad dr Best. Do läß si scho öppis anders mache, as Mühlichnecht! — — Lynweber, schwindsüchtig werde — weit dr das! Denket a Eue Ma selig, viellicht — doch, was will mr säge, 's isch halt so Gottswille gsi! — — Do wege dem Junge — — will drübr noche denke."

Und am Tag druuf scho chunnt Bricht, i sell i Pfarrhof cho.

Und dr Pfarrherr frogt: „Gfiel dr 's Schuelmeisterwerde, Melchior?"

Hät 'r gfrogt: Gfiel dr das Künig- oder Kaiserwerde oder gar Bischof — 's hätt schier die glychi Würkig uf mi gmacht!

Schuelmeister werde, mit dr Brüllen uf dr Nase, 's Buech i dr Hand und dr Stecken unter em Arm d' Schuelstuben uuf und ablaufe, und gförchtet z'sy und grespektiert! O die müeßte mr folgen uf 's Tüpfi, Chly und Groß, dä Tatzestecke wett ne um d' Büggel und um d' Ohren ume gä do i 's Seilers Buebe, i 's Schmied's, i 's Chrummenachers und em Hühlischuemacher syne, wo mi eisder föppelen und helche — die wett i dressiere! Müeßten i 's Schandeggeli chneue uf e dreieggig Stecke, mit uusgspannten Armen, zwo, drei Stund lang, en Tag, ne Wuche, bis sie zahm wäre und mr thäten abbete dr tusiggottswille — —

„Jo, das Schulmeisterwerde, das gfiel mr nit übel," han i gseit.

Und druuf het dr Bscheid gluutet, i sell 's dr Muetter au mitteile, und wenn sie 's zfriede sig, wieder cho brichte. Au müeß i denn e Rung cho Stunde näh zum Herr Vikari, aß ig mit Ehre chönn ytrete i dä Kurs.

So bin i denn all Tag i d' Stund gange, z' Obi am Vieri.

Zerscht aber han i der Pfarrchöchi, dr wunderlige Schnupfnase, nes Halbdotzen Aerfel Schyter und nes

paar Chessel voll Wasser müeßen i d' Chuche träge vom Höfli noche. Denn erst isch sie go rüefe: „Herr Vikari, der Bueb isch do!"

Und wenn d' Stund uusgsi isch — selte het sie mi lo laufe, aß ig nit no öppis ha müeße pöstele, zum Chrämer, zum Beck, zum Milchbuur, uf d' Post, zu der und dieser Frau. Oder de Herre d' Schueh putze. Und ha i nes Unthäteli a de Schuehnen ine brocht oder bin i ihrer Meinig no nes Minüteli zspot zrugg cho, do het sie mr d' Levite glese, gar nit schön! Denn sit aß ig sie atroffe ha a selber Chilbi, z' Obe, mit dem gewaltige Ruusch im Aescheloch ligge — und ig im Schrecke luut gschroue ha und dene Herre bi go rüefe — sit selbmol het sie mi gar nümm chönne lyde! Und ha 's doch keim Mensche gseit, as myr Muetter, und au dere nume ganz hübscheli!

Und die Plog, won i gha ha, mit dene Studente, wo z' Kavanz cho sy us dr Stadt: zwee die wildeste Husare, wo em Tüfel und syr Großmuetter nüt nohgfrogt und all Fugen im Chopf gha hei, wo eme ne Buurebueb gar nit i Sinn chäm. Und hei mi plogt und ghelcht schier uf 's Bluet und mr ei Possen um dr ander gspielt, mir eifältigem Bürschtli. Und de het sie d' Schöchi schier müeße z' Tod lache. Isch aber öppis verderbt gsi, i Huus oder Garte oder öppis gmuset worde, Spalierbiren oder Trübel, und dr Pfarrherr isch drüber cho, da ha 's natürlig ig verbrocht gha, do sie die Olti und die Herresühnli über ei Leist gsi!

Einisch won i hei cho bi het d' Muetter ganz verdrießlig dry gluegt und gseit: „Denk au, Melchiörli, was

mr begegnet isch: Hütt z' Obe, du bisch chuum fort gsi, chunnt der Schuelmeister und foht afo brichte vom Wetter, vo de neue Herdöpfle, vom Preste, wo regier unter de Hühnere. Und endlige pletscht er 's use: Isch's wohr, will Eue Bueb Schuelmeister werde?" Und uf my Bscheid hi seit 'r: „O dä wüll mi de gwüß vrtrybe, vo Amt und Brot, mi alte Ma, mit der chränklige Frau und dem Trüppeli Chinder: Was sell ig denn afo? Ma däweg schier nit g'schnuufe, cha mi chuum uusbringe! Jo wenn i no jung wär! Aber ne sechzigjährige Ma und au selber nüt chäch — i darf gar nit dra denke! — — I weiß zwar wohl, woher das chunnt: bi dellne Herre zweni glehrt — — I Gottsname, cha nüt drfür! Selbigsmol, zu myr Zyt, het me halt gar gringi Asprüch gmacht: sechs Wuche Kurs, und der Schuelmeister isch fix und fertig gsi! Jetz fryli verlangt me meh, wüll ne Professor ha — oheye, hätt i doch lieber glehrt Chörben oder Besebinde!"" —

„So het dä Ma g'jommeret, i ha ordli Mitlyden übercho; und 'm schließlig versproche, du müeßisch 'm nie und nimmer i Weg stoh, i keim Fal nit. Und er het mr grüüsli danket und mr nes Gizzi verheiße vo syr schöne wyße Muttigeiß, ganz umsunst. — Und erst grad han i denkt: Wär 's nit gschyder, Melchior, wenn de das Schuelmeisterwerde ganz und gar ließisch fahre und öppis anders thätisch lehre? Oeppe 's Schnydere — — das wär au gar ne liechts und suubers Hamberch — nit wohr?"

„Schnydere? Schnyderli, Schnyderli megg, megg, megg!" han i gspottet. Nei, Muetter, nume das nit!"

„Was denn?“

„Weiß selber nit!“

„So bsinn di! Und i will my au bsinne.“

Oeb mr is aber recht uusbsunne gha hei, isch scho d' Azeig cho us dr Stadt, i sell mi stelle, denn und denn, zum Vorexame.

Und dr Vikari isch selber mit cho i d' Stadt, für bi dr Hand z'sy, wenn 's öppe hätt welle hapere.

Und nötig isch 's scho gsi: Won i die Herre gseh ha mit dene glehrte Brüllen uf dr Nasen, ein so streng aluege und hochdüütsch uusfroge, wär mr 's Herz bald i d' Hösli abe grütscht. — — Notisnoh aber bin i guräschierter worde, bsunders won i gseh ha, aß die andere no dümmer gsi si as ig, nämlig myni Angstkollege Und wo 's uus und übere gsi isch und men abeglese und proklamiert het: „Aufgenommen: Füchslein, Melchior — “ do het mi dr Vikari gar fründlig und freudig aglachet; und mi mit 'm furtgno Gaß uus und y, bis vor nes großes Herrewirtshuus, dört isch 'r ine. Und ig bi noche tschümperlet wie nes Lämmli. I dem Huus aber — was dört für en Pracht gsi isch, i dem Saal! Spiegel mit guldige Rahme, so groß wie deheim eusi Chastethür; a de Wände zringsum gfarbets, gmolets Papier, d' Decki chrydewyß und dr Bode — bhüetis Gott, dä Bode isch jo schöner gsi as deheim euse Tisch, do darf mr jo schier nit abtrampe! Und im enen Eggen in isch ne jungi Orgele gsi, und Eine het druff ume gfingerlet und drzue welsch gsungen, und das het gmacht — im Himmel cha 's nit schöner sy, bi den Engle! Und dä läng breit Tisch isch deckt gsi mit allerhand Rustig, Teller, chryde-

wyßi, zwee drei ufenand, und wyßi z'sämegleiti Scheubeli drby. Und silberigs Eßg'schirr, Häfeli und Büchsli und sogar zwee Maiestöck im volle Bluest! Hätt mi do nit selle verwundere? Und Herre si uuf und abgspazieret und nes Wybervölchli, und das isch so rahn gsi, so rahn — schier rahner as ig, 's het mi dunkt, es sett abenananander gheie, i dr Mitte dure, jo gwüß! — — Und was mi eigetlig verstuunet het: keim Menschen isch 's i Sinn cho oder keine het d' Höfligkeit gha, z' säge: Guete Tag, Herr Vikari! Und em öppe 's Schmatz-händeli z' gä, nit emol das Dämeli — — Und kennt hei 's 'n doch gwüß — wie sette sie nit, euse Herr Vikari?

Und wenn i tuusig Ihr olt wirde, selb Mittagesse vergiß i nit, myr Lebtig nit! — — Dr Vikari het mr nämlig ydrüllet gha, im Fenstereggeli inne, wie mi öppe sell benäh am Tisch: Nit z'schwytig thue, das syg nit wie deheim, wo me nume eis Plättli uufstell, Schnitz und Herdöpfel odr Chruut und Rüeben unterenand — do chöme 's Sache zgnue, eis no'm andere, me chönn sie satt esse, ohni der Gröbel z' mache. Das syg nämlig 's Ordinäri — — Und sell nie zviel use näh uf eimol, und was i use nähm, schön uufesse. Und eister öppen e chly uuf i h n luege, wie er umgöih mit dene Sache. — Und richtig, do wird nes Süppli uusteilt, zündgäl, aber so dünn, es hätt si dra keis Chind chönne satt esse; und druuf Fleisch, ganz dünni Schnäfeli, chuum größer as nes Oepfelchüechli. Das hei sie eim so über d' Axlen ine glängt, und i ha prezis au numen eis agsteckt, wie dr Herr Vikari au, wiewol 's mi dunkt het, i möcht es

Halbdotze, no däm längen Examiniere. Au es chlys Häfeli isch ume gange, vo Hand zue Hand, und Jede nimmt es Löffeli voll use, zündgäli Rustig — was isch es ächt? Nen Art Hungg? Und wie dr Vikari dise-weg luegt und em Nochber uf weltsch Bscheid git, nimmen ig voller Glust grad zwöi Löffeli voll use, und loh's gflingg wyters goh. Wie ißt mr ächt das? Jetz gsehn is: dr Vikari schnydet nes Möckli Rindfleisch ab und tümpflet's mit dr Gable i dem Züg ume Und i, nit fuul, mache 's grad au so, frei gstyf. Aber was isch das? O es byßt mr fast d' Zungen ab, 's ganz Muul, und rücht mr i d' Nase, ma 's schier nit verlyde! Will's gleitig use machen uf e Teller, aber ojeh! jetz luegt mi grad dr Vikari a und frogt hübscheli: „Dunkts di guet, das Esse?" —

Und i säge: „Jo!" und worgle's abe, und s' trybt mr doch 's Augewasser füre! Und 's het's au so müesse breiche: keis Aug thuet 'r ab mr, brichtet mr, i allem Esse, vo syne Jugedjohre, wien 'r als arms Buebli i d' Stadt cho syg zue syr Tante, und wien en die heb lo studieren, us ihre Mittlen, und Alls für en tho heb, wie nen eigeni Muetter, und — und — i ha nüt meh ver-stande drvo, das Züg, das gäle Tüfelszüg — o i bringe 's schier nit fertig! Und darf nüt fürloh — — Und es chöme nami Plättli, no mengs, Gsottnigs und Brot-nigs und Bachnigs, ha bi wyt und fer nit gwüßt, was 's isch; und au keis Verlange drno gha — denn im Buuch in het's mr aso gramsele bis a 's Halszäpfli use, im Chopf aso warmen und sturm werde, dr Vikari, die Herren und Dämli, der ganze Saal isch zringelum gange

— i ha chuum me chönnen uufstoh und use goh vor Schlechtigkeit. 's isch halt di größti Zyt gsi, im Gang usse het 's mi aso lüpfe — wohy goh, i Gottsname, wohy? Won i au uufmache, nüt as Zimmer, eis schöner as 's ander — mira, i cha nit andersch. O die Schand, dr Vikari, zwöi Dienstmeitli und die dicki Huusmadam um mi ume z'gseh! Und i meine, 's Herz, d' Därm welle mr zum Lyb us — Alls wege dem verfluxte gäle Züg, wo mr wieder früsch uufgrochen isch — — —

Und dr erst Gedanken isch gsi: Lieber deheim Chruut und Rüebe oder nes magers Mues, as do das fürneme Herregschlüder, wo eim so übel macht! —

Dr früschbachnig Schuelmeister.

Kurios! Deheim het mi das magere Gmües und das dicke Mues doch nümme recht guet welle dunke. Und ha jedi Stund abzellt, bis i chönn i 's Seminar yrucke.

Und dr Schnyder het müesse zue, für mr ne neui halbwuligi Bchleidig z'mache und dr Schuehmacher — mit Stolz han i das Alls aglueget, dä Gstad, mit Stolz drvo gredt, bi dr Muetter, wie schön das syg i dr Stadt und das Herrelebe, won ig gseh heb. Und ha mi gwüßermaßen selber als en Art Herr gfühlt, als junge agände Schuelherr. Und allerhand großi schöni Plän gmacht, wie mi myni Kamerade einisch werden aluege. — —

Endligen, am Simon- und Judistag, han i chönnen abwatze mit myne Siebesache, d. h. chönne mitfahre mit 's Chuerets Steffe, wo nes Paar Seckli Haber furtgfüehrt het, i Sterne.

Und wo's zum Abschied gangen isch und d' Muetter so luut briegget het, und mi ume Hals ume gnoh — do isch's mr doch ganz kurios worden um's Herzgrüebli ume, ganz wässerig i den Auge — —

Und uf dr Reis, nume um nes Gspräch az'foh und und mi fest zmache vor em Steffe, han i gseit: „Bisch au bekannt" — 's isch nämlig der jung Steffe gsi und dä han i wol dörfe dutze — „bisch au bekannt i dr Stadt? Jg au! Bi sogar einisch am Ordinäri gsi im ‚Schiff'!"

„Schiff isch keis i dr Stadt."

„So isch's 's Chrukedil gsi — ömel 's fürnemst Wirtshuus, selb isch gwüß, aß eusers deheim nume ne Wageschopf isch drgege!"

„Ma lycht!" seit dr Steff und zündet glychmüethig sy Pfyffen a. Dä het 'm nit starch lo imponiere!

J ha mi arg tüüscht: 's Seminari isch nit i dr Stadt gsi. Abr au nit wyt dervo, blos nes Viertelstündli, im ene stille fründlige Dörfli, im ene stille fründlige Huus. Und stilli Lüüt hei drin gwohnt, dr Unterlehrer und sy Familie.

Still und fründli isch 's au furta zuegange, i dem Seminar, wie am ene Schnüerli: Lehren und essen und wieder lehren und spielen und spaziere, ei Tag wie dr ander, dr Sunntig usgnoh — sell i das bschrybe? Das chönne hundert Andere besser as ig! — — Bi

dene heitere Kamerate, dem flyßige Studieren und lustige Spielen isch das Jöhrli — 's schönste Jöhrli vo mym Leben — umegange, ha schier nit gwüßt wie! Ha bi all dr Arbet und Fröhligkeit fast my Muetter vergesse. My armi Muetter — beedi Mol, won ig hei bi uf Bsuech, isch sie, wenn sie gmeintt het, i schlof, wieder süüferli i d' Webstuben abe düüsselet und het gwobe bis teuf, teuf i d' Nacht ine — Alls für und wege mir, ha 's gwüßt!

Und wo 's Exame cho isch und die Herre uufgruckt si, us dr Stadt, eine fyner as der ander, do het 's mr doch afo chrüüsele: Bstohsch ächt, oder bstohsch nit? — —

Doch jo, i bi bstande!

Und won i das Züügnis i de Hände gha ha, 's Lehrerpatent, isch's mr vorcho wie ne Traum — — Also jetz wär 's endligen überstande, das Aengsten und Müeihe, jetz hätt i 's erreicht, was mys Strebe gsi isch, my Ehrgyz syt Johre! — — Zeh, ölf Johr ha mi myne Lehreren unterzieh müesse und mi dücke — jetz bin i selbr Schuellehrer, selber Herr, und 's Ghorsame isch jetz a Andere. D' Juged vom ene ganze Dörfli wird si vor mir müesse beuge, all Lüüt mi in Ehre ha, groß und chly!

Da'sch am 18. August 1838 gsi. Wer weiß, han i denkt, öb mr das Datum nit einisch no i d' Weltgeschicht ytreit, mit guldige Buechstabe — —

Drum bin i uf dr Heireis scho ordli zueversichtlig abtrampet. Und am Fluehrain, i dem viel bsuechte Gast=

wirtshuus, bin i ykehrt — nit öppen us Hunger oder Durst, nei us luuter Freud und wil 's mi gwunderet het, wie mi jetz d' Lüüt werden aluege. Aber vo bsunderbar Aluegen isch kei Red gsi; nes paar Fuehrlüüt, grobi brutali Burschte, hei bi Wy und Fleisch nume vo ihre Rosse brichtet und Wäge und mi gar nüt g'achtet. Und d' Frau Wirthi selber, die het mi nume so läi (lau) grüeßt und em Stubemeitschi befohle: „Bring dem Junge ne halbe Schoppe, Bäbeli!“

Das het mi ordli gfuxt und i bi druff und dra gsi, für dem dicke hochmüethige Wyb mys Patent unter die dicke Nase zha und zsäge: Lueg do, wer i by! — — Doch han i's unterwege gloh und no mym Steckli glängt und mym Bündeli und bi fürbas gange em Heimet zue. Au dört het me weder glüüte no gschosse, won i yzoge bi! Ha sogar müesse köre mit eigenen Ohre, won i bi Seppels Hüüsli vrby gange bi, wie 's Ammarei gseit het: „'s Oltesigerste Bueb isch au wieder hei, Muetter! Do goht 'r grad vrby und het dr Chopf uuf, wie en Sternegugger. — — Wie dä gwachsen isch! Aber dünn und mager wie ne Bohnestange!“ —

Au die Buure, wo Mist und Gülle gfüehrt hei 's Dorf uuf und ab, hei si kei Minuten uufghalte wege mir und glychmüethig zue tubaket, as wär i nit dä, won i bi!

D' Muetter aber, my liebi, gueti Muetter, die het mi anerchennt und ne Freud zeigt, nit zbschrybe!

„Gottlob!“ seit sie, „isch's einisch erstritte! O wie suur isch mi die Sach achoh und wie hert: Jetz, statt z' choste, channsch du brav Geld verdienen, Melchior, gell?

Nötig hei mr 's scho, grüüsli nötig — — denn, i darf dr 's schier nit säge: d' Geiß ist krepiert, denk au, eusi gueti olti Zottelgeiß, ganz ungsinnet, am Zystig z' Nacht! Und das schwarze Tschuppelhuehn het dr Marder gfresse, das guet Huehn, wo so großi Eier gleit het, schier Johr uus und i! — Ha scho 's Geldli zsäme ghüüselet gha, für Dir ne neui Sunntigbchleidig z' chaufe; jetz längt's chuum für ne früschi Geiß, und ohni die chönne mr jo nit lebe!"

Und würklig, myni Arme hei halbelleläng us dene fadeschynige Rockermlen use gluegt, au d' Hosebei si nr chuum meh übr d' Waden abe cho, dr Lyb halb am Rüggen obe gsi, das het mr au dr Spiegel gseit zum Ueberdruß.

„Viellicht", tröstet d' Muetter, „chuunsch grad nes Gstell über, do oder dört! Hei 's dr nüt vo dem adüütet, die Herre?"

„Nei, wyters nüt. Das heißt, me het mi ytreit i d' Kontrollen; und gseit, me werd mr brichte, wenn öppis los syg. Da 'sch halt dr Regierig ihri Sach!"

Und Bricht isch cho, ganz bizyte, ungsinnet: I sig als Hülfslehrer gwählt uf Hälishuuse. Ytritt sofurt, so gly as müglig.

O wie het mr 's Herz klopfet vor Freud, 's Papier het frei zitteret i myr Hand, aß d' Muetter erschrocken isch und gfrogt het: „Was isch gange Melchior? Gwüß nes großes Unglück?"

„Nei, Muetterli, nes großes Glück! I bi Lehrer, d. h. Hülfslehrer worde, was denk uf 's nämligen use chunnt! — — Jetz, dir grobe hochmüetige Dorfschnabe,

jetz werdet dr hoffetlig Respekt überchо! Abr wenn i einisch wieder hei chume, zell i au nümm mit ech, thuen ech 's nit zum Gfalle!"

Und voller Freude ha mi uf e Weg gmacht uf Häslishuuse, i my erst, neu Würkungschreis. Dä isch für en Afang groß und schwer gnue gsi: Ne Schuel vo achzig Chinder, groß und chly, nen olte Schuelmeister, maloder und churzötig, wo grad si Afal gha het. — — „Guet," seit 'r, „as ig — Hilf über—chume — — do die Fra — tze — bringe mi no — unter e — Bode —" Dr Wueschti will 'n schier erstecke. Und 'r fahrt furt: „Also — do die A — fänger — du wirdsch doch wüsse — wie mr — das macht? Hesch jo d' Meth — d' Methodik — gstudiert — me git's halt — bi de Junge schynt's gar glehrt — und praktisch. Hei s', — mir Olte — selber müesse probiere — Jede no syr Fa — son — — Und do die zwöiti Klasse — chönne 's ABC schrybe — lese, dritti Tabelle — — dritti Klasse — Zifferrechne — Schrybe — Sätz — — Vierti Klasse chönnte 's guet, wenn sie — wette; aber bösi uwodligi Buebe — schlimmi Meitschi — hei nüt as Possen im Grind und — Faltschheite — z' Leid lebe — — Stecke bruuche, Stecke — wien ig au — wenn i nume d' Chraft hätt — dr Othe — —"

Die chlyne Büebli und Meitschi hei mi groß agluegt, die hintere großen aber d' Chöpf zsäme gsteckt und heimlig guschelet und no mr higschielet; und i ha's guet möge höre, wie Eine, ne rote laubfleckige Schlingel seit: „Dä isch au i dr thüüre Zyt uf d' Welt cho!" Und es Meitschi het bygfüegt: „Glycht uf 's Hoor em Schnyderlehrbueb

wo einisch i 's Maritze Huus, um nes Gwett, dur nes Hosebei gschloffen isch, hihihi!" Und alli hei aso lache, schier überluut.

Sell i grad mit 'm Stecken über sie herfahre? Eigetlig wär das em Alte sy Pflicht gsi, bi jo soz'sägen erst ine cho — 's schickt sie doch nit wohl .... Aber d Täubi het mi schier verwürgt, und i ha denkt: Wartet nume, dir Luuswaar! Es anders Mol werdet dr's de scho gwahre, daß ig nit churzötig bi, wie dä arm olt Ma! —

Und d' Glegeheit isch cho, grad mörnderisch. 's isch nämlich Donnstig gsi, wo d' Fortsetzigsschüeler hei müessen yrucke für nes Stündli; ne Bank voll groß trotzig Burschte, wo nit gwüßt hei vor Hochmuet, wei sie grüeßen oder nit. Und hei würklig nit grüeßt; und hei so böckisch tho, schier nit zum Uushalte. Und wo ne d' Uufgab gä ha, en Körper uuszrechen, so höch und so breit und so läng, het Eine a sy Hosebändel glängt und gseit: „Und fünf Zoll dick!" hei Alli aso gigele und nand ablinzlen und stüpfe ... do isch mr d' Geduld uusgange, eismals. Mueß nes Exempel statuiere! han i denkt und, dr Stecken i dr Hand, dä Fürwitzig heiße vortrete. Abr wer nit chunnt, isch d ä gsi, jo, i ha müesse köre, mit eigenen Ohre, wien en die Anderen uufstüpfe: „Gang nit, Jörg, blyb hocke!"

„So?" han i gseit, „du wotsch nit cho? Mueß die also cho hole?" —

Und i bin 'n go hole ... O i hätt 's ringer lo blybe! Denn wien i dä Bursch bi sym halblynige Chrage packen und an em ume zerre — er het e Buggel gmacht,

wie nes Muneli, doch glaub i hüt no' i hätt 'n am End doch vom Fleck brocht, denn d' Täubi isch z' allmächtig gsi, by mr, und scho han ig 'n e chly uufglüpft gha vom Bank, trotz aller Schweri und allem Sperre — do zerrt mi Eine hinterruggs am Bei, i verlüüre 's Glychgwicht und falle mit mym widerhöörige Burscht zwüsche Stüehl und Bänk abe, ig fryli obenuuf. Und — o mys Bluet empört si hüt no, wenn i a die Schand denke! — zwöi drü Mol gspüren i my eige Tatzestecken uf mi abe suusen uf ene Stell, wo 's zwor am wenigste schadt aber weh thuet gradglych... J demselbe kritische Augenblick isch mr abr my olt Schuelmeister z' Hilf cho vo de Chlynen ewegg; het nit lang Zyt gha, nom ene Stecke z' sueche, mit dr Schrybtafelen in dr Hand isch 'r über sie hergfahre, wie dr Samson über d' Philister, und het ne sie, hau's oder stech's, über d' Grinden ine zwickt, aß sie blüetet hei wie d' Säu! Au ig ha mi chönnen uufmache und mit 'm Stecken aso dryschloh, fünf Minute lang, wie ne Blind, wie rasig, aß 's frei gstobe het uf dene Büggle und s' Hoor gflogen isch i dr Stuben ume...

My olt Schuelmeister isch halbtod gsi; und ig au; und d' Bueben au. Und die andere Chind ertatteret öppis grüüsligs. Sn daß mr d' Schuel hei müeßen uusgä uf dr Stell. —

Da'sch my ersti Schuelmeisterfreud gsi. Dr Schuelmeister isch is Bett glege, mängge Tag, und het kürchlet und bärzet, 's isch eim frei angst worde.

Dä Struß het si zwar nit wiederholt, die Bürschtli hei si ordli düüßt und in Acht gnoh; aber 's Schiggä=

niere, so heimlig, hintedure, hei sie doch nit chönne lo gelte, und a Chyb und Aerger han i kei Mangel gha, Tag für Tag. Und tuusig Mol han i gwünscht, wenn i nume d' Gwalt hätt, d' Chraft! Und by mr selber denkt: Nes leids grings Bürschtli sett doch nie Schuelmeister werde! —

Au die Chlyne, d' Afänger, hei mi dur ihri Ungschickligkeit schier tuubetänzig gmacht. Und nit vrgebe het's mr einisch traumt, gly Afangs, i heb es dotze hagelbuechigi Tütschi um mi ume und die müeß i, bi Todesstraf, lehre lesen und schrybe; und bi am Morge ganz naß gsi vom Schweiß. Und würklig isch 's mr einisch vorcho, daß mr so ne dickchöpfige, eifältige Düppel, won em ne ganzi Stund dr A zeigt ha uf 'm Brättli und hundert Mol uf 'n ygredt und grepitiert gha ha: „Seppeli, säg: A!" — aß das Bürschtli endlige 's Muul uufthuet und ganz brieggerig seit: „I cha jo nit schäge wie Du, Scheppeli schäg A!" Was, ums Himmelswille, will mr mit Settigen afo? O i ha mr das Alls ganz anderisch vorgstellt gha, im Seminari!

Und d' Chost, bi mym Schuelmeister — es schickt si zwor nit vo dem z' rede, aber i mueß 's doch no bemerke — die Chost isch leider nit geeignet gsi, für mir Chraft und Guräschi zverschaffe — — dä nötig Ma het halt ne starki Huushaltig gha. Und wenn i d' Frau kört ha sägen: „Aber Hansli oder Kädini oder Fritz, hau doch nit so Brot ab! Denk, 's Leibli chost drei Batze und hei nume no das!" und das Aschnittli zu mir ufe cho isch, han i scho dr Muet verlore gha und nümm dörfen abschnyde.

Und wo mi d' Muetter gfrogt het, z' Wiehnacht, won i hei cho bi uf Bsuech: „Dr Lohn, Melchior — was git's für Lohn?" do han i 's, ach! selbr nit gwüßt! Im Regierigsschrybe het 's halt nume gheiße, as do und do hy go, als Hülfslehrer. —

Drum han i dr Muet zsäme gno; und wo dr Oberamtmen einisch cho isch, für d' Gmeinschrifte z' erlesen im Schuelchaste, und nebeby au d' Schuel i Augeschyn gno het: „Dr Gehalt, Herr Oberamtme, wie stoht's mit dem, wenn i froge darf? " — du seit 'r no langem Bsinne: „Nes Gsetz dorüber, so viel i weiß, git's keis! Doch von andere Fällen aznäh, mueß Euch dr Schuelmeister d' Chost gä gratis, und d' Regierig zahlt ech, wenn mi nit irre, us ihrem Sack achzg à hundert Franke per Johr — 's isch fryli kei großi Summ. Abr das sell ech dr Muet nit nä, mi liebe junge Ma! Dir dörfet d' Sach au nit vo dem Standpunkt uuffasse! Ne Bürschel goht i d' Lehr, wie dir au drin gsi sit, im Seminar; er goht abr au auf d' Walz, auf d' Wanderschaft, für si wyter uus-z'bilden i sim Bruef; und frogt nit no'm große Lohn, da 'sch d' Nebetsach: Nu, das do isch jetz Eui Wanderschaft! Und dä Ma isch, wenn au kei glehrte, doch ne gschyde praktische Schuelmeister, won ech Mängs cha zeige, mängs Vörteli, wo im Seminar nit glehrt wird, bsunders wie me mit de Chindere sell umgoh. Das wird ech zur gueten Empfehlig diene für wyters z'cho; und au ig wirde nes guets Wörtli bylegge, chönnt druuf zelle! Drum: Ei Zyt isch nit all Zyt!"

Das, die Red vom Oberamtme, het mi ordli erquickt. „Ei Zyt isch nit all Zyt!" han i denkt, wenn mr öppis

schief und quer gangen isch; „Ei Zyt isch nit all Zyt,“ wenn dr Verleider het wellen über mi cho. „Es wird wol au nes anders bessers Lüftli cho z'wäihe, wer weiß, wie bald!“

Mit dr Welt bin i weni i Berüheḥrig cho, us mehrfache Gründe: am Tag han i chuum dr Zyt gha und z' Nacht — was hätt i z' Nacht selle duße thue, wenn's finster gsi isch und mr nit gwüßt het, wer eim begegnet, Früud oder Find? Also han i my Zyt deheim zuebrocht, i dr Schuelstuebe, bi mym olte Schuelmeister. Dä isch — me hätt's dem bscheidene Ma nit agseh — ne Meister gsi uf dr Gyge, im Gsang, het 's eben als Chorbueb gründlig glehrt i dr Stadt; und wien 'r wieder e chly besser het möge gschnuufe, isch 'r au gern willig gsi, für mr Lektione z' erteile im Notelese, im Spiel und i dr Gsanglehr. So daß ig en recht lieb gwunne ha und em 's vo Herze ha möge göne, aß 'm mit de warme Früehligslüfte wiedr freier worden isch um d' Brust ume und 'r si notisno het aso ebchyme. Und er het 's zwor nit gseit, abr i ha 's doch chönne merken und em 's gor nit verübel gno: Er chönn's jetz alleini, i dr schöne vakanzryche Summerszyt!

My Gsichtschreis thuet si erwytere.

Da 'sch nes Wandere gsi vo eim Ort zum andere, wie ne rechte Zugvogel! Gester no Hülfslehrer z' Hälis-

huuse, hüt Hülfsschryber bim Prokerater Scherer z'Wulisheim. --

Do han i müessen Akten abschrybe, nüt as Prozeßakte, so läng wie die berüehmti Seeschlange: Rechtsbegehre — Bewyssatz eis, zwöi, drü bis i d' Dotzen ine oder wyt drüber uus — Replik, Duplik, Triplik — Inzidenz — Vertagung — Züügeverhör — abrmal Vertagung, wil der ander Prokerater nes Aegertschenaug übercho het — Augeschyn — o Alls so lederig und troch! Und ha do di Buure müesse mit aköre i dr Schrybstuben inn, wie sie em Prinzipal vo ihre Händle deebberet hei, Stundelang, dumms, lydeschaftligs, eifältigs und kolderigs Züüg, aß ich mängmol schier luut ha müesse lache, mängmol abr lieber drvoglaufe wär. Aber my Herr Prokerater, dä isch uit drvoglaufe! Dä het sie geduldig akört und sie uufgmunteret und ne gueti Hoffnig gmacht, wie ne Dokter, wenn 'r nen Uuszehrigschranken unterhänds het. Denn vo dene Manne, dene widerburstige, wunderlige und händelsüchtige thuet 'r lebe, nimmt nen ihres Geldli ab, 's isch ne Freud z' luege oder ne Gruus — wie me 's eben aluegt — — Do sie grod zwee gsi, ne ryche Buur und ne dicke Wirt, die hei nand ghelchet und mit enand prozidiert, schynt's scho sit Johre, wege 're Bagetell, us lauter Hochmuet und Zwängerei. Und einisch z' Obe isch em Buur sy Prokerater cho und seit: „Wie, Kollega, du wotsch dä Handel lo uusgoh im schönste Bluest, wo 's no so vieli Federe zrupfe git?"

Do antwortete euse: „Dyne ma allweg no Federe ha, Minen aber isch soz'säge blutt wie nes gmuusets

Huehn! Ma nit öppe no d'Chöſten ybüeße, denn verlüüre thuet er 's doch!" —

„Iſch no niene gſchribe!" ſeit dr Ander und blinzlet ſo ſchlau. „Wenn 's recht achehrſch — im Vertraue gſeit — em Buur ſy Hauptzüüge — 's iſch e chly ne fuuli Sach — wenn me recht mit 'm redt, zum Eid trybt — er thuet 'n nit, darf en nit thue! — — Nit verrote — heſch kört? Adiö!"

„O!" han i denkt, „das gſcheihen au Sachen uf dr Welt!"

Choſtesnote han i müeſſen uusfertige, 's iſch mr ſchier ſchwarz worde vor den Auge: für jede Schritt und Tritt, jo für jede Gedanke — „Nachts aufgewacht und über den Caſus nachgedacht — fünf Franken" —; aber au ſechs, acht, zeh Franke, im Handumdreihe, für nes Werkli i de Pantoffle! Vo dene Reiſen uswärts gar nit z' rede — 's het mr ſchier gruuſet, die Zahle nume zſchrybe und zſäme z'zelle!

Und ha mehr as einiſch denkt: „O wäriſch doch, ſtatt Schuelmeiſter, Prokerater worde." Aber grad druuf iſch 's mr wieder i Sinn cho: Für das hättſch du 's Züüg nit gha, wäriſch viel z' guetmüetig, viel — wie ſell i ſäge? — gſi!"

Nu, bi mym Herr han i ne gueti Choſt gha, ne ganz famoſi. Und ha, wenn Niemer anders umeweg gſi iſch, i dr ſchöne Herreſtube dörfe ſitze, nes Stündli odr zwöi, und mit de Töchtere muſiziere. Dr Suhn, wo grad für ne Wyl hei gſi iſch ab dr Univerſitet, het mi mit 'm gno i d' Gſellſchaft, d. h. i Gſangverein, i d' Kummeedi. Jo, i ha ſelber müeſſe mitſpiele, nes Ritter-

fräuli sy, wo me i d' Gfangeschaft gschleipft het unter d' Räuber — — O wie han i Auge gmacht bi dem Yblick i die ganz anderi, no myne Begriffe so unghüür fürnemi Welt! Drum hei 's mr au fürgholte, i thüei so schüüch und zimpfer, wie nes Meitschi; sogar 's Prokeraters Töchterli, die bleichsüchtigi Schüli, het mr einisch dä Vorwurf gmacht unter vier Auge, und isch mr mit em klebrige Händli über d' Backen abe gfahre; und i ha 's frei gspürt, daß ig rot worde bi bis a 's Ohreläppli —

So isch dr Summer übere gange und dr halb Winter. Und z' Wiiehnecht, won i hei cho bi zue myr liebe Muetter, han ere grad my Meinig gseit: „Schier han i im Sinn uf dem Poste z' blybe, heißt das, wenn mi dr Herr bhalte thuet. 's goht doch viel ringer, as dr ABC-Charre z' stoße. Und au dr Vrdienst — do die sechs Neuthaler het 'r mr mitgäh nach Huus; wie viel no usegluegt, chan i zwor nit säge, ha halt nit dörfe froge, hüt de Morge, denn 'r isch gar bös uufgleiht gsi wege sym Suhn, wo nöye wieder über e Strick sell gschlage ha, ganz gwalti, z' Heidelberg usse.

D' Muetter aber het bedenklig dr Chopf gschüttlet und gseit: „Los, das gfallt mr nüt, das gherrschelig Lebe! Grad do mit 's Prokeraters Bueb — dere git 's schynt's viel, denn d' Glegeheit ist z' groß zum Liederligwerden a settigen Orte. Scho letschthin, wo mr brichtet hesch vo dene Lustberkeite, Zsämekünften und Thiratere, wo die junge Lüütli z' Nacht zsäme chöme, uusgerueihet und übermüetig, schlimmi Chnaben und Meitli — do isch nüt as Gfohr uf Schritt und Tritt, i allen Egge!

Und nüt betet wird a de Chiltobede, nit emol dr Rose-chranz — do het dr bös Find scho gar großi Gwolt, zum Voruus! O i cha dr nit säge, wien i nen Angst gha ha, die Zyt uus, und extra ne Meß ha lo lese uf 'm Muettergottesaltar, aß ömel kei Schade lydisch a dyr Seel — — — Au dr Pfarrherr het die glychi Meinig und erst kürzlige gseit, öb ächt au dra denkisch a dy Pflicht? Und di niene wellisch amelde, wo doch Lehrer-stellen uusgschribe syge, zwöi, drei? Am End, wenn dä Bruef thätisch uuffstecke, müeßtisch no 's Chostgeld zrugg zahle a 's Seminari — —"

's isch fryli Alls wohr gsi, was d' Muetter gseit het und au dr Pfarrherr. Und das Alls het mr ordli Ge-danke gmacht, ha selbi Nacht schier dr Schlof nit chönne finde.

Isch 's nit prezis gsi, wie abgredt? Grad mörn-derisch, am Wiehnechtstag, isch es Schrybe cho vom Oberamtme. Und drin isch 's gstanden i Fraktur: d' Schuel z' Mattewyl — vakat durch Todfal — gueti Gmein — sell mi bewerbe, er well mi unterstütze bi dr Regierig —

Und i bis worde, ohni Astand, sofurt. Und ha die Stell müeßen atrette, dr glych Tag no.

Do han i die sechs Neuthaler guet chönne bruuche, bis i nume nes Gufferli gha ha und e Regeparisol und ne Wullhuet — denn so armüetig, mit 'm Bündeli unter em Arm, han i doch nit dörfen uuftrete. A ne neui Muntierig het 's nümme glängt, so nötig aß ig sie au gha hätt!

My Prinzipal, won 'm Adie gseit ha, het gmeint: „Wäret doch ringer do bliebe, hätt ech chönne bruuche! Afäng, zuegseit isch zuegseit und 's Wort mueß me halte, bsunders ne Schuelmeister — — Aber scho dä Bruef — mir chönnt er 's nit! Lieber no mit dummen, ungattlige Buuren umgoh, as mit Schuelerbuebe, wo em Tüüfel ab 'm Charre gheit sy. Wenn mi däini au mängisch ertäube und dur ihri Eifältigkeit odr Verschlageheit schier i Verzwyflig bringe — dofür müend sie mr bleche für guet!"

Und r het mit de Fingeren a syr dicke guldigen Uhrechetti ume g'fättterlet, uf sym dicke Bunch, aß sie glitzeret het im Sunneschyn. — — Doch het r mr no drei ganz Fünfliber gä rückständige Lohn und mr Glück gwünscht uf dä neu Lebeslauf. Und schier ungern bin i gscheide.

Die drei Fünfliber han i dr Muetter welle gä für ihren Unterhalt. Sie aber het gwehrt: „Bhalt Du sie nume, Melchior! Darfsch doch nit ohni Sackgeld sy. Und do dä chrällelig Geldseckel — da'sch dym Aetti selig syne gsi, het 'n überdho vo syr Stiefschwester, der Chlosterfrau z' Namejesis (nominis Jesu). Und wenn ne füre ziesch, dä Geldseckel, so denk jedesmol a dy Aetti, wiene bravi, gueti Seel — — o i mueß allimol briegge, wenn i an 'n denke! . . . Denk au a my, a dy armi Muetter, wo Alls für dy tho het, zwänzg Johr lang, und alli Hoffnig uf di gsetzt — denk dra! Und nimm di vor böser Gsellschaft in Acht, vor schlechte Kamerate, vor de Meitschene! Jo die Meitschi, die sie nümme wie albe gwüß nit! Viel hoffärtiger, viel lebiger, viel faltscher,

viel schlimmer! Wenn ig do 's Ronis Zwöi gseh nebena, wie's die trybe mit de Buebe — 's isch ne Schand... Also nimm die wohl in Acht — hesch kört? Und bet all Tag, de Morgen und z' Nacht, und heb Gott vor Auge. Und denk a dy schweri Pflicht. Und loh di ordli em Pfarrherr noh, de Vorgsetzte und fürnemmere Buure — o i chönt dr ne ganze Tag zuesprechе, wurd nie fertig! . . . Und heb Sorg zur Gsundheit, z' Nacht deck di guet, aß di nit verchöltisch — bhüet di Gott, my liebe, liebe Melchior!"

Au mir si d' Auge füecht worde bi ihrem Briegge.

I dr Schuelstube — definitiv.

Im ene wyte Thal nes großes Buuredorf, mit breite Strouhüüsere und mächtige Miststöcken und dicke Buure; ne chlyni boufälligi Chilchen und ne schöne große Pfarrhof, zringsum Baumgärte, Matten und Acher, tupfebe — da'sch Mattewyl gsi, mys neu Heimet.

Z'ersch ha mi em Amme vorgstellt, doch dä het chumm dr Zyt gha, für mi recht z'grüeße, denn dr Metzger isch dört gsi und het gmärtet um ene feiße Stier.

Druuf bin i zum Pfarrer gange. Da'sch gar ne fründligen öltere Herr gsi und het mi grad a Tisch gno zum Mittagesse .... Und nochedee isch 'r mr cho 's Schuelhuus zeige: nes wytläufigs Gebäu, ordli nebenuß,

wo me nebst de Schuelchinderen und em Lehrer au no dr Schneeschlitte untere brocht het und d' Gmeinchären und d' Brüggebiegen und d' Füürsprütze und weiß Gott was für Grümpel. Nebe 'm Schuelzimmer isch nes Chämmerli gsi, ganz voll Spinnhumpelen und Müüse-chrügel.

Dört chönn i, wenn 's uufputzt syg, schlofe, het dr Pfarrer gseit, heig wenigstes schön warm.

„Und d' Chost näh, wo meinet dr, Herr Pfarrer?"

„Jo, do isch guete Rot thüür, my Liebe! Göiht dr zum Amme, so wird viellicht dr Statthalter höhn, göiht dr zum Statthalter, so het's dr Friedesrichter ungern, dr Chilchmeier und Schuelschaffner — nit grad wege 'm Nutzen und au nit eigetlig wege dr Ehr, wege 'm Schuel-meister — mehr wege dr Schalusie, wüll mr dä oder diese mehr estimieri. Si halt — ich wüll Ech's grad säge — gar stolz und schalu, die Buure hie ume, mit dene mueß me gar Büüßeli Büüß mache und ne 's Hoor streichle, für mit nen im Friede noche z'cho. Ha 's au müesse lehre . . . Jetz bin i z'friede, und i glaube, sie au . . . Also vom Chosthuus zrede: bis dr das gfunde heit, chönnt dr bi mir esse, will d' Babette froge, öb sie 's z'friede syg; denn sie isch au afen olt und wunderlig und will d' Ehr ha — Dir begryfet!"

Dä guet Pfarrherr het mr au ne Bettschecft glieh' ne schöni chriesbäumigi, und drfür gsorget, aß mr 's Chämmerli frohnwys usepußt worden isch. Und ig ha ne Bueb hei gschickt zue dr Muetter, für mys Bett go z'hole . . . Guet, daß Niemer umeweg gsi isch, won i 's uuspackt ha — so armmüetigs Züüg zu dr fyne

glaggierte Bettlade! . . . Wenn i doch nume ne Tagdecki hätt, han i denkt, wie 's Pfarrherre: d' Babette mueß mr eini chaufe, will sie drum ersueche!

Die Decki, die het mr dr erst ganz Fünfliber eweg gno!

Doch vo dr Schuel zrede, da'sch doch d' Hauptsach gsi: dr Pfarrer het mi denen achzg Schuelchindere vorgstellt als ihre Lehrer, und nen Achtig und Ghorsam anbefohlen in ere schöne Red — i hätt 'm mögen ume Hals falle drfür! Und würklig hei d' Chinder uufmerksam zueglost und si mr cho d' Hand gä, eis nom andere — 's het mi schier glüpft vor Freud.

Und bi mit eme großen Yfer a 's Lehre higange und ha vorläufig gluegt, wie wyt die Klasse vorgruckt syge. — —

„Jä, do müeßt dr ordli unten afoh!" seit dr Pfarrer. „Eue Vorgänger — es sell sym Seeleheil nüt schade — dä het's i de letschte Johre leider nümmen ernst gno mit syr Pflicht. Isch Burger gsi, het d' Gmeinschryberei verseh und Nebegschäfti gmacht, mehr as 'r het chönne besorge; und drzue no buuret dört i selbem Huus äne, im Egge. Het Schuel gha, prezis frohnwys, d. h. aß d' Zyt ume gangen isch und 'r dr Lohn het chönne zieh. Und d' Buure hei fünfi lo grad sy . . . Und i säg 's ohnt Hehl: Niemerem, syt Johre, han i dr Himmel so guet gönnt, de Schuelchindere z'lieb, as däm Ma, em Schuelmeister . . . Uf Euch abr, my Liebe, setze my's größte Zuetraue, my ganzi Hoffnig! Kennet dr das schöne prächtige Lied:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
Bewahret sie! — —“

„'s isch eigetlig a d' Künstler grichtet, i meinen aber au a d' Lehrer, a d' Jugederzieher — —“

's Herz isch mr frei wyt worde, bi 's Pfarrers Red! Und i han em d' Hand gä und em versproche, treu z' gedenke myner schwere und zueglich schöne Pflicht. —

Aber wie weni ideal isch 's mr scho mörnderisch vor cho bim Schuelha! Do si zwe Bueben ine cho, grad währed 'm Bete, über und über voll Schnee, und hei blüetet us Muul und Nase; hei nand prüglet gha uf em Weg und ein het dr ander aklagt. Drum han i Beed müesse strofe. Und Beed hei gar nüt guet tho, dr ganz Tag nit.

Und wül i die hinteri Klasse bsetzt ha, just no ihre Fähigkeite, no dr Rechtschrybig, isch Nomittag nes Buurewyb cho, wie Füür und Flamme, und seit, ihres Töchterli em Statthalter sys, heb i z' unterisch tho, und nes Tauner-, nes Fötzelmeitschi oben a! — öb däs öppe däweg müeß goh? Wol, do werden ander Lüüt au no nes Wörtli welle drzue säge — — — Und isch furt gschnüüzt wie ne Bummechugele. Und 's Meitschi het gheulet und mi selb Tag schier i Verzwyflig brocht mit sym Täubbele.

Ne Bueb, won ig wege sym wüeste böswillige Trybe abgstroft ha, e chly chäch, den andere zum Exempel, het si im Usegoh, unter dr Thür, umkehrt und grüeft: „Wart nume, i säg es em Aetti!“ — dä han i fryli wieder zrugg gholt, mit Uufwand vo alle Chrefte, und 'm ne

zwöite Denkzeddel uufgheftet und gseit: „So, jetz ischs si besser derwert, em Aetti z'säge!

Wer isch aber dä Aetti gsi? Niemed anders als der Friedesrichter! Und dä het mi uf dr offne Stroß gstellt und mer 's z' merke gä: fünf Johr syg sy Bueb scho i d' Schuel gange und heb vom olte Schuelmeister, synes Wüsses, keis Chläpfli übercho. Ob 'r ächt jetz, uf eimol, so bösartig worde syg? I sell's numen öppe nit übertrybe — —

's isch ne Stiftig gsi — weiß nit woher — aß dr Schuelmeister all Samstig z' Obe mit de Chindere i d' Chilche göih und dort ne Rosechranz beti und d' Letenei. Für das isch sechs Chrüüzer Lohn uusgsetzt gsi — — Und i ha's chönne köre mit eigenen Ohre, wie ei Nochbüüri zue dr andere gseit het: „Dä bätet ganz anderisch, 's isch gar nit dr glych Ton — dunkt's di nit au, Babi? Und anstatt „Empfänknuß", wie's dr Bruuch isch, seit 'r: „Empfängnis" — 's isch eim ganz ungwohn und me seet's nit dulde, dr Gmeinrot sett si dry legge! Und hesch's au gseh, wien 'r macht bym „O du Lamm Gottes". Das heiß me jo gar nit a d' Brust klopfet, da 'sch nume so tüpft mit zwe Fingere — ne wahri Aergernuß!"

Und wenn i dr ganz Tag mi müed gfnueftet gha ha mit dene achzg Bueben und Meitschene, für dä Schuelchare i's recht Gleus z' bringe, han i z'Nacht mit emol ordli chönne ruiehn und schlofe! Denn do hei d' Müüs tho i my'm Chämmerli ume, turnet und gsprungen und pfiffe und d' Wänd uuf klederet und i dr Diehli ume grepoldet wie bsesse. Jo sogar i Strausack si's mr cho,

unter's Hauptchüssi; und dört hei sie käfelet und si grodt e ganzi längi Nacht, i ha mi ordli gförchtet und gmeint, sie byße mi no i's Bei troß aller Mägeri!

Bis i Gift kauft und gleit ha; abr au do si's no viel fürbliebe und zwar grad die muetwilligste, boshaftigste, jo gwüß!

Und de no Oeppis — i setts zwar nit säge, 's isch zweni ideal! Abr wül i doch grad am Ufzelle vo mynen agehnde Schuelmeisterfreude bi, so will i au Das nit verschwyge — wege dr Chost. —

Do cha me mir lang cho brichten und säge: So ne Rämpel, dünn und mager, sett, so dunkt's ein, nit wohl hungrig werde — das si Flause! Me isch jung und wachst. Und d' Chost im Pfarrhuus — mit der isch 's halt däweg gsi: guet, usnehmed guet und fyn! Denn dr Pfarrherr isch selber ne große Fynschmöcker gsi und het drzue e Bitzeli im Mage glitte — grad 's Gegeteil vom Herr Prokerater: dä het e Bitz Rindfleisch chönnen esse, wie ne Fuust, und nes halbs Schwiensrüppeli drzue und als Nohtisch no sechs Vierlig Chalbsbroten; und kei Bschwerde g'üüßeret, as e chly Verzen und große Durst; er het aber au christligs Ysäche güebt gegen alli syni Tischgnosse — — Also guet und fyn, drfür aber gruusam weni! Plätteli, nes chlys Chind hätt sie chuum dra überesse. Fryli het mr dä guet Herr die Plättli gstyf anegländt und gseit: „Näht nume, Schuelmeistr, näht! Müßt nit uf my luege!"

Ig aber ha au nit ellei möge dr Hungrig, dr Grübel mache und 's letscht Löffeli voll zsäme scharre,

hätt mi doch gschiniert — — Zum Zimmis [1]) hei 's Pfarrers Wy gha und öppis drzue! und me het mi agfrogt, öb i au well mitha? me machs billig, so billig as möglig. Jo, dä Wy und das „öppis drzue" das hätt i scho möge verlyde, bhüetis jo? Aber i ha afo rechne: Jährlig drühundertzwänzg Franke Lohn — das schryb i oben a uf d' Tafele — so! De ungfähr drühundert Tag Chost, per Tag à siebe Batze, macht zweihundert zeh Franke — —

Soll i 's Zimmis no zahle, nume sechs Chrüüzer per Tag — macht au scho wiedr fünf e vierzig Franke — zsäme zwöihundert fünf e fünfzig — restiert sechzg und fünf Franke! Und ha no keini Chleider, keis Buech! Und sett dr Muetter no Sparnis heibringe, sie erwartet gwüß ne großi Summ — —

Nei, nei, adie Zimmis, wüll lieber leer schlücke, ha kei Wahl!

Abr vo Mittag de Zwölfe bis z' Oben am Achti isch ne längi Zyt, bsunders wenn me si schier heiser gschrouen und mit dene siebe Dotze Schuelchindere ne halbe Tag ume gschlage het, denn isch dr Hosebändel, so eng 'r au gsi isch, eisder wie wyter worde, dr Mage het afo ruugge wiene Frösch und 's isch mr mängisch schier schwarz worde vor den Auge, gege'm Oben ane — — Was han i gmacht? — o lachet dir nit, wo Zimmis Wy heit und „öppis drzue", au dir nit, wo 'z Mittag Säurüppeli vertilge chönnt odr au nume Speck

---

[1]) Zimmis = Vesperbrot.

und Suurchruut bis gnue — lachet nit! — do bin hinter d' Schueltischdrucke grothe und ha die Oepfel zsäme gsuecht won i dene Buebe und Meitschene währed dr Schuel zum gschmierige Hosen- oder Jüppesack uusgno ha als reglementswidrig, oder au d' Wäihestücki, die Stücki Brot. Tnd ha alles Schüüchen überwunde, ha d' Auge zuegmacht und öppis anders denkt und herzhaft dry bisse — o lachet nit, i bitten ech!

Neui Bekanntschafte.

Da 'sch nes Pflästerli gsi uf d' Wunde, das Schuelexame!

Dr Pfarrherr het's gseit, dr Pfarrer-Inspekter het's gseit und au dr Vikari vo Häflige, wo dr Prüfig bygwohnt hei: das syg en große Fortschritt gege früecher, zum Verwundere! —

Au dr Amme wär cho, aber 's isch selb Abrelletag just im Per gsi, nes guets Kalenderzeiche zum Güllefüehre; dr Statthölter het Schof bschoore und dr Friedesrichter isch go ne Chueh chaufen i d' Bergen ine. — — Vo all dene Vätere het si keine lo erblicke, uusgnoh dr Läubizimmerma, en ärmeren Aufaß; und dem hei d' Auge glänzt vor Freud, wo sy Bueb so guet het chönne rechne, und het mr d' Hand drückt us Dankbarkeit.

Und Zyt isch 's gsi, aß i d' Schuel e Wyli ha

chönne bschlüüße; denn wie d' Früehlingssunne so warm zum Fenster ine gschyne het und d' Mugge tanzet und d' Vögel pfiffe und d' Fuehrlüüt klöpft hei dußen ume, do hei d' Chinder kei Sitzleder meh gha uf de Schulbänke, und au ig keis zum lehre: bi müed gsi und abgspannt wie nen Acherguul. Und ha mi ordli heigsehnet no myr Muetter und für chly uuszrueihe, drü vier Wücheli.

Drum bin i au zum Schuelschaffner gange und ha hübscheli aghoschet wege m' rückständige Löhnli. Dä Ma het lang nit gwüßt, wöll 'r oder wöll 'r nit, und allerlei Uusflücht gha, er sett es Paar Stiere chaufe und 's schick 'm si ordli schlecht. Bis d' Frau het aso uufbegehre und seit:

„Schämst di nit, Christe, dr Schuelmeister dä weg use z'tage! Het die paar Franke öppe wohl müesse verdiene, scho a euse Buebe!"

Do het 'r neumis gmurret und dr Chasten uftho und die Fünfbätzi und Zeh- und Sechschrüüzerli und Batze füre brösmelet und zsämeglese, 's grob schön Silber aber i dr Blotere zruggbholte. Und han em 's agseh, wie das ne reut, das elend Hämpfeli Geld! — —

Und won i mit 'm Pfarrherr uusgrechnet ha, isch 's a Vorschyn cho, aß no zwöi faltschi Stückli drunter gsi sy. Die het dr Herr glychwohl als voll agnoh und gseit, er well dem Ma scho dr Text uuslegge, us 'm Evangeli.

Dä guet Pfarrherr — — Won i wieder ume cho bi am Maitagobe, isch 's Erste gsi, was i vernoh ha, scho im Feld uß, vom ene Schuelnochber: 'r sig als

Chorherr gwählt worde, nämlig dr Pfarrer, grad gester heb mr Bricht überecho dur ne Städtler Herr und 'm Standesweibel, won 'm syge cho grateliere.

I' gönnen isch 's 'm wohl gsi, dem olte chränklige Herr. Was werden aber die Lüüt, syni Pfarrchinder drzue säge? han i denkt.

Am Sunntig druuf scho han i 's chönne köre a dr Gmein, i myr Schnelstuben inn. Do isch, neben andere Sache, au die Aglegeheit zur Sproch cho. 's isch dr Leiterewagner gsi, wo drvo agfange het, wie si dä Pfarrer um d' Gmein verdient gmacht heb, um d' Juged, um die arme Lüüt, um die Chrankne, i alle Stücke, wie nit bold Eine, wyt und breit. Und müglig, aß 'r würd' blybe, wenn 'm Gmein ordli aholte thät — —

Do het dr Chnuchelbuur si gsaftige Tabakpfyfe uusgleert, grüüschvoll dur 's Röhrli blost und gseit: „Wer trybt 'n furt? Wer heißt 'n goh? Kei Mönsch! Isch recht gsi, 's isch wohr. Het aber wohl chönne bi dem Ykomme! Isch dr Erst, wo furtzieht vo do, 's wird 'm halt verleidet sy bi eus — und drum sell 'r i Gottsnamen au go! D' Händ unter d' Füeß legge — nänhä, das thüe mr nit! En Andere schlecket d' Finger drnoh, jedwedere, no so nere guete Pfruend, ne settigi Pfarrei!"

„No so enere guete Pfarrei!" so het 's tönt wie nes Echo vo Bank zue Bank; und d' Buure hei Byfal gnickt: „Sell goh, wenn 's em nit gfallt — chönnen en nit abinde!"

Und won 'r Abschied gno het i dr Predig, syn 'm d' Thränen über d' Backen abeglaufe. Und bi überzüügt

gsi, hätt d' Gmein nume lycht nes Wänkli tho und ihre Wunsch uusgsproche, er möchti blybe: im letschte Moment no hätt 'r umkehrt und d' Wahl uusgschlage! Won 'r 's Wort a d' Juged grichtet het, a syne viele Täufling und Kummenikante, und sie ermahnet het, dene Lehre z'gedenke — — und selle Gott vor Auge ha und den Eltere folge und 'm Lehrer und 'm neue Seelsorger, und au ihn nit ganz vergesse, er werd für si bete all Tag, all Stund — do hei d' Wyber, hei d' Meitli afo d' Auge wüsche; d' Mannen abr, die dicke Buure, si ghocket wie d' Holzböck und Miene gmacht, as gieng sie das Alls gar nüt a!

Mir het 'r Büecher gschenkt ne ganzi Bygi düütschi Klassiker, für my ne wahre Schatz. Und mr sy väterligi Fründschaft versproche und sy Bystand, so wyt dä öppe mög glänge. Du isch 'r furt und dr Chapeziner yzoge für ne Wyl.

Also han i nes anders Chosthuus müesse sueche — wo?

's mueß si Alls zuträgen uf dr Welt, 's Guete wie 's Böse und au das mittsdrinn. Grad isch dr Chilchmeyer au vom Pfarre cho, wege 'm Abrechne; und dem han i 's klagt, my Verlegeheit.

„Will mit myr Frau drüber rede — viellicht — nu i will ech Bricht gä, dä Obe no!" —

Und dä Bricht het gluutet, i sell nume cho, grad cho z' Nachtesse.

Und wien i die Chilchmeyere gseh — no ne jüngeri Frau — han i in Gedanke mys eige spezifisch Gwicht mit ihrem muetmaßlige Gwicht vergliche und gfunde,

es chönnt sie allefalls verhalte, wie 1 zue $2^1/_2$ oder gar wie 1 zue 3, so groß und dick isch sie mr vorcho; und die rote glitzerige Backe, die drü Chini uf enand obe und die Arme — herrje die Arme! Drgege dä mager unschynber Ma! Au han i gly gmerkt, wer eigetlig d' Hosen a het und 's groß Wort füehrt i dem Huus inn. Het dr Chilchmeier au duße, mit syne Lüüte, mit de Nochbuure und a dr Gmein ordli guräschiert rede und thue chönne — deheim, syr Frau und ihrem Redhuus gegenüber isch 'r zerflosse wie Wachs am Füür.

Do, a dem Tisch, het's im Verglych zum Pfarrhuus gar großi Plättli gä, so groß schier wie ne Taufstei und ghuuftig voll. Und mr het chönne zuegryfe und esse bis gnue, so lang me het möge. Aber weiß Gott, i ha ebe afangs gar nit recht möge; denn Alls isch schröckli ruuch gsi und umen obehi gchochet odr grüüsli zur Unzyt.

Denn 's mehrste Mol z' Mittag, wenn i us dr Schuel hei cho bi und i denkt ha, 's möcht öppe Esseszyt sy, isch my Chilchmeyere gwüß no mit eme Chessel voll Wasser bim Brunne oder mit emen Arpfel Schyter bim Huusegge gstande und het brichtet, viellicht scho nes ganzes Stündli, mit ere Nochbüüri, mit eme Chacheliwyb odr wer öppe verby gangen isch. Denn het sie erschrocke gseit:

„Bhüetis, do chunnt scho dr Schuelmeister und will esse! und ha nonit übertho!" —

Dinn hei d' Hüehner, Hund und Chatz Schärschi gha, i dr Chuchi, i dr Stube, uf Tisch und Bänk, sogar uf dr Füürstett, i Pfannen und Häfen und im Eßgschirr

ume; oder het 's chly Chind gschroue wie am ene Messer im Gade hinte und han i d' Ehr gha, dä Brüelbueb go z' gschweige oder gar zrotsamme — — und was sie kochet het, isch nume so uuf und dervo gange, so weni eigelig! Vielmal isch sie drvo eweg zue ihrer Muetter gange, grad über d' Gaß übere, öppis go fragen oder go brichte.

Und isch dr Buur hei cho mit syne Lüüte, müed und hungrig ab 'm Feld und vo Esse no kei Red — wol' dem hätt i's welle rote, uufz'begehre! Er het si aber wohl ghüetet, het öppe ne chly brummlet oder gsüüfzet und isch still in en Eggen ine ghocket, wie 's em ene richtige braven Ehma schön astoht.

Guet het sie fryli au chönne sy, d' Chilchmeiere, gege'm Ma, gege die arme Lüüt und au gege my. Mängs liebs Mol, wenn mr elleini deheim gsi si, het sie hurti nes Eierbräusi gmacht, oder ne Nidlewäihe oder Hungg und Anken us dr Schubladen use zoge zum Gaffee, oder nes Stücki Fleisch präglet ꝛc., und gseit: „Chömet gschwind, Schuelmeister, au cho mitha! Dir esset jo so bluetweni am Tisch — fryli, so me Huufe Volch cha mr nit so gherrschelig choche, thäten ein jo vo Huus und Hei esse — — Gryfet nume zue, aß dr drüihet! Mueß mi jo söscht schäme, als Eui Chostfrau, und mueß ech so menggisch ploge mit dem und diesem.“

Un dä Gaffee us 'm Znüünichännli, isch ordli besser gsi as dä z'Morge, us dr Fünfmooßchanne: i ha alliwyl 's nämlig blüemlet Schüsseli gha; bim Früehstück aber, wenn's au gfüllt gsi isch, nämlig 's Taßli, bis a Rand, han i das Sprüchli z'Bode no ganz guet chönne lese,

dur die luutere Brüeihi dure: „Zum Andenke“. Au em Ma het sie, wenn sie, wenn sie guet z'Paß gsi isch, öppis vo dene guete Sache dänne tho. „Er mueß au so gnue schaffe dr Hans!“ het sie de gseit, „und wär so wyt recht — — Wege dem, syr Freini, han ig 'n au vorzoge. Hätt mänge chönne ha, zum Byspiel der Roggemüller; aber lueg mr jetz dä a, wien en Uverschanten as 'r isch gege syr Frau! Fahrt hüscht und hott i dr Welt umen uf Gwünn und Gwerb los oder mängisch nume z' unuutz, und sie cha si deheim mit dene viele Diensten umeschloh und darf schynts nume nüt dry reden i sys Gschäft! Aber wol, dem wett i's zeige, mit mym schöne Geld! — — Me mueß die Manne halt grad vo Afang a gwenne, wenn sie ein no recht lieb hei! Loht me nen einisch dr Zügel, so isch 's für alli Mol gscheh, mit aller Herrligkeit, i alli Ebigkeit — —. I glaube, dir gäbet au no ne gueten Ehma, Schuelmeister, syd so ne freine, verständige!“

Dann und wann isch sie au z' Chilche gange, sogar am ene Werchtig, das heißt a Vakanztäge, wenn i ha chönne hüete. Aber ojeh! Do hei d' Chind lang chönne blangen und schreie, und die junge Säu brüelen im Stall, und d' Hüehner gagglen i dr Chuchi, und 's Wasser strudlen i dr Pfanne — — die Chilchelüüt, die Meßwyber hei halt so viel Neus gwüßt, me het schier nit chönne vo ne cho! Und de het si doch au no chly müesse bi dr Muetter stoh vor ihrem Huus, 's git jo so viel z' brichte, z'rühmen und z'chloge. — —

Ig selber bi mängisch schier tuubetänzig worde vo dem lange Warte, und ha nümm gwüßt was i mit dem

hungerige Brüelbueb sell afoh. Und mängmol denkt: „Wenn di au öpper gsäch, vo deheim, oder ne Kollege mit dem uflätige Chind uf dr Schooß, Bappen ystrich, oder Milch ygüdere!"

Und my's Männergfüehl und my Bruefsstolz hei sie wellen empöre gege dä unwürdig Chindsmagdedienst — — — Isch aber d' Huusfrau wieder hei cho und het si gründli exgüsiert und fründli tho, oder gar nes Güetseli us 'm Schublädli use zoge, isch au my ganz Zorn verroche gsi und dr Muet verlore — —

Vo de Werche z'rede, vo Heuet, Ern und Emdet, wo 's natürlich Vakanz gsi isch — da bin i mit mr z' Rot gange: sell i hei goh, die Zyt us, oder do blybe? D' Büürenen aber het gseit: „Wenn dr nit absolut hei müeßt, so blybet Dir bi eus! Grad i de Werche chömet dr is schröckli kummod, i weiß albe schier nit, wo mr dr Chopf stoht, sett dinne sy und dußen au, allen Orte. Und dr müeßt's nit vergebe thue, zellet nume druuf!"

Und i bi bliebe, ha jo weni z' versuume gha.

Zerscht ha mi au als tüchtigs Mannevolch welle stelle, ha d' Sägetzen uf d' Axle gnoh und bi mit de Mähderen uuszoge, i d' Matten use, i aller Früechi, und ha probiert z' mäihe — aber o weh! Bim erste Streich scho fahrt d' Sägetze mit em Spitz i Boden ine, au im zwöite und dritte, d' Mähder lache si schier z' Tod ob mym Thue, de Buur aber seit: „Wart, Schuelmeister, i will dr das Ding zeige, wie mr d' Sägetze füehrt! Alls mueß glehrt sy uf dr Welt, au 's Mäihe!" —

Aber das Lehre, bi dr Hitz, bi dem viele, schwere

Gras, bi mym zarte Wuchs! Z' Mittag, won i hei cho bi, hei mr d' Chneu und d' Arme gschlotteret wie menen arme Sünder im letzte Stündli, ha nit gwüßt, leb i no oder bin i tod, ha vor Müedi und Elend schier nit chönnen esse, bi abglege wie Ein, wo me heitreit ab 'm Schlachtfeld.

Und d' Chilmeiere het großes Beduure gha und gseit: „Ha 's wohl denkt, 's göih ech so! So herti Arbet und gar nüt gwohnet — da 'sch z' viel zuegmuetet! Wet nüt säge, öppe worbe, chehren und reche — —"

Und ig ha gworbet und grechet mit de Meitlene.

Und Nomittag isch d' Büürenen use gange und ig hätt selle hüete und e chly zue de Chinde luege. Zwar het si my Stolz afo bäumele gege die Zuemuetig. Gly aber isch 's mr i Sinn cho! Was witt mache? Oppeniere oder gar wyters go in es anders Chosthuus? Und di verbrüeihe bi ihre und au bim Chilchmeyer, wo jo Gmeinrot isch?

Zwar het me si schynts au scho lustig gmacht über sys Gmeinrot sy: Einisch z' Nacht, vom Schaffe grüüsli müed, het 'r au müesse go sitze i Rot; und isch halt uf sym Sessel ygschlofe; und won 'n dr Amme stüpft und frogt: „Nu, Chilchmeyer, was seisch du zue dr Sach?" do heb mi guet Ma d' Augen uusgriben und gseit: „I ha die Meinig wo dr Friedesrichter!"

Dr Friedesrichter heb abr selbmol no gar nit gredt gha — — Und i ha wyters denkt: Au das darfsch nit ußer Acht loh, das gringe Chostgeld, nume sechs Batze per Tag, i dr Vakanzzyt gar nüt.

Also isch Büürenen use gange und ig ha gaumet.[1]) Sie het mi glehrt, wien i sell dr Gaffee mache i 's chly Chänneli und früschi Milch erwellen und Alls schön zwarme stellen i 's Chunstrohr ine, bis sie hei chömm — — Aber wo sie hei cho isch — es si 20 Grad Wärmi gsi im Schatte — do isch sie uf 's Huusbänkli abpletscht, 's het frei gchrachet, und het ganz glüeiht im Gsicht, und Schweißtropfe si 's von ere gfalle, so groß wie Trüübelberi, und het schier nümm möge gschnuufe — sie het mi trotz dem Aerger, won i im Stille gfaßt gha ha, nit weni duuret. Und wo sie druuf, um Otem überzcho, i 's offene wyte Tenn gstanden isch, wär sie allweg froh gsi, wenn ere mit 'm Thor Chüeli zuegwäiht hätt, doch han i das hartherzig lo blybe, ha mi doch gschiniert — —

Und sie het gjommeret: „O ne Buurefrau, die mueß doch viel uusstoh, Verdruß und Müeih und Hitz, allerlei! — — Hätt i doch dä Metzger Spyswirt gno us em Städtli, wo mr schier d' Zechen abtrappet het es ganzes Johr lang! Odr am End nume ne Schuelmeister ghüürotet mit mym schöne Geld, hätt 's ma lycht besser!" —

Ig aber ha denkt: Ne Schuelmeister, — 's thät mr doch rdli gruuse — —

Bis dohy bin i, nebst de Schuelchinde, no weni mit de Lüüten im Dorf bekannt gsi, wül i ebe selten oder nie vo Huus gange bi. Denn die Dorfschnabe hei mer'S

---

1) Haus hüten.

bis dohy gar nüt chönne, wege dem fürwitzige und ungschlachte Thue, dem Uusschänzele.

Do isch aber Eine hei cho us dr Fröndi, em Amme sy Suhn, wo just 's Exame abgleit gha het als Vehdokter, ne heitere flotte Burscht, wo dr Gummang kennt het und d' Maniere. Und einisch, zwüsche Heuet und Ern, chunnt 'r au cho ne Schuelvisite mache, und seit: „Fallt's ech denn nit au uuf, Schuelmeister, dä miserabel Gsang i dr Chilche, bim Gottesdienst? Wo dr Sigrist und die zwee olte Manne eistimmig pläre und de Heilige uf lätynisch wüest säge? Me chunnt jo Zähn- und Ohreweh über nume vom Lose! Zringsum, i viele Dörfere, het men e düütsche Gsang ygfüehrt, drei- und sogar vierstimmig — ne wahri Freud! Chönntet dir das nit au? Hei jungi hübschi und alerti Meitli, ne ganzi Schnuer voll, und Chnaben au, heiteri Burschte, mit hälen und teufe Stimme — — dir chönntet ech nes großes Verdienst erwerbe und niemerem größeri Freud machen as grad mir!"

Dä Gedanken isch mr au scho obglege, ha nume dr Muet nit gha, für en z' vollfüehre. Jetz aber bin i zuem ene Fründ gange, ne Kolleg, go luege, wien er 's agriffe heb.

Und dr Vehdokter het Meitli und Chaben i 's Schuelhuus brocht, ne ganze große Chranz.

Aber das Lehre — was isch e Heuet und en Ern gege das Lehre mit settlige, total ungeüebte Lüüte? Han in ne Satz au Stundlang vorgyget und vorglalet, schier heiser, Stimm für Stimm: cis, h, a, gis, fis — ach was hei die vo fis und gis gwüßt? Was es Roß vom

Harfespiele! Ha Alls müeßen ydrülle, Ton für Ton, Silbe für Silbe; und han i mit dr Altstimm gsunge, het gwüß d' Erststimm au mit gmacht, hei gmeint 's gelt ihne oder au umkehrt zum häle verzwyfle!

Doch me sett nie an ere Sach verzwyfle. Mit Gwolt cha mr jo ne Geiß hintenume lüpfe, mit Flyß und nit Nohloh Felsen uushöhle, Berge durchsteche und 's Unglaubligste vollfüehre: A dr Martischilbi hei mr i dr Chilche die neui düütschi Meß gsunge.

Und die Lüüt hei d'Ohre gspitzt und si ganz verstuunet und Freud gha, ganz e gwoltigi, d' Chilchmeyere isch stolz gsi uf das Lob, as hätt sie selber das Aemtli glehrt, und mer nen Eiertätsch uufgstellt, selb Mittag, zum Fleisch, — so groß schier wie ne Wullhuet.

Wie gseit, all Lüüt hei Freud gha a dem schöne Gsang, uusgnoh nes paar olti Wyber und Mannen und dr Pfarrer — —

Jo, dr Pfarrer! Denn sit Jokebstag hei me wieder ne neue gha, eigetlig nen olte graue, won i's d' Wahlbehörde anegwählt het; denn i dr Gmei selber hätt 'r spöter chuum es Dotze Stimmen überchो, so ne wunderlige Heiligen isch das gsi, nen oltväterische, lüünige — — Dr erst Grueß, won 'r mr tho het i dr Schuel, isch gsi wege 'm Bete: das göih so lys und lai und dehmüetig zue aß wenn 's vrbote wär; statt sie öppe herzhaft lo z' köre. Bsunders dr Glaube, dä sell luut, so luut und chräftig as müglig bekönnt werde — — Es anders Mol het 'r sy Unzfriedeheit g'üßeret über my Religionsunterricht. Der Katikismus werdi viel zweni glehrt, dä

sette die Chind ohni Usnahm uswendig chönne vo hinte bis vorne, uf 's Tüpfi, das wär viel meh wert as denen Bueben und Meitschene vo de Graubündner Berge, vo dene Seene und Flüsse und gar no vo frönde Ländere z'brichte oder mit ne z'politisiere. — —

Bi erst spöter drüber cho, aß 'r unter dem Politisiere d' Schwyzergschicht verstande het — Ueberhaupt, het 'r gmeint, bruuchte die Chinder, die Buurechinder, nit halb so viel z'wüsse. Me heb 's albe, zue olte Zyten au gmacht, besser as jetz, und nit 's Dryßgisch heb chönne lese, vergesse schrybe. Und d' Lüüt syge zfriedener gsi und wyt frömmer.

„Aber wo chunnt's her?" het 'r gseit. „Mr weiß 's jo scho: vo de Freimuurere, Gottlose goht das uus. Und mr hei jo, wie me seit, dere sogar a dr Regierig, a dr neue liberale! Do mueß mr si über nüt meh verwundere!"

Und wo mr 's erste Mol, a selber Chilbi, die Meß uufgfüehrt hei, han i's scho gmerkt a sym gschnauzige Singen und Beten a, aß bim Pfarrherr nit ganz häl Wetter isch. Und nochedee, dr glych Tag no, won ig und dr Sigrist bin 'm z' Obe trunke hei, wie 's Bruuch gsi isch a dene vier höche Täge, het er 's gseit: „Isch das nen Andacht, wenn me singt wie im ene Kummeedihuus, he? Ha mehr as einisch im Sinn gha, still z' lese und gar nit furt z' amte. — — Es anders Mol müeßt dr Tänz uufspiele, das köre d' Lüüt, anstatt z' beten, no viel lieber — —"

Und notisnoh han i's selber au glaubt, was dr Vehdokter styf und fest bhauptet het as gwüßi Wohret: dä

Pfarrherr heig me nume dohere gwählt, wül 'r syr Pfarrei schröckli verleidet gsi syg. Dr Amme vo dört, zueglych Großrat und ne yflußryche Ma, syg dr Wahlbehörde nohgsprengt, vo eim Mitglied zum andere und keis guets Wort gspart und kei Wy, und au d' Regierig dr Gottswillen agholte, sie selle doch sy armi Gmein vo dem Herr erlöse — zue de Mattewylere paß 'r jo scho, syg lang guet dörthy — —

Mys Herz i Aufruehr.

Mit dem Chilchegsang het mys Schuelmeisterlebe ne ganz anderi, lebhaftere Wendig gno. Bi besser bekannt worden unter den erwachsene Lüüte, ordli bliebt. Mänge Chnab, mängs Meitli, wo voredee glychgültig und sogar stolz by mr vrby gange sy, hei mr jetz fründlig zuegnickt oder nes Gspaßwort zuegrüeft, nes fyns oder au es nit fyns — so gnau darf mer 's halt nit nä uf 'm Land — — und das het mr uusnehmed wohl tho, mit dr Zyt ha mi ordli afo meinen und zeige.

's Meist aß ig us myner Zruggzogeheit usetrete bi, het halt dä jung Vehdokter bytreit, my neu Freund. Z'Obe, no 'm Füüroben, isch 'r mi cho nufsueche, i 's Chosthuus oder au i d' Schuelstuben, uf mys Chämmerli; und het mit mr plauderet, wien 'r si so frönd fühli i sym eigene Heimet, bi denen ungebildete Lüüte; und vo sym Studentelebe brichtet uf dr Vehdokterschuel, vo syne

Kamerate, syne lustigen Abentüür, und so fröhlig drzue glachet, 's het mi frei agsteckt.

Er het mi au mit heignoh i sy's Huus. Da 'sch ne weltsgroßi finsteri Strouhütte gsi, nes recht bhäbigs Buurehuus, wo nüt e Gstaad düütet het, as die viele Specksyten und Hammen i dr Chuchi und die Dotze spiegelglatte Chüeh und die vier Roß im Stal, dä mächtig Miststock vor dr Huusthüür. Im Huus selber het 's altväterisch, eifach und rueßig uusgseh. Nume d' Nebestube het nen Uusnahm gmacht, dört het dr Vehdokter sy Apeteeg uufgschlage gha nnd sie so guet as müglig uusputzen und möbeliere loh. Dört hei mr zsäme sy Biblioteeg durschnauset, hei zsäme gmusiziert, er uf dr Flöte, de die het 'r famos bloset, ig uf dr Gyge, aß d' Lüüt vor 'm Huus still gstande sy, Groß und Chly, und nand gmüpft hei und gseit: „Gel, wie schön, wie prächtig!“

Wie schön, wie prächtig — het ächt das nit au em Dokter sy Schwester denkt, d' Ammarei?

Da 'sch nes Meitli gsi wie ne Flueh, groß und starch. Het Backe gha wie nes Chriesi, i jeder nes Grüebli, schneewyßi Zähn und es rots Mündli und schier armsdicki, dunkelbruuni kruuslety Züpfe; und Arme so mächtigi, chugelirundi, zum Abyße; und korpelent — wenn sie dur d' Stube glaufen isch, het frei dr Bode gchäret; isch allweg 's döllste Meitli gsi vom ganze Gsang, im ganze Dorf.

Und duße schaffe het sie chönne — dr jünger Brüeder isch e chly ne gfehlte, kurzötige und schwachmüetige gsi, die halbi Zyt krank im Bett glegen oder ume gmuuderet

— dusse schaffe het sie chönne, hacken und worben und dröschen und melchen und z' Achertrybe, mit de Rosse fahren und mit de Stiere, wie nes Mannevolch; isch kurz und guet i all Drecken ine gstande, so het sie dr Aetti gwennt, isch er jo selber ne Raggerbuur, eine vo den ersten gsi und hätt 's doch nit nötig gha wege'm Vermöge. 's ander Meitli, 's Theresli, isch scho e. chly zimpferer gsi und schüücher, het der Muetter ghulfe d' Huushaltig mache, wär gern i 's Chloster gange und wenn 's ne freyi Minute gha het, z' Oben und a Sunntig und Fyrtig, het 's nes fromms Buech i d' Hand gno und si i sy's Chämmerli hintre versteckt — — — Aber vo der Ammarei z'rede — da 'sch nes haudentisch lustigs chärsches Meitli gsi, nes Bitzeli bruun vo Sunnen und Wind, und es Bitzeli, wie me seit, grobane, graduse. Und het gern und viel glachet und Muetwille tryben und isch 'm Alls guet agstande, 's ganze Thuedium.

Und isch e rychi Buuretochter gsi, dem Amme syni!

O hätt i das numen ehnder bedenkt, selbmol, wo das Spiel agfange het!

Weles Spiel?

I wills 's erzelle: Also bin i viel i dem Huus y- und uusgange, bi Tag und bi Nacht, wie 's jo uf 'm Land dr Bruuch isch bi guete Fründe, wo mer eim kei Etigetten uuferleit. Dr Aetti Amme, wenn 's nit öppe Gmeinrot gsi isch, het si zytlig, d. h. grad nom Nachtesse zrugg zoge, für si uuszrueihe vo dem schwere Schaffe dr ganz läng Tag uus; desglyche d' Muetter und 's

Theresli; und hei eus lo mache bi eusem Gschwätz und Churzwyl. Do het's es mängisch troffe, as dr Vehdokter abbruefe worden isch zum ene chranke Roß, zue nere nächige Chueh, i d' Nööchi und au i d' Wyti, bi Tag und bi Nacht, zu jeder Stund.

Denn, wenn au ig uufgstande bi, für mi z' verabscheide, het d' Ammarei gseit: „Pressieret doch nit so, Schuelmeister! Syt is nüt verleidet!"

„Gwüß nit?"

„Gwüß nit!" Und het mi mit ihre bruunen Auge so schalkhaft fründlig agluegt und aglächelet — —

Sie het mi aglächelet i dr Singstund, aß mi frei glüpft het und d' Note schier hei afo tanze vor mynen Augen und i gyget ha die wunderlichste Sachen, und die hei klunge wie uus eme selige Traum, wie häler Jubel.

Und e Jubel isch gsi i mym Herzen innen und eisder wie größer worde — —

Isch es Solo z' singe gsi im Muettergotteslied, im Salve Regina: d' Ammarei het 's müesse lehre und 's isch doch schier nit möglig gsi und au nit gar schön use cho, 's Schnyders Liseli, zum Byspiel, hätt's zeh Mol besser und schöner gmacht — selbmol aber het mi dr Ammarei ihre Gsang dunkt, jede Luut, as chöm 's vom Himmel.

Es hei drüü Schuelermeitschi Ammarei gheißen, und wenn ig si bi dem Name grüeßt ha, het's mi dunkt, das kling wie die schönsti Melodei, und hätt keis vo dene chönne strofe, um Alls i dr Welt nit, und het doch eis vo ne roti Hoor gha und unzähligi Laubflecken und Lüüs

und alli Unarte. Ammarei — 's het mi dunkt dr schönst Engel im Paredis sett Ammarei heiße!

's isch nes eigetlichs Fieber gsi, die ersti Jungschuelmeisterliebi, so starch und gwoltig: 's het mi frei gscheniert bim Schuelha, verwirret bim Esse, so daß i mängmol mit dr Gable i d' Suppe, mit 'm Löffel i d' Schnitz gfahre bi, aß d' Chilchmeyere luut het afo lache: „Schuelmeister, wo denket dr hy? Gwüß syt dr verliebt? Gseit dr, dr werdet jo ganz rot, wie nes Schuelermeitschi, wo d' Tinten uusgheit het. — — Und wege dem Verliebtsy schloht au alls Esse nüt a, heit halt kei Rueih! Und ig mueß mi drwege schäme als Eui Chostfrau — —"

Sie het Recht gha, bi eisder no wie mägerer worden und spitzer, und 's hätt ein doch selle dunke, 's sett nit chönne möglich sy.

Sie het Recht gha, i ha kei Rueih me gfunde, im Wachen und im Traume isch's mr vorcho, das dolle hübsche Meitli!

Bi au viel hoffärtiger worde. Ha ne neui prächtigi halbwulligi Bchleidig agschaffet, d' Ell für einedryßg Batze; und 's Hoor afo scheitlen und Pummade dry thue; und bi halbstundwys vor em Spiegeli gstande und ha gluegt, wie das junge Schnäuzli zuenehm.

„Wie? dir weit 'n Schnauz lo wachse?" het dr Pfarrer einisch gseit, ganz streng. „Dir, ne Schuelmeister?"

Und han 'n verschrocken abghaue, mit großem Beduure. Und d' Ammarei het gseit, das syg au Schad;

und druuf hätt i dr Pfarrherr hundert Chlafter i Boden abe möge verwünschen, so het's mi groue!

Und ha afo raucke, wüll's die andere Chnaben au tho hei und d' Ammarei gseit het, 's stöih mr gar styf ah; ha alls Uebelsy heldemüetig überwunde und gar nit nogloh. Fryli han i die nämligi Sigarre zwee drei Obe chönne bruche, ha azündet und lo lösche und dr Stumpe deheim hübsch dänne tho für nes anders Mol. —

Und bi mehr as nötig bi 's Ammes Huus verby gange, für d' Ammarei z' gseh, oder i 's Gäßli ufen a Paß gstanden und hin und her gspaziert, wenn i gwüßt ha, sie chunnt hei ab 'm Feld.

Und ha nümm halb dä Flyß gha i dr Chilchmeyeren ihrem Huus- und Chuchidienst, ha dr Zikori vergessen i 's Gaffeechännli z'thue odr d' Milch lo überlaufe und dr Bueb nit köre brüele und d' Hüehner gaggle no'm Legge — ha halt numen ei Gedanke gha, ne völlig närrsche!

Nebes 's Ammes Huus isch 's Wirtshuus gstande; dört hei d' Chnabe keiglet und trunken und gsunge, dr ganz Sunntig Nomittag bis mängisch spot i Oben ine. Bueben und ölteri Mannli und arme Schlucker hei zuegluegt, ig ha keine vo dene welle sy; d' Chnabe hei mi agmacht und au ig ha afo cheigle, trotzdem i die schwere Chugele schier nit ha möge d' dröhle und me drwege glachet het. Aller Anfang isch halt schwer — i ha müesse dr Lehrlohn, das heißt dr größt Teil vo dr Uerti zahle; hätt mr 's aber nit loh agseh, wie grüüsli aß mi das Geld groue het, die magere suurverdienete Batze;

denn nebena, uf ihrem Gartebank, isch gwöhnlig d' Ammarei gsesse bi de Meitlene, bi Gsang und Gugelfuehr, und die hei alben übere gschielet, über e Haag, no dene Chnabe — —

Nes paar Mol han i' 's Gerbers Hans atroffe, bis Ammes z' Obesitz — ne große dicke Buurechalli, aber rych, der rychst denk im Dorf. Denn isch mr d' Yfersucht uufgstyge, förchterlig. Und mehr as einisch bin i druff und dra gsi z' froge, ihn selber: „Was thuesch du do?"

Und d' Ammarei selber, won i drüber z' Red gstellt ha, het mi numen uusglachet und gseit: „Euse nooch Vetter — selle mr 'm öppe d' Thüre bschlüüße vor dr Nase zue?"

Jo si het Recht gha, wenn 's mi au gfuxt het wege dem dicke grobhölzige Vetter. Sie het Recht gha: meist het 'r jo nume mit 'm Aetti Amme brichtet und mit dr Ammene, über's Wetter, über's Buure und über e Vehhandel und wege de Rosse. Und d' Bei gstreckt und druuf los tubacket und graduse gspeut, as gieng en Alls nüt a, was mir Anderi zellen und mache. Doch het r' nie vor mir furtwelle, und das het mi doch albe dutteret und halberteil g'ärgeret. Und my einzig Trost isch gsi; d' Ammarei het scho mithine gihnet, won i no dört gsi bi, het blanget für i's Bett z' goh — gwüß isch sie jetz scho drinn. Bhüet 's Gott, das liebe herzige Chind — — — Und i ha Plän gmacht, die guldigste himmligste Plän und gstudiert die halbi Nacht und traumt die süeßiste Träum — wenn nit öppe d'Müüs z'wüest tho hei i mym Strousack inne — —

Einisch bin i drzue cho, wo dr Vehdokter, my guet Fründ, syr Schwester Vorwürf gmacht het: „'s isch e Sünd, Ammarei, dr Chnab so verenare z'ha — ne großi Sünd — —"

Do het 'r mi gwahret und plötzlig gschwiege; und isch fründliger gsi as no nie.

Wer het 'r mit dem Chnab gmeint, wer anders, as — as eben offebar dä Gerberhans? Jo, 'r het Recht, han i denkt, dä hät i au scho lang abdankt! Möcht dä Gstabi nit gseh i dr Stuben inn hocke! —

Und i ha früsche Muet gfasset und mr vorgnoh, jetz recht herzhaft um das Meitli z' werbe, dr Gerber, dä chönn furta i das Huus go hocke so lang 'r well, 's werd 'm weni nütze!

Mys Herz i Füür und Flamme.

Uf Verwendig hi vom Fründ Vehdokter isch mr uf Neujohr d' Bsoldig uufbesseret worden um volli dryßg Franke!

Dr Gmeinrot heb das, wie mr dr Chilchmeyer mitteilt het, vo syr eigene Kumpetenz uus gmacht, hätt's dr Gmein nit wohl dörfe unterbreite; di syg halt i dene Stucke gar hinterhäbig; und i dem Fall bsunderbar hätt mer ordli z' rischgiere gha: d' Großbuure syge höhn, aß ig d' Taunerchind so guet thüei lehre, wie ihri eigeni, d' Tauner syge häßig, aß ihre Chinder so flyßig müeßen

i d' Schuel cho, aß sie sie deheim nit besser chönnen uusnutze; do heb ne dr olt Schuelmeister viel meh z' Gfalle glebt, heig gwüßt, was dr Bruch syg uf 'm Land. Au mein me schier allgemein, i heb jetz scho z' viel Lohn für das ringe Schaffe. Mängge müeß dröschen oder holzen oder Ryswelle mache, bi Wind und Wetter, und verdien chuum fünf Batze per Tag. Und ig ne ganzi Franke — für e chly i dr warme Stube ume z' pantöffele, i Schatten und Scherme — ne ganzi Franke! — — Und dr Chilchmeyer het bygfüegt in aller Wohlmeineheit, i sell doch nümme Zigare raucken aß' öpper gseih, me lueg mr uuf und verbönn mer 's gar schröckli und säg: „Jo, dä cha wol herre 's Dorf uuf und ab — mr mueß 'm dä Chruutstengel im Muul zahlen, aß ebe mir? Jo dä cha wol!"

Wo sie mit dr Büchs ume gange si vo Huus zue Huus, für ne neui Chilcheglogge, het dr Stattholter gseit: „Nu, uusgruckt, Schuelmeister, dir heit e schöne Gholt!" I ha nes Guldestücki i die Büchs abe gschobe, ha gmeint 's gseih's Niemer. Nochedee abr hei 's mr ordli dr Marsch gmacht, wien ig ne Großhans und Verschwender syg: die mehrste Buure, au die fürnehmste, hebe nit mehr as e Franke gä, und wo sie 's Gäld zellt hebe, syge no faltschi, verrüefti Stückli füecho, Münz und Silber, schier dr dritti Teil — —

Dr Fründ Vehdokter het mr kei Rueh gloh: Z' Knollige het dr Gsangverein nes Theaterstück uufgfüehrt. „Und," het der Dokter gmeint, „was d' Knolliger chönne, sette mir 's nit au z' Stand bringe?"

Nes Theaterstück mit Gsang — —

Ganz neu isch mr die Sach nit gsi, ha jo z' Wulisheim hulfe mitmache, mit Glanz! De Mattewyleren aber wird die Sach böhmisch gnue vorcho. Was werde die Buure, was wird dr Pfarrer drzue säge?

My Fründ aber het alli die Bedenke niedergschlage; für e Gmeinrot well 'r bürge, will dr Aetti scho vorume näh und wenn dä zfriede syg, dörfe die Anderen au nüt säge. Und dr Pfarrer — dä werd ömel nit welle uf-flüüge wege so menen ehrbare Gspaß!

Und d' Ammarei, wo sie eus vo der Sach het köre brichte, isch uf eimol ganz alärt worde. „O jo, het sie gseit, „nes Thirater — i bsinne mi no ganz guet, won i so nes Schuelermeitschi gsi bi, het ne Bande gspielt uf 's Wirts Estrig obe, d' Genevefa. O da 'sch schön gsi, dä Grof, ganz ybändlet mit Guldpapier, und d' Gröfi mit eme länge schneewyße pärgalige Rock, und 's Büebli, mit schwarzem Chruselhoor, und, anstatt ere Hirzechueh, hei sie 's Bamerts Geiß uf d' Bühni gschleipft, het d' Währig au tho! Verstande het me weni, was sie gredt hei, aber 's isch eineweg schön gsi und het nume ne Batze kost, eus Chinder ne halbe. Und z' letscht, wo 's uus gsi isch, hei d' Gröfi und dr Golo — und me het 'n doch grad voredee gköpft gha — hei Frau und Manand no prüglet, hinter em Umhang und au duren Umhang use, wüll sie nem fürgholte het, er syg en Süffel und heb ere die halbi Kasse gmuuset, wül si i dr Wildnis gsi syg; und hätt si dr Grof nit dry gleit, ihre Chnecht oder Suhn oder weiß i was, i glaub es hätt es großes Unglück gä — — Aber gradglych — schön isch 's gsi!"

Dr Vehdokter het überluut afo lachen und seit: „Jo, däweg spiele mir nit, Ammarei, mir spiele ganz öppis anders und uf en anderi Manier, nit gar so natürlig, gel, Schuelmeister? Vo prügle nochedee — vo dem möcht i nüt wüsse: Also bsinn di, Fründ, was für nes Stück mer wei wähle! Au ig will mi bsinne. Und de guräschiert a 's Werk!"

Au d' Ammarei het mi so huldselig agluegt und so ne chindlige Freud zeigt uf dä Gspaß hi — wie hätt i do chönne widerstoh oder zaudere, nume ne Minute?

Also bin i heigangen i mys Schuelchämmerli und ha afo schnausen im Gänterli ume, im Lessing und Göthe, im Schiller und Körner und au im Kotzebueb, wo mr dr olt Pfarrherr verehrt het; und all die tragische und lustige Gestalte loh verbyspaziere und die Helde betrachtet, welen aß mr am besten astöih. Denn daß ig d' Haupt- und Helderollen übernehm und — d' Ammarei die ersti Heldi darstelle müeß — da'sch vo Afang a my uusgmacht Gedanke gsi — — Mina von Barnhelm, Egmunt, Don Karlos, Kabali und Liebi — —

I ha luut afo deklemiere us dene Helderolle, und d' Händ drzue verworfen und Positur agnoh und bi 's Chämmerli uuf nnd ab grönnt ganz begeisteret, bis i cheisterig gsi bi und vor Müedigkeit schier ygsunke; und au 's Liecht glöschen isch, 's Löwatölampeli, vor luuter Tröchni. Und ha zue keim Etscheid chönne cho, zue keir Uuswahl — ach 's isch Alls so schön gsi, eis wie 's ander, d' Helde so groß, d' Heldine so prächtig! — —

Endlige bin i erschöpft uf mys Lager gsunke. Aber im Traum no het si das Sinne furtgspunne, i's Pfan-

tastische. I bi plötzlig dr Don Karlos gsi, dr Vehdokter dr Posa, und Künigin — wer anders as my heißgliebte Ammarei? Und zum Amme-Künig han i herzhaft gsproche:

„Posse das mit myr Stiefmuetter! 's isch jo dy eigeni Tochter, my Schatz — Kennsch sie denn nümme? Was dr do dr Pater Domingo, nämlig dr Pfarrherr, will yblötterlen und agäh, das sy luuter Flause, Jesuitetück — los nit druuf! —“

Und drwyle, won i mit 'm Alba-Gerberhans gfochte ha im Huusgang uß und 'n z' Bode gstreckt mit mym länge Stoßdege, isch dr Fründ Posa mit dr Gutsche vorgfahre, vor d' Hintersthür, und mr si hurti ygstiegen, ig und my Herzeskünigin, und uuf und drvo gfahre bi Nacht und Nebel, Flandere zue, d. h. hei zue myr Muetter. Wo 's aber taget het und i recht luegen, isch 's nit öppe d' Ammarei, die holdi, himmlische, sondern die dicki Chilchmeiere gsi und die foht luut aso lache und seit: „Aber Schuelmeister, was chunnt ech a? Syt dr au no gschyd? — —“

Und dora bin i verwachet. Und s' isch die höchsti Zyt gsi, für d' Schuelstube z' heize und go z'dischiniere und i d' Meß z' goh, denn 's isch Samstig gsi und Stundgebet. Und au i dr Cilche no, i ha mi drgege möge wehre, wien i ha welle, isch mr die Sach i Sinn cho wege 'm Theater; neui Zwyfel und Schwierigkeite si uufgstiege: dr chly Wirtshuussaal, viel z' chlei für öppis Rechts uuf'füehre; dr Estrig viel z' wüest, au gar z' wüest; und süscht keis Lokal, wo paßt, au d' Schuelstube nit Und d' Dekeration und d' Gulisse — woher die näh, wo

uufstelle, aß 's e rechti Gattig macht, i dene niedere Stube? Und 's Publikum, wohy mit dem? Und Publikum sett mr doch au ha, scho wege dr Kasse und 'em Byfal — wenn's mir persönlig au ganz glych wär, mit dr Ammarei alleini z' spiele, z' selbzwöite! — —

Und wien i so stuunen und einisch per Zuefal, dur d' Chilche hintere schiele, drmitts im Rosechranz, da gsehn ig se chneuen im ene Meitlibank inne, ganz vora — wie ne Rose so schön, so prächtig azluege! Und 's het mi dunkt, au sie lueg mi a und thüei mit 'm Kopf nicke, ganz zimpfer und lächele – o 's isch dur my's Herz gfahre wie ne guldige wunnige Sunnestrahl; und im Vergeß han i im Vorbete statt: „mit Dornen ist gekrönt worde", gseit: der dich im Himmel gekrönt hat", so daß mr dr Sigrist dr Ellbogen i d' Rüppe gstoße het für mi z' vermahnen und dr Pfarrherr bös gluegt het, so bös — —

Und z' Obe hei mr wieder kunferenzlet, dr Dokter und ig; und si no langem Hin- und Herrede zue dem Schluß cho: Vom ene gschlossne Theater, im ene Huus inn, cha unter dene Umstände gar kei Red si, ebeso weni vom ene kunstryche Stuck, us Mangel a Holz — da 'sch em Dokter sy Meinig gsi, und i dem Fal, wie no i mängem andere, han i gseh, wie nes gsunds Urteil as 'r het.

Also nes Stück im Freie, für Groß und Chly, Jung und Olt. Aber was für eis?

Und wieder isch 's dr Fründ gsi, wo dr Nagel demitts uf e Chopf troffe het: „Dr Wilhelm Tell! Isch

eisach, national, patriotisch! Das zieht — meinsch nit au, Schuelmeister?“

Han 'm müeße Recht gä, wenn i 's au schmerzlig vermißt ha, aß kei Liebesszene drin vorchunnt! Sell i de my Ammarei nit verwende dörfe, won i so großi Stuck druuf bout gha ha, uf dä Umstand? Doch jo, als Frau Gertrud, ig als Stauffacher — das mueß schön und rüehrend werde, dört wo 's heißt: stürzt sich in ihre Arme — — Oeb sie 's gscheh loht vor allem Volch? Ha 's jo no nie dörfe probiere, wo mr ellei gsi sy — — Aber i wär lieber dr Tell gsi, dr Volksheld, dr vergötteret! do wett i zeige, was spiele heißt, bym Monolog allen Orte! — — Do isch mr abr plötzlig i Sinn cho: dr Ruedenz und sy Bertha — o jo, da 'sch ne Rolle wie gmacht für my, für eus Beedi! Werd Tell und Geßler und Walther Fürst und Rösselmann wer well — ig will dr Ueli Ruedenz sy!

Und demnoh han i 's au ygfädlet. Dr Dokter als Tell — scho d' Postur, 's Redhuus, d' Maniere, Alls het gstimmt, besser nützt nüt! Als Geßler hät 'r dr Wiedeschmied vorgschlage, und Uuffüehrig het 's bewiese wie ne guete Wurf das gsi isch — — I han n' lo mache, au bi dr Bsetzig vo den andere Rolle, ha nüt vorbha, as dr Ruedenz und d' Bertha — — Und won i 's am Dokter gseit ha, wege syr Schwester, het 'r hauthöchligen aso lache: „Eusi Ammarei als Edelfräuli — hahahaha! Nu, mynetwege wenn sie s' thue will, ig ha nüt drgege, öpper mueß 's machen, wenn mr die Rollen absolut bybholte wei! — — Uf 'm Roß ryte, das wird sie wol no chönne; wo sie no jünger gsi isch und 'm

Aetti het müeße z'Achertrybe und helfe chare dürhar, do isch sie dr au 's Roß ufe gumpet und drvo gsprengt wie ne Bueb, frei zum Stuune! Und dr Aetti hät mängisch gsüüfzget: „ „Wär 's nume ne Bueb!" " — — Doch vo dr Sach z' rede: Alls netral, wie 's im Buech stoht, alli Szene vo Afang bis zue End, chönne mr unmüglig spiele, das nuhm z' viel Zyt und Uufwand i Anspruch, und 's Volch thät si langwyle drby — nume 's Wichtigere, Aschauligere drus: dr Melchthal wien 'r z'Acher fahrt — do isch 's Wirths Hostett ganz geeignet drzue — wie's 'm d' Stiere ewegg nehme — dr Grütlischwur i 's Uerech's Winkel uufgfüehrt, zringsum die höche Bäum, ganz wie gmacht — dr Geßlerhuet, uf dr Chrüüzgaß ufpflanzet, dr Oepfelschutz — dä Vorgang i dr hohle Gaß — dört, grad dört loht si mys Bholts Alls gar schön und umständlig mache, bsunders die Buurehochzyt i denen olte Trachte mit Muusig und Gsang — und e hohli Gaß hei mr jo, schöner nützt nüt: dr Stutzhubelweg, mit syne huushöche Börderen uf beede Syte und dem Gstrüüch! — — Und zwüschen ine nes par chreftigi patriotischi Lieder -- denk a die Lieder, Schuelmeistr, öppe drüü, vieri, nume eifachi, dere wo doll Lärme mache! Und d' Rolle use schrybe, frei gly! Denn i feuf Wuchen isch d' Faßnecht! Ig will für d' Kostüm sorge, nes paar Harnisch us 'm Züüghuus, dr Schnyder uf d' Stör näh — — Und will helfe, lehren und ypauke so viel i cha, darfsch uf mi zelle! Nume d' Rolle brav abchürze, abhaue was z' läng isch — hesch kört?"

Mörnderisch ist Einen i d' Schuelstube cho, dä i am wenigsten erwartet ha: my Herr Oberlehrer oder Seminar-

direkter, wie me jetz seit! Ne überuus wüssescheftligen, aber au überuus pflichtyfrige, strenge und gförchtete Ma. Und jetz mueß 'r mi grad atreffe, wien ig Rolle useschrybe währed dr Schuel, das einzig Mol, won ig Allotria trybe i dr Pflichtzyt! Und 'r het 's gseh uf 'n erst Blick, geb wien i 's ha welle verberge; und mr ne Strofpredig gha — i bi roth worde, wie ne Schulerbueb! Druf hät 'r aso d' Schuel inspiziere bis spot spot z' Mittag, und isch eisder wie zfriedener worde und het de Chindere ne Zuespruch gha, wie sie brav selle folge ihrem tüchtige Lehrer — o für das Lob, mit dem 'r süscht so grusam gyzig gsi isch — für das Wörtli hätt 'm möge ume Hals falle! Und 'r het mr au no nes paar gueti Wink gä über d' Methodik und mr fründlig d' Hand glängt zum Abschyd und isch wyters gangen — em en andere Kolleg go rothi Bäckli mache — — Und hüt no, no länge Johre, han i die Lehre no i früschem Gedächtnis, Wort für Wort.

Ne cholte Wasserspruz.

All Händ voll z'thue! Am Tag Schuelha us Lybs-chrefte, z' Obe Kummeedi lehren und wie? 's cha scho öppis, bis jede vo dene Buureburschte nume syni paar Gsätzli uswendig weiß. Und denn säge sie die herrlige Strophe her, ungfähr wie d' Schuelerbueben ihres Christe-lehrbüechli, ohni Betonung, ohni Gfüehl, ohni Schliff ohni Chraft und Saft! Müeßen e, ig und der Doktr

jedi Silbe vorsäge; und ne d'Händ us de Hosesecke und d' Bei usenand schryße und ne zeige, wie sie die Hölzer hithue und bewege selle; und dr Chopf und d' Miene, die ganzi Positur — Alls, Alls mueß mr ne vormachen uf's Tüpfi, hei gar kei eige Schigg! Und het mr nes hundert und eis Mol vorgmacht so mache sie 's hundert und zwöite Mol wieder letz — zum häle Verzwyfle! Und chönne sie chum e Minute gedulde, ohni die Stinkpfyfen im Muul. — O wie si mr myni Schuelchinder wieder lieb worde!

Die Exerzizi hei mr i dr Schuelstuben inne vorgnoh vom Füürobe bis teuf, teuf i d' Nacht. Uud d' Lüüt si, cho wundere, Jung und Olt, und hei d' Müüler vergesse zue zthue vor luuter Stuune, Einigi hei au ihre Witze grisse, gueti und schlechti — —

Und die unglehrige Burschte lehre z' singe: s' Grütlilied, s' „Wo Kraft und Mueth in Schweizerseelen flammen" und 's „Rufst du mein Vaterland" — o hintersi uf Rom z' laufe ma längwylig und bechwerlig sy, doch isch 's nume nes Chindswerchli drgege, jo gwüß!

Nit nohloh gwünnt! Uusgehnds dr Fasnecht het's ordli afo klappe, besser aß igs erwartet ha. Die Lüüt hei Alls mit Geduld agnoh und sie lo wysen und brichte, me het dörfe grabana zfriede sy. Jo mänge hät sy Rolle mit eme settigen Yfer gä und Auge drzue gmacht und Füüscht oder a s' Schwert gschlage, mi hät si schier chönne förchte vor dene gwoltige Burschte! — Au dr Gsang het si nothdürftig dörfe lo köre, d' Fortissimi ömel si stark gnue gsi, au i's Freie — —

Drum han i's a dr Zyt gfunde, au mit Bertha-Am-

marei nen Uebig vorznäh, bi ihre deheim, perse! Da 'sch am ene Samstig z' Obe gsi. Dr Dokter im Schuelhuus, dr Olt im Bett und nume die olti übelkörigi Muetter no uuf, im Ofeneggli etschlofe. Also mir Beedi sozsägen ellei, die allerschönsti Glegeheit, für ne Prob abzholte.

I ha dr Bertha ihri Partie ordli abkürzt gha. Aber das herzig Meitli het sie gar gschiniert az'foh, het glachet wie nes Narli und syni wyße Zähnli füregloh, die Grüebli i dr Backe — ig selber bi fast närrisch worde vor luutr Entzücke — — Und wo sie endlig afoht ganz naiv:

„Er folgt mir. Endli; kann ich mich erklären" — do bin i mit großem Yfer ygfalle:

„Fräulein, jetzt endlich find ich euch allein,

Abgründe schließen ringsumher uns ein — —"

und wo die Strophe cho si:

„Jetzt oder nie — — —

O waffnet eure güt'gen Blicke nicht

Mit dieser finstern Strenge — Wer bin ich,

Daß ich den kühnen Wunsch zu euch erhebe?

— — — — — — — — — —

Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu und Liebe —" Do ha mi nümm chönnen überha, bi vor aneren a Bode kneuet, ha ihri Hand ergriffe und inbrünstig küßt und wieder küßt — —

Und sie — was meinet dr, aß sie gseit het?

„Höret doch uuf, Schuelmeister! I chumme jo erst vom Schuehsalbe, und gwüß schmöcke d' Händ no vo dem Feißischmutz!" Und het afo lache wie nit gschyd — Ig aber bi ganz närrisch gsi vor Liebi, ha d' Hand

lo fahren und 's Meitli ume Hals ume gnoh und uf die runde Backe küßt, uf die rote Lippe.

„Geuggel!“ het sie gseit und nume no grüüsliger aso lache — o wie schad, aß si grad d' Muetter het aso roden im Chunsteggeli inn und uufgwachet isch!

Für selb Oben isch 's halt uus gsi mit dr Prob. Ig selber hätt keis Wort meh gwüßt zsäge, bi ganz und gar us dr Rolle g'falle gsi.

Am Himmel, won i hei bi, si 's schwarzi Wulche ghanget, pechschwarzi Nacht zringsum, und i de leere Nußbäumen am Weg het's gchuutet, as chäm die wildi gspenstigi Jagd — i mym Herz inn isch 's luuter Früehlig gsi und Morgerot, und gmusiziert het's drinn — das si d' Engeli vom Himmel gsi, wo uufgspielt hei, han i gmeint!

Bi dr nöchste Prob aber het mi my Engel Ammarei recht erschreckt, vom Mitspiele nüt meh welle wüsse —

— Und wär dr Brueder Dokter nit drzwüsche cho und hätt eren i 's Gwüsse gredt, ganz ernsthaft und ruuch, und ere Vorstellige gmacht: „Zuegseit isch zuegseit, und jetz zruggstoh, im letschte Moment, das hätt bygotts kei Art!“ und gseit, dr Wybersattel syg scho zuegschaffet und d' Chleider au, us dr Stadt, und zwar pur Samet und Syde, Silber und Guld — i glaube, sie hätt kei Wank tho!

Sie thuet si halt au grüüsli schiniere! han i denkt. Und i ha großes Beduure gha mit dem arme Chind wie 's dr Doktor so streng gno het mit ihrer Rolle, dem Uufsägen und Betone — — zletscht isch sie bös worde und seit ganz rabiat: „Jetz isch 's guet! Und wenn 's

Euch nit guet isch, so stecket e Stecke drzue! Guet N
und isch verschwunde.

Sie isch schier no schöner gsi im Zorn, as bi gueter Luun, dä Trutz, die großen Auge, dä bös Blick, das stolzen Umdräihen unter dr Thür, 's Thürezueschloh — zum Etzücktwerde! Und im Heigoh han i denkt: O wenn chunnt ächt dä Tag, die glückseligi Stund, wo die „Bertha" zue mr seit, wie 's heißt am End vom „Tell", i dr Schlußstrophe:

„Wohlan!
So reich ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!"

Ach, wenn wird sie das zue mr säge?

Dr Tag druuf het sie wieder fründlig glachet und mr d' Zyt abgnoh vo wytem, won i zum Chrämer gange bi, go ne Zigare chaufe. Ne Zigare chaufe. Vier han i kauft uf eimol, vor luuter Glückseligkeit! Hätt die ganzi liebi schöni Welt mögen umarme mit sannt der Chrämere, dr olte Schnupfdrucke!

„Mit des Gschickes Mächten —" wer kennt nit das fatale Sprüchli? Selb Obe no han i 's müessen erfahre; uf my Freud, mys Glück isch ne Dämpfer cho, ne ganz gwoltige, förchterlige — —

Isch Gsangstund gsi, wie all Oben, und ig grüüsli übrhüüft mit Arbet aller Art, dr Samstigrosekranz, 's Programmschrybe für d' Uuffüehrig, ne Brief uuffetze für e Chilchmeier a sy Schwoger Chlosterherr, ne neui G=Saiten uufzieh uf d' Gyge, ne Chnopf anäihe, 's ober Schilehchnöpfli, und ei Sogge vrsteche, dä dünn, uustreit — — und die Chnaben und Meitli hei mi überrascht i

myr Schuelstuben inn, ha nit emol z' nachtgspise gha. Und d' Gsangheftli no deheim bi 's Chilchmeiers. Und wien ig mi hurti furtmache, für die Heftli goh zhole, chunnt 's dene muetwillige Meitlenen i Sinn, sie welle mr gflingg ne Posse spiele: öppis i mys Bett ine thue, nen Arfel herti Schyter — — Und dringen i mys Chämmerli ine, nehme die hübschi blüemleti Tagdecki weg — und unter dr schöne Tagdecki isch mys elend, mager, armüetig Bett zum Vorschyn cho, won ig so sorgsam ha welle verberge! — — J glaub es gern, sie syge selber erschrocke! Nume weni hebe glachet und dorunter Eini — o i ha 's nit chönne glaube, wüll 's hüt nit glaube, aß mr so schröckli faltsch si chönn! — — Isch alls so duuch und still gsi, won i zrugg cho bi, ha mi recht verwunderet; nume zwöi drü Meitschi hei heimlig guschelet und gigelet im Ofenegge inn, 's Schnyders Liseli aber het mi so beduurlich abgluegt, aß wett 's mi tröften und Abbitt thue für dä Schrecke und für e Schmerz, die Schand, won ig empfinde werd bim Schlofegoh, bi dem aufgwüehlte Bett!

Jo, dä Schrecke het mi schier umgschloge. Lang, lang no bin i blybe hocken uf dem herten armüetige Gliger und Schyter lo Schyter sy. Bi so elend müed und mucht gsi, wie mym Lebe no nie! Mucht im Mage — sit Mittag nüt me gnosse gha und drei Stund gsungen und ghoopet us Lybschrefte, drum het 's mr au gruugeg im Mage wie im ene Fröschetych und isch 's mr schier schwarz worde vor den Auge — — Mucht im Herze, so unsäglig mucht und truurig — — „O jetz isch 's uus und verby mit dr Ammarei, uus und Amen

mit aller Hoffnig!“ so han i gsüüfzget; „die Armuet verzicht sie dr nümm, nei gwüß nit — wie sett sie au, die fürnemi Buuretochter?“ Und i ha dr Chopf lo hange bis schier uf d' Kneu abe, und mi gschämt, bi vom bloße Gedanke bleich und rot worde — am Liebste wär i selbi Nacht no uuf und druus, über all Berge, wo mi kei Mensch meh kennt — — odr grad gstorbe! Denn ohni das Meitli, ohni d' Ammarei, isch mr 's Lebe ne Qual, die ganzi schöni Welt nen ödi Wüesti — — da 'sch mi Gedanke gsi, mys trüebselig verzwyflet Stuune; und das het gwähret bis schier am Morge, wo dr Sigrist klenkt mit 'm Betzytglöggli.

Doch — wie d' Juged so schnell vergesse, wie gleitig 's Blettli si chehre cha!

Mörnderisch, bi dr Gsangprob, wo alli so fründli unbefange drygluegt hei, as wär nüt passiert, und so gstyf uufpaßt uf all myni Wink und so z'säge keis Aug ab mr tho hei bim dirigieren und brichte; und mr d' Ammarei im Verbygoh i Ellboge klemmt het — 's het mr frei weh tho i der magere Huut, im Herz innen aber so erstuunlig wohl — ach do isch uf eimol Alls rein vergesse gsi, d' Schand und 's Leid! Ha mer 's sogar gsuecht uuszrede, i heig ' nume traumt, dä mißlig Vorfal — — Ha wieder nüt gseh as die Eini, Herzliebi, mit dem Grüebli im Chinn, de muetwillig fründligen Auge, wo so uusglasse neckisch thuet und lachet und so luut und bedüütungsvoll „Guet Nacht!“ seit und no zruggschielet unter dr Thür — oder het 's mi nume dunkt? Wär so gern uuf und noche gange, mit ere hei, für mis über-volle Herz uusschütte! Aber leider si die Chnabe no

blybe hocke, für no nes Rüngli z' tubacken und z' brichten und au für d' Rolle no einisch ernsthaft duure znäh, zum letschte Mol, uf 's Dokters Manig. Er selber, der Doktor het ne dicki Gutteren olts Chirsiwasser zum Chittel usezogen, und 's Buurehansjöggelis Steffen isch hei go Brot holen und e Bitz rauhe Speck, schier so groß wie ne Roßchopf — — das hett battet und 's Mägli erquickt, und dr Mißmuet verschüücht und Guräschi erzüügt und nes liechts Herz gschaffet voll neue Plänen und Hoffnige.

Und myni neue Plän und Hoffnige hei si a ei Umstand knüpft: Wie wett d' Ammarei mit dr Theater spiele, offen und frei, ne Liebhabrirolle, wenn sie di nit vo Herze gern hätt? Und sie weiß es jo: No'm Theater isch Obedesse für alli Aktiven und au für e Gsang und nochedee Tanz . . - Und do bin ig jo dä, wo das Fräuli yfüehrt, perseh, und nebe sie sitze und mit 'm Glas astoße darf und d' Plättli aneha und mit ere d' Gedanken uustuusche, die gheimste, zärtligste, i's Ohr! Und mit ere tanze — zwar chan i's no nit uf's Best, mache, wie me seit, z'allmächtig Gümp und Sprüng — doch das thuet nüt a d' Sach, sie wird mi scho ebha und lehre, ha kei Chummer . . . Also mit ere tanzen Arm in Arm, Aug in Aug, Brust a Brust, und darf ihren Othe gspüre, dä himmlisch Chuuch — 's Herz het mr afo juuzge, jetz scho, vor Freud: Uebermorn um die Zyt bisch du dr glückligisch Mensch uf 'm ganzen Erdbode — ach, wenn's nume scho übermorn wär!

Ne cholti Duusche.

Und das „Uebermorn“, dr Fasnechttag, isch cho, ne sunneklare Wintermorge, chalt und troch, grad wie gwünscht!

Ha die ganzi Nacht keis Aug zuetho gha, aß mr nit närrischi Träum vorgschwebt sy, alls vo myr Herzliebste: Bold isch sie ne Nunne gsi, bold ne Grofetochter, bold e Prinzessi; und Riese hei sie bewachet im feste höche Schloß, oder häßligi Zwerge, sogar Dracke mit füürige Rache; und e Dörnhaag het sie um das Schloß ume zoge, zeh Ell höch und zeh Ell dick; und ig bi uf mym Strythengst und im Schlachtharnisch druuf los gsprengt, für sie z' befreie, und mys schröcklig Schwert zogen und d' Lanzen ygleit und dr Schild vorgha und d' Sporen ygsetzt. — — Und dr Haag durhauen und alls tödt, was mr i Weg cho isch, Drachen und Zwergen und Chrotten, ohni Gnad; bis uf Eine, ne große Ries'; und dä het merkwürdigerwys em Gerberhans gliche wie ne Tropf Wasser; und ne glychligi silberbschlagni Stinkpfyfen im Muul gha und i d' Händ gspeut und gseit: „Chum nume, du Weberbüebli“ — — Worum dr Gerberhans? Was het dä mit mir? Und won i wieder ygschlofe bi — 's glyche, nämlige Spiel, dr nämlig Stryt und Kampf mit Menschen und Unghüüre. Und d' Ammarei, wie ne Engel so schön, rüeft mr zue, vo wytem: „Chumm nimm mi! Chumm nimm mi!“

Und ömel drü Mol, selb Morge, han i my Edelmamuntierig agleit und sie drü Mol wieder zum Schnyder-Liseli übere treit — dr Olt het gar struub Gsüchti gha

im Arm — für sie enger lo z'mache; und bi mr eisdr wie fürnemer und gstadliger vorcho, i dem Ritterchleid, und ha die Stund chuum mögen erwarte, z' Mittag am Eis.

Z' Mittag am halbi Eis scho, do bin i, gfolgt vo Bueben und Meischene, 's Dorf abgwandlet mitts dur d' Hauptgaß; z'erscht zum Chrämer go ne Sigare z'chaufe, ne „Wewelung"; und du i 's Ammes Huus, mys Fräuli go abzhole. Uf 'm Weg han i vernoh, wie das nes Glyr syg durhar: der Pfarrer Rösselmann thüe no nes Schof fertig bescheere, dr Walther Fürst Fuetter rüste für 's Veh, der Melchthal syg erst mit ere Ladig Holz hei cho us 'm Wald — sie werde bold chò, wie abgredt, i's Wirtshuus.

Doch, was han i dene Schwyzerhelde nohfrogt? Ha gnue my Bertha-Ammarei azluege gha, i ihrem länge prächtige Sammetchleid und de Schnabelschuehnen und em vergüldte Lybgürtel und dr wyße breite Halschruusen und de länge dicke Horrzöpfen und em Hüetli druff, mit dene Falkefedere — zum Abete schön! Nume d 'Händ wei abselut nit i die schmale Händschli ine, scho si nes paar Fingernöthli uufgsprengt, und sie boorzet no eisder druuf les und wird ganz häßig drby, will gar nüt meh drvo wüße, geb wie de Brüeder Tell häckt und grestet.

Jo schön isch sie gsi, 's het mi dunkt, i möcht voran eren a Bode chneue — — und sogar ihri Muetter, die eifältigi olti Frau, het einisch über anderisch gseit: „Aber nei! Aber nei!" und d' Händ obe 'm Kopf zsäme gschage — —

Einen aber isch do gsessen uf em Ofesitz, hert und empfindungslos, wie nes Stücki Holz: dr Gerbrhans;

und het glychmüethig zuetubacket und mit 'm Aetti Amme vo de Holzloose brichtet und vo de Rossen, und schier keis Aug gha für d' „Bertha", no weniger für my, und nume mithine so verstohle, verschmitzt gläckelet! Doch, wo sett so bim ene ungebildete Buurechalli 's esthetische Gfüehl hercho?

Also si mr, mir drü Theaterlüüt, i's Wirthshuus übere zoge. Dört, vor em Huus, isch scho 's ganz Dorf versammlet gsi, Groß und Chly, und no en Huuffe Fröndi, us den umliegende Gmeine, und hei schier d' Augen uusgluegt vor Gwunder. J dr Gaststuben inn die anderen Aktive — das hät es Halloh gä und es gegesytig Aluegen und Stuune; und Witzeryße — — Einzig dr Geßler hät no gfehlt; grad thüen 'm ne Geiß gitzle, het er lo melde, wenn nume dr Vehdokter gschwind wett cho, 's heb ordli Astand — — Also isch dr Tell i syr vollständige Theathertracht dörthy g'ylt, zum Geßler. Jederma het's begryflig gfunden, und Alls isch schynt's guet gangen, und das Spiel hett chönnen agoh.

„Vorwärts," han i kummidiert, use! Dir wüsset jetz All, wo dr hiköret — marsch!"

Dußen, i's Wirths Schopf, si d' Roß scho parat gstande, für e Geßler, für e Harras und für eus Zwöi — die schönste muehtigste Güül im ganze Dorf, die hei gscharret und grüchelet, 's isch e Freud gsi z' luege. Ha dr „Bertha" galanterwys welle bhülfli sy, doch die isch dobe gsi uf 's Dokters Bruun, wie ne Blitz, aß Alls tätschelet het vor Vergnüege und sie selber glachet het überlunt und si völlig ygrichtet uf dem Frauesattel, as wär sie vo jungem uuf derby ume gsi. Jetz, wenn ig

au dobe wär uf mym Guul — isch 's nit grad em Gerber sy Choli, dä wild, füürig? Er stoht kei Sekunde still, trämpelet hin und her, schießt hinten und füre, dr Chnecht ma 'n schier nit ebha. „Heb brav!“ han i gseit und trete muethig i Bügel, aber fatalerwys mit 'm letze, das heißt mit em rechte Bei — Alli lache, Alls luegt und wartet numen uf my, denn's Landebergs Bande mit sammt 'm Tell sy scho furt. Da uf eimol gspüren i ne schwere Hand im Necken, en anderi, wien 'n ysigi, zunterisch am Rügge, wien es Chind wird i uufglüpft und i Sattel ghobe — do hocken i wie nit gschyd und luegen um no dem Ries, wo mi däweg gschlungge het — wer isch's? Dr Gerberhans! Und 'r blinzlet so schlau und tubacket so starch und git 'm Roß, s y m Roß, mit der flache Hand ne gwoltige Prätsch uf e Rüggen und seit: „Hü Choli! Dä Rüter mahsch öppe souft!“ O wie das nes Glächter gä het und ig mi gschämt ha und zornig worde bi — i hätt dä ungschlacht Kerli chönne durbohre mit mym länge Schwert — wenn nume dr Choli gwartet hätt! Dä het aber nit gwartet, isch eisder mit mr zringsum, im Hof ume trämpelet, gäb wien ig am Zaum grisse ha, und han 'n gar nit chönne begüetige; bis dr Chnecht cho isch und 'n uf e Weg gfüehrt het, uf d' Straß. D' „Bertha“ isch scho wyt voruus, Jetz thuet sie mr warten, 's isch dr Zorn gsi über das unspänig Roß und zueglich dr Gedanke, dene Lüüte und mym Fräuli z' zeige, aß ig mi nit förcht — guet, i giben 'm Choli chreftig d' Spore, dä schloht hinten uuf, my dunkts bis a Himmel ufe, i fallen aber au aben, wie vom Himmel abe — — und do liggen ig arme Ritter

drlängisweg nebe 's Wirths Mist, zum Teil im Schnee — zum Theil i dr bruune Gülle, dr Choli uuf und drvo! Und wer hundertstimmig glachet het, da 'sch 's Volk gsi; und wer am muethwilligsten, am lüütiste lachet, da'sch d' „Bertha" gsi uf 'm Roß, my Ammarei — —

Oh! han i denkt, wenn numen Eine chäm und mys arm Herz grad thät durchbohre, aß 's nit müeßt überlebe die Schmoch, dä Schmerz!

Im glyche Moment aber gspüren ich scho nes Dotze Händ, wo mi uuflüpfe und sogar d' Ammarei, wo erst no so übermüetig spotthaft glachet het, fahrt mr mit dr warme linde Hand über d' Stirnen abe und frogt: „Heit dr ech öppe gwirset, Schuelmeister?" Und zeigt großes Beduure.

Nei, i ha mi nit gwirset gha, nit drwerth! Nume mys schön himmelblau Mänteli, das isch verrisse gsi und het usgseh, wien e Mistladen, o weh! Und die längi, prächtigi Pfauefedere uf 'm Huet, wo mit acht Batze kost het extra, die isch demittsabenander knickt, lampet erbärmlig — ach mir isch, i selbem Moment, jo das Alls ganz glychgüitig gsi: d' Ammerei het glachet, herzlos glachet, bi mym truurige Fall! — — Het sie de würklig? Me sett's nümm meine! Denn grad druuf, won i so herzbetrüebt do gstande by, het sie wieder so lieblig uf mi abe gluegt und mi gsuecht z'tröschten, und die Wort sie süeß gsi wie Hungg — — Au d' Chilchmeiere, my Chostfrau, isch cho, und het's mr a ihrem Naselumpezopfe z'schmöcke gäh und großes uufrichtigs Beduure zeigt und mi hulfen aputze hinten und vorne, vo Schnee und Uroth. Und i ha mi rasch wieder ebchymt. Und me het mr nes

anders Roß zuegfüehrt, aber das Mol nes frömmers, 's Wirths olti Fühlimähre. Nume mys schöne Mänteli — das chöstlig Mänteli han i leider müeßze zrugg loh, und isch doch dr Byse zoge so dünn und chalt dur mys dünne bouelige Ritterchleid dure!

's isch die größti Zyt gsi, daß i wieder i Aktivitet trete bi.

I 's Wirts Hostet hei 's Melchthals scho z' Acher gfahre — im schuehteufe Schnee — der Ueberfall, der Ochseraub — Alls het si ganz nach Noten abgwigglet, nume hätte sie bold z' natürlig afo spiele, d. h. nander bi dr Häckete d' Chöpf ygschlage. Bim Augenuusstechesi sogar d' Zueschauer ganz wild worde, hei gruefe: „Thüet doch die Hallunggen au grad zweg näh! Hauet ne g' Grinden ab!" — — Dr Schwur im Rüttli, dä isch prächtig gsi, ha Manne gseh im Volch, hei ebefals d' Schwörfinger uufgha frei höch, so patriotisch het sie das agmuethet, die Rede, dä Gsang — — Dr Oepfelschutz — da 'sch ne Tell gsi, dr Dokter, zum Bewundere! Und nit minder dr Geßler, hert wie Ysen und Stachel. Alli hei sie bi dem Akt ganz famos usebisse, g'ärgeret het mi halberteil nume my Bertha, wegen ihrem programmwidrige luute Lachen und Brichte mit Dem und mit Diesem, linggs und rechts bi dem ernsten Akt, und aß sie unufhörlig öppis gschlecket und gmöffelet het, Leckerli, Nuß und dürri Zwetschge! Aber z' grechtem höhn hätt i doch nit chönne werde, sie isch so schön az'luege gsi. Und het mir selber ne prächtige Chanebire glängt, us ihrem eigene Sack — 's isch mr fryli nit ganz guet agstande i selbem Moment, gradglych han i dry bisse, ha nit

anderisch chönne — — Und dä Hochzytszug, Geßlers Tod i dr hohle Gaß — wie het do 's Volch gjublet über das wohlverdienten End, als wär 's dr Tyrann selber gsi, lybhaft — — Und dr Schlußchor, dä Männerchor uf 'm Bendihübeli — au dr Geßler het mithulfe und syni Spießgselle, und kei Mensch het si dra gstoße — das het klunge, so chreftig und küehn, und agschlagen im Chilchbann änen, a dene Hüüsere, zringsum, 's Herz im Lyb het eim glachet vor Freud, bebt vor Heldemuet!

Ig selber ha bi dem guete Verlauf my Ufal schier rein vergesse gha und mit mir au dä ganz Huuffe Volk, ömel für dä Augeblick. Mit eigenen Ohren han i 's hört, wie Chly und Groß, Ma und Wyb zsäme gseit hei: „Gel, wie das schön gsi isch, die Kummeedi, dä Gsang — o prächtig! So öppis wär doch bim Oltschuelmeister nie müglig gsi, hätt's nit zweg brocht, bewahr! Und wenn 's dr Pfarrherr au nit gern gseh het — ömel apparti Sündhafts han i nüt gseh und du denk au nit?" — —

O da 'sch Balsam gsi uf my Wunde, uf das Abegheie! I ha mi ganz ghobe gfüehlt und bi stolz hergritte nebe mym eroberte „Brunegg Fräuli", 's Dorf ab, mitts im Volch. Und dr Fründ Tell isch neben ine glaufe und het mr warm d' Hand drückt und gseit: „Ganz famos — nit wohr, Schuelmeister? Bisch jetz nit zfriede?"

Uf dr Chrüüzgaß het si d' Harisdörfer Tanzmuussig postiert gha für is abzhole; mir z' Roß hei vora müesse, d' Theaterlüüt, dr Gsang, 's Volch — da 'sch ne Zug gsi, schier ohni End, wie Mattewyl no keine gseh gha

het. Und luuter no, as d' Muussig und 's Gsang, hei d' Bueben und Meitschi g'johlet und g'juuzget neben ine, sogar ölteri Mannli hei d' Hüet gschwunge vor Freud und 's Tubacke vergesse für dä Moment — was doch öppis heiße will!

Nume der Gerberhans han i niene gseh, nei mit keim Aug. Doch was kümmeret mi dä Burscht? Isch jo das Meitschi a myner Syte ganz Glück und Freud, strahlet wie d' Morgesunne und thuet so uusglasse neckisch und lustig und fislet so übermüetig mit dr Rytpeutsche a mym Chlepper ume, für ne wild zmache, aß mr bold Angst wurd — ach, dä isch frein wie nes Schoof und thuet nüt drab, gottlob! — —

Und bym Abstyge vor 'm Wirtshuus gumpet mr das herzig Meitschi frei i d' Arme, aß ig schier umrenne vo dem süeße, mächtigen Aputsch. — — Stolz und zärtlich zueglych han ig sie a Arm gnoh und i d' Wirtsstube bleitet — do am mittlere Tisch hocket breit und gstabelig dr Gerberhans und trinkt mit 'm Stadtmetzger Wychauf. O du Trochjoggi! han i denkt. Bin en arme Schuel=meister, aber mit dr tuusche thät i nit! Hesch denn au gar keis Temperament? Chönnsch ein am End no ordli duure — so ganz ohni Freud!

Und wien i ne Butelli Rote bstelle, vom Zehbatzige, frogt dr Wirt: „Weit dr nit lieber überufe go, i Saal? Dr Tisch isch deckt!"

„Wol!" han i gseit, „isch mr scho recht, mir passe nit dohy, chönnte schiniere!" — Aber o jere, dä dick Gerberhans het dä Trumpf nit gmerkt, het drglyche tho,

er kör's nit, und die Hüüfli Neuthaler nochzellt, won 'm dr Metzger anegleit het; und nit uufgluegt.

Das Esse — sit selbesmol i dr Stadt, als jungs Chnäbli, bin i a keim eigetligen Esse meh gsi. Aber däis isch nüt gsi gege das Ordinäri! Denn dört isch nume dr Vikari, do aber nes Meitschi nebe mr gsesse, s' schönste, fürnehmsten im ganze Dorf; und das het au gar nüt zimpfer tho, het agstoße und Gsundheit gmacht und uf alli Gspaßwort g'antwortet linggs und rechts, und so fröhlig und schalkhaft glachet und vor Uebermuet nit gwüßt was 's will afo, het mr Bitze Fleisch uf e Teller ane gleit und Soosse dra gschüttet, für zwee drei Ma z'gnue, und Salz und Pfeffer dra gheit und mi gheißen essen, aß ig au drüeih; und mi gneckt uf alli Wys — Alls het numen uf sie glost, ab ihre glachet, dr halb Tisch; nume 's Schnyders Liseli nit — worum 's Schnyders Liseli nit? — Und i ha vo dene guete Sache schier nüt abe brocht vor luter Glückseligkeit, ha gnue gha mys Meitschi azluege, synen übermüetige Plaudereie und Gspäße zlose, bi völlig uufglöst gsi und i höcheren Sphäre gschwumme — — — —

Do föih sie afo d' Gyge stimmen im Tanzsaal äne. My Ammarei cha d' Füeßli scho nüme still stah, trämpelet unter'm Tisch und luegt so urüehig no dr Thür hi — ma 's de gar nit gwarte, wien ig au? I nime d'Händschli füre, won ig extra kauft ha für die Glegeheit und zieh sie a. Me spielt e Walzer, dr schönst herrligisch Walzer, i jucke freudig uuf und — schieße mit 'm Hinterchopf a öppis Dicks, Fests a — wer stoht do hinter anis? Dr

Gerberhans — — Was will dä do? Ig selber thuen 'n frage, ganz etrüstet: „Was guets, Mano?"

Dä seit aber ganz troch: „Blyb Du nume rüehig, Schuelmeister, will nüt mit dir — numme chly mit mym Meitschi go tanze —"

„Mit Euem Meitschi —?"

„Fryli jo, wenn 's erlaubsch!"

„Ig erlaube 's aber nit!" han i gschraue. „Will wüsse mit welem Recht —"

„Do frogt de Züttel no: mit welem Recht — isch das nit glächerig, Ammarei? Hahahaha!" — Er fasset sie bi dr Hand, und — o was mueß i gseh? — sie stoht willig uuf, und won ig mi ganz wüethig i Weg ine stelle, schiebt mi das groß dick Kameel eifach uf d' Syten, aß i i Egge ine zwirblen, und seit: „Thue doch nit so dumm! Hesch jo dr ganz Tag chönne mit ere de Hans-wurst mache und ha nüt drwider gha — hahahaha!" Was sie, d' Ammarei, zue mr gseit het — i ha 's vor Täubi uit kört, ha nume gseh, wie die Zwöi Arm in Arm und majestetisch zur Thür uus göih — —

„Wo isch dr Tell? Wo isch dr Dokter?" han i gschraue, „i will Ufklärig ha, uf dr Stell!" Ha zitteret am ganze Lyb vor Zorn, vor Wueth. Aber alls isch use go tanze, und Niemet meh am Tisch, as dr „Frießhard", und dä het bereits nen Aff gha und am Tischegge gschlooffe; und 's Schnyders Liseli, für dr Tisch und d' Garderobe z'hüete — — Und das Liseli seit: Dr Dokter isch furt, plötzlig furt, het müesse go helfe „füle"[1]), uf

---

[1]) fohlen.

Lätthuusen use — isch ungern gnue gange! — Und wege der Ammarei — o scho lang, scho mängisch han ech 's welle säge — im Vertraute — und nit dörfe, ha mi gschiniert: das Meitschi, die rychi Buuretochter, trybt nume Gspaß mit Euch —"

„'s cha nit sy! I cha 's und will 's nit glaube!"

„Ach Gott, wie wett 's nit chönne sy? Isch jo im ganze Dorf bekannt: dr Gerberhans isch sy Schatz, isch sogar mit 'm versproche — dr rychst Buuresuhn wyt und breit! — — Aber leid isch 's grodglych vo dr Ammarei Anderi so z' löckle, so z' nare! Und wie dir mi duuret heit, vori, i cha 's nit säge — —"

Und das arm Meitschi het würkli nes Thränli gha i den Auge. Aber i ha settig's chuum g'achtet, ha nume eis Gfühl gha: My unermeßligi Liebi, dä schröcklich Affrunt! Und aß d' Ammerei falsch und untreu syg und dä grob Bursch chönn estimieren und liebe — „'s cha nit sy, i glaube 's nit!" han i wieder gseit, „mueß mi selber überzüüge!"

Bin use gstürmt. Und ha mi chönnen überzüüge zum Ueberdruß — —

Do nebe 'm Tanzsaal zue, im ene gheizte Nebetzimmerli sitze nom Tanz dr Hans und d' Ammarei am Tischli und e mächtige Türggebund vorane und e Fläsche Butschierte und essen und trinken und mache Gspäß, uf ihri groblächtig Art, und zelle vom hütige Tag vo — vo — mym Abegheie — und lache, eis grüüsliger as 's ander — —

Und das han i chönne gseh und köre mit eigenen Augen und Ohre, dur e Thürespolt dure, d. h. sie isch

hendsbreit offe gsi — — Hätt me mr mys Todesurtel verchündt wege Mord und Raub und Hüüserverbröune, uf dr offene Stroß, 's hätt mi nit ärger chönne betrüebe, vernichte! Und e Raserei isch über mi cho, ne tolli Lustigkeit, i bi i Saal füre g'ylt, ha ei Fläschen um die anderi befohle, bi mit eim Meitschi um 's ander go tanze, meist abr mit 'm Schnyderliseli, ha tanzet wie närrisch und gumpet und gjuuzget und gsungen, aß si Alls verwunderet het; nume 's Liseli nit, das het frei Angst übercho und afo abwehren und zletscht afo briegge wie nes Chind. — Und wo die stolzi Ammarei einisch chunnt und seit: „Syt dr no höhn, Schuelmeister? Wei mr nit au eine zsämme?" do han i aber d' Hand abwehred uusgstreckt und zornig deklemiert:

„In gährend Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —"

und ha spöttisch gsunge: „Ich hab — ich hab schon einen andern Schatz, geh du nur immer zu!"

„Er isch us 'm Hüüsli, my Seel us 'm Hüüsli!" han i kören sägen, i weiß nit vo wem.

Und würklig, i bin ganz us 'm Hüüsli cho — — Und de Morge, wo dr erst Sunnestrahl dur d' Fenster schynt und ig i dr Gaststuben unten am Tischegge hocke, ygnückt und ohni Sinne, do chunnt d' Frau Wirthenen und weckt mi, weckt mi mit aller Gwolt und seit: 's isch ne Frau do, Schuelmeister, und will mit ech rede — ne fröndi"

Und wien i d' Augen uusryben und uufluege — wer isch 's, wo voramer stoht? D' Tantegotte, mys-

Muetters Schwester — oder ihre Geist? Nei, sie selber, i armüthigem Chleid und leidem Ussächen und großer Jast, und seit — was sie seit, lang han i 's nit recht chönne begryfe — dä schwer Chopf, die schwachen Auge, das müede Ghirn — Endlige han i 's doch begriffe: d' Muetter, my Muetter syg chrank, 'n ungsinneten Afal — —

D' Muetter chrank — —

Lebt denn my Muetter noh? Stoht 's Hüüsli no deheime? — — Sit Langem, Langem han i nümm a mys Heimet denkt, nit emol a d' Muetter, ha Beedi vergesse gha — Alls wege my närrische Liebi, der sinnlose Liebi zue dr schnöde liechtfertige Buuretochter! Ha all my freyi Zyt vertänderlet wegen ihre; im Wachen und Traume nume a sie denkt, die Treulosi; und drob my eigeni Muetter vergesse, my treui gueti Mueter, wo Alls tho het für mi, Alls glitten, Alls uufgopferet; und ere nit emol gschribe, kei churzi Zylete meh sit länge, länge Wuchen — Alls wege dem uusglaßne Meitli; 's Bete sogar vergesse, jo 's Bete — — Und mys Geldli verschleuderet, mys suurverdiente Geldli, für Gstaad zmache, im Wirtshuus z'hocke, Sigare z'raucke, Naretheien az'schaffen, Alls für ihre z'gfallen, die mi so elend gnarret het! Und ha mi armi Muetter deheim lo webe, lo darben, i ihren olte müehsehlige Tage!

Und won i d' Frau Wirthi no myr Uerti froge, vo dem ganze Gspaß, sit gester Obe — — und i zahlt gha ha, die unvernünftigi Summ — do han i no paar Batze fürgha, blöseli gnue, für de Gotte nes Süppli z' zahlen

und es Glas Wy. Und fast Alls nochezoge gha, bim Schaffner! — —

D' Gotte müed und ängstlig, ig selber in ere Gmüeths- und Lybsverfassig, die si mit nüt verglyche, nit beschrybe loht — so si mr zsäme hei zue gwandlet, dä wyt wüest Weg, drei Stund Berg uuf und ab, i dr strenge Chölti! Mir aber isch der Schweiß zue alle Poren uus drunge.

— — — — — — — — — — — — — — —

* * *

D' Muetter isch gly wieder zweg gsi, gottlob!

Ig aber nit!

Es hitzigs Fieber het mi ergriffe und mr lebesgfährlig zuegsetzt. Und ha mi derwyle mit schwarze Riesen und schlimme Hexen umegschlagen, und die Riese hei all 's Usfäche gha vom Gerberhans, und die Hexe hei glachet grad wie die Eini, Grundfaltschi —

Und won i wieder zue mr selber cho bi und d' Auge uufmache, do isch 's Erste gsi, won i erblickt ha: my liebi gueti Muetter, bleich und abzehrt, 's Aug voll Chummer und Weh. Jetz aber focht dä Blick afo lüüchte vor Freud, sie ergryft mi bi dr schmale magere Hand und seit: „Kennsch mi jetz, Melchior? O Gottlobedank! Wie han i Angst gha, die Zyt nus — nit z'beschrybe — —“ Und 's Augewasser lauft ere die bleiche grunzelige Backen ab; und sie leit mr 's Chüssi zweg und längt mr nes Chacheli Lindethee und strycht mr Wiehwasser a und faltet d' Händ und seit: „Wei zum

liebe Gott bete, bi dym glücklichen Erwache!“ und sie betet mr ’s vor, das Chindemorgegebet wie sie ’s tho het vor zwänzg Jahre. Und das het mi so seltsam agmuethet, so wunderbar tröstet — — Und sie het mr nes halbs Tellerli voll Suppebrüehi glängt, und isch mr mit dr Hand übr die chalti Stirne, übr die mageri Backe abe gfahre — o wo isch die Hand so lind und zärtlig, wie d’ Muetterhand?

Und mörnderisch de Morge, wo my ordli chreftiger gfühlt ha, seit sie: „Jetz, Melchior, muesch mr dy Bycht ablegge — wotsch? Alls säge, was dys Herz quält het und no quält, alls Unguets und Schadhafts, wo über di cho isch — säg mr das Alls, Melchior, mir, dyr sorgsame Muetter! Wei luege, was z’helfen isch — — Und i han ere bychtet, Alls, vo Afang bis zue End — — und bygfüegt: „Jetz chunnt ’s mir selber vor, wie ne dumme wüeste Traum. Mit ’m Fieber isch au all die Eifältigkeit verfloge, wie Schuppe fallt ’s mr vo den Augen — und hüt chan i währli nit begryfe, wien i so nes Wohlgfalle ha chönne fassen a dem ungebildete, groblächtige, liechtfertigen und herzlose Meitschi! Hüt chunnt mr Alls i Sinn, was i selbi Zyt, i mym Dusel inn, rein überseh ha: die grobe Wort, wo sie ihren Eltere gä het, die Dummheit, das eifältige, vorluuten, unzimpfere Thue, die Schleckhaftigkeit und Uhuusligkeit i alle Dinge — churz und guet, wien ig mi i das schön hohl Lärvli einisch so sterblig ha chönne vernarre! O Muetter i schäme mi nume dra z’denken a die eifältigi, chrüüzdummi Gschicht! Uf Mattewyl gohn i mym Lebe nümm, thät mi z’häfti schiniere.“—

„O du dumms Chind!“ seit d' Muetter, „z' schäme, z' schäme — für was? Aß die von enem übermüetige gwüsselose Buuredotsch zum Beste hesch lo ha? Da'sch scho Tuusige passiert vor dir! Und d' Mattewyler si gar nit so ungschickti Lüüt! Si scho do gsi, jüngeri und ölteri Burschte, und hei dr nogfrogt, no dr Gsundheit — eis nöjen e Dokter; und Grüeß hinterloh — ach, i dem Elend han i die Näme rein vergesse! Und au nes Meitli het im Verbygoh a d'Thür ghoschet, nes grüüsli ordligs, zimpfers, schüüchs, a dr Gattig a ne Näihere; und dr Gotte nes Pfuud Zucker glängt und gueti Bessrig gwünscht und isch verschwunde wie nes Reh.“

„Da'sch 's Schyders Liseli gsi! han i denkt — —

Und e Sunnestrahl isch ine drunge, selb Moment, zum Fensterli y, ne warme Früehlingssunnestrahl, und dä het glüüchtet a mi äne, aß wett 'r „Gottswilche“ säge, ne Grueß bringe us wyter Ferni. Aß i grad a das Liseli ha müeße denke — — a die große frommen Auge, a dä teilnehmed, truurig Blick, a die schwarze Löckli uf dr wyße Stirne, a die schmale fyne Bäckli, a die schlanggi gflinggi Gstalt, a das stille, sittsame keusche, Wese, wo si so geduldig füegt i die tägliche Sorgen, i's Vaters Luun; und kei anderi Erholung kennt, as vo ihrer herrligen Erststimm nes fröhligs Lied — aß mr bi dem Sunnestrahl grad 's Liseli, dä Aeschebrödel, i Sinn cho isch?

Vo dusse her kör i nes Roß stampfen, und ine chunnt — mi Fründ Vehdokter! Und wien 'r mi gseht ufrecht sitzen im Bett, streckt 'r mr fröhlig d' Hand entgegen

und seit: „Jetz isch wieder Alls guet!“ Und er nimmt zwo Fläsche Wy unter 'm Kaput füre: „Do trink vo dem, Chnab, da 'sch besser as 'm Dokter sy bitteri Rustig? Und heb Ernst, aß gly wieder zweg bisch — mir blange scho lang, die ganzi Schuel, dr Gsang, d' Chnaben und Meitli all im ganze Dorf! Gester isch Gmeinversammlig gsi und ohni viel Gred isch bschlosse worde, me well dr d' Bsoldig e b e mache, d. h. uufbessere — — Ha nämlig e chlyni List bruucht und gseit, d' Härisdörfer hätte di gern — und grad glogen isch 's nit! — — Und settsch ne Zorn ha über eusi — Familie — loh 's vergesse sy! M i r het dä Vorfal schier mehr Verdruß gmacht as dir, und a Vorwürfe han i's nit lo fehle, darfsch mer 's glaube! Gester isch d' Hochzyt gsi — — Und sie — weisch wol wer i meine — het mr uuftreit, vor 'm z' Chilchegoh noh, i sell di um Verzeihung bete, sie heb 's nit so bös gmeint, sig Alls im dummen Uebermuet gscheh — —“

— — — — — — — — — — —

Sell i no wyters erzelle?

Sell i erzelle dä fründlig Empfang z' Mattewyl, my neui freieri und festeri Thätigkeit i dr Schuel, im gsanglige, gsellschaftlige Lebe? Wie—n i notisnoh nööcheri Bekanntschaft mit dem Schnyderliseli gmacht ha, vo Tag zue Tag ihri gueten Eigeschafte mehr ha lehre schätze? Wie—n i, wo ihre Vater gstorben isch, us 'm Schnyderliseli ne glückligi Frau Lehreri gmacht ha und i ihres Hüüsli zoge bi, i ihres eige Hüüsli? Und wie—n i zur selbe Stund mi liebi olti Muetter zue mr gnoh ha und

wie mr ghuuset hei, mir drü Lüütli zsäme, i Fried und Eintracht, i gueten und böse Tage? Bis i unverhofft nes bessers, mys jetzig Gstell übercho ha — sell i das au no erzelle?

's cha sy — spöter denn!







